Der Völkerkrieg



Meding

Zu Weihnachten 1916 von Else

Der Völkerkrieg



Phot. T. H. Voigt, Homburg

Kaiserin Auguste Victoria

Der Völkerkrieg

Eine Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914

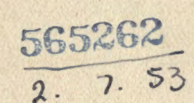
Bearbeitet und herausgegeben von

C. H. Baer

Siebenter Band







Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart



Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei, Felix Krais, Stuttgart

Inhalts-Uebersicht des siebenten Bandes

Das Deutsche Reich während des zweiten Kriegshalbjahres

Die Ereignisse an der Westfront

Von Mai bis August 1915

Belgien während des zweiten Kriegshalbjahres

Von Mitte Januar bis Anfang August 1915

Frankreich während des zweiten Kriegshalbjahres

Von Mitte Januar bis Anfang August 1915

Die Schweizer. Eidgenossenschaft während des ersten Kriegsjahres

Vom August 1914 bis August 1915

Zusammenfassender Bericht von Werner Guggenheim, St. Gallen

Das neutrale Fürstentum Liechtenstein

Ein staatsrechtliches Kuriosum

Abbildungen

Inhalts-Uebersicht des siebenten Bandes

Karten

Das Deutsche Reich während des zweiten Kriegshalbjahres

Fortsetzung von Band III, S. 1 bis 44.

Das deutsche Volk und die achte Kriegserklärung

Von Alfons Paquet

Woher diese Ruhe in den Gesichtern, die fast etwas von Gleichgültigkeit haben für den, der nicht weiß, was dieser Tage in den Gemütern vor sich geht? Man begegnet den Bekannten, man spricht von der achten Kriegserklärung, die uns jetzt bevorsteht. Wir besprachen sie gestern und vor acht Tagen, wie wir sie heute besprechen, nur daß wir sie gestern noch nicht ganz für möglich hielten. War das der Dreibund? Er war also wirklich nichts weiter als eine malerische Angelegenheit. Es gibt viele unter uns, die als Knaben zuerst von diesem Dreibund eine Vorstellung erhalten haben durch die Deckel der Zigarrenkisten, auf denen in grellem Buntdruck die drei Staatsoberhäupter abgebildet waren. Wir behandelten immer die Italiener freundlich, die in ganzen Kolonien in Deutschland lebten, als Arbeiter bei unseren Bahnbauten, als Musikanten, Handwerker und Kleinhändler in unseren Städten. Meist bescheidene, einfache und genügsame Leute, die wie daheim von ihrer Polenta lebten, die z. B. in Frankfurt ganze Höfe der Altstadt bewohnten und rührend zusammenhielten. Sie haben nun auch ihr Bündel geschnürt und sind kleinlaut fortgezogen. Und nun hat der große Krieg, dieser entschiedene Ordner und Erneuerer der Dinge, es dahin gebracht, daß der Bundesgenosse, den wir gegen die Stimme des Verstandes in unserem Herzen mehr als einmal für einen falschen Freund gehalten haben, die Stunde unserer Bedrängnis aufsucht, um anderthalb Millionen neuer Soldaten gegen unsere Bundesgenossen und somit auch gegen uns marschieren zu lassen. Er kommt, um uns zu hindern mitten in unserer gewaltigen Kriegsarbeit, wo wir durch das Gestrüpp auf allen Fronten mit Riesenschritten der Entscheidung entgegenwaten und den Sieg erkämpfen. In der Stunde, wo das unerschütterliche Bewußtsein unsrer guten Sache und unseres Sieges zusammenklingt mit diesem blütenreichen, warmen Frühling.

Wir sehen prüfend in die Gesichter der Männer, der Jünglinge und der Alten, die uns auf der Straße begegnen. Wir finden wohl den Ernst dieser Zeiten in den Mienen, aber nirgends eine Spur von Unruhe. Die Straßen zeigen ihr gewohntes Leben. Kaum daß vor den Häusern der Zeitungen eine kleine Menge wartet, als das einzige Zeichen der Ungeduld, die da und dort verspürbar ist. Man entfaltet und liest die Blätter im Gehen. Wir sind ja jetzt gewohnt, mit den Zeitungsblättern in der Hand zu leben. Die neuen Nachrichten aus Italien würden in ruhigeren Zeiten die Gemüter zum Aufbrausen bringen. Jetzt lassen sie uns vollkommen ruhig. Nur ein neues Gefühl gesellt sich den alten hinzu, ein Gefühl der Verwunderung und der Verachtung. Man liest mit Aufmerksamkeit und mit Kopfschütteln das Nähere über die Vorgänge in den italienischen Städten, über die Reden, über das eigentümliche Verhältnis zwischen dem Volk, das in seiner Seele den Krieg nicht will, und der Regierung, die ihn haben will um jeden Preis. Das alles ist so theatralisch, so windig, so „romantisch". Es ist gar nicht mit der ruhigen, einfachen Opfergebärde zu vergleichen, mit der das deutsche Volk die Last des Krieges auf sich nahm. Alle diese phantastischen, giftigen und dabei so hohlen Redensarten, die zu uns dringen, untermischt mit den gotteslästerlichen, schwulstigen „Seligpreisungen" eines eitlen Literaten, werden von dem einfachen Volk bei uns überhaupt nicht verstanden.

Aber sie werden aufgenommen mit einem Gefühl jener drohenden Entschlossenheit, die uns die Schule der vergangenen Monate gelehrt hat. Wir wissen, wie Frankreich mit Redensarten betrogen wird; seine Preßstimmen, seine Tagesberichte offenbaren es uns täglich. So geht es nun den Italienern auch. Daß es in dem mächtigen und falschen Rom Leute genug gab, die uns Deutschen nichts Gutes gönnen, das wußten wir seit den Augusttagen des Jahres 1914 und wir wußten es schon früher.

Wir wissen freilich: diese neue Kriegserklärung bringt uns nichts zu lachen. Wir unterschätzen auch keineswegs die Bedeutung dieses Feindes, der jetzt erst aus seinem Hinterhalt heraustritt. Wir wissen alle, was Krieg heißt. Aber jene scheinen es noch nicht zu wissen, sie würden sonst nicht den Tag, dem die Donner folgen werden, wie Leute feiern, die die Trunkenheit nötig haben, um sich Mut zu machen. Wir wissen, daß wir stark und gerüstet sind wie im Anfange und daß das Furchtbare, das wir nun seit einem Jahr erleben, zur bestimmten Stunde auch das Volk da unten jenseits der Alpen anpacken und zum Erwachen bringen wird. Wir sehen daheim unsere Feldgrauen auf den Straßen, in den Eisenbahnen, die Verwundeten vor ihren Lazaretten im Schatten der blühenden Bäume sitzen; unsere Krieger sind wohl älter, aber weder matt noch mutlos geworden in der langen, gewaltigen, stolzen Kriegszeit; jeder Mann ist gleichsam von doppeltem Energiegewicht. Die Generale und die Truppen, die Lüttich gestürmt, Ostpreußen befreit, Frankreich und England zur Raserei gebracht haben, sind auch jetzt auf ihrem Posten. Wenn uns morgen der Mond den Krieg erklärte, es würde uns nicht außer Fassung bringen. Und in diesen Tagen, da wir das unerhörte Schicksal haben, von einer ganzen Welt, von der Ueberzahl der Menschen auf diesem Planeten berannt zu werden und den unvergänglichen Ruhm, unbesiegt und in unerschütterlicher Treue zu unseren wenigen Freunden dazustehen, wenden wir noch einmal den Blick nach innen, dem Vaterland zu und dem eigenen reinen Gewissen. Unser Auge ruht voll tiefer und beglückter Dankbarkeit auf den Landschaften unserer Heimat, auf den fernen blauen Berghöhen, den sprossenden Saaten unserer Felder und Gärten, wo die Frauen arbeiten und die Kinder spielen. Und wie Liebende und Ergriffene gehen wir durch die Straßen unserer Städte, die in jedem Schaufenster, an jedem vorbei rumpelnden Fuhrwerk das Werk unserer Hände zeigen. Die Fabriken draußen in der Vorstadt sind uns manchesmal als häßliches, störendes und gewaltsames Bauwerk erschienen. Jetzt scheint es uns, als seien sie in all ihrer Gewöhnlichkeit und Bestaubtheit eingegangen in unseren seelischen Besitz. Denn sie sind von jenen Händen geschaffen und erzeugen jene Mittel, die im Frieden der Neid und im Kriege der Schrecken unserer Feinde sind.

Von der Reichsregierung

Personalien

26. Januar 1915.

Kaiser Wilhelm II. hat den Staatssekretär des Reichsschatzamts, Staatsminister Kühn mit Ablauf des 31. Januar d. J. auf seinen Antrag von seinen Aemtern unter Belassung des Titels und Ranges eines Staatsministers entbunden, und ihm die Brillanten zum Roten Adlerorden erster Klasse mit Eichenlaub und der Königlichen Krone verliehen, den Direktor der Deutschen Bank, Wirklichen Legationsrat Professor Dr. Helfferich unter Verleihung des Charakters als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz zum Staatssekretär des Reichsschatzamts ernannt, und mit der Stellvertretung des Reichskanzlers im Geschäftskreise des Reichsschatzamts beauftragt.

„Der Wechsel im Reichsschatzamt," schreibt die „Frankfurter Zeitung", „ist mehr als ein Personenwechsel. Aber nicht das gibt dem Vorgange seine Bedeutung, daß der bisherige Inhaber des Amtes

sich seiner Bürde entledigt. Das ist völlig begreiflich. Herr Kühn hatte im März 1912, schon damals ein Sechziger, das Amt übernommen, um dem Reichskanzler aus einer Verlegenheit zu helfen, als Wermuth, der Schatzsekretär, mitten während der Etatsberatung sein Portefeuille zurückgab; so trat sein bisheriger erster Gehilfe, der Unterstaatssekretär Kühn, an seine Stelle, als der einzige, der in dem kritischen Moment ohne jede Vorbereitung mit genügender Sachkenntnis die Geschäfte fortführen konnte. Das hat er getan, drei Jahre hindurch (die Deckung der letzten großen Militärvorlage vor dem Kriege, Wehrbeitrag und Besitzsteuer, sind in ihrer endgültigen Gestaltung weit mehr als früher ein Werk des Reichstags); nun tritt er, der körperlich Leidende, zurück, um für die gewaltigen neuen Aufgaben, die der Krieg dem Reichsschatzamt gebracht hat und noch bringen wird — die Aufbringung der Kriegskosten, die Fragen der Kriegsentschädigung beim Friedensschluß, die Fragen der definitiven Kostendeckung nach dem Kriege, und alles, was damit zusammenhängt — einer frischen Kraft Platz zu machen. Und das prinzipiell Bedeutungsvollste ist nur, daß diese neue, frische Kraft der Wirkliche Legationsrat Helfferich, Direktor der Deutschen Bank, ist. Ein Zeichen der Zeit: der Staat, in seinem Existenzkampfe gegen die von allen Seiten ihn bedrohenden Feinde, ruft die Talente.

Kein größerer Unterschied als die Laufbahn der beiden Männer. Kühn, 1851 in Pommern geboren, steht, wie die Handbücher sagen, „seit 1874 im Staatsdienst". Er ist schon als Regierungsassessor in der Steuerverwaltung, kommt 1892 als Vortragender Rat ins Reichsschatzamt und steigt dort zum Geheimen Oberregierungsrat, zum Direktor, zum Unterstaatssekretär und schließlich zum Staatssekretär auf — der typische Lebenslauf eines gewissenhaften, tüchtigen, auch vom Glücke begünstigten Beamten, der langsam aber ständig avanciert. Und dagegen Helfferich: ein Rheinpfälzer, Sohn eines Fabrikanten in Neustadt a. H., der mit seinen jetzt erst knapp 43 Jahren alle Buntheit des äußeren Lebens für sich ausgeschöpft und nutzbar gemacht hat. Ursprünglich zur akademischen Laufbahn entschlossen, ist er mit 27 Jahren Privatdozent der Staatswissenschaften an der Universität Berlin. Die Mitarbeit an der Verteidigung der Goldwährung bringt in den neunziger Jahren den jungen Nationalökonomen zum erstenmal in die Oeffentlichkeit, und das Geld- und Währungswesen fesselt auch nachher am stärksten sein Interesse: diesen Problemen sind seine Hauptwerke gewidmet, eine zweibändige (durch den Krieg wieder sehr aktuell gewordene) Darstellung der Reform des deutschen Geldwesens nach der Gründung des Reichs und eine theoretische Grundlegung des Geldwesens, deren Fortsetzung, die das Bankwesen behandeln sollte, leider nicht erschienen ist; dazwischen gehen Arbeiten über Handelspolitik usw. Aber schon früh zeigt sich dann die Wendung von der Theorie zur Praxis des Staates und der Wirtschaft. Schon als Dozent wird Helfferich Referent für wirtschaftliche Angelegenheiten in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, 1905 wird er dort Vortragender Rat, aber bald darnach gibt er Universität und Beamtentum überhaupt auf, um nun ganz seine Kraft an einer Stelle einzusetzen, wo praktische Wirtschaftsarbeit und praktische auswärtige Politik sich am intensivsten treffen: er wird 1906 Direktor der Anatolischen Eisenbahnen, um als solcher die deutsch-türkische Wirtschaftspolitik, die Fragen der Bagdadbahn usw., an leitendem Platze kennen zu lernen, und tritt nach weiteren zwei Jahren in die Direktion der Deutschen Bank ein, wo er nun neben diesen Fragen immer mehr auch die übrigen wirtschaftlich-politischen Finanzprobleme bearbeitet, von Jahr zu Jahr mehr auch von der Regierung als fachmännischer Berater geschätzt und herangezogen. Seine Uebernahme in ein hohes Reichsamt ist nur die Konsequenz dieser Entwicklung."

2. März 1915.

Der Staatssekretär des Reichsschatzamtes Wirkl. Geheimrat Dr. Helfferich ist zum preußischen Staatsminister und Mitglied des preußischen Staatsministeriums ernannt worden.

Kundgebungen

Ueber die Kriegsziele und Friedensabsichten

20. Februar 1915.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" veröffentlicht nachstehende amtliche Kundgebung über das Kriegsziel: „Von manchen Seiten wird es der Reichsregierung verdacht, daß sie Erörterungen über die Kriegsziele in der Presse noch nicht zulassen will. Noch nicht. Die Zeit wird kommen, und dann wird die Reichsregierung dankbar sein, dann wird sie es bedürfen, wie sie es immer bedarf, von einem starken Volkswillen gestützt zu sein. Ohne den vermag sie nichts. Genau so wie zu den Zeiten Bismarcks im Jahre 1870.

Aber jetzt, und zunächst gibt es nur ein einziges Kriegsziel, die Niederlage der Feinde, eine Niederlage, die, wie der Reichskanzler in der Reichstagsrede vom 2. Dezember 1914 (vgl. III, S. 11) sagte, uns die Sicherheit bringen muß, daß keiner mehr wagen wird, unseren Frieden zu stören, einen Frieden, in dem wir deutsches Wesen und deutsche Kraft entfalten wollen — als freies Volk!

Diesen klaren und festen Willen dürfen wir uns nicht fälschen lassen durch eine Entfesselung der Diskussion über die künftigen konkreten Friedensbedingungen. Wie wäre sie möglich, ohne daß sofort die Parteirichtungen und die äußersten Gegensätze, von romantischen, zum Teil auf die mittelalterlichen Westgrenzen des Reichs eingestellten Eroberungsplänen bis zur größten Genügsamkeit an dem, was wir besitzen, hervorträten und ein verworrenes Bild des Volkswillens entstünde, mit dem wir weder dem Kriegsziel näher kommen, noch das künftige in einem Koalitionskrieg doppelt verwickelte Friedensgeschäft erleichtern, ja vielleicht neue Hemmungen und neue Gegnerschaften hervorrufen würden. Wir überwinden diesen Weltkrieg siegreich durch die einige innere Kraft aller Gedanken und Handlungen. Sie heißt es ungebrochen nach innen und nach außen zu bewahren, bis es nach möglichst schnellem und wuchtigem Niederringen der Feinde wieder Parteien und nicht bloß Deutsche geben darf.

Will es das deutsche Volk wirklich anders? Sein wichtigster Teil steht draußen im Felde, um in schwerer Kampfesnot mit wuchtigem Hammerschlag die ehernen Grundlagen zu schaffen, auf denen der deutsche Friede ruhen soll. Aus zahlreichen brieflichen und mündlichen Mitteilungen wissen wir, daß draußen im Felde mit tiefem Unmut die Stimmen vernommen werden, die schon jetzt den Streit um das Fell des Bären beginnen möchten. Die Kämpfer empfinden es bitter, daß man heute schon Fahnen auf Wällen von Festungen oder Küstenplätzen aufpflanzt, die noch zu erobern sind.

Und das Volk daheim? Das wirkliche Volk arbeitet und duldet und hofft, aber es drängt nicht. Denn es weiß und fühlt, daß die nächste Frage nicht lautet: Was soll uns der Friede bringen?, sondern: Wie wollen wir ihn erringen? Ihm ist jeder Musketier, der in den Schützengräben Flanderns, in den Wäldern der Argonnen, an den polnischen Sümpfen oder auf den Schneefeldern der Karpathen seine Knochen daran gibt, zunächst mehr wert als die geistvollste Erörterung über die künftigen Grenzen des deutschen Machtbereichs.

Die obersten Gewalten im Felde und daheim, Schwert und Feder, stimmen auch darin völlig überein, daß zwingende Gründe der Landesverteidigung wie der Politik dem Wunsche entgegenstehen, schon jetzt mit bestimmten Erklärungen über unsere Friedensbedingungen hervorzutreten und eine öffentliche Diskussion zuzulassen. Der Zeitpunkt hierzu kann nur durch die militärischen Ereignisse bestimmt werden. Ueber das Hernach zu streiten hat erst Sinn und Wert, wenn wir in diesem notgedrungenen Kampfe mit der Abwehr unserer Feinde am glücklichen Ende sind. Dann wird die Reichsleitung ohne Zögern ihre Friedensziele aufdecken, dann sei dem freien Volk die Rede frei!"

12. März 1915.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt: „In einer gemeinsamen Eingabe des Bundes der Landwirte, des Deutschen Bauernbundes, des Zentralverbandes Deutscher Industrieller, des Bundes der Industriellen, des Hansabundes und des Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes an den Reichstag wird die Forderung erhoben, daß die Erörterung der Friedensbedingungen möglichst bald freigegeben wird. Die Eingabe meint, daß bei den Urhebern unseres Artikels gegen die sofortige Freigabe der öffentlichen Erörterung über die künftigen Friedensbedingungen irrige Vorstellungen über die Wünsche der breiten Masse unseres Volkes bestanden, und verweist ihrerseits auf den allgemeinen kraftvollen Willen, im Kriege durchzuhalten bis zum äußersten. Diese Gegenüberstellung beweist

nichts gegen unsere Darlegung, da wir selbst nichts mehr wünschen, als jenen einzigen kraftvollen Willen ungebrochen und gegen jedes Mißverständnis unserer Feinde und der Neutralen gesichert zu erhalten bis zum äußersten. Die Frage, um die es sich dreht, ist vielmehr, ob der Eindruck vollster Einmütigkeit im Durchkämpfen fortbestehen wird, wenn wir über den Lohn für alle gebrachten Opfer und über die beste Gestaltung des Friedensvertrages zu reden beginnen, bevor wir endgültig gesiegt haben. Dieses Reden wird ein Streiten sein. Erfreulich ist es, daß jetzt große, sonst nicht immer einige Verbände, die Millionen von Groß- und Kleinbetrieben umfassen, geschlossen im vaterländischen Interesse auftreten. Ihre Polemik gegen einen Entschluß der obersten militärischen und zivilen Gewalten halten wir aber nicht für zeitgemäß, da eine inter arma erfolgte Freigabe der Rede den Sieg im Felde nicht beschleunigen würde. Darauf kommt es an."

5. und 24. Juni 1915.

Den wiederholt auftauchenden Gerüchten über Friedensabsichten oder Friedensanbahnungen gegenüber war die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" genötigt, verschiedentlich Stellung zu nehmen. So schrieb sie am 5. Juni: „In der „Berner Tagwacht" wird ein sozialdemokratischer Aufruf wiedergegeben, worin unter heftigen Anklagen gegen den Imperialismus behauptet wird, Deutschland habe ein englisches Friedensangebot zurückgewiesen. Auch in hiesigen Arbeiterkreisen werden Gerüchte zu verbreiten gesucht, wonach im März 1915 ein angesehener Amerikaner hier englische Friedensangebote überbracht hätte. Wir stellen fest, daß keinerlei Friedensanregungen der englischen Regierung hierher gelangt sind. Im März hat allerdings ein angesehener Amerikaner, der, um über die Stimmung der kriegführenden Staaten sich zu unterrichten, die europäischen Hauptstädte bereiste, aus Paris und London kommend, Berlin besucht, hier aber lediglich mitteilen können, daß weder in Paris noch in London eine Geneigtheit zu Friedensverhandlungen bestehe."

Auch die „Frankfurter Zeitung" war in der Lage, unabhängig von den Ausführungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" die Grundlosigkeit aller dieser Friedensgerüchte nachzuweisen. Als gleichwohl die Gerüchte nicht verstummen wollten, hat die Reichsregierung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", anknüpfend an die Veröffentlichung einer deutschfeindlichen schweizerischen Zeitung nochmals mit aller Deutlichkeit alle derartigen Behauptungen zurückgewiesen. Sie schrieb am 22. Juni 1915: „Inzwischen veröffentlicht ein deutschfeindliches Schweizer Blatt einen „vertraulichen" Brief des Vorsitzenden des Bundes „Neues Vaterland", der offenbar dazu bestimmt ist, unser Dementi vom 6. Juni 1915 zu erschüttern. Da das unter dem Einfluß französischer Politiker stehende Blatt dabei die durchsichtige Tendenz verfolgt, den Entschluß des Durchhaltens bei der deutschen Arbeiterschaft zu durchkreuzen, so wiederholen wir hiermit ausdrücklich — unter Bestätigung der Darstellung der „Frankfurter Zeitung" — folgendes:

Während des ganzen Krieges hat keine feindliche Regierung, sei es unmittelbar, sei es mittelbar, bisher Friedensangebote an Deutschland gemacht, auch ist bisher der Reichsleitung nichts über Friedensbereitschaft einer feindlichen Regierung bekannt geworden."

9. August 1915.

Die amerikanische Nachrichtenagentur „United Preß", die 700 der wichtigsten amerikanischen Blätter bedient, hatte am 5. August 1915 telegraphisch Kaiser Wilhelm II. um Andeutungen über die Grundlagen gebeten, „die Deutschland für nötig hält, um den europäischen Frieden zu sichern und die Kultur am sichersten zu fördern". Hierauf antwortete der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg telegraphisch am 9. August 1915 folgendes: „Seine Majestät der Kaiser bedauert, aus prinzipiellen Gründen nicht imstande zu sein, dem Ersuchen der „United Preß" um eine Erklärung anläßlich des Erfolges der ver-

bündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere zu entsprechen. Indem ich die Ehre habe, Sie hiervon zu benachrichtigen, möchte ich hinzufügen, daß Deutschland vor allem hofft, daß dieser Sieg das Ende des Krieges beschleunigen werde. Zu gleicher Zeit ersuche ich Sie, sich daran zu erinnern, daß der Kaiser in all seinen Erklärungen, zuletzt noch am 31. Juli 1915 (vgl. S. 72), geäußert hat, daß Deutschland für einen Frieden kämpft, der sowohl Deutschland als den Mächten, die an der Seite Deutschlands die großen Schlachten ausfechten, die Sicherheiten gibt, die für die nationale Zukunft auf die Dauer notwendig sind. Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus wird dieser Friede, den wir anstreben, allen Nationen die Freiheit des Meeres sichern, und er wird jeder Nation die Möglichkeit bieten, dem Werke des Fortschritts und der Zivilisation durch einen freien und weltumspannenden Handel zu dienen."

Ueber den Abfall Italiens vom Dreibund

24. Mai 1915.

Amtliche deutsche Erklärung: Die italienische Regierung hat heute durch ihren Botschafter, Herzog von Avarna, der österreichisch-ungarischen Regierung erklären lassen, daß sich Italien von Mitternacht ab im Kriegszustande mit Oesterreich-Ungarn befinde. Die italienische Regierung hat durch diesen vom Zaune gebrochenen Angriff gegen die Donaumonarchie das Bündnis auch mit Deutschland ohne Recht und Grund zerrissen. Das durch die Waffenbrüderschaft noch fester geschmiedete vertragsmäßige Treuverhältnis zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reich ist durch den Abfall des dritten Bundesgenossen und seinen Uebergang in das Lager ihrer Feinde unversehrt geblieben. Der deutsche Botschafter Fürst Bülow hat deshalb Anweisung erhalten, Rom zugleich mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter, Baron Macchio, zu verlassen.

29. Mai 1915.

Nach der amtlichen Erklärung vom 24. Mai und in Ergänzung der Mitteilungen, die der Reichskanzler im Reichstage über die durch den Abfall Italiens vom Dreibund geschaffene Lage gab, hat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" noch einiges über die Auffassung bekannt gegeben, die man in deutschen leitenden Kreisen über die Zuverlässigkeit des italienischen Bundesgenossen hatte. Es heißt darin: Der Beitritt Italiens zu dem deutsch-österreichischen Bündnis erfolgte bekanntlich im Jahre 1882. Der damit ins Leben gerufene Dreibund wurde in den Jahren 1887, 1891, 1902 und 1912 erneuert. Der Abschluß des Vertrages machte seinerzeit einer Situation der Spannung ein Ende, die zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien infolge der Treibereien der italienischen Irredenta entstanden war. Der Gedanke, der den Fürsten Bismarck dazu bewogen hat, den Anschluß Italiens an das deutsch-österreichische Bündnis zu fördern, war, nach seinem eigenen Ausspruch, Italien zu verhindern, im Falle eines Krieges mit Rußland, „Oesterreich in die Beine zu beißen" ...

Schon in das Jahr 1901 fallen Vorgänge, die ein leises Abrücken Italiens nach der französischen Seite erkennbar machten. Es erfolgte der Abschluß des italienisch-französischen Mittelmeer-Abkommens, in dem Frankreich und Italien Vereinbarungen über ihre gegenseitige Politik bezüglich Tripolis und Marokko trafen, und dessen Folgen in der Haltung Italiens in der Algeciraskonferenz erkennbar wurden. Schon damals lagen begründete Anzeichen dafür vor, daß neben diesen sozusagen kolonialen Vereinbarungen noch Abreden zwischen beiden Mächten getroffen wurden, die wenn nicht mit dem Wortlaut so doch mit dem Geiste des Dreibunds schwerlich im Einklang standen. ... Trotzdem ist die Frage, ob man Italien die großen Vorteile, die ihm das Bundesverhältnis bot, auch weiterhin gewähren solle, in allen Fällen aus dem Grunde bejaht worden, weil sonst die Gefahr oblag, daß Italien vollständig in das gegnerische Lager übergehen und damit

Oesterreich-Ungarn die Rückendeckung verlieren könnte, die ihm das Bündnis gewährleistete, solang es gehalten wurde.

In den folgenden Jahren, besonders nach der Begegnung von Racconigi 1908, hatte die Kaiserliche Regierung wiederholt die Beobachtung machen müssen, daß Interna der Politik der Dreibundmächte auf dem Wege über Rom nach Petersburg gelangten und zwischen der italienischen und der russischen Diplomatie politische Fragen in einer Weise erörtert wurden, die mit dem Geist der Loyalität, wie er zwischen Verbündeten obwalten sollte, kaum noch in Einklang zu bringen war. Die Kaiserliche Regierung hat unter diesen Umständen schon lange mit der Wahrscheinlichkeit gerechnet, daß im Falle des Eintritts des casus foederis Italien sich der ihm obliegenden aktiven Vertragspflichten entziehen werde, wozu die, wie in den meisten Bündnisverträgen, so auch im Dreibundvertrage angewandte elastische Formel, daß die Bündnispflicht nur für den Fall eines unprovozierten Angriffs auf die Vertragsgenossen durch andere Mächte eintrete, eine Handhabe bot. Deutschland war daher politisch wie militärisch darauf vorbereitet, den von Rußland provozierten Krieg auch ohne die Unterstützung Italiens führen zu müssen.

* * *

Als am Abend des 20. Mai 1915 der italienische Botschafter die Botschaft verließ, lief aus der kleinen Schar der meist aus Frauen und Kindern bestehenden, vor der Botschaft versammelten Neugierigen ein halbwüchsiger Bursche hinter dem offenen Automobil des Botschafters her und schlug diesem den Hut vom Kopfe, ohne indessen den Botschafter selbst zu treffen oder gar irgendwie zu verletzen. Ein Herr aus dem Publikum ergriff sofort den Jungen und verabreichte ihm eine Tracht wohlverdienter Prügel, ehe er ihn der Polizei übergab. Sobald der Reichskanzler von dem Vorfall erfuhr, ließ er dem Botschafter noch am gleichen Abend sein lebhaftes Bedauern über den Zwischenfall durch seinen Adjutanten aussprechen, während der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes dem Botschafter brieflich seine Entschuldigung übermittelte.

Das Oberkommando in den Marken hat darauf eine Mitteilung erlassen, in der es davor warnt, sich durch den berechtigten Unwillen über den Vertragsbruch Italiens in Ausschreitungen gegen die Italiener hinreißen zu lassen. Es heißt darin: „Kriege werden auf den Schlachtfeldern geführt, nicht in Kaffeehäusern und Wirtschaften oder gar, wie jetzt in England, auf der Straße. Wenn Volk gegen Volk kämpft, so ist dabei nach deutschem Empfinden die Privatperson ebenso zu achten wie das private Eigentum. Bei einer anderen Haltung der Bevölkerung erwachsen dem Ausländer selbst nur vorübergehende Unannehmlichkeiten, während das geistige Ansehen und die kulturelle Bedeutung Deutschlands dauernd geschmälert werden."

Militärische Maßnahmen

16. März 1915.

Kaiser Wilhelm verordnete in Erweiterung der Urkunde über die Erneuerung des Eisernen Kreuzes vom 5. August 1914 (vgl. I, S. 79), was folgt:

1. Das Eiserne Kreuz soll in geeigneten Fällen auch an Angehörige der verbündeten Mächte verliehen werden.

2. Ziffer 2 der Urkunde vom 5. August 1914 erhält folgende Fassung: „Die zweite Klasse wird an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung im Knopfloch getragen, sofern es für Verdienst auf dem Kriegsschauplatz verliehen wird. Für daheim erworbenes Verdienst wird es am weißen Bande mit schwarzer Einfassung verliehen, soweit nicht auf Grund besonderer militärischer Verdienste die Verleihung am schwarzen Bande mit weißer Einfassung erfolgt. Die erste Klasse wird auf der linken Brust, das Großkreuz um den Hals getragen."

4. April 1915.

Für die Dauer des mobilen Zustandes hat der Kaiser folgende Gliederung des Kriegsministeriums genehmigt: A. Kriegsminister mit mobilem Stab im Großen Hauptquartier. B. Stellvertretender Kriegsminister in Berlin. — Diesem unterstehen: das Zentraldepartement (ZD), das Allgemeine Kriegsdepartement (AD), das Armeeverwaltungsdepartement (BD), das Unterkunftsdepartement (UD), das Versorgungs- und Justizdepartement, die Remonteinspektion (RJ) und die Medizinalabteilung (MA). Dem Kriegsministerium angegliedert ist die Kriegsrohstoffabteilung (KRA).

28. Mai.

Durch eine Kaiserliche Verordnung werden sämtliche Angehörige des Landsturms 1. Aufgebots, soweit sie nicht schon durch die Verordnungen vom 1. und 15. August 1914 aufgerufen sind, zur Anmeldung zur Landsturmrolle in der Zeit vom 8. bis 10. Juni 1915 aufgerufen (vgl. I, S. 82).

In gleicher Weise sind auch die Angehörigen des Landsturms 1. Aufgebots der Kgl. Bayrischen Gebietsteile zur Anmeldung in die Landsturmrolle aufgefordert worden.

9. Juni 1915.

Der Staatsanzeiger veröffentlicht eine Verordnung betr. Erweiterung der Urkunde über die Erneuerung des Eisernen Kreuzes vom 5. August 1914 (vgl. I, S. 79), in der es heißt: Die Inhaber des Eisernen Kreuzes 2. Klasse von 1870/71, die sich im jetzigen Kriege auf dem Kriegsschauplatze oder in der Heimat besondere Verdienste erwarben, erhalten als Auszeichnung eine auf dem Bande des Eisernen Kreuzes über dem silbernen Eichenlaub zu tragende silberne Spange, auf der ein verkleinertes Eisernes Kreuz mit der Jahreszahl 1914 angebracht ist.

Von den Beziehungen zu den verbündeten und neutralen Staaten

17. Januar 1915.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, Baron Burian, hat aus Anlaß seines Amtsantrittes an den Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg folgendes Telegramm gerichtet: „Durch die Gnade Seiner Majestät, meines allergnädigsten Herrn, auf den Posten des Ministers des Kaiserlichen und Königlichen Hauses und des Aeußern berufen, beehre ich mich, Ew. Exzellenz in dieser Eigenschaft zu begrüßen. Die beiden verbündeten Mächte haben nunmehr auch in ernster historischer Zeit den Wert des Bundes und des Freundschaftsverhältnisses erprobt, das, auf der altbewährten Treue und der engen Interessengemeinschaft beruhend, die unverrückbare Grundlage ihrer Politik bilden muß. Ich bitte Ew. Exzellenz, mir in Ausübung meines verantwortungsvollen Amtes dieselbe tatkräftige Unterstützung zuteil werden zu lassen, welche Höchstdieselben meinen Amtsvorgängern bei der Pflege inniger und vertrauensvoller Beziehungen zu der Kaiserlich deutschen Regierung angedeihen ließen."

Reichskanzler v. Bethmann Hollweg antwortete hierauf mit folgendem Telegramm: „Ew. Exzellenz bitte ich, für die freundlichen Worte der Begrüßung meinen aufrichtigen Dank entgegenzunehmen. Ew. Exzellenz mögen sich meiner vertrauensvollsten Zusammenarbeit und meiner rückhaltlosen Unterstützung bei der Lösung der ernsten und verantwortungsvollen Aufgaben sicher halten, zu der Sie die Gnade Ihres allergnädigsten Herrn berufen hat. In der unerschütterlichen Einigkeit und der treuen Freundschaft der verbündeten Mächte erblicke ich eine sichere Gewähr für den glücklichen Ausgang des uns aufgezwungenen Kampfes."

21. Januar 1915.

Der österreichisch-ungarische Thronfolger, Erzherzog Karl Franz Josef, begab sich über Berlin in das Große Hauptquartier zum Besuche Kaiser Wilhelms.

25. Januar 1915.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, Baron Burian, traf nach kurzer Fahrtunterbrechung in Berlin am Abend des 24. Januar im Großen Hauptquartier ein. Am 25. Januar hatte er längere Unterredungen mit dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg sowie dem Chef des Generalstabs des deutschen Feldheeres, General d. J. v. Falkenhayn und wurde vom Kaiser zum Frühstück zugezogen. Am Abend des 25. Januar erfolgte die Rückreise nach Wien.

Kaiser Wilhelm II. hat den österreichisch-ungarischen Minister des Aeußeren, Baron Burian, durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens ausgezeichnet. Der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin, Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, erhielt das Großkreuz des Roten Adlerordens.

21. Februar 1915.

Der deutsche Reichskanzler v. Bethmann Hollweg besuchte das österreichisch-ungarische Hauptquartier, teils um den Höflichkeitsbesuch Baron Burians im deutschen Großen Hauptquartier zu erwidern, teils um sich dem Feldmarschall Erzherzog Friedrich vorzustellen. Der Reichskanzler und Baron Burian trafen beide am 21. Februar morgens im Hauptquartier ein, hatten dann eine mehrstündige Besprechung, worauf der Reichskanzler vom Feldmarschall Erzherzog Friedrich in Anwesenheit des Erzherzog-Thronfolgers Karl Franz Josef in Audienz empfangen wurde. Nach einer nochmaligen Besprechung mit Baron Burian am Nachmittag reisten der Reichskanzler und Baron Burian am Abend nach Berlin und Wien zurück.

10. März.

Zwischen Kaiser Wilhelm und dem Sultan hat aus Anlaß der Winterschlacht in Masuren ein in herzlichen Worten gehaltener Telegrammwechsel stattgefunden.

24. April.

Die fünf amerikanischen Offiziere, die seit dem 10. Dezember 1914 als militärische Beobachter bei den deutschen Heeren weilten, haben telegraphisch von Washington aus Weisung erhalten, sofort nach Hause zurückzukehren. Da angenommen wurde, daß diese Offiziere bis zum Ende des Krieges bei den deutschen Truppen bleiben würden, hat dieser plötzliche Befehl sehr überrascht.

12. Mai.

Anläßlich der Anwesenheit Kaiser Wilhelms an der Ostfront fand in Sillein eine Konferenz mit dem Ministerpräsidenten Graf Stürgkh und Graf Tisza und dem Minister des Aeußern, Baron Burian, statt.

3. Juni.

Der seit dem 28. Februar 1914 in Berlin beglaubigte Kgl. Bulgarische Gesandte, Generalleutnant und Generaladjutant P. R. Markow, ist zu anderweitiger Verwendung im diplomatischen Dienst abberufen und der bisherige Gesandte beim Quirinal in Rom, Dimitri Risow, zu seinem Nachfolger ernannt worden.

Dimitri Risow, der neue Gesandte Bulgariens in Berlin, ist Mazedonier und aus Monastir gebürtig. Er hat das 50. Lebensjahr überschritten und steht seit mehr als 20 Jahren im auswärtigen Dienste seines Vaterlandes, das er, bevor er am 1. Juni 1909 Gesandter in Rom wurde, in Montenegro und in Serbien vertrat. Er steht in dem Ruf eines besonders erfahrenen Kenners der mazedonischen Frage und eines sehr geschickten Politikers. Auch darf man ihn als einen ehrlichen Anhänger der deutschen Kultur und der Politik der Zentralmächte in Anspruch nehmen.

24. Juni 1915.

Der bisherige bulgarische Gesandte in Berlin, Generalleutnant Markow, wurde im Großen Hauptquartier vom Kaiser in Abschiedsaudienz empfangen. Der Kaiser verlieh dem scheidenden Diplomaten die Brillanten zum Roten Adlerorden erster Klasse.

22. Juli 1915.

Der Vertreter des bulgarischen Finanzministeriums, Dr. Stojanow, ist zur Besprechung finanzieller Fragen in Berlin eingetroffen.

24. Juli.

Der ehemalige Großwesir Hakki Pascha ist an Stelle des Generals Machmud Mukhtar Pascha zum türkischen Botschafter in Berlin ernannt worden.

Ibrahim Hakki Pascha ist ein warmer Freund Deutschlands, einer der leitenden Männer der Türkei, die eifrig daran gearbeitet haben, sein Vaterland in immer engere Beziehungen zu den Zentralmächten zu bringen. Hakki, der 55 Jahre alt ist, kam schnell vorwärts. Unter Abdul Hamid war er Sekretär im Jildis-Kiosk, wurde dann Schöpfer und Leiter des Uebersetzungsbureaus, das nicht bloß politische und diplomatische Dokumente, sondern auch interessante Werke der fremden Literaturen für den Sultan ins Türkische zu übersetzen hatte. Die Beschäftigung mit diesen fremden Literaturen blieb auf Hakkis Anschauungen nicht ohne Einfluß, er wurde der Europäer unter den Beamten des Serails. Aber auch auf der Hohen Pforte, wo er (1904) im Ministerium des Aeußern die Stellung eines juridischen Beirats bekleidete, war er einer der Gebildetsten und Aufgeklärtesten. Der konstitutionellen Bewegung schloß sich Hakki Pascha mit aller Kraft an. Im ersten konstitutionellen Kabinett war er Kultusminister und provisorischer Minister des Innern (1908). Einige Zeit wirkte er dann als Botschafter in Rom, und zu Beginn des Jahres 1910 erfolgte seine Ernennung zum Großwesir als Nachfolger Hilmi Paschas. Er blieb etwa ein halbes Jahr im Amte.

Hakki Pascha, der einer der besten Juristen der Türkei ist, war Lehrer an der Konstantinopler Rechtsschule, und viele Jungtürken, die jetzt wichtige Stellungen einnehmen, verdanken ihm ihre rechtswissenschaftliche Ausbildung. Auch mehrere Werke hat Hakki Pascha geschrieben: drei Bände über internationales Recht, drei Bände über allgemeine Geschichte und eine Geschichte des Islam.

Die dritte und vierte Kriegstagung des deutschen Reichstags

Die Session vom 10. bis 20. März 1915

Die Sitzungen des 10. März 1915

Die Reichstagssitzung vom 10. März 1915 erinnerte lebhaft an die Tagung vom Dezember 1914. Wieder war das Haus in allen Teilen besetzt, die Tribünen überfüllt, und womöglich sah man noch mehr militärische Uniformen und aus dem Felde herbeigeeilte Volksvertreter. Der Präsident Dr. Kämpf eröffnete die Sitzung um 2 Uhr 15 Minuten mit folgender Ansprache:

„Nach einer Vertagung von mehr als drei Monaten heiße ich Sie alle zu neuer Arbeit in diesem Hause willkommen, sowohl Sie, die Sie — zu den Fahnen einberufen — aus dem Felde herbeigeeilt sind, wie Sie, die Sie in der Heimat der Kriegshilfe Ihre Tätigkeit widmen, alle nur von einem Gedanken beseelt, von dem Gedanken an die siegreiche Durchführung des gewaltigen, uns aufgezwungenen Krieges.

Auf allen Kriegsschauplätzen stehen wir mitten in der Entwicklung schwerwiegender Ereignisse. Im Westen hält unser tapferes Heer trotz aller Mühen und Strapazen mit echt deutscher Zähigkeit die 400 Kilometer lange Schlachtlinie von den Vogesen bis an den Kanal unerschütterlich fest, wie eine Mauer von Stahl und Eisen, an der die Versuche der feindlichen Offensive machtlos zerschellen. Im Osten leitet ein genialer strategischer Gedanke auf einer noch längeren Front, von der Ostsee bis zu der Bukowina, die kriegerischen Operationen. Unter beinahe übermenschlichen Anstrengungen, die ein Winterfeldzug in unwirtlichen Gegenden von den heldenmütigen Soldaten unserer und der österreichisch-ungarischen Armee verlangt, sind hier Erfolge erzielt, wie sie seit dem Tage von Sedan nicht erlebt worden. Im Süden hält die tapfere Osmanische Armee Wacht an den Dardanellen, die die übermächtige englisch-französische Flotte ver-

geblich zu überwinden versucht hat, und bedroht am Suezkanal unter der Fahne des Heiligen Krieges mit ihrer Vorhut Aegypten, den Angelpunkt der britischen Weltherrschaft.

Als das deutsche Volk vor sieben Monaten in den Kampf zog, war es von dem Bewußtsein durchdrungen, daß es sich in diesem Kampfe mit einer übermächtigen Koalition um seine Existenz handele, um sein wirtschaftliches und politisches Leben. Niemals seit Beginn des Krieges ist das Ziel unserer Feinde, uns wirtschaftlich zu vernichten, unverhüllter ausgesprochen worden, als in den letzten Wochen. Nicht mit den Waffen allein, nicht allein mit den der Zahl nach uns überlegenen Kräften ihrer Heere und Flotten wollen sie uns bekämpfen, nein, sie rufen den Hunger als ihren Bundesgenossen auf. Die englische Regierung erklärt, sie könne in dem Kampfe mit Englands Todfeind auf das Mittel der Aushungerung Deutschlands nicht verzichten.

Deutschland hat die Antwort hierauf gegeben. Gezwungen, sich gegen diesen neuen Verbündeten unserer Feinde zu wehren, wählt es das beste Mittel der Verteidigung, den Angriff. Mit der Ruhe und Tatkraft, auf die Deutschland stolz ist, eröffnet unsere Admiralität gegen das englische Wirtschaftsleben den Krieg mit unseren Unterseebooten, deren Mannschaften und Offiziere schon so viele Beweise ihres heldenhaften Todesmutes gegeben haben. (Lebhafter Beifall.) Deutschland aber läßt sich nicht durch Hunger besiegen, und wenn unsere Feinde glauben, uns auf diesem Wege und durch die Androhung von Repressalien, die allem Völkerrecht Hohn sprechen, mürbe zu machen, so haben sie sich verrechnet. (Stürmische Zustimmung.) In ihre Rechnung haben sie nicht eingestellt die wirtschaftliche Kraft unseres Volkes, die mehr Hilfsquellen in sich schließt, als unsere Feinde geglaubt. Mögen manche Beschränkungen in den Lebensgewohnheiten nötig werden, die vorhandenen Lebensmittel reichen aus für die Ernährung des Volkes, und die zweite Kriegsanleihe von fünf Milliarden Mark findet begeisterte Aufnahme im ganzen Lande.

Unsere Feinde haben in ihre Rechnung nicht eingestellt das Organisationstalent des Deutschen, das Ordnung zu bringen versteht auch in scheinbar unentwirrbare Verhältnisse, die Stärke unserer Landwirtschaft, die Tatkraft und Findigkeit unseres Handels und unserer Industrie, die — allen feindlichen Gegenmaßregeln zum Trotz — bis dahin unbekannte Wege und Quellen zu eröffnen verstanden haben, und vor allem haben sie in ihre Rechnung nicht eingestellt die Einmütigkeit der Nation und den festen Willen zum Sieg, der im ganzen Volk unausrottbar vorhanden ist, demgegenüber alle Härten und Schwierigkeiten, die der Krieg mit sich bringt, verschwinden und der unüberwindlich ist, weil er auf dem felsenfesten Vertrauen beruht in die Zukunft des Deutschen Reiches.

Ungeheuer groß sind die Opfer an Gut und Blut, die das ganze Volk mutig dem Vaterlande darbringt, ungeheuer die Verluste an Menschenleben, die mit stillem Schmerz und doch mit Entschlossenheit getragen werden. Es kann nicht oft genug betont werden, daß ein Volk, das dieser Opfer, dieser Hingebung an das Vaterland fähig ist, nicht zu besiegen, nicht zu vernichten ist. Wie der Allmächtige Herr der Heerscharen bisher den Sieg an unsere Fahnen geknüpft hat, so wird — des sind wir sicher — auch der endgültige Sieg unserer gerechten Sache beschieden sein. Und auf den blutigen Schlachtfeldern im Osten und Westen wird ein dauernder Frieden erwachsen, der uns führt zu neuer Blüte, neuer Macht und neuer Größe unseres geliebten Vaterlandes." (Stürmischer Beifall.)

Der Präsident macht dann noch einige geschäftliche Mitteilungen: Auf die Sympathiekundgebungen des deutschen Reichstages an die Parlamente der uns verbündeten Reiche sind freundschaftlich gehaltene Antworttelegramme eingelaufen. Das türkische Parlament hat ferner aus Anlaß des letzten großen Sieges in Ostpreußen Glückwünsche gesandt. Anläßlich der Erdbebenkatastrophe in Italien hat der Präsident durch den hiesigen italienischen Botschafter dem italienischen Parlament das Beileid des Reichstages ausgesprochen. Das italienische Parlament hat mit einem Danktelegramm geantwortet.

Der Reichskanzler hat dem Reichstagspräsidenten unter dem 7. Januar 1915 mitgeteilt, daß der frühere Abgeordnete Dr. Weill auf Beschluß des elsaß-lothringischen Ministeriums vom 3. Januar 1915 seiner Staatsangehörigkeit für verlustig erklärt worden ist und damit sein Mandat eingebüßt und Sitz und Stimme im Reichstag verloren hat. Die Prüfung des Mandats des Abgeordneten Wetterlé wird der Geschäftsordnungskommission überwiesen.

Darauf eröffnete der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Dr. Helfferich, die Verhandlungen über den Reichshaushaltsetat mit einer ausführlichen Ansprache, in der er sich zunächst als den neuen Leiter der Reichsfinanzverwaltung vorstellte. Nachdem er dann in anerkennenden Worten seines Vorgängers gedacht hatte, fuhr er fort: „Das Vertrauen des Kaisers hat mich zum Nachfolger des verdienten Mannes bestimmt. Der Entschluß, das verantwortungsvolle Amt auf mich zu nehmen, ist mir nicht leicht geworden. Vor mir sah ich und sehe ich ohne Unterlaß riesengroß die Aufgaben, die der Krieg, die der Friedensschluß und die schließlich die militärische und wirtschaftliche Wiederherstellung für den Leiter der Reichsfinanzen mit sich bringt. Aber ich wußte auch, daß ich nicht das Recht hatte, in solcher Stunde klein zu sein und zu verzagen. Das Soldatenherz, das in jeder deutschen Brust schlägt, sagte mir ein kategorisches: Du mußt! In diesem Geiste habe ich mein Amt übernommen, will ich es führen. Was ich meinem Kaiser gelobt, was ich mir selbst versprochen habe, das will ich an dieser Stelle vor den erwählten Vertretern des deutschen Volkes wiederholen: Meine ganze Kraft und meine ganze Person soll der Aufgabe gehören, die mir in dieser unerhört ernsten und schweren, aber auch unerhört großen und stolzen Zeit zuteil geworden ist.

Ueber eines bin ich mir dabei klar. Die allererste Voraussetzung erfolgreichen Wirkens auf diesem schweren Posten ist das Vertrauen und die Unterstützung aller zur Mitarbeit Berufenen. Um dies Vertrauen und diese Mitarbeit bitte ich Sie eindringlichst. In schweren Tagen werde ich an Sie herantreten müssen mit Fragen, die gewaltige Interessen auf das tiefste berühren, und das weiß ich im voraus: Ich werde nicht immer das Glück haben, mit Ihnen allen einer Meinung zu sein (zustimmende Heiterkeit), schon deshalb nicht, weil Sie ja aus sich selbst die Gepflogenheit haben, nicht am gleichen Strang zu ziehen und die Schuhe über den gleichen Leisten zu nageln. Aber ein Hauch des Geistes, der in diesem großen Krieg durch alle deutschen Lande und alle deutschen Klassen weht, wird auch künftighin Meinungsverschiedenheiten und Interessenkonflikte auch auf meinem Arbeitsgebiet abmildern. Ich weiß sehr wohl, daß Gegensätzlichkeiten der Weltanschauungen und der materiellen Interessen auch durch diesen Krieg nicht aus der Welt und dem deutschen Volke verschwinden werden, daß Sie nicht darauf verzichten können und dürfen, die Anschauungen und Interessen Ihrer Kreise, Berufsstände und Parteien zu vertreten.

Was Lebenskraft hat und wachsen will, muß sich rühren und wehren. Das ist auch im Leben der Völker so. Nur darf die aus dem Leben geborene und Leben spendende Wärme nicht zur wieder zerstörenden und verheerenden Feuersbrunst werden. Der wohltätige Widerstand, der hier eingeschaltet werden muß, ist das alles überragende Bewußtsein unserer deutschen Lebens- und Kulturgemeinschaft, die alles umfassende Liebe zu unserem großen deutschen Vaterlande. Ich werde mich nicht darauf beschränken können, Ihnen den Haushaltsentwurf für 1915 zu erläutern und zu begründen, zumal im Etat nicht allzu viel zu sagen ist, sondern werde Ihnen im Anschluß an die Etatsbegründung einen Ueberblick der Lage auf dem finanziellen Kriegsschauplatz geben, sowohl über die zu ergreifenden Maßnahmen, wie auch über die Maßnahmen unserer Feinde. Nur aus einem solchen Ueberblick heraus kann ich die Notwendigkeit des neuen außerordentlichen Kriegskredits von zehn Milliarden Ihnen näher bringen.

Nicht sprechen will ich über das finanzielle Programm für die Zukunft, weil ein praktisch durchführbares und akzeptables Programm einen festen Untergrund von Tatsachen braucht. Dieser Untergrund ist heute noch nicht da, er soll erst durch den Ausgang des Krieges und durch die Bedingungen des Friedensschlusses geschaffen werden. An die großen Aufgaben, die in jedem Fall kommen werden, werde ich herantreten ohne jede Befangenheit und unbeirrt durch Schul- und Parteimeinungen. Wir alle werden wohl überkommene Anschauungen in manchen Punkten daraufhin prüfen müssen, ob sie gegenüber den Erfahrungen dieses Krieges und gegenüber den durch den Frieden geschaffen werdenden neuen Problemen einer Revision bedürfen. Mir scheint, wir werden alle mehr oder weniger umlernen müssen. Die Zeit, die wir durchmachen, ist das größte Erlebnis, das je einer Generation beschert ward. Und erleben heißt für den denkenden Menschen lernen. Ich will aber von der Gegenwart sprechen.

Der Entwurf ist in der Geschichte des Deutschen Reiches der erste Kriegsetat. Sie dürfen sich deshalb nicht wundern, wenn er äußerlich anders aussieht als seine Vorgänger. Es geht ihm wie so manchem einst wohlbeleibten und stattlichen Landsturmmann draußen im Felde. Er ist um einige Pfund magerer geworden. (Heiterkeit.) Aber das ist leider nur äußerlich. (Große Heiterkeit.) Die Summen, die wir für die Weiterführung des Krieges benötigen, lassen den Etatsentwurf mit 13 Milliarden Mark abschließen, also mit einer Summe, viermal so groß als der größte Etat, der Ihnen bisher jemals vorgelegt wurde. Die zehn Milliarden für die außerordentlichen Kriegsausgaben geben dem Entwurf sein eigenes Gepräge, aber die Wirkungen des Kriegszustandes erschöpfen sich keineswegs im außerordentlichen Etat. Sie greifen weit hinüber in das Ordinarium. Bei dem ordentlichen Budget standen wir vor einer geradezu unlösbaren Aufgabe. Das Budget sollte seiner Natur nach ein Voranschlag der zu erwartenden Einnahmen und der zu leistenden Ausgaben sein. Ein solcher Voranschlag ist bei der Unsicherheit über die Zeitdauer des Krieges und bei der Unsicherheit über die Einwirkung des Krieges auf die Etatspositionen geradezu unmöglich.

Auch die Zeit von acht Monaten, die der Krieg bisher währt, gibt keinen genügenden Anhalt für einen Voranschlag. Wir wissen ja auch aus den Verhältnissen in normalen Zeiten, daß die Wirklichkeit oft anders aussieht als die Anschläge, die wir vorlegen können. Unter den jetzigen Verhältnissen einen einigermaßen zutreffenden Voranschlag vorzunehmen, dazu gehört mehr Voraussicht, mehr Mut, als man jemandem zumuten kann. Daher verzichten wir auf die Voranschläge, die wir sonst gehabt haben. Dieser Verzicht bedeutet aber keinesfalls, daß wir überhaupt auf einen Haushaltsetat verzichten wollen. Das Budget hat ja auch noch neben den Voranschlägen zwei andere Aufgaben, nämlich erstens die verfassungsmäßigen Grundlagen für die Reichsfinanzwirtschaft zu schaffen. Auf diese wollen wir auch jetzt während der Kriegszeit nicht verzichten.

Der zweite Punkt ist die Schaffung und Sicherung des kalkulatorischen Budgetmaßstabes für die gesamte Wirtschaftsführung, für die Rechnungslegung und Prüfung. Sie finden also in dem vorliegenden Entwurf dasselbe Thema, dieselbe Anordnung, dieselben Positionen, wie gewöhnlich. Sie finden auch dieselben Kapitel, Titel und Positionen angesetzt. Aber mit wenigen Ausnahmen stimmen sie nicht mit dem Vorjahre überein. Soweit es möglich und durchführbar war, ist es vermieden worden, in diesem Etat mit neuen Forderungen hervorzutreten. Neue Stellen sind nicht vorgesehen. Für Bauten und andere Zwecke haben wir lediglich zweite Raten eingestellt, abgesehen von wichtigen Neuforderungen bei der Post, wo kein Aufschub möglich war. Von dem Schema sind wir nur abgewichen bei dem Etat der Heeresverwaltung und den Kolonien. Hier haben wir von einer Detaillierung absehen müssen. Denn vom ersten Tage der Mobilmachung an war der ordentliche Etat für Heer und Marine gewissermaßen außer Kraft gesetzt. Wir

wissen nicht, wann der Augenblick der Demobilisierung kommt, aber wir hoffen, daß das noch in diesem Rechnungsjahr der Fall sein wird. Dann werden wir in einem Nachtragsetat die Ausgaben für Heer und Marine spezialisieren können.

Die Nachrichten aus unseren Kolonien zeigen uns, daß dort die Männer mit dem Herzen auf dem rechten Fleck an ihrem Platze sind. (Beifall.) Wir wissen, daß diese Männer das Menschenmögliche tun, um den Feind mit allen Mitteln zu bekämpfen, das in harter Arbeit erworbene und nutzbar gemachte Land zu schützen, die ihnen anvertrauten Menschenleben zu sichern, sich selbst und der deutschen Flagge Ehre zu machen, ja, ich stehe nicht ab, zu sagen, die Ehre des weißen Mannes in den Kontinenten mit farbiger Bevölkerung zu retten. (Lebh. Beifall.) Wir konnten und wollten Ihnen von den Schutzgebieten keine ins einzelne gehenden Etats vorlegen. Wir haben Ihnen nur einen kurzen Entwurf unterbreitet, durch den nach Art eines Notgesetzes den Männern draußen in den Kolonien die Möglichkeit gegeben werden soll, die Finanzwirtschaft weiter zu führen.

Das wäre das, was ich über die formale Seite des Etats zu sagen hätte. Materiell habe ich noch einiges hinzuzufügen. Der Bedarf an fortdauernden Ausgaben für das Reichsheer, das Reichsmilitärgericht und die Reichsmarine stellt nicht den vollen Jahresbedarf, sondern nur die Hälfte des normalen Jahresbedarfs dar. Das hat seinen Grund darin, daß die Ausgaben für Heer und Marine für ein halbes Jahr auf den außerordentlichen Etat entfallen. Das heißt also, daß ungefähr bis zum Spätherbst zu Lasten des Etats des Heeres und der Marine ordentliche Ausgaben überhaupt nicht zu leisten sind. Endet der Krieg früher, so wird länger als für ein halbes Jahr der außerordentliche Etat in Anspruch genommen werden. Dauert der Krieg länger, so wird entsprechend der fortdauernde Ausgabebedarf erhöht werden. Unter allen Umständen werden wir nach Friedensschluß gezwungen sein, mit einem Nachtragsetat zu kommen, da sich erst dann die Friedensbedürfnisse für Heer und Flotte übersehen lassen. Wenn ich auch die Erörterung im einzelnen der Budgetkommission überlassen möchte, so muß ich doch auf einen Punkt im Etat hinweisen, auf den Etat der Reichsschulden. Wir haben uns nicht veranlaßt gesehen, die planmäßige Tilgung der Reichsschulden einzustellen.

Es erschien mir wichtig, die nach so vielen Mühen endlich eingeführten Grundsätze einer planmäßigen Schuldentilgung auch jetzt in der Kriegszeit für die künftige Friedenszeit aufrecht zu erhalten, und ich glaube mich hiermit in Uebereinstimmung mit dem hohen Hause zu befinden. (Zustimmung und Beifall.) Für die Kriegsanleihen selbst haben wir allerdings eine Tilgung nicht vorgesehen. Das ist ein Punkt, der der Regelung bei Friedensschluß überlassen bleiben kann. Beim Etat der Reichsschulden finden Sie einen Mehrbedarf für Verzinsung von nahezu einer Milliarde. Das erklärt sich daraus, daß die Reichsschulden, die bei Ausbruch des Krieges rund fünf Milliarden betrugen, inzwischen auf 15 Milliarden angewachsen sind und daß, wie die neue Kreditforderung zeigt, sie weiter wachsen und wachsen müssen, wenn der Krieg länger andauert. Das ist also derjenige Posten im Budget, der vorläufig durch den Krieg am meisten getroffen wird. Auch hier haben wir geglaubt, nicht darauf verzichten zu können, solange wir es können — zurzeit können wir es noch — die Zinsen für die Tilgung der Reichsschulden in den ordentlichen Etat einzustellen. Man muß auch in Kriegszeiten vermeiden, auf die schiefe Ebene zu kommen und Schulden mit neuen Schulden zu tilgen. Wie sich die Verhältnisse bei der Reichsschuld späterhin gestalten werden, hängt von dem Kriegsausgang ab. Wir werden nicht darauf verzichten können, und wir denken nicht daran, darauf zu verzichten, daß unsere Feinde auch für den materiellen Schaden aufkommen müssen, der uns durch den von ihnen begonnenen Krieg erwächst. (Lebh. Zustimmung.)

Die Rechnung für das zu Ende gegangene Finanzjahr 1914 schließt trotz des Krieges nicht mit einem Fehlbetrag, sondern voraussichtlich mit einem Ueberschuß ab. (Hört hört!)

Dieser Ueberschuß wird ungefähr 38 Millionen Mark betragen. Ich will Ihnen Ihre Freude nicht gern stören, aber die Gewissenhaftigkeit erfordert doch, daß ich hinzusetze, daß dieser Ueberschuß nur ein rechnungsmäßiger ist. (Heiterkeit.) Der Wehrbeitrag hat eine Mindereinnahme gebracht, was sich daraus erklärt, daß die ursprüngliche Schätzung sich nicht als gerechtfertigt erwiesen hat.

Der vorliegende Etat balanciert nicht nur äußerlich, sondern er trägt auch immerhin ein gewisses inneres Gleichgewicht in sich selber. Daß ich dieses Urteil aussprechen darf auf Grund der Ergebnisse einer achtmonatigen Kriegszeit, zeigt, wie solide die Fundamente sind, auf denen unsere Reichsfinanzwirtschaft beruht. Wir dürfen die beruhigende Gewißheit in uns tragen, daß der Unterbau, den deutsche Arbeit, deutsche Intelligenz und deutsche Methode geschaffen haben, selbst für eine Welt von Feinden schlechthin unzerstörbar ist. (Beifall.)

Dieser Krieg sprengt ja alle Maße, mit denen wir bisher zu rechnen gewohnt waren. Die Zahl der Riesenheere und Verluste an Menschenleben, der Verbrauch an Material, die Zerstörung an Werten, der Kummer und das Herzeleid im ganzen Lande vom Palast bis zur Hütte, aber auch der Opfermut und die Willenseinheit der unzähligen Millionen, das alles sind Vorstellungen, an die sich die Menschheit erst gewöhnen muß. Wir müssen heute mit Summen rechnen, die eine geradezu schwindlige Höhe haben. Die wöchentlichen Ausgaben der sämtlichen kriegführenden Großmächte belaufen sich allein auf 1½ Milliarden Mark. Die verbündeten Regierungen sind genötigt, Sie zu ersuchen, zu den bereits bewilligten Krediten von zweimal fünf Milliarden den im außerordentlichen Etat für das Jahr 1915 angeforderten weiteren Kriegskrediten von 10 Milliarden Mark Ihre Zustimmung zu erteilen, um uns die nötige finanzielle Bewegungsfreiheit zu sichern. Bei diesen gewaltigen Forderungen, wie sie niemals von einem Parlament der Welt verlangt worden sind, sind wir überzeugt, daß kein Opfer zu groß, keine Last zu schwer sein kann, wenn es sich um unser ein und alles, wenn es sich um den Bestand und die Größe des Vaterlandes handelt. So schwer auch die finanziellen Opfer sind, die schwersten Opfer sind sie nicht. Das schwerste Opfer ist das gute deutsche Blut, das draußen auf den Schlachtfeldern in West und Ost geflossen ist und noch fließen wird.

Mit der Bewilligung der Mittel zur Fortführung des Krieges ist es aber nicht getan. Das ist nur eine Autorisation der Regierung, diese Mittel im Anleihewege flüssig zu machen. Ich bitte Sie: begnügen Sie sich nicht mit dem stolzen Bewußtsein, die Mittel bewilligt zu haben! Beteiligen Sie sich auch an ihrer Aufbringung! Nicht nur mit Ihrem eigenen Vermögen, soweit es in Ihren Kräften steht — das ist selbstverständlich! — klären Sie, die gewählten Vertreter des deutschen Volkes, die Leute, die Ihnen ihr Vertrauen geschenkt haben, über ihre Pflichten auch auf diesem Gebiete auf! Dieser Pflicht kann sich niemand entziehen! (Beifall.) Unsere erste Anleihe ist der größte Erfolg gewesen, den jemals eine Finanzoperation gehabt hat. Wir verdanken ihn der zähen Arbeit des deutschen Volkes und seinen Fortschritten, der opferwilligen Vaterlandsliebe aller Schichten der Bevölkerung, der Organisation unseres Geld- und Kreditwesens und der ausgezeichneten Leitung unseres Anleihegeschäftes.

Es ist mir ein Bedürfnis, hier auszusprechen, welches Verdienst um unsere finanzielle Kriegsbereitschaft sich die Reichsbank erworben hat. In zäher Arbeit hat der Reichsbankpräsident darauf hingewirkt, unser Kreditwesen für den Krieg vorzubereiten. Hierbei ist er oft auf Zweifel und Bedenken gestoßen. Er hat aber in einem Maße Verständnis gefunden, daß ohne gesetzlichen Einfluß unsere gewaltige Kreditorganisation sich während des Kriegsausbruches besser bewährt hat, als die irgend eines anderen Landes.

Neben der unvergleichlichen Tapferkeit unseres Heeres war dies der größte Erfolg. Der glänzende Erfolg der ersten Kriegsanleihe ist aber nur ein erster Erfolg. Eine ge-

wonnene Schlacht ist noch kein gewonnener Feldzug. Auch dieser zweite Appell an die deutsche Sparer und Kapitalisten muß ausgiebigsten Widerhall finden. Die Organisation, die bei der Aufbringung der ersten Kriegsanleihe so vorzüglich funktionierte, ist noch weiter ausgebaut worden. So haben sich ihr auch sämtliche Kreditgenossenschaften zur Verfügung gestellt. In den kleineren Plätzen, in denen nicht wenigstens eine Sparkasse besteht, nehmen die Postanstalten Zeichnungen entgegen. Auch haben wir uns an die Regierungen der Einzelstaaten gewandt, daß sie unsere Werbearbeit unterstützen. Um auch den breitesten Massen die finanziellen Vorteile, die eine Zeichnung auf die Kriegsanleihe gewährt, vor Augen zu führen, haben wir ein Merkblatt herausgegeben.

Das ganze Volk muß erkennen, daß dieser Krieg mehr als irgend einer zuvor, nicht nur mit Eisen, sondern auch mit Geld geführt wird. Für diesen Krieg besteht nicht nur eine allgemeine Wehrpflicht, sondern auch eine allgemeine Spar- und Zahlpflicht. Keiner darf sich diesen Pflichten entziehen. Der Verschwender notwendiger Lebensmittel und der Mammonsknecht, der sich von seinen Schätzen nicht trennen kann, steht dem Deserteur gleich. Niemand darf sagen, auf meine lumpigen Ersparnisse kommt es nicht an. Es kommt auf alle Ersparnisse an. Das deutsche Volk muß leisten, was es irgend leisten kann. Schande über jeden, der sich ausschließt!

Das akute Thema der Kriegsanleihe hat mich vom Reichshaushaltsetat auf ein weiteres Feld geführt, auf das große Schlachtfeld der finanziellen Kriegführung. Ich will versuchen, Ihnen wenigstens einen gefühlsmäßigen Maßstab für die Größe der finanziellen Aufgaben zu geben, die sich der verstandesmäßigen Auffassung sonst entziehen. Wenn jeder seine Pflicht tut, kann uns auch hier der Sieg nicht fehlen. Das Ausland hat lange die Augen vor unserem wirtschaftlichen und finanziellen Wachstum verschlossen, vor allem die Nationen des alten Reichtums, Frankreich und England, sehen bei allem Respekt vor unseren militärischen Leistungen auf unsere finanzielle Leistungsfähigkeit mit ungeheurer Geringschätzung herab. Noch 1911, zur Zeit der Marokkokrisis, glaubten die Franzosen durch Zurückziehung ihrer Guthaben uns zum Frieden zwingen zu können. Sie haben uns damit ungewollt gewissermaßen eine Generalprobe unserer finanziellen Kriegsbereitschaft ermöglicht, und diese ist günstig für uns ausgefallen. Die Franzosen haben aus dieser Erfahrung aber nichts gelernt. Bald bildete sich dort die Legende: Nur die Gefahr des vollständigen finanziellen Zusammenbruches habe Deutschland damals von einem Ueberfall auf Frankreich abgehalten.

Auch England hat unsere wirtschaftliche und finanzielle Leistungsfähigkeit unterschätzt. Die Kenntnis anderer war ja niemals Englands starke Seite. (Sehr richtig.) Sie kennen alle das Wort, daß der letzte Kampf mit silbernen Kugeln ausgefochten werden soll, und Lloyd George meinte, über diese letzten silbernen Kugeln werde England verfügen. Ich habe mir den Wortlaut der Rede Lloyd Georges etwas näher angesehen und bin dabei, abgesehen von der selbstverständlichen Ueberzeugung von Englands Ueberlegenheit in finanzieller Beziehung gegenüber der ganzen Welt, auf eine Auffassung von Krieg und Geschichte gestoßen, die ich glaube, diesem hohen Hause nicht vorenthalten zu dürfen. Lloyd George suchte in jener Rede dem Handel begreiflich zu machen, daß er den Kapitalmarkt nicht für seine Bedürfnisse in Anspruch nehmen dürfe, sondern dieser müsse ausschließlich der Regierung für Kriegszwecke überlassen werden, also genau so wie in Deutschland.

Die Regierungen brauchen jeden Pfennig, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Ihre erste Sorge müßte sein, diesen Krieg zu gewinnen. Die ersten hundert Millionen könne der Feind ebenso gut aufbringen wie England, die letzten hundert Millionen habe der Feind überhaupt nicht. England habe schon mit den silbernen Kugeln den größten Krieg, den es je geführt habe — den napoleonischen Krieg — gewonnen. Lloyd George

setzte hinzu, das Geschäft müsse natürlich aufrecht erhalten werden, denn es sei notwendig, um den Krieg im Gange zu halten. Lord George glaubte also, daß die silbernen Kugeln den Krieg gegen Napoleon gewonnen haben! Ganz abgesehen von dem tapferen Marschall Vorwärts glaube ich, auch Wellington würde sich im Grabe umdrehen, wenn er das hörte. Und den preußischen Grenadieren, die bei Waterloo zur rechten Zeit Wellingtons Truppen herausgehauen und damit den Krieg entschieden haben, ihnen waren silberne Kugeln eine gänzlich unbekannte Munition. Auch unsere Zweiundvierziger und unsere Unterseeboote pflegen nicht mit silbernen Kugeln zu schießen, sondern mit gutem deutschem Stahl.

Das Wort Clausewitzens: Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, muß ins Englische übersetzt werden: Die Politik und der Krieg sind die Fortsetzung des Geschäfts. Wir sehen im Kriege die schwerste, aber auch erhabenste Prüfung, die alle moralischen, intellektuellen und materiellen Kräfte des deutschen Volkes auf den Plan ruft und auf das Aeußerste anspannt. Diese Auffassung ist ein besseres Fundament unserer Zuversicht, als alles Gold und Silber der Welt. Wir kennen nun den Gegner und können ihm mit seinen eigenen Waffen ausreichend dienen. Diese felsenfeste Zuversicht möchte ich als meine innerste Ueberzeugung mit Nachdruck bekunden.

Die Entwicklung unseres Volksreichtums und Volkseinkommens war vor dem Krieg an einem Punkt angelangt, daß wir uns England gegenüber als gleichwertig, Frankreich überlegen ansehen konnten. Unser Kapitalzuwachs fand vor allem lohnende Verwendung in der heimischen Volkswirtschaft. Der Ausbau und die Modernisierung unserer Industrie stellte an den Kapitalmarkt gewaltige Ansprüche. Vor zwölf Jahren hatte unsere Roheisenproduktion mit zehn Millionen Tonnen gerade die uns vorher überlegene englische erreicht. Ein Jahr vor dem Krieg, 1913, übertraf unsere Roheisenerzeugung mit rund zwanzig Millionen Tonnen die stabil gebliebene englische genau um das Doppelte. Unsere Landwirtschaft hat sich rationalisiert, beinahe industrialisiert in einer Weise, daß ihre Erzeugung nicht nur dem starken Wachstum unserer Entwicklung Schritt hielt, sondern, auf die Grundfläche bezogen, einen erheblicheren Ertrag lieferte als die Landwirtschaft der anderen meist klimatisch und nach der Bodengestaltung günstiger gestellten Länder. Die deutsche Landwirtschaft ist heute in der ganzen Welt nicht nur unübertroffen, sondern auch unerreicht.

Für Auslandsanlagen blieb nur ein verhältnismäßig bescheidener Teil unserer jährlichen Ersparnisse übrig. In den letzten fünf Jahren vor dem Krieg betrug der Anteil der öffentlichen Emissionen an öffentlichen Anleihen in Deutschland 15 Prozent, in Frankreich 69 Prozent, in England 46 Prozent, wozu noch 36 für die Kolonien kamen. Nach unseren Auslandsanlagen gemessen sind wir allerdings ein armes Volk geblieben. Aber das ist ein fast so falscher Maßstab, wie wenn man die Wohlstandszunahme eines Mannes nach seinem äußerlichen Aufwand beurteilen wollte. Die geringe Menge verfügbaren Kapitals für Auslandszwecke hat eine Parallele in der Entwicklung des Geldmarktes im Innern. Das starke Bedürfnis unserer Industrie, Landwirtschaft und unseres Handels nach Entwicklung hat unseren inneren Geldmarkt stärker in Anspruch genommen als den unserer ausländischen Wettbewerber. Die zeitweise stürmische Aufwärtsbewegung wurde im Ausland als Schwäche angesehen. In Wirklichkeit war das nur eine Begleiterscheinung. Das hat sich gerade in den Monaten vor Ausbruch des Krieges deutlichst gezeigt, wo der französische Markt und die französische Bankwelt unter der Wucht gewaltiger Verluste an auswärtigen und überseeischen Werten litten.

Der bisherige Verlauf des Krieges hat jenen Recht gegeben, die unsere Finanzkraft gegenüber unseren Gegnern günstig bewerteten. Die vielen Jahre der Arbeit und Sparsamkeit haben bei uns Kräfte angesammelt, die durch die wohlvorbereitete Organisation

der finanziellen Mobilmachung in wirksamster Weise zur Geltung gebracht werden konnten. Die Verwirrung und Kopflosigkeit in den ersten Wochen, die ein törichtes Zurückhalten und Zurückziehen von barem Gelde mit sich brachten, hatte dank dem zielbewußten Eingreifen der Reichsbank, und der sofortigen Errichtung der Darlehenskassen, dem ruhigen und sicheren Verhalten unserer Geldinstitute, ein Wiederaufrichten der Zahlungsmittel zur Folge und brachte den Geldverkehr in normale Verhältnisse. Wir brauchen nicht, wie die Bank von England, den Diskont auf zehn Prozent zu erhöhen, sondern kamen mit sechs Prozent aus, wir brauchten keine Bankfeiertage einzurichten und hatten ebensowenig wie andere kriegführende Staaten und die meisten neutralen Länder ein allgemeines Moratorium zu erlassen. Auch unser Staatskredit hat sich besser gehalten als derjenige Frankreichs. In England mußte die englische Regierung Minimalkurse festsetzen; 1910 war der Durchschnittskurs der dreiprozentigen französischen Rente 98 Prozent, der der deutschen dreiprozentigen Reichsanleihe 84 Prozent. Seit einiger Zeit hat die französische Rente den kolossalen Vorsprung von 14 Prozent eingebüßt.

Unsere sowie die unserer österreichisch-ungarischen Verbündeten Kriegskosten sind Ihnen bekannt. Die uns verbündete Türkei versteht es gleichfalls, ihre Kriege mit einem Mindestmaß finanziellen Aufwandes zu führen. Die Kriegskosten unserer Feinde sind unbedingt größer als die unserigen und die unserer Verbündeten. Namentlich die Kriegskosten Englands zeigen in den letzten Monaten eine erfreuliche Zunahme. In den mit März ablaufenden acht Kriegsmonaten hat England kaum weniger als neun Milliarden Mark Kriegskosten gehabt. Ueber die Kriegskosten Rußlands sind zuverlässige Angaben nicht vorhanden. Nach einer Aeußerung von Lloyd George ergibt sich, daß die Kriegskosten Rußlands und Frankreichs kaum geringer sind als die doppelten Kriegskosten Englands. Rechnet man die Nebenkosten der Belgier, Serben und Montenegriner hinzu, so wird die Summe der täglichen Kriegskosten unserer Gegner mehr jenseits als diesseits von 120 Millionen Mark sein, das sind 3,6 Milliarden in einem einzigen Monat.

Drei Arten der Aufbringung dieser Kriegskosten sind möglich: Erstens Aufnahme von Anleihen, zweitens Inanspruchnahme der Notenpresse und des Papiergeldes, drittens Verminderung der laufenden Ausgaben. An den laufenden Ausgaben läßt sich in einem geordneten Staatswesen nur wenig vermindern, wenn nicht allgemeine Interessen schwer leiden sollen. In unserem Etat haben wir nun nur in bescheidenen Grenzen Kürzungen vorgenommen. Zudem betragen die Kriegskosten ein Mehrfaches des normalen Budgets, so daß diese Ersparnisse fast in gar keinem Verhältnis zu den Riesenkriegskosten stehen. Nur England hat sich zur Einführung einer neuen Steuer entschlossen. Rußland hat sogar seine stärkste Einnahme, das Alkoholmonopol, abgeschafft. Der englische Versuch der Aufrechterhaltung einer alten Tradition ist ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Das Aufkommen der Steuer reicht nicht einmal aus, um die durch die Kriegskosten vermehrte Zinsenlast zu mildern. Die regelmäßigen Schuldentilgungsbeträge mußten sogar zur Balancierung des Etats hinzugenommen werden.

Die verbündeten Regierungen haben von der Einbringung von Kriegssteuern Abstand nehmen können, weil bei uns zwingende Gründe zu einer solchen Balancierung des ordentlichen Etats zurzeit nicht vorliegen. Das Land ist ohnehin stark belastet. Die Regierung ist in ihrer Stellungnahme dadurch bestärkt worden, daß auch die stärkste Steuer nicht viel mehr als wenige Prozent der gewaltigen Kriegsausgaben aufbringen wird. Und dann halten wir ja an der Hoffnung fest, beim Friedensschluß die Rechnung unseren Gegnern vorzeigen zu können. (Starker Beifall.)

Es ist erfreulich, daß auch die Donaumonarchie mit ihrer Kriegsanleihe einen sehr ansehnlichen Erfolg erzielt hat. Die Anleihe hat mehr als 3 Milliarden 300 000 Kronen gebracht, eine Summe, die unseren Gegnern — wenn sie überhaupt sehen und hören

wollen — beweisen muß, daß sie nicht nur Deutschlands Finanzkraft, sondern auch die Oesterreich-Ungarns ganz bedeutend unterschätzt haben. Von den Anleihen unserer Gegner hat keine einen Erfolg erzielt, der sich neben unseren Anleihen sehen lassen kann. In England wurden dabei noch die Bedingungen in bisher beispielloser Weise erleichtert. Wir sind dagegen in der erfreulichen Lage, unsere zweite Anleihe zu einem um ein Prozent höheren Kurs auszugeben als die erste. Dagegen ist der Kurs der englischen Anleihe gesunken.

Im Herbst hat Lloyd George erklärt, daß die Finanzierung des Krieges soweit gesichert sei, daß ein weiterer Appell an das Publikum vor Juli nicht nötig sein werde. Jetzt läßt die englische Regierung erklären, daß eine zweite große Anleihe nahe sei. (Hört, hört!) Lloyd George will gleich nach Ostern ein entsprechendes Gesetz einbringen. Rußland und Frankreich haben große Finanzoperationen zur Deckung ihrer Kriegskosten einzuleiten versucht. Bei Rußland kann das nicht überraschen. Es war von jeher auf ausländische Kapitalmärkte in großem Umfange angewiesen. Die sind ihm nun verschlossen. Rußland ist es gelungen, von England und den Vereinigten Staaten etwa 600 Millionen Mark zu erhalten. Die Gesamtleistungen des französischen Geldmarktes stehen hinter dem in Frankreich bisher gering geschätzten österreichisch-ungarischen Markte zurück. Auch der Kurs ist wesentlich ungünstiger als der unserige. Bei den neuen Anleihen werden die alten Anleihen in Zahlung genommen, so daß die Anleihe wohl gezeichnet wird, aber die Regierung kein Geld bekommt. (Heiterkeit.)

Die französische Finanzpolitik besteht also darin, aus Papier wieder Papier zu machen. Diese recht großen russischen und französischen Schwierigkeiten lassen bald den Wunsch erkennen, von England Geld zu bekommen. Der russische Finanzminister begab sich auf Reisen, und die Presse des Dreiverbandes trat für eine gemeinschaftliche Anleihe ein. Lloyd George selbst hat im britischen Parlament über die Ergebnisse der Finanzkonferenz berichtet. Das Wichtigste ist, daß der Plan einer gemeinschaftlichen Anleihe zwischen Rußland, England und Frankreich an einem Widerstande Englands gescheitert ist. In England ist man mißtrauisch gegen Rußland. Englands finanzielle Rüstung beginnt einen schwachen Punkt zu zeigen, das ist der relativ niedrige Goldbestand der Bank von England, der halb so hoch ist, wie der unserer Reichsbank. Der Goldbestand unserer Reichsbank hat sich in einem ungeahnten, nirgends erreichten Maße gehoben. Seit Kriegsausbruch hat unser Goldbestand von rund 1250 Millionen auf 2300 Millionen Mark zugenommen. Die ganze Bevölkerung hat dazu beigetragen, die Goldreserve aus dem Lande in die Reichsbank überzuleiten, an diejenige Stelle, wo das Gold in Kriegszeiten am wirksamsten ist. Dieser Zustand dauert noch an. Woche für Woche kann die Reichsbank mit einer Anzahl neuer Millionen Goldes aufwarten.

Ich möchte nicht unterlassen, von dieser Stelle aus allen denen, die sich für die finanzielle Wehrkraft unseres Vaterlandes durch die Hergabe und Sammlung von Gold verdient gemacht haben, zu danken. Ganz besonders anzuerkennen ist es, daß sich dieser große Goldzufluß zur Reichsbank vollkommen freiwillig unter dem Einfluß einer wohlorganisierten Aufklärung vollzogen hat. Ich stelle das besonders deshalb hier fest, weil die feindliche Auslandspresse die albernsten Märchen über die Zunahme unseres Goldbestandes kolportiert hat, und ich selbst seit Uebernahme des Amtes unzählige Zuschriften erhalten habe, in denen allerlei Zwangsmittel in Vorschlag gebracht werden. Wir wollen aber auch für die Zukunft jeden Zwang vermeiden und stolz darauf sein, daß wir den Woche für Woche sich vollziehenden Zuwachs an Gold ausschließlich der vaterländischen Gesinnung der deutschen Bevölkerung zu verdanken haben. (Beifall.) Wir wollen stolz darauf sein, daß die Banken unserer Feinde in keiner Weise auch nur entfernt ähnliche Erfolge aufzuweisen haben. Frankreich bekam trotz größter Anstrengungen nicht viel

Gold in seine Staatsbank herein. Der Bestand der französischen Staatsbank an Gold ist heute fast genau so hoch wie er zu Beginn des Krieges war. Die Bank von England hat anfänglich ihren Goldbestand durch Zufuhren aus Kanada und Australien und durch den Goldbestand der ägyptischen und der belgischen Nationalbank erhöht, aber seit November 1914 ist wieder ein ununterbrochener Rückgang eingetreten. Sie werden verstehen, warum England sich von Frankreich und Rußland eine Unterstützung der Bank von England ausgebeten hat für den Fall, daß der Goldbestand der Bank von England unter einen gewissen Punkt herabgehen sollte. Rußland und Frankreich sollen England helfen, das Gold seiner amerikanischen Einfuhr aufzubringen. Unsere Reichsbank steht aber auch sonst in jeder anderen Beziehung an erster Stelle. Dazu kommt, daß auch bei unseren anderen großen Banken die Einlagen Erhöhungen erfahren. Das gleiche sehen wir bei den Sparkassen. Die Einlagen bei den deutschen Sparkassen waren Ende 1914 um nicht weniger als 900 Millionen Mark höher als am Ende des Vorjahres. (Beifall.) In Frankreich zeigt sich bei den Sparkassen fortgesetzt ein Rückgang der Einlagen. Dabei müssen wir noch berücksichtigen, daß aus unseren Sparkassen bisher 800 Millionen für die Kriegsanleihe gezeichnet sind. Die Ursache dieser erstaunlichen Entwicklung bei uns ist, daß unsere Volkswirtschaft sich in geradezu wunderbarer Weise dem Kriege angepaßt hat, und daß ferner die großen Ausgaben für Kriegszwecke dem Inlande wieder zufließen. Es herrscht bei uns ein gesunder, wohltätiger Kreislauf.

Im neutralen Lande hat man unsere finanzielle Lage mit Rücksicht auf den Stand der internationalen Wechselkurse viel zu ungünstig beurteilt. Die Entwicklung unserer ausländischen Wechselkurse steht in gar keinem Zusammenhange mit der Stärke unserer finanziellen Position. Sie beruht lediglich auf unserem auswärtigen Verkehr, auf dem Ausgleich zwischen Einfuhr und Ausfuhr.

Unser Verkehr mit überseeischen Gütern ist fast ganz unmöglich geworden. Unsere Einfuhr beschränkt sich im wesentlichen auf Nahrungsmittel, die schon in normalen Zeiten bar reguliert werden. Unsere Ausfuhr bestand vorwiegend aus industriellen Produkten, bei denen meistens der Kredit in Anspruch genommen wurde. Unsere Ausfuhr nach Rußland ist jetzt ganz unmöglich gemacht und ist auch sonst sehr erschwert. Auch unsere Einfuhr beschränkt sich auf eine Zahl neutraler Länder. Wir würden einen Ausgleich für unsere ausländischen Wechselkurse durch die Versendung von Gold nach dem Auslande erreichen können. Wir halten aber die Aufrechterhaltung des guten Goldstatus unserer Reichsbank für wichtiger als die ausländischen Wechselkurse. Im übrigen ist der englische Hohn über die deutschen Wechselkurse doch schon stiller geworden, denn trotz der großen Goldabgaben der Bank von England hat der Kurs des Pfund Sterling gegenüber dem amerikanischen Dollar eine Entwertung um mehrere Prozent erfahren. Das ist eine Erscheinung, wie sie seit den napoleonischen Kriegen nicht dagewesen ist. Dieser Hohn wird also auf seine Urheber zurückfallen. Wir dürfen gegenüber diesen Erscheinungen des ausländischen Marktes unser kaltes Blut nicht verlieren. Wir müssen sie im Vertrauen auf die Weiterentwicklung des großen Völkerringens mit aller Ruhe betrachten. Das allergrößte Phänomen auf wirtschaftlichem Gebiete ist die Anpassung des deutschen Wirtschaftslebens gegenüber den durch den Krieg vollständig veränderten Verhältnissen. Deutschland hatte vor dem Krieg einen Auslandshandel von über 20 Milliarden Mark. Er wurde nur noch von dem englischen unerheblich übertroffen. Unsere Gegner, namentlich unser gefährlichster Gegner, hatten damit gerechnet, daß ein Stillegen unseres gewaltigen Außenhandels die schwersten Störungen, ja eine lebensgefährliche Hemmung unseres ganzen volkswirtschaftlichen Organismus zur Folge haben würde. Aber, wie Ihr Präsident schon ausführte, die Rechnung hatte ein Loch. Sie hatte die Kräfte unterschätzt, die sich in Deutschland auf dem härtesten Boden körper-

licher und geistiger Arbeit entwickelt hatten und die jetzt ausreichen, um das deutsche Volk in Nahrung zu setzen. Das deutsche Volk trägt willig die Einschränkungen, die sich aus der Lahmlegung unseres Außenhandels ergeben.

Das ganze deutsche Volk ist in wenigen Monaten eine gewaltige, von einem Willen beseelte Kriegsmaschine geworden. Die Schwingen sind uns gewachsen für den weiten Weltraum. Die Wurzel unserer Kraft liegt aber im heimischen Boden. Solange wir auf diesem heimatlichen Boden stehen, solange wir uns seiner würdig erweisen, solange wird es keiner Macht gelingen, uns die Lebensmittel abzuschneiden. Dieser Zuversicht sind wir heute mehr denn je. Es gibt bei uns keine Arbeitslosigkeit, die Schornsteine rauchen, und die Räder summen, unsere Eisenbahnen haben, bis auf einen geringen Bruchteil, die früheren Verkehrszahlen erreicht. Unserer Wissenschaft und unserer Industrie ist es gelungen, für ausländische Rohstoffe, die uns fehlen, den Ersatz zu schaffen. Ein Beispiel für viele. Bisher wurden über eine Million Tonnen Chilesalpeter nach Deutschland eingeführt. Diese Zufuhr ist uns jetzt abgeschnitten. Da ist es in der kurzen Zeit gelungen, aus dem Luftstickstoff den nötigen Ersatz zu schaffen, und das ist eine Leistung, namentlich wenn man die großen Mengen berücksichtigt, um die es sich handelt, die uns die ganze Welt nicht nachmachen kann.

Es wird uns gelingen, durchzuhalten, wenn man sieht, wie es gelungen ist, ein Volk von 70 Millionen, das mit tausend Fäden mit der Weltwirtschaft verflochten ist, auf sich selbst zurückzuführen, wenn man sieht, wie dieses Volk von 70 Millionen mit seiner ungeheuren wirtschaftlichen und sozialen Organisation ohne Elend durch den größten Krieg der Weltgeschichte hindurchgeht, durch einen Krieg, der ein Hunger- und Vernichtungskrieg der ganzen deutschen Kultur sein sollte. Wir alle können uns aber der Größe der Zeit nur würdig zeigen, wenn wir uns Tag für Tag, Stunde für Stunde von dem ganzen schweren Ernst der dem deutschen Volke auferlegten Prüfung bis ins Innerste durchdringen lassen, wenn jeder täglich und stündlich bereit ist, für dieses große Ziel alles hinzugeben. Wir haben das leuchtende Beispiel an unseren braven Soldaten, die zu Lande und zu Wasser zu jeder Stunde Gut und Blut für das Vaterland einsetzen. Unseren braven Soldaten verdanken wir es, daß kaum mehr ein Feind auf deutschem Boden steht. Unseren braven Soldaten und ihrer Führung verdanken wir es, wenn sich an ihren Reihen der Ansturm der Feinde bricht. Zeigen wir uns den Kriegern draußen ebenbürtig an Mut und Selbstverleugnung und Fähigkeiten und Disziplin. Wenn wir ein Heer, ein Volk, ein Blut sind, dann kann uns mit Gottes Hilfe der Lohn nicht fehlen, dann werden wir durchhalten und durchkämpfen bis zum vollen Siege, bis zum ehrenvollen Frieden und zum Siegespreise, der uns nach allen unsäglichen Opfern Ausgleich und Versöhnung bieten soll, dann wird das deutsche Volk vor dem Weltgericht bestehen, und die Zukunft wird uns gehören. (Lebhafter anhaltender Beifall.)

Zunächst ergriff der Abgeordnete Haase (Soz.) das Wort und führte u. a. folgendes aus: „Der Gedanke, der die sozialdemokratische Fraktion bei Kriegsausbruch geleitet hat, geht dahin, daß es Pflicht ist, alles zu tun, um das eigene Land zu verteidigen. Dieses Bestreben wird nicht durchkreuzt, sondern befestigt durch öffentliche Kritik. Die sozialdemokratische Fraktion hat nicht daran gedacht, für ihre Abstimmungen am 4. August und 2. Dezember 1914 irgendeine Gegengabe zu verlangen. Für sie war und ist ihr Votum kein Handel, wir können es aber nicht billigen, daß die Regierung dem Reichstage, der im achten Monat eines welterschütternden Krieges zusammentritt, im wesentlichen nur den Etat vorlegt, angesichts der Opfer, die das Volk bisher gebracht hat und täglich bringt.

Unsere Brüder im Felde, die stündlich dem Tod ins Auge schauen, erfüllen mit fast übermenschlicher Kraft ihre harte Pflicht, alle ohne Unterschied, in gleicher Weise. Darum

darf sich die Regierung nicht länger der Aufgabe entziehen, dafür zu sorgen, daß den gleichen Pflichten auch gleiche staatsbürgerliche Rechte gegenüberstehen. Die Organisationen der Arbeiter haben aus ihren Mitgliedern über 20 Armeekorps gestellt und haben im Krieg und daheim Großes geleistet. Wie kann da eine Reichstagstagung vorübergehen, ohne daß die Ausnahmebestimmungen des Koalitionsrechtes beseitigt werden. Für Klassenwahlrechte darf im Deutschen Reich kein Platz mehr sein. Wenn die Regierung tatkräftig dahin strebt, wird sie mit Unterstützung der Mehrheit der Bevölkerung alle entgegenstehenden Hindernisse überwinden. Mit steigendem Unmut beobachten wir, wie auf dem Gebiete des Vereins- und Versammlungsrechtes die bereits errungenen Freiheiten eingeschränkt werden. Der Kriegszustand darf nur insoweit aufrecht erhalten werden, als er für die öffentliche Sicherheit notwendig ist. Vergeblich hat man auf die Aufhebung des Belagerungszustandes gewartet. Die Beschränkungen haben zugenommen und eine starke Erbitterung erzeugt. Auch die Zensur wird von Leuten gehandhabt, die kein Verständnis für Politik haben ... Man beruft sich immer auf den Burgfrieden. Der bedeutet doch nur, im politischen Kampf gegen andere Parteien oder Konfessionen jede gehässige persönliche verletzende Form zu vermeiden. Der Burgfriede darf aber nicht zur Verletzung von Grundsätzen führen ...

Der Reichskanzler will, daß das deutsche Volk ein freies Volk sei. Der geschilderte Zustand ist eines freien Volkes unwürdig. Dem freien Volk gebührt die freie Rede, ganz besonders, wenn der Krieg seinem Abschluß entgegengeht. In allen Ländern macht sich das Grausame des Krieges fühlbar. Es ist natürlich, daß überall der Wille durchbricht, dem schrecklichen Gemetzel des Krieges ein Ende zu machen. Dies auszusprechen ist kein Zeichen der Schwäche. Am wenigsten kann es bei uns so gedeutet werden, denn unsere militärischen Erfolge sind unbestreitbar. Unser Wirtschaftsleben und unsere Finanzen haben sich als fest erwiesen. Gerade der Starke darf zuerst von Frieden sprechen.

Unser Wunsch ist ein dauerhafter Friede, der nicht neue Verwicklungen in sich schließt. Das wird erreicht, wenn kein Volk das andere vergewaltigt, wenn die Völker ihre Aufgabe in dem friedlichen Austausch der Kulturgüter erblicken. Bis das blutige Ringen zum Abschluß gekommen ist, haben wir im Innern die Volksernährung sicherzustellen. Unser Volk kann durch den Hunger nicht auf die Knie gezwungen werden. Bei den bisherigen Maßnahmen hat unsere Regierung leider manches versäumt. Jetzt darf kein Interesse dem der konsumierenden Bevölkerung vorgehen. Es ist nicht unbillig, daß diejenigen, die in der Zeit der Not ihr Vermögen vermehren, einen großen Teil dieses Zuwachses dem Reiche abgeben. Der Staatssekretär sollte das Besitzsteuergesetz einer näheren Prüfung unterziehen. Verbitternd müßte es wirken, wenn die Spekulanten und Lieferanten, die aus der Not des Volkes ihren Gewinn ziehen, ungeschoren davonkämen. Bei den großen Arbeiten, die der Reichstag vor sich hat, werden wir dafür sorgen, daß sie zu einem gedeihlichen Ende kommen. (Beifall der Soz.)

Abgeordneter Dr. Spahn (Ztr.) ersucht, den Etat der verstärkten Budgetkommission zu überweisen und erklärt im Namen der übrigen Parteien des Hauses mit Ausnahme der Polen als Entgegnung auf die Ausführungen des Vorredners über den Frieden, die im Auslande zu Mißverständnissen führen könnten, folgendes: „Das deutsche Volk führt den Krieg nicht um des Krieges willen, sondern um des Friedens willen, aber um eines Friedens willen, der mehr als bisher der deutschen Arbeit freien Wettbewerb und machtvolle Entwicklung sichert, und der einen dauernden Schutz gegen frevelhafte Angriffe auf die Grundlagen seiner Größe bedeutet. Wir erreichen dieses Ziel nur durch siegreiche Kämpfe, die mit aller Kraft bis zum Ende auszufechten das deutsche Volk entschlossen ist.“ (Lebhafter Beifall.)

Namens der polnischen Fraktion erklärte der Abgeordnete Seyda (Pole): „Soweit wir den Etat übersehen können, enthält er keine Position, gegen die wir grundsätzliche Bedenken zu erheben hätten. Wir fühlen indessen das Bedürfnis, im gegenwärtigen Augenblick unser früheres Verlangen zu wiederholen, daß sämtliche Ausnahmegesetze im Reiche und in den Bundesstaaten schon während des Krieges aufgehoben werden, was nicht nur der Gerechtigkeit, sondern auch dem Interesse des Reiches entspräche.

Darauf entgegnete Staatssekretär Dr. Delbrück: „Mir ist kein Reichsgesetz bekannt, das die Rechte der Deutschen polnischer Zunge besonders beeinträchtigt, mit Ausnahme des § 13 des Reichsvereinsgesetzes. Ich habe bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß der Reichskanzler, daß die verbündeten Regierungen zweifellos anerkennen, daß die großen Ereignisse, die der Krieg gebracht hat, uns vor die Notwendigkeit stellen werden, zu prüfen, inwieweit unsere innere Politik einer Neuorientierung bedarf. (Beifall.)

Es ist auch wiederholt darauf hingewiesen, daß der Reichskanzler und die verbündeten Regierungen der Meinung sind, daß eine solche Prüfung nicht wohl angängig ist während des Krieges, mit Rücksicht darauf, daß wir alle Gegensätze, die die einzelnen Teile unseres Volkes sonst bewegt und getrennt haben, soweit als irgend möglich ausschalten, daß wir nicht genötigt werden, über Differenzen zu diskutieren, die nicht zu diskutieren im Interesse des Vaterlandes liegt, solange unsere Heere an den Grenzen kämpfen. An diesen Grundsätzen müssen die verbündeten Regierungen festhalten, und damit komme ich zu den Ausführungen des Abgeordneten Haase, die ich bedauere (lebhafter Beifall), weil sie nach meiner Meinung nicht geeignet sind, den Frieden zu fördern, den zu halten niemand mehr bestrebt gewesen ist, als die Regierung (Beifall), und weil sie geeignet sind, im Lande draußen, aber auch jenseits unserer Grenze Auffassungen über das Verhalten und die Gesinnung der Regierung zu erwecken und zu verbreiten, die in den Tatsachen ihre Berechtigung nicht finden. Auch Herr Haase hat allgemein die Aufhebung der Ausnahmegesetze gefordert, die gegen bestimmte Volksteile erlassen sind.

Der § 13 des Reichsvereinsgesetzes trifft aber doch die Sozialdemokraten nicht. Der § 13 ist die einzige Bestimmung, die, soweit die Reichsgesetze in Frage kommen, als ein allgemeines Ausnahmegesetz angesprochen werden kann. Herr Haase hat von Ausnahmegesetzen in bezug auf das Koalitionsrecht gesprochen. Es ist mir nicht bekannt, daß da Ausnahmegesetze bestehen (Widerspruch der Soz.), Ausnahmegesetze, die sich gegen einen bestimmten Teil der Bevölkerung oder eine bestimmte politische Partei richten. Wir haben viele Gesetze, die die Freiheit des einzelnen beschränken, aber wir kennen im Deutschen Reich kein Gesetz, das eine Beschränkung der Freiheit eines einzelnen Volksteils bedeutet. Die Ausführungen Haases sind daher ungerechtfertigt, und ich weise sie mit aller Entschiedenheit zurück, um auch nach außen hin den Eindruck zu verwischen, als ob im Deutschen Reiche derartige Gesetze bestünden. (Beifall.)

Wohl gibt es außerhalb der Gesetze im Rahmen ihrer Handhabung, der Verwaltungspraxis, Verschiedenartigkeiten der Auffassung darüber, wie ein solches Gesetz zu handhaben ist. In dieser Beziehung ist ja von Ihrer Seite manche Beschwerde vorgetragen worden, deren Inhalt sich manchmal als unbegründet herausgestellt hat. Ich stelle aber ausdrücklich fest, daß nicht nur die Reichsleitung, sondern auch die Bundesstaaten während dieses großen Krieges redlich bemüht gewesen sind, durch die Handhabung der Gesetze zu beweisen, daß ihnen alle Parteien gleich nahestehen in diesem großen Kampfe, und daß sie sich voll bewußt sind der Pflichten, die sie haben gegenüber einem Volke, das mit solcher Einhelligkeit und Größe an den Grenzen für die Sicherheit des Vaterlandes kämpft. Unter diesem Gesichtspunkte ist, solange der Krieg dauert, die Verwaltung im Reiche und in den Bundesstaaten geführt worden und wird sie auch weiter ge-

führt werden. Die verfassungsmäßige Freiheit des deutschen Volkes aber ist keinesfalls beschränkt worden.

Der Kriegszustand hat dazu geführt, daß die Freiheit des einzelnen und der Presse und das Vereinsrecht in gewissen Grenzen gehalten werden mußten. Das ist ein verfassungsmäßig vorgesehener Zustand. Wenn man einen Krieg nach vier Fronten führt, dann muß auch das notwendig werden. Wir brauchen eine Zensur, damit nicht Mißverständnisse im Auslande entstehen, durch die die Völker, und besonders die neutralen, gegen uns aufgehetzt werden. Unter diesem Gesichtspunkt ist der Belagerungszustand verhängt worden und wird er aufrecht erhalten werden, auf Grund wohlerwogener Erwägung. Der Reichskanzler ist nur dafür verantwortlich, daß der Belagerungszustand nicht verhängt wird, wenn die Voraussetzungen fehlen, und daß er nicht länger bestehen bleibt als notwendig. Er ist nicht für das verantwortlich, was unter dem Belagerungszustand passiert. Was die Militärbehörden auf Grund ihrer Machtvollkommenheit tun, entzieht sich dem Einfluß des Reichskanzlers und verfassungsmäßig auch der Kritik dieses Hauses ... Alle Maßnahmen bezüglich der Beschränkung der persönlichen Freiheit und Meinungsäußerung sind ohne Unterschied der Partei getroffen worden. Die Auffassung ist irrig, als wenn Ausnahmegesetze bestünden oder Gesetze zuungunsten einer Partei oder Fraktion gehandhabt würden. Die Kommissionsberatung wird Veranlassung zur Erörterung der vielen geäußerten Einzelwünsche geben, von denen ich viele für durchaus erfüllbar halte, die zum Teil auch schon von der Regierung und von den Fraktionen erwogen worden sind.

Im preußischen Abgeordnetenhaus haben Vertreter der verschiedenen Parteien ausgesprochen, die Erklärungen der Regierung, daß ihr die Verpflichtung obliege, die gegebenen Versprechungen auch nach dem Kriege einzulösen, seien ernst zu nehmen. Wenn die anderen Parteien das Vertrauen in eine solche Haltung der Regierung haben, können wir in dieser ernsten Zeit auch verlangen, daß von sozialdemokratischer Seite der Regierung das gleiche Vertrauen entgegengebracht wird. Nur wenn dies Vertrauen besteht, sind wir in der Lage, den Krieg zu dem Ende zu führen, zu dem wir ihn führen wollen, zu einem Sieg, der uns vor einem ähnlichen Ueberfall, wie wir ihn jetzt zu bekämpfen haben, sichert, und der uns die Möglichkeit gibt, in Zukunft die Früchte unseres Fleißes und unserer Betriebsamkeit zu ernten, ohne daß man sie uns in der Weise streitig macht, wie dies jetzt geschehen ist." (Lebhafter Beifall.)

Der Etat wird darauf an die verstärkte Budgetkommission überwiesen.

Hiermit schließt die erste Tagessitzung. In einer zweiten Sitzung am Abend des 10. März 1915 wurden die übrigen Punkte der Tagesordnung an die Kommissionen verwiesen und die nächste Sitzung auf den 18. März anberaumt.

Die Sitzungen am 18., 19. und am Morgen des 20. März 1915

Die Sitzungen am 18., 19. und 20. März dienten der zweiten Lesung des Etats und zur Entgegennahme der Kommissionsberichte. Aus der Sitzung vom 18. März ist vor allem eine zeitgemäße Rede des sozialdemokratischen Abgeordneten Scheidemann hervorzuheben in der er sagte: „Alle kämpfenden Völker sehen in dem jetzigen Krieg einen Existenzkampf. Jede Maßnahme, dazu bestimmt, die Leiden der vom Kriege betroffenen Bevölkerung zu lindern, wird unseren Beifall finden. Ein Rest von Rechtssicherung muß auch im Krieg erhalten bleiben. Pflicht aller kriegführenden Staaten ist es, die aus den Reihen der Kämpfenden ausgeschiedenen Gefangenen so zu behandeln, wie die Verhältnisse es irgendwie gestatten. Wenn die Kriegsgefangenen aus Deutschland in ihre Heimat zurückgekehrt sein werden, werden sie eine Saat ausstreuen, die dem deutschen Reich eine gute Ernte bringen wird. Die Ausdauer und Tapferkeit

unserer Truppen erregen die Bewunderung der ganzen Welt. Auch wir sind ihnen zu unendlicher Dankbarkeit verpflichtet. (Lebhaftes Bravo.) Dieser Dank darf sich aber nicht erschöpfen in bloßen Worten. Wir wollen auch für die Familien der Kämpfer und für die Heimkehrenden, die ihre Gesundheit eingebüßt haben, in ausreichender Weise sorgen. (Lebhaftes Bravo.) Den Glauben an die Besiegbarkeit des deutschen Heeres müssen wir zerstören. Zur Kriegführung gehören in erster Linie körperliche und sittliche Kraft, aber auch Brot und Freiheit. Wirtschaftlich notwendige Maßnahmen, um die Ernährung des Volkes auch für die letzten Monate vor der Ernte sicherzustellen, müssen sofort getroffen werden. Die Höchstpreise müssen möglichst niedrig gehalten, die bestehenden Höchstpreise erniedrigt werden. Die Sozialdemokraten wollen mitarbeiten, auch wenn die Zeit der Kritik wiederkommt, dem deutschen Volke das zu erringen, was es braucht. Was ihm schädlich ist und was sich in dieser Prüfungszeit nicht bewährt hat, hat keine Daseinsberechtigung. Bei der ungewöhnlichen Organisationsfähigkeit des deutschen Volkes hätte es nicht vorkommen dürfen, daß es an Kriegsvorbereitungen im Frieden in irgendwelcher Beziehung fehlte. Leider wurde unsere Frage, wie die Weiterentwicklung der Volksrechte nach Friedensschluß geschehen soll, noch nicht beantwortet. Vor allen Dingen wünschen wir jetzt unter Berücksichtigung der militärischen Interessen die Wiederherstellung der Preß- und Versammlungsfreiheit. Heute am 18. März 1915 muß es gesagt werden: ohne 1848 kein deutsches Reich, ohne allgemeines Wahlrecht kein deutsches Volk, das imstande wäre, einer Welt zu trotzen. (Beifall.) Die Weltgeschichte lehrt uns, daß wir den Weg zur Freiheit gehen müssen. Auf die Geschichte gestützt, sehen wir getrost der Zukunft entgegen. Wir streben ein Vaterland der gleichen Rechte und gleichen Pflichten an, ein Vaterland der Freiheit und der Wohlfahrt." (Lebhafter Beifall bei den Soz.)

Bei der Besprechung des Abschnitts „Vereinsrecht" erhob sich der sozialdemokratische Abgeordnete Ledebour, um gegen den Sprachenparagraphen des Vereinsgesetzes zu protestieren und fuhr dann fort: „Ich hege die größte Bewunderung vor den Leistungen unseres Heeres und seiner Führer, aber ich kann die Politik der Heeresverwaltung nicht billigen, die in dem letzten Bericht des Hauptquartiers zum Ausdruck gekommen ist. Da wird erklärt, daß als Vergeltung für die Verbrennung deutscher Dörfer durch die Horden der russischen Reichswehr von uns russische Dörfer verbrannt werden sollen. (Große Unruhe; erregte Zurufe. — Abg. Liebknecht (Soz.) ruft: Barbarei!)

Der Abgeordnete Dr. Liebknecht wird vom Vizepräsidenten Dove wegen seines Zurufs Barbarei zur Ordnung gerufen, worauf Staatssekretär Dr. Delbrück und die Abgeordneten Graf Westarp (Konf.), Bassermann (Natl.), Gröber (Zentr.), Fischbeck (Fortschr. Vp.) und Schultz-Bromberg (Rp.) im Namen ihrer Parteien das Vorgehen des Abgeordneten Ledebour aufs schärfste verurteilten. Der Abgeordnete Scheidemann aber gab unter lebhaftem Beifall des ganzen Hauses im Auftrage des Vorstandes der sozialdemokratischen Fraktion folgende Erklärung ab: „Unsere Fraktion hat ihr Mitglied Ledebour beauftragt, nur über den Sprachenparagraphen des Vereinsgesetzes zu sprechen. Alles was Ledebour darüber hinausgehend gesagt hat, hat er für seine Person gesagt und hat er allein zu verantworten."

Zu der weiteren Debatte werden von einer Anzahl von Rednern Einzelwünsche vorgebracht, auf die Staatssekretär Dr. Delbrück in einer längeren Rede zum Teil in zusagendem Sinne erwiderte. Er schloß mit den Worten: „Angesichts des Mangels an ausreichenden Unterlagen ist es zurzeit unmöglich, ein entsprechendes Gesetz für die Versorgung der Hinterbliebenen der Gefallenen und Invaliden zu verabschieden. Wo Not ist, wird die Regierung helfend eingreifen. Die Liebe zum deutschen Vaterlande ist ein unveräußerliches heiliges Gut, das jedem Deutschen, ohne Rücksicht

auf Abstammung und Konfession, eigen ist. Unsere in dieser Kommissionsberatung gezeigte Beratungsart mag auch unseren Feinden einen neuen Beweis geben für die wirtschaftliche und moralische Unüberwindlichkeit des deutschen Volkes. Niemand wird die warmen Töne vergessen, die der Abg. Scheidemann von der Zugehörigkeit und Liebe zu unserem gemeinschaftlichen Vaterland sprach. (Bravo.) Die Erinnerung an diese Worte, die er namens seiner Fraktion ausgesprochen hat (Zuruf des Abg. Scheidemann: Jawohl!) werden stärker sein, als die Erinnerung an das, was Abg. Ledebour gesagt hat. Sie können überzeugt sein, daß wir nach Friedensschluß die Wege finden werden, die gewonnene Erkenntnis in die Tat umzusetzen zum Segen des Vaterlandes. (Lebh. Beifall.)

Damit schloß die Debatte, auch die zweite Lesung des Etats war beendet.

Zu Beginn der Morgensitzung des 20. März 1915 war der Antrag auf Vertagung des Reichstages bis zum 18. Mai 1915 angenommen worden.

Die Schlußsitzung am Abend des 20. März 1915

Zunächst werden der Auslieferungsvertrag mit Paraguay, der Entwurf eines Reichskontrollgesetzes und das Gesetz betreffend Reichskassenscheine und Reichsbanknoten zu 10 Mark je in dritter Lesung angenommen. Das Mandat des Abgeordneten Wetterlé wird nach dem Antrag der Geschäftsordnungskommission einmütig als erloschen erklärt. Hierauf beginnt die dritte Lesung des Etats.

In der Generaldiskussion erhält zunächst der Abgeordnete Scheidemann das Wort zu folgender Erklärung im Namen der sozialdemokratischen Partei. „Die Gründe, die für uns maßgebend waren, den Kriegskrediten am 4. August und 2. Dezember 1914 zuzustimmen, bestehen unverändert fort. Wir haben nach den großen bewunderswerten Leistungen unserer Truppen und ihrer Führer das feste Zutrauen, daß es gelingen wird, zu einem ehrenvollen, dauernden Frieden zu kommen. (Lebhafter Beifall.) Zur Bekräftigung unseres festen Willens, dieses Ziel im Verein mit unserem ganzen Volke zu erreichen, werden wir auch diesmal dem Etat unsere Zustimmung geben.“ (Stürmischer Beifall.)

Nachdem hierauf die Vertreter der Nationalliberalen und der Volkspartei betont hatten, daß der Mißton, den der Abgeordnete Ledebour bei der zweiten Lesung des Etats in die Beratungen gebracht habe (vgl. S. 25), ausgetilgt sei durch die einmütige Bewilligung des Etats und weiterer zehn Milliarden für die Niederwerfung der Feinde Deutschlands, wurde der Reichshaushaltsplan bei der Gesamtabstimmung vom ganzen Hause mit Einschluß der sozialdemokratischen Fraktion angenommen. Nur Liebknecht und Rühle blieben sitzen; Ledebour hatte mit einem kleinen Teil der radikalen Mitglieder vorher den Saal verlassen.

Vorher noch hatte Schatzsekretär Dr. Helfferich das glänzende Ergebnis der zweiten deutschen Kriegsanleihe mitgeteilt; er schloß seine längeren Ausführungen mit den Worten: „Das Ergebnis ist derart, daß ich sagen kann, der Kredit von 10 Milliarden, den Sie uns bewilligen wollen, ist von dem ganzen deutschen Volke genehmigt. Dieser Kredit ist nicht nur genehmigt, sondern durch das Ergebnis dieser zweiten Kriegsanleihe ist bereits ein ansehnlicher Teil dieser zehn Milliardenkredite effektiv gedeckt. Ich glaube, Sie können mit Beruhigung und gutem Bewußtsein von dieser Tagung die Gewißheit mit nach Hause nehmen, daß wir in dem uns aufgedrungenen Hungerkriege auf die wohlgeordnete und festgefügte deutsche Volks- und Finanzwirtschaft vertrauen können, ebenso wie wir gegenüber den feindlichen Heerscharen, ob weiß oder farbig, auf das gute deutsche Schwert vertrauen, wie wir in allem auf unser gutes reines Gewissen, auf unser gutes Recht und auf die unzerstörbare Kraft des deutschen Volkes vertrauen.“

In seiner Schlußrede bittet der Präsident Dr. Kaempf zunächst um die Ermächtigung, am 1. April 1915 einen Kranz am Denkmal Bismarcks niederlegen zu dürfen. „Denn," so führt er aus, „der hundertste Geburtstag des Schöpfers des neuen Deutschen Reiches zeigt die Einigkeit des ganzen Reichstages und des ganzen deutschen Volkes. Dieser Tag soll nicht vorübergehen, ohne daß ein Lorbeerkranz davon Zeugnis ablegen soll, daß wir alle der Größe Bismarcks eingedenk sind. Wir heute inmitten eines Weltkrieges gedenken seiner großen Taten, seiner Persönlichkeit und seiner Verdienste um deutschen Geist und deutsche Kraft. (Lebhafter Beifall.) Dr. Kaempf schloß: „Meine Herren, wir sind am Ende unserer arbeitsreichen Tagung. In den Beratungen der verstärkten Budgetkommission und hier im Reichstage ist weithin sichtbar für das deutsche Volk, für unsere Feinde und für die ganze Welt von neuem der unerschütterliche Willen und die Einmütigkeit des deutschen Volkes zum Ausdruck gekommen. Wir werden nicht ruhen, als bis wir zu einem Ende des gewaltigen Krieges gekommen sind, der den Opfern entspricht, die das deutsche Volk willig dem Vaterlande bringt." ...

Der Stellvertreter des Reichskanzlers, Staatssekretär Dr. Delbrück, verlas darauf eine kaiserliche Verordnung, durch die der Reichstag bis zum 18. Mai 1915 vertagt wird, worauf Präsident Dr. Kaempf schloß: „Wir trennen uns mit dem Rufe: Seine Majestät der deutsche Kaiser und König und das deutsche Vaterland leben hoch."

Die Session vom 18. bis 29. Mai 1915

Die Sitzung vom 18. Mai 1915

Die Ankündigung einer Kundgebung des Reichskanzlers über die italienische Kriegsgefahr hatte das Haus in gespannteste Erwartung versetzt. Der Präsident Dr. Kaempf eröffnet die Sitzung um 2 Uhr 30, begrüßt die Erschienenen, vor allem den Kollegen v. Gräfe, der in der gewaltigen Schlacht in den Karpathen verwundet wurde. Als dann noch einige geschäftliche Formalitäten erledigt waren, ergriff der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg das Wort zu folgender Rede:

„Meine Herren! Ihnen ist bekannt, daß sich die Beziehungen zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn in den letzten Monaten stark zugespitzt haben. Aus der gestrigen Rede des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza werden Sie entnommen haben, daß das Wiener Kabinett in dem aufrichtigen Bestreben, die ständige Freundschaft zwischen der Doppelmonarchie und Italien zu sichern und den dauernden großen Lebensinteressen beider Reiche Rechnung zu tragen, sich zu weitgehenden Konzessionen auch territorialer Natur an Italien entschlossen hat. Ich halte es für zweckmäßig, Ihnen diese Konzessionen wörtlich zu bezeichnen.

1. Der Teil von Tirol, der von Italienern bewohnt ist, wird an Italien abgetreten.

2. Ebenso das westliche Ufer des Isonzo, soweit die Bevölkerung rein italienisch ist, und die Stadt Gradisca.

3. Triest soll zur k. freien Stadt gemacht werden, eine den italienischen Charakter der Stadt sichernde Stadtverwaltung und eine italienische Universität erhalten.

4. Die italienische Souveränität über Valona und die dazu gehörige Interessensphäre soll anerkannt werden.

5. Oesterreich-Ungarn erklärt seine politische Uninteressiertheit hinsichtlich Albanien.

6. Die nationalen Interessen der italienischen Staatsangehörigen in Oesterreich-Ungarn werden besonders berücksichtigt.

7. Oesterreich-Ungarn erläßt eine Amnestie für militärische und politische Verbrecher, die aus den abgetretenen Gebieten stammen.

8. Wohlwollende Berücksichtigung von weiteren Wünschen Italiens und der Gesamtheit der das Abkommen bildenden Fragen wird zugesagt.

9. Oesterreich-Ungarn wird nach dem Abschluß des Vertrags eine feierliche Erklärung über die Abtretungen abgeben.

10. Gemischte Kommissionen zur Regelung der Einzelheiten der Abtretungen werden eingesetzt.

11. Nach Abschluß des Abkommens sollen die österreichisch-ungarischen Soldaten, die aus den abgetretenen Gebieten stammen, nicht mehr an den Kämpfen teilnehmen.

Ich kann hinzufügen, daß Deutschland, um die Verständigung zwischen seinen beiden Bundesgenossen zu fördern und zu festigen, dem römischen Kabinett gegenüber im Einverständnis mit dem Wiener die volle Garantie für die loyale Ausführung dieser Anerbietungen ausdrücklich übernommen hat (vgl. VI, S. 278).

Oesterreich-Ungarn und Deutschland haben hiermit einen Entschluß gefaßt, der, wenn er zum Ziele führt, nach meiner festen Ueberzeugung von der überwältigenden Mehrheit der drei Nationen gutgeheißen werden wird. Mit seinem Parlament steht das italienische Volk vor der freien Entschließung, ob es die Erfüllung alter nationaler Hoffnungen in weitestem Umfange auf friedlichem Wege erreichen, oder ob es das Land in den Krieg stürzen und gegen seine Bundesgenossen von gestern und heute morgen das Schwert ziehen will. Ich mag die Hoffnung nicht ganz aufgeben, daß die Wagschale des Friedens schwerer sein wird, als die des Kriegs. Wie aber Italiens Entscheidung auch ausfallen möge, in Gemeinschaft mit Oesterreich-Ungarn haben wir alles im Bereiche der Möglichkeit Liegende getan, um ein Bundesverhältnis zu stützen, das im deutschen Volke feste Wurzel gefaßt hatte, und das den drei Reichen Nutzen und Gutes gebracht hat. Wird der Bund von einem der Partner zerrissen, so werden wir in Gemeinschaft mit dem andern auch neuen Gefahren unerschrockenen und zuversichtlichen Mutes zu begegnen wissen."

Eine Kundgebung voller Ernst und Würde, brausend wie ein Orkan, durchrollte die Räume. Dann gab das Haus nach rascher Erledigung der Tagesordnung, Rechnungssachen und die zweite Lesung des Gesetzentwurfes zur Einschränkung der Verfügung über Miets- und Pachtzinsforderungen, dem Präsidenten die Ermächtigung, die nächste Sitzung des Reichstags nach seinem Ermessen anzuberaumen.

* * *

Mit der Ehrlichkeit und dem schlichten Stolze eines gutens Gewissens hat der deutsche Kanzler inmitten einer Welt von Haß und Verblendung, von Lüge und Verleumdung und von wahnwitzigem Zerstörungssinn dargetan, wie weit Oesterreich-Ungarn und Deutschland in dem ehrlichen Bestreben gegangen sind, die Ausdehnung und damit die Verlängerung des Krieges und die Vergrößerung blutiger Opfer zu vermeiden.

„Wo gibt's noch einen leitenden Staatsmann in dieser großen und furchtbaren Zeit," schreibt die „Frankfurter Zeitung", „der so ohne Phrase, ohne Haß, ohne Ruhmsucht, mit einem fast naiven Glauben an die Macht der Wahrheit und der guten Sache in einem Parlament der kriegführenden Staaten sprechen kann. Das war deutsch. Der Sinn für Gerechtigkeit und für die Heiligkeit geschworener Verträge ist mit manchem anderen in diesem großen Völkermorden verloren gegangen, und nur noch selten tönt aus einigen neutralen Staaten germanischen Stammes seine Stimme wie etwas ganz selten Gewordenes zu uns. Aber es wird einmal eine Zeit geben, wo von Haß und Verblendung freie Geister und Geschichtsschreiber gerecht urteilen werden über das Deutschland dieses großen Krieges und über seinen neuesten Gegner Italien, das sinnbetört in den Krieg taumelte. Der Sache wegen hat der Reichskanzler gesprochen, um vor der Welt im letzten Augenblick noch die Wahrheit darzulegen, nicht aus Furcht. Und der stürmische Beifall des gesamten Reichstags und der Tribünen hat dieses schlichte, von Ruhmsucht und Drohung freie Bekenntnis bestätigt.

Die Sitzung vom 28. Mai 1915

Präsident Dr. Kaempf eröffnet die Sitzung um 3 Uhr 20 Minuten mit einer Reihe geschäftlicher Mitteilungen. Gleich darauf, noch vor Eintritt in die Tagesordnung, ergriff der Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg das Wort:

„Meine Herren! Als ich vor acht Tagen zu Ihnen sprach, schien noch ein Schimmer von Hoffnung zu bestehen, daß das Losschlagen Italiens vermieden werden könnte. Die Hoffnung hat getrogen. Das deutsche Empfinden sträubte sich, an die Möglichkeit einer solchen Wendung zu glauben. Jetzt hat die italienische Regierung selbst ihren Treubruch mit blutigen Lettern unvergänglich in das Buch der Weltgeschichte eingeschrieben. (Lebhafte Zustimmung.)

Ich glaube, es war Machiavelli, der einmal gesagt hat, jeder Krieg, der notwendig sei, sei auch gerecht. War von diesem nüchternen, realpolitischen Standpunkt aus, der von allen moralischen Reflexionen absieht, war auch nur so gesehen, dieser Krieg notwendig? Ist er nicht vielmehr geradezu sinnlos? Niemand bedrohte Italien, weder Oesterreich-Ungarn, noch Deutschland. Ob die Tripleentente es bei Lockungen hat bewenden lassen, das wird ja die Geschichte späterhin zeigen. Ohne einen Tropfen Blut, ohne das Leben eines einzigen Italieners zu gefährden, konnte Italien die lange Liste der Konzessionen haben, die ich Ihnen neulich verlesen habe: Land in Tirol, am Isonzo, soweit die italienische Zunge klingt, Befriedigung nationaler Wünsche in Triest, freie Hand in Albanien, den wertvollen Hafen in Valona. Warum haben die Herren Salandra und Sonnino das nicht genommen? Wollen sie etwa auch das deutsche Tirol erobern? Hände weg! (Stürmischer Beifall.) Oder will sich Italien an Deutschland reiben, an dem Lande, dem es doch bei seinem Werden zur Großmacht so manches zu verdanken hat, an dem Lande, von dem es durch keinerlei Interessengegensätze getrennt ist? Wir haben in Rom keinen Zweifel darüber gelassen, daß der italienische Angriff auf österreichisch-ungarische Truppen auch deutsche Truppen treffen wird. (Lebhaftes Bravo!) Weshalb hat denn also Rom die weitgehenden Anerbietungen Wiens so leichtherzig abgelehnt? Das italienische Kriegsmanifest, ein Dokument, das schlechtes Gewissen hinter hohlen Phrasen verbirgt, gibt uns keinen Aufschluß. Man hat sich vielleicht doch gescheut, offiziell auszusprechen, was man durch die Presse und durch die Gespräche der parlamentarischen Wandelgänge als Vorwand verbreiten ließ, die österreichischen Angebote seien zu spät gekommen, und man habe ihnen nicht mehr trauen können.

Wie steht es denn in Wirklichkeit damit? Die römischen Staatsmänner hatten doch wohl kein Recht, an die Vertrauenswürdigkeit anderer Nationen denselben Maßstab anzulegen, den sie sich für die eigene Vertragstreue gebildet haben. (Große Bewegung.) Und Deutschland bürgte mit seinem Wort dafür, daß die Konzessionen durchgeführt würden. Meine Herren, da war kein Raum für Mißtrauen. Und weshalb zu spät? Das Trentino war am 4. Mai kein anderes Land, als es im Februar gewesen wäre, und im Mai war zum Trentino noch eine ganze Reihe weitgehender Konzessionen hinzugekommen, an die im Winter nicht einmal gedacht war. Nein, meine Herren, zu spät war es, weil die römischen Staatsmänner sich nicht gescheut hatten, schon vorher, während der Dreibund noch leibte und lebte — derselbe Dreibund, von dem der König und die Regierung in Rom auch nach dem Ausbruch des Weltkrieges ausdrücklich anerkannt hatten, daß er weiterbestehe, weil Herr Sonnino sich lange vorher mit der Tripleentente so tief eingelassen hatte, daß er sich aus ihren Armen nicht mehr loswinden konnte. Schon im Dezember traten Anzeichen für eine Schwenkung des römischen Kabinetts auf. Zwei Eisen im Feuer zu haben, ist ja immer nützlich, und Italien hatte uns auch früher schon seine Vorliebe für Extratouren gezeigt. Aber hier, meine Herren, war kein Tanzsaal, — hier ist die blutige Walstatt, auf der Oesterreich-Ungarn und Deutschland für ihr Leben fechten. (Lebhafte Zustimmung.)

Und, meine Herren, dasselbe Spiel wie gegen uns, haben die römischen Staatsmänner auch gegen das eigene Volk getrieben. Gewiß, das Land italienischer Zunge an der Nordgrenze war von jeher ein Traum und Wunsch, innig begehrt von jedem Italiener. Aber doch ist dieser Krieg ein Kabinettskrieg, denn das italienische Volk in seiner großen Mehrheit wollte nichts von Krieg wissen, und auch die Mehrheit des Parlaments wollte es nicht. Noch im Mai haben die besten Kenner der italienischen Verhältnisse feststellen können, daß etwa vier Fünftel des Senats und zwei Drittel der Kammer gegen den Krieg waren und darunter die ernstesten und gewichtigsten Staatsmänner der ganzen letzten italienischen Epoche. Aber die Vernunft kam nicht mehr zum Wort. Es herrschte allein die Straße. Und die Straße war unter der wohlwollenden Duldung und Förderung der leitenden Männer des italienischen Kabinetts, bearbeitet von dem Golde der Tripleentente, und unter der Führung gewissenloser Kriegshetzer in einen Blutrausch versetzt worden, der dem Könige Revolution und allen Gemäßigten, die sich noch ein nüchternes Urteil bewahrt hatten, Ueberfall und Mord androhte, wenn sie nicht in die Kriegstrompete mit stoßen wollten.

Ueber den Gang der österreichisch-ungarischen Verhandlungen und das Maß der österreichischen Konzessionen war das Volk geflissentlich im Dunkeln gehalten. So kam es, daß nach dem Rücktritt des Kabinetts Salandra sich niemand mehr fand, niemand mehr den Mut hatte, eine neue Kabinettsbildung zu übernehmen, und daß in den entscheidenden Debatten über die Kriegsvollmachten kein Redner der konstitutionellen Parteien des Senats oder der Kammer den Wert der weitgehenden österreichischen Konzessionen an die nationalen Wünsche des italienischen Volkes auch nur zu würdigen versucht hat. In dem allgemeinen Kriegstaumel sind die ehrlichen Politiker verstummt. Aber wenn durch die militärischen Ereignisse, wie wir sie hoffen und wünschen, eine Ernüchterung des italienischen Volkes eintreten wird, dann werden ihm auch die Augen darüber aufgehen, wie leichtfertig es in diesen Krieg hineingehetzt worden ist. (Lebhafte Zustimmung.)

Wir, meine Herren, haben alles getan, um die Abkehr Italiens vom Bunde zu verhüten. Uns fiel dabei die undankbare Rolle zu, dem treu verbündeten Oesterreich-Ungarn, mit dessen Armeen unsere Truppen tagtäglich Wunden, Tod und Sieg teilen, anzusinnen, die Vertragstreue des Dritten durch die Abtretung alter Erblande zu erkaufen. Daß Oesterreich-Ungarn schließlich bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen ist, das wissen Sie. Der Fürst Bülow, der von neuem in den aktiven Dienst des Reiches getreten war, hat die ganze Summe seines diplomatischen Geschickes, seiner genauesten Kenntnis der italienischen Zustände, seine Persönlichkeit und seinen Namen in unermüdlicher Arbeit für eine Verständigung eingesetzt. Wenn auch seine Arbeit vergeblich geblieben ist — das ganze Volk dankt sie ihm. (Lebhaftes Bravo!)

Meine Herren, wir werden auch diesen Sturm aushalten. Von Monat zu Monat sind wir mit unseren Verbündeten immer enger zusammengewachsen. Von der Piliza bis zur Bukowina haben wir mit unsern österreichisch-ungarischen Kameraden monatelang gegen eine Riesenübermacht zäh ausgehalten. Dann sind wir siegreich vorgestoßen und vormarschiert. An dem Geiste der Treue und Freundschaft und Tapferkeit, von dem die Zentralmächte unerschütterlich beseelt sind, werden auch neue Feinde zuschanden werden. Die Türkei feiert in diesem Kriege eine glänzende Wiedergeburt. Das gesamte deutsche Volk verfolgt mit Begeisterung alle einzelnen Phasen des hartnäckigen und siegreichen Widerstandes, mit dem die uns treu verbündete türkische Armee und Flotte die Angriffe der Gegner mit wuchtigen Schlägen zu parieren weiß. (Lebhaftes Bravo.)

Gegen die lebendige Mauer unserer Krieger im Westen sind die Gegner bisher vergeblich angestürmt. Mag auch an einzelnen Stellen der Kampf hin- und hergewogt haben, mag hier oder dort ein Schützengraben oder ein Dorf verloren oder gewonnen

worden sein, der große Durchbruch, den uns unsere Gegner seit fünf Monaten so laut ankündigen, er ist ihnen nicht gelungen, und er soll ihnen nicht gelingen. Er wird an der todesmutigen Tapferkeit unserer Helden scheitern. (Lebhaftes Bravo.)

Meine Herren, alle Machtmittel der Welt haben unsere Feinde bisher vergeblich gegen uns aufgeboten: Eine ungeheure Koalition, tapfere Soldaten, — denn wer wollte die Feinde verachten, wie es unsere Gegner wohl gerne tun! — den Plan, eine Nation von 70 Millionen mit Weibern und Kindern auszuhungern! Lug und Trug! In demselben Augenblick, wo der Mob der Straße in englischen Städten um die Scheiterhaufen tanzt, auf denen er die Habseligkeiten wehrloser Deutscher verbrennt, wagt es die englische Regierung, ein Dokument mit Aussagen ungenannter Zeugen über die angeblichen Greuel in Belgien zu veröffentlichen, die so ungeheuerlich sind, daß nur ein verrücktes Gehirn ihnen Glauben schenken kann. (Lebhaftes Bravo!)

Aber während die englische Presse hier und da noch deutschen Nachrichten Raum gibt, während sie auch objektive Darstellungen der Kriegslage abdruckt, herrscht in Paris allein der Terror der Zensur. Keine Verlustlisten erscheinen, kein deutscher, kein österreichisch-ungarischer Generalstabsbericht darf abgedruckt werden; die ausgetauschten, schwer verwundeten Invaliden werden von ihren Angehörigen abgesperrt. Eine wahre Angst vor der Wahrheit scheint die Regierenden zu beherrschen. So kommt es, daß nach zuverlässigen Beobachtungen in breitesten Volksschichten noch heute keine Kenntnis von den schweren Niederlagen der Russen auch nur im vorigen Jahre besteht, daß man weiter glaubt an die russische Dampfwalze, die auf Berlin losgeht (Heiterkeit), das in Hunger und Elend verkommt (erneute Heiterkeit), und daß man blind vertraut auf die große Offensive im Westen, die nun seit Monaten nicht vom Flecke kommt.

Meine Herren, wenn die Regierungen der uns feindlichen Staaten glauben, durch Volksbetrug und durch die Entfesselung eines blinden Hasses die Schuld an den Verbrechen dieses Krieges verdecken, den Tag des Erwachens hinausschieben zu können: wir werden uns, gestützt auf unser gutes Gewissen, auf unsere gerechte Sache und auf unser siegreiches Schwert, nicht um Haaresbreite von der Bahn abdrängen lassen, die wir als die richtige erkannt haben. Mitten in dieser Verwirrung der Geister und der Gefühle geht das deutsche Volk ruhig und sicher seinen eigenen Weg. Nicht mit Haß führen wir diesen Krieg, aber mit Zorn, mit heiligem Zorn! Und je größer die Gefahr ist, die wir, von allen Seiten von Feinden umdrängt, zu bestehen haben, je mehr uns die Liebe zur Heimat tief an das Herz packt, je mehr wir sorgen müssen für Kinder und Enkel, umso mehr müssen wir ausharren, bis wir uns alle nur möglichen realen Garantien und Sicherheiten dafür geschaffen und erkämpft haben, daß keiner unserer Feinde — nicht vereinzelt, nicht vereint — wieder einen Waffengang wagen wird. (Stürmisches Bravo! und Händeklatschen im Hause und auf den Tribünen.) Je wilder uns der Sturm umtobt, umso fester müssen wir uns unser eigenes Haus bauen! (Erneuter anhaltender Beifall.)

Meine Herren, für diese Gesinnung einiger Kraft, unerschrockenen Mutes und grenzenloser Opferwilligkeit, die das ganze Volk beseelt, für die treue Mitarbeit, die Sie, meine Herren, vom ersten Tage an zähe und fest dem Vaterlande leisten, übermittele ich Ihnen im Auftrage Seiner Majestät, Ihnen, als den Vertretern des ganzen Volkes, den heißen Dank des Kaisers. In dem gegenseitigen Vertrauen darauf, daß wir alle eins sind, werden wir siegen, einer Welt von Feinden zum Trotz!" (Stürmisches, langanhaltendes Bravo! und Händeklatschen im Hause und auf den Tribünen.)

Abg. Graf Westarp (dkons.) beantragt zur Geschäftsordnung, daß das Haus nach dieser Rede sich auf morgen vertagt. Der Antrag wird von allen bürgerlichen Parteien und auch von einem Teile der Sozialdemokraten angenommen.

Die Schlußsitzung vom 29. Mai 1915.

Nach Erledigung von Rechnungsvorlagen folgt die zweite und dritte Beratung des Gesetzentwurfs zur Einschränkung der Verfügung über Miet- und Pachtzinsforderungen, die von der Kommission unverändert einstimmig angenommen worden war, und auch vom Hause mit einer Aenderung angenommen wurde. Das Haus nimmt hierauf den Bericht der Budgetkommission über das ihr zur Durcharbeitung nach sozialen Gesichtspunkten überwiesene Mannschaftsversorgungs- und Militärhinterbliebenen-Gesetz entgegen, nimmt dann die in der Kommission gestellten Anträge einstimmig an und überweist sie zusammen mit den bezüglichen Petitionen dem Reichskanzler als Material für die Ausarbeitung des Gesetzentwurfes.

Ueber zwei Petitionen, die eine mit Vorschlägen für die Friedensverhandlungen, die andere mit der Forderung des sofortigen Friedensschlusses ohne Kriegsentschädigung, wurde nach längeren Erörterungen zur Tagesordnung übergegangen.

Darauf wird der Antrag der Reichshaushalts-Etatskommission, wonach der Reichskanzler ersucht wird, bald einen Gesetzentwurf zu einer Aenderung des Versicherungsgesetzes für Angestellte einzubringen, einstimmig angenommen, ebenso weitere Anträge für die Aufstellung des Kriegswirtschaftsplans für das Jahr 1915/1916 und die Gewährung von freier Eisenbahnfahrt für sämtliche Mannschaften bei Beurlaubungen während der Dauer des Krieges.

Nach Erledigung einer größeren Anzahl von Petitionen wird dem Antrag zur Vertagung des Reichstages bis zum 10. August 1915 zugestimmt.

Der Präsident erbittet und erhält die Ermächtigung, wenn die Verhältnisse es wünschenswert erscheinen lassen einige Zeit später als am 10. August die nächste Sitzung anzuberaumen und Tag und Stunde und Tagesordnung festzusetzen.

Hierauf verliest der Stellvertreter des Reichskanzlers, Staatssekretär Dr. Delbrück, die aus dem Großen Hauptquartier unter dem 29. Mai 1915 ausgefertigte Allerhöchste Urkunde, durch die der Reichstag bis zum 10. August 1915 vertagt wird.

Der Präsident Dr. Kaempf schloß die Tagung mit folgenden Worten: „Meine Herren, damit sind wir am Ende unserer Beratungen angelangt. Ihnen allen wird der gestrige Tag die Erinnerung wachgerufen haben an den 4. August 1914, an dem wir uns vor die Tatsache des Weltkrieges gestellt sahen, den Neid, Haß und Begehrlichkeit unserer Feinde uns aufgedrängt haben. Lediglich der italienischen Regierung war es vorbehalten, diesem furchtbarsten aller Kriege den Treubruch hinzuzufügen, begangen an einer Bundesgenossenschaft von mehr als dreißig Jahren. Nicht der Ausdruck des Rachegedankens Frankreichs, nicht der Haß Rußlands, nicht der Neid und der Aushungerungsversuch Englands hat das deutsche Gefühl — und dies auszusprechen habe ich ganz besonderen Anlaß in diesem Augenblick — so tief in seinem Innersten bewegt und erbittert, wie dieser Schritt der Regierung eines Landes, das seinen bisherigen Bundesgenossen so vieles von dem verdankt, was es im Laufe des letzten Menschenalters geworden ist. (Lebhafte Zustimmung.) Meine Herren, mit dem Stolze, ja ich möchte beinahe sagen, mit der stolzen Verachtung, die jeder Deutsche einem Treubruch entgegenbringt, und mit ruhiger Entschlossenheit wird das deutsche Volk unerschrocken auch diesem neuen Feinde gegenübertreten. Wir halten Treue unserem Verbündeten; wir vertrauen auf Gott und unser Recht, wir vertrauen auf die militärische Kraft und auf die wirtschaftliche Stärke unseres Vaterlandes. So trennen wir uns mit der unerschütterlichen Zuversicht, daß auch eine Welt von Feinden uns nicht vernichten kann, mit dem Rufe: Seine Majestät der Kaiser, Volk und Vaterland, sie leben hoch! hoch! hoch!"

Das ganze Haus hat sich erhoben; die bürgerlichen Parteien stimmen mit erhobener Rechten lebhaft in den dreimaligen Hochruf ein.



Phot. Th. Schuhmann & Sohn, Karlsruhe

Großherzog Friedrich II. von Baden
im Felde



Phot. August Scherl, Berlin

Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen und bei Rhein
im Felde

Deutschlands wirtschaftliche und soziale Organisation während des zweiten Kriegshalbjahres

Ein Ueberblick von Erich Dombrowski

Vorbemerkung: In den folgenden Abschnitten soll versucht werden, ein Gesamtbild der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung Deutschlands während des zweiten Kriegshalbjahres — Februar bis Juli 1915 — zu geben, ohne dabei auf die Zusammenhänge mit den Vorgängen der vorangegangenen Zeit (vgl. III, S. 33 f.) zu verzichten:

Der Staat als wirtschaftliche Organisation

Wenn der Staat schon im ersten Kriegshalbjahr vielfach regelnd in die wirtschaftlichen Verhältnisse eingegriffen hatte, um das Wirtschaftsleben Deutschlands den ganz neuartigen Kriegsverhältnissen anzupassen, so trat er im zweiten Kriegshalbjahre als wirtschaftlicher Organisator großen Stils auf. Das deutsche Volk wuchs unversehens in einen Staatssozialismus hinein, von dem sich früher niemand hätte etwas träumen lassen. Die bittere Notwendigkeit zwang uns dazu, wenn wir dem Aushungerungsplan Englands, das uns von aller Zufuhr an Lebensmitteln und Rohstoffen vollständig abzuschneiden versuchte, mit Erfolg entgegentreten wollten. Und man durfte am Ende des zweiten Kriegshalbjahres mit Genugtuung feststellen, daß wir auch diesen wirtschaftlichen Krieg, dank unserer Organisations- und Anpassungsfähigkeit, glänzend bestanden haben.

In den Mittelpunkt der staatswirtschaftlichen Organisation trat zu Beginn des zweiten Kriegshalbjahres das Getreidemonopol. Die kurz vorher ins Leben getretene Kriegsgetreidegesellschaft bekam die Kontrolle nicht nur sämtlicher landwirtschaftlicher Betriebe und der annähernd 50000 Mühlen, sondern auch der Hunderttausende von Bäckereibetrieben Deutschlands in die Hand. Sämtlicher Weizen und Roggen wurde für die Gesellschaft beschlagnahmt. Die unterste Grenze der Beschlagnahme war ein Doppelzentner. Auch die Mehlvorräte wurden zugunsten des Kommunalverbandes, d. h. der Stadt- und Landkreise, beschlagnahmt. Ausgenommen von der Beschlagnahme war u. a. das zur Saat erforderliche Getreide. Händler und Handelsmühlen konnten zunächst weiter Mehl verkaufen, indessen war die Menge des Monats begrenzt auf 50 Prozent des Quantums, das sie in der ersten Hälfte des Monats Januar 1915 veräußert hatten; Bäcker und Konditoren konnten täglich drei Viertel ihres durchschnittlichen Tagesverbrauchs, den sie in der ersten Januarhälfte gehabt hatten, verbacken. Die Kriegsgetreidegesellschaft hatte nunmehr die Aufgabe, den Kommunen das durch die Verteilungsstellen festgesetzte Quantum Mehl zu beschaffen. Die Mühlen waren verpflichtet, die Kleie an eine vom Reichskanzler bestimmte Stelle abzugeben. Die eigentliche Regelung des Verbrauchs in Mehl lag einer neugeschaffenen Reichsverteilungsstelle ob, während die Ausgabe der Vorräte von Mehl an die Bäcker, Konditoren u. a. m. den Kommunalverbänden übertragen wurde. Sie hatten das Recht, ein einheitliches Brot vorzuschreiben und die Verabfolgung des Brotes an das Publikum von der Vorlegung eines polizeilichen Ausweises abhängig zu machen. Von diesen Befugnissen haben alle deutschen Kommunen einen gleichmäßigen Gebrauch gemacht, indem sie das System der Brotmarken einführten, die jedem Haushalt genau bemessen wurden. Am 9. Februar 1915 wurde von der Reichsverteilungsstelle vorläufig der Betrag von 225 Gramm Mehl auf den Kopf und Tag im Deutschen Reiche festgelegt. Drei Wochen später schränkte die Reichsverteilungsstelle den Tageskopfbetrag auf 200 Gramm Mehl ein, um für eine angemessene Rücklage von Getreide bis zur nächsten Ernte zu sorgen. Gleichzeitig

trat eine Differenzierung der Brotzuteilung in der Weise ein, daß Säuglinge überhaupt keine Brotkarte und kleine Kinder nur eine halbe zugeteilt erhielten, während den Angehörigen bestimmter, an Brotnahrung besonders gewöhnter Berufe eine reichlichere Menge zugedacht wurde. Die Landeszentralbehörden erließen strenge Verbote gegen das Kuchenbacken in den Haushaltungen und schränkten die Kuchenbäckerei in den Bäckereien, Konditoreien und öffentlichen Wirtschaften auf zwei Tage in der Woche ein. Die Situation war nämlich viel ernster als man in den weitesten Kreisen unseres Volkes angenommen hatte. Die Getreidebestandaufnahme, die man am 1. Dezember 1914 hatte vornehmen lassen, hatte erst nach sechs, sieben Wochen schwieriger Untersuchungen zu einem derart bedenklichen Ergebnis geführt, daß man sofort mit allen Mitteln die Ernährungskrise, in der man sich befand, überwinden mußte.

Die Kriegsgetreidegesellschaft war in die Form einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung gekleidet. Gesellschafter sind die Bundesstaaten: Preußen, Bayern, Baden, Sachsen, Mecklenburg-Schwerin, Hessen, Württemberg, Braunschweig, Elsaß-Lothringen, ferner 48 deutsche Großstädte und einige großgewerbliche Unternehmungen. Sie war keine Erwerbsgesellschaft, sondern arbeitete ausschließlich gemeinnützig im Interesse des deutschen Volkes. Ihre Gesellschafter erhielten nur eine Verzinsung ihres Kapitals mit 5 Prozent. Im Einverständnis mit allen Reichs- und Staatsbehörden sucht sie ohne Gewinn und Verlust abzuschließen. Ergibt sich dennoch ein Ueberschuß, fällt er satzungsgemäß zugunsten der Kriegs- und Hinterbliebenenfürsorge dem Reiche zu. Der Geschäftsgang der Kriegsgetreidegesellschaft war in der Art geregelt, daß ein nach mehreren Tausenden zählender Stab von Kommissionären im ganzen Reiche die beschlagnahmten Getreidebestände der Gesellschaft zuführte. Die Gesellschaft zahlte sofort nach Absendung des Getreides einen Vorschuß von 80 Prozent des Rechnungsbetrages und den Restbetrag vom Tage der Abstempelung des Frachtbriefes auf der Empfangsstation ab Zinsen in Höhe von 2 Prozent über Reichsbanksatz. Bis zur Abnahme des Getreides hatten die Landwirte es aufzubewahren. Bei Unstimmigkeiten konnten sie ein Schiedsgericht aus Landwirten und Kaufleuten anrufen.

Die Kriegsgetreidegesellschaft war jedoch bald einer lebhaften Kritik ausgesetzt, die vor allem von den Landwirten ausging. Inzwischen hatte das Reichsamt des Innern infolge des immer größer werdenden Umfanges seines Aufgabenkreises eine neue, fünfte Ministerialabteilung gebildet, die sämtliche Ernährungsfragen vereinigte. Man sah ein, daß man die Organisation des Getreide- und Brotbedarfs noch ausbauen müsse. Die Kriegsgetreidegesellschaft hatte immerhin ihre Aufgabe gelöst. Mit dem überraschenden Ueberschuß von etwa sieben Millionen Doppelzentnern ging man in das neue Erntejahr über. Durch eine Bundesratsverordnung wurde nun eine neue Reichsgetreidestelle geschaffen, die in eine Verwaltungs- und eine Geschäftsabteilung zerfiel. Die Aufsicht führt der Reichskanzler. Die Verwaltungsabteilung ist eine Behörde, der ein Kuratorium zur Seite steht, das aus 16 Bevollmächtigten zum Bundesrat und Vertretern der großen wirtschaftlichen Verbände besteht. Die Geschäftsabteilung ist eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, in deren Aufsichtsrat Vertreter des Reichs, der Bundesstaaten, der Landwirtschaft, der großgewerblichen Unternehmungen und der Städte sitzen. Die Beschlagnahme der neuen Ernte erfolgte diesmal zugunsten des Kommunalverbandes, in dem das Getreide liegt. Eine weitere Aenderung war damit gegeben, daß jetzt nicht die Vorräte beschlagnahmt wurden, sondern, wie es durch die Lage der Dinge geboten war, das gesamte angebaute Getreide, beginnend auf dem Halm. Mit dem Ausdreschen der Getreidehalme fiel das Getreide dem Kommunalverbande, das Stroh dem Besitzer zu. Die Beschlagnahme endete, wie bisher, entweder durch den freihändigen Erwerb oder durch Enteignung. Des weiteren war für das neue Erntejahr eine andere Regelung

der Ernteschätzung vorgesehen. Bisher wurde der Ertrag der deutschen Getreideernte regelmäßig auf Grund der ersten Druschergebnisse geschätzt. Nunmehr fand in der Zeit vom 1. bis 4. Juli 1915 eine Erhebung der Ernteflächen beim feldmäßigen Anbau von Getreide durch Befragen der Betriebsinhaber statt. Die Mühlen des Deutschen Reiches wurden verpflichtet, das Brotgetreide zu mahlen, das ihnen die Reichsgetreidestelle oder ein Kommunalverband zuweist. Eine solche Verpflichtung bestand bisher nicht. Der Kommunalverband kann nach den neuen Bestimmungen die Brotgetreidemengen, die er erwerben muß, für eigene Rechnung ankaufen und selbst als Verkäufer an die Reichsgetreidestelle auftreten. Die Verbrauchsregelung von Mehl und Brot wurde wiederum den Kommunalverbänden überwiesen. Das Mehl mußte bei Roggen bis zu 82 Prozent, bei Weizen bis zu 80 Prozent ausgemahlen sein. Ende Juli 1915 setzte der Bundesrat die Höchstpreise für Brotgetreide, Gerste und Hafer im neuen Erntejahr fest. Er veränderte die bestehenden Preise für Brotgetreide nicht und verringerte nur die Zahl der bisherigen 32 Höchstpreisbezirke auf vier größere Preisgebiete unter gleichzeitiger Einschränkung der Preisspannung. Danach blieb der Grundpreis für den Bezirk Berlin, wie bis dahin, 220 Mark für die Tonne Roggen. Vom 1. Januar 1916 treten, wie bisher, Zuschläge von 1,50 Mark halbmonatlich hinzu. Der Preis für Weizen wurde wie vorher auf 40 Mark über den Roggenpreis festgesetzt. Für Hafer und Gerste wurden, um wenigstens eine Annäherung an die stark gestiegenen Preise für die übrigen Futtermittel zu erreichen, Einheitspreise für das ganze Reich auf 300 Mark bestimmt.

Ebenso wie den Verbrauch von Getreide und Mehl galt es auch den **Kartoffelbedarf der Bevölkerung** und hier besonders der minderbemittelten Kreise sicherzustellen. Eine Reichsstelle für Kartoffelversorgung, die man dem Reichsamte des Innern unterstellte, wurde Anfang April 1915 ins Leben gerufen. Von einer Monopolisierung und von einer allgemeinen Beschlagnahme der vorhandenen Kartoffelbestände nahm man Abstand. Die Reichsstelle hatte, mit der Möglichkeit der Beschlagnahme in der Reserve, für die Verteilung der Kartoffelvorräte zu sorgen und dabei in erster Linie den Bedarf der ärmeren Schichten (bis zu einer Einkommensteuer-Höchstgrenze von 2400 Mark) zu berücksichtigen. Bei der Verteilung durfte sie sich der Hilfe der Kommunalverbände bedienen. Wenn nun in dem Bezirk eines Kommunalverbandes die zur Ernährung der Bevölkerung erforderlichen Kartoffeln nicht vorhanden waren, hatten die betreffenden Kommunalverbände den Fehlbetrag, der durch freihändigen Ankauf nicht gedeckt werden konnte, anzumelden. Kommunalverbände dagegen, in deren Bezirk ein Ueberschuß an Kartoffeln gegenüber dem Verbrauch vorhanden war, hatten die Mengen, die ihnen nicht freihändig angeboten wurden, sicher zu stellen, d. h. zu enteignen. Dieser Regelung des Handels in Kartoffeln war Mitte März 1915 eine allgemeine Erhebung über die Vorräte vorangegangen, die Zweifel darüber aufkommen ließen, ob genügend Kartoffelmengen für die menschliche Ernährung bis zur nächsten Ernte vorhanden seien. Schon vorher hatte der Bundesrat infolge der unerhörten Preistreibereien auf dem Kartoffelmarkt Höchstpreise für Kartoffeln festgesetzt, die er am 15. April 1915 noch weiter ausgestaltete. Besondere Kommissionäre bereisten nun das ganze Land, um die nötigen Kartoffelmengen aufzukaufen. Es wurde der Höchstpreis und außerdem für Aufbewahrung, Behandlung und Risiko eine Gebühr gewährt. So gelang es in der Tat, die Kartoffelversorgung der Bevölkerung zu sichern. Ja, die Reichsstelle konnte sogar daran denken, gewaltige Kartoffelmengen zum Zwecke menschlicher Ernährung zu Trockenkartoffeln, zu feuchter und trockener Kartoffelstärke verarbeiten zu lassen.

Auch auf die **Streckung der Futtermittelvorräte** mußte man im zweiten Kriegshalbjahr bedacht sein. Bekanntlich sind wir schon in normalen Zeiten sehr stark auf die Einfuhr ausländischer Futtermittel angewiesen. Jetzt trat noch die Notwendigkeit

hinzu, auch den Kartoffelverbrauch des Viehs um der ausreichenden menschlichen Ernährung willen aufs äußerste einzuschränken. Ende März 1915 erließ der Bundesrat eine Verordnung, wonach sämtliche Landwirte und Händler angehalten wurden, ihre Futtermittelbestände der Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in Berlin, anzuzeigen. Dieser Bezugsvereinigung war von der Reichsregierung die Regelung der Futterverhältnisse übertragen, weil schon wenige Monate nach Beginn des Krieges auf dem ganzen Futtermarkt eine unerhörte Spekulation und Preistreiberei Platz gegriffen hatte. Der Bezugsvereinigung wurden nacheinander übertragen: Die Verteilung der aus den besetzten ausländischen Gebieten stammenden Futter- und Düngemittel, die Verteilung der von der Zentraleinkaufsstelle für Heeresbedarf erworbenen Futterstoffe und die Verteilung der zuckerhaltigen Futtermittel, der Kleiebestände und der Kraftfuttermittel. Vom 15. April 1915 ab waren die Landwirte und Händler verpflichtet, ihre Futtermittelvorräte der Bezugsvereinigung (laut Bundesratsverordnung) auf Verlangen käuflich zu überlassen. Die Vereinigung dagegen mußte die verlangten Mengen bis zum Juni 1915 abnehmen. Die Uebernahme erfolgte zu festgesetzten Abschlagspreisen, die wesentlich niedriger waren als die Notierungen der letzten Zeit. Die Bezugsvereinigung durfte die Futtermittel alsdann nur an die Kommunalverbände abliefern, die weiterhin die Vorräte an die Verbraucher zu ebenfalls festgesetzten Preisen weitergaben. Ende Juli 1915 wurde vom Reiche eine besondere Reichsfuttermittelstelle errichtet, welche die Verwaltungsangelegenheiten und die statistischen Feststellungen zu bearbeiten hatte. Ihr steht ein Beirat zur Seite, dessen vier Abteilungen zuständig sind für Hafer, Gerste, Kraftfuttermittel und zuckerhaltige Futtermittel. Neben ihr fungierten die Landes-Futtermittelstellen. Gleichzeitig war man darauf bedacht, der Fütterung des Viehs neue Möglichkeiten zu erschließen. Man regte die Bestellung der Schwarzbrachen an, man organisierte den Eintrieb der Schweine in die Wälder und schlug die Verfütterung von Strohmehl vor. Endlich gab die preußische Regierung den unteren Verwaltungsbehörden die Befugnis, zur Sicherung der Frühjahrsbestellung die Nutzungsberechtigten von Landgütern und landwirtschaftlichen Grundstücken mit kurzer Frist zu einer Erklärung darüber aufzufordern, ob sie ihre gesamten Ackerflächen bebauen wollen. Im Anschluß daran wurde den Behörden das Recht verliehen, gegebenenfalls die Nutzung einem Dritten für dessen Rechnung zu übertragen.

Auch in die Viehzucht selbst und den Fleischverbrauch griff der Staat regelnd ein. Die Preise für Schlachtschweine hatten infolge des ausgedehnten Bedarfes der Heeresverwaltung, der behördlich angeregten starken Nachfrage der Bevölkerung und der umfangreichen freihändigen Ankäufe der Gemeindeverwaltungen seit Dezember 1914 stark angezogen. Nachdem den Städten und Landgemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern auch noch die Pflicht auferlegt war, sich Schlachtschweine zur Umwandlung in Dauerware zu beschaffen — um den Verbrauch von Kartoffeln als Futtermittel einzuschränken — waren die Preise weiter sprunghaft in die Höhe gegangen. Um dieser für die Fleischversorgung der Bevölkerung bedenklichen Preisentwicklung entgegenzuwirken, sah der Bundesrat die Enteignungsmöglichkeit für Schweine bis zu 100 Kilogramm Lebendgewicht vor. Mitte März 1915 fand eine allgemeine Zählung der Schweine statt, um eine Uebersicht über die Bestände zu erhalten. Dem vielfachen Verlangen dagegen, Höchstpreise festzusetzen, entsprach der Bundesrat zunächst nicht.

Wohl aber gaben die fortwährenden Preistreibereien in fast allen Lebensmitteln erst einzelnen Generalkommandos, dann verschiedenen Landeszentralbehörden und schließlich auch der Reichsregierung Veranlassung, dagegen Front zu machen. Das Generalkommando des 1. bayrischen Armeekorps in München ging mit einer sehr strengen Verfügung gegen den Lebensmittelwucher als erste amtliche Stelle Anfang Juli 1915

vor. Es drohte allen denen mit Gefängnis bis zu einem Jahre, die beim gewerbsmäßigen Einkauf von Gegenständen des täglichen Bedarfs unangemessen hohe Preise bieten, um eine Preissteigerung oder Heraufsetzung bestehender Höchstpreise herbeizuführen. In gleicher Weise war das Zurückhalten von Verkaufsgegenständen sowie die Forderung ungerechtfertigt hoher Preise im Kleinverkauf unter Strafe gestellt. Das Generalkommando in den Marken gab eine ähnliche Verfügung heraus, in der es u. a. auch verlangte, daß die Preise der Waren in sichtbaren Anschlägen an den Verkaufsstellen auf den Märkten bekannt gegeben werden. Anderswo versuchte man das Aufkaufen der Produkte durch die Zwischenhändler zu verhindern, indem man bestimmte Zeiten für den Zwischenhandel festsetzte. Ja, verschiedentlich untersagte man die Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse von einem Bezirk in den andern, eine Maßnahme, die indessen auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten war. Zahlreiche städtische Körperschaften und die Landtage einer Reihe von Bundesstaaten behandelten eingehend die Ursachen dieser Preistreibereien und setzten Höchstpreise für die betreffenden Bezirke fest. Die großen Arbeiter- und Angestelltenorganisationen veranstalteten Protestkundgebungen, und eine besondere Rolle dabei spielte die aufklärende Tätigkeit des Kriegsausschusses für Konsumenteninteressen. Infolgedessen entschloß sich der Bundesrat Ende Juli 1915 zu einer Verordnung gegen übertriebene Preissteigerungen, die sich im großen und ganzen an die Bestimmungen jener Verfügung des Generalkommandos des 1. bayrischen Armeekorps hielt. Vor allem wurde dem Enteignung angedroht, der Verbrauchsgegenstände dem kaufenden Publikum vorenthielt. Der preußische Minister für Handel und Gewerbe appellierte in einem Erlaß auch an das Gewissen der in Frage kommenden Erwerbsstände. Der Krieg, sagte er, dürfe unter keinen Umständen als Konjunktur angesehen werden, aus dem nur der größtmögliche Gewinn herauszuholen sei. Von der Art, wie Handel und Gewerbe diese sich aus der Kriegslage ergebenden vaterländischen Pflichten erfüllten, werde auf lange Zeit hinaus die Wertschätzung dieser Berufsstände und der Einfluß, den sie auf unser öffentliches Leben ausüben, abhängen.

Die staatswirtschaftliche Organisation beschränkte sich aber keineswegs bloß auf die Regelung der Ernährungsfragen in ihrem ganzen Umfange, sondern griff darüber hinaus auch auf die Versorgung des riesigen Heeresbedarfes mit Rohstoffen aller Art. Schon zwei Wochen nach Kriegsbeginn war dem Kriegsministerium eine Kriegsrohstoffabteilung angegliedert. Als erste Aufgabe ergab sich die Notwendigkeit, die Heeresbedürfnisse statistisch zu erfassen. Die Gesellschaft hat dann im Laufe der Zeit sowohl durch Beschlagnahme wie durch Requisition sich in den Besitz der wichtigsten Rohstoffe gesetzt, und zwar beschäftigte sie sich namentlich mit der Sorge für Metalle, Chemikalien, Textilien, Leder, Gerbstoffe und verschiedene Einzelstoffe. Um sich möglichst zu entlasten, dezentralisierte sich die Gesellschaft, soweit es angängig war. Die beteiligten Industrien mußten sich selbst organisieren und von sich aus den Rohstoff unter der Oberaufsicht des Staates oder des Kriegsministeriums beschaffen. Die einzelnen Branchen bildeten besondere gemeinnützige Gesellschaften. Diese hatten die Aufträge zu vergeben und die Lieferungen auszuschreiben. Um Preistreibereien zu verhüten, wurden nach und nach für die wichtigsten Rohstoffe Höchstpreise festgesetzt. In der Hauptsache waren es zwölf solcher Rohstoffgesellschaften, die der Kriegsrohstoffabteilung unterstanden: Die Kammwoll-A.-G., Kriegswollbedarf-A.-G., Kriegsmetall-A.-G., Kriegsleder-A.-G., Leinengarn-Abrechnungsstelle, Flachs-A.-G., Jute-A.-G., Kautschuk-A.-G. u. a. m. Besonders wichtige Artikel waren Rohgummi und Kupfer, deren Bestände vollständig beschlagnahmt wurden.

Im Anschluß hieran seien noch kurz einige weitere wirtschaftliche Maßnahmen des Bundesrats zur Sicherstellung bestimmter Bedarfsartikel für Heer und Volk und zur

Preiskontingentierung aufgezählt. Obwohl wir in Friedenszeiten einen derartigen Ueberschuß in unserer Zuckerproduktion haben, daß wir jährlich fast die Hälfte unserer Erzeugung ausführen können, trat doch im zweiten Kriegshalbjahre eine bedrohliche Zuckerknappheit auf dem Markte ein, weil die Vorräte von den Produzenten und Händlern zum Zwecke einer künstlichen Preissteigerung zurückgehalten wurden. Die Reichsregierung sah sich nach verschiedenen Einzelverordnungen Mitte Juli 1915 zu einer durchgreifenden Regelung des Zuckerverbrauchs gezwungen. Von der Ernte 1914/15 waren bis dahin 65 Prozent für den menschlichen Konsum freigegeben und 12 Prozent waren der Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte überwiesen worden, damit sie diese Mengen für Futterzwecke bereithalte. Auf die restlichen 23 Prozent hatte die Bezugsvereinigung ein Beschlagnahmerecht, von dem sie zu einem Teile auch Gebrauch machte. Die nun bis zu dem Zeitpunkte dieser Bundesratsverordnung nicht beschlagnahmten Vorräte — ungefähr 15 Prozent — wurden dem menschlichen Verbrauch zugeführt. Um des weiteren übermäßige Gewinne des Handels zu verhindern, setzte der Bundesrat Höchstpreise für den Großhandel fest, während bis dahin nur Produzentenhöchstpreise bestanden hatten. Noch weniger Umstände machte man bei der Sicherung der Reisvorräte, die man ganz allgemein im letzten Drittel des April 1915 beschlagnahmte. Man wollte, sehr vorsichtig, auf alle Fälle eine Nahrungsmittelreserve bereitstellen, wenn wider Erwarten aus irgend welchen Gründen im Juni oder Juli 1915 Brot oder Kartoffeln knapp werden sollten. Sämtliche Reisvorräte mußten daher der Zentraleinkaufsstelle angezeigt werden, die sich innerhalb vierzehn Tagen zu erklären hatte, was sie davon übernehmen wollte. Die Uebernahmepreise wurden in der Weise festgesetzt, daß man die Weltmarktspreise zugrunde legte und sie verdoppelte. Auf diese Weise sollte der Einfuhrhandel angeregt werden, noch weiter zu importieren. Den Kleinkaufleuten und den Konsumvereinen blieben jedoch ihre Reismengen überlassen.

Von nicht geringerer Bedeutung war das Vorgehen des Bundesrates zur Einschränkung der Herstellung alkoholischer Erzeugnisse. Ende März 1915 gab der Bundesrat in einer Verordnung den Landeszentralbehörden das Recht, den Verkauf von Branntwein oder Spiritus ganz oder teilweise zu verbieten oder gegebenenfalls Mindestpreise festzulegen. Die Bierproduktion der Brauereien wurde auf 60 Prozent ihres Kontingents beschränkt. Endlich sei noch ergänzend bemerkt, daß der Bundesrat auch den Preistreibereien im Petroleumhandel durch Höchstpreise, die er in der ersten Hälfte des Juli 1915 festlegte, zu steuern versuchte.

Der staatssozialistische Gedanke, der sich durch alle diese Bundesratsverordnungen wie ein roter Faden zieht, erreichte gewissermaßen seinen Höhepunkt, als der Bundesrat am 12. Juli 1915 kurzerhand beschloß, Zwangssyndikate für den Kohlenbergbau zu ermöglichen. Durch diese Verordnung wurden die Landeszentralbehörden ermächtigt, die Besitzer von Steinkohlen- und Braunkohlenbergwerken ohne ihre Zustimmung zu Gesellschaften zu vereinigen, denen die Regelung der Förderung sowie der Absatz der Bergwerkserzeugnisse der Gesellschaft unterliegt. Dem Staat sind dabei verschiedene Aufsichtsbefugnisse eingeräumt. Insofern notwendig wurde diese Verordnung, als die Tätigkeit des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats mit dem 31. Dezember 1915 zu erlöschen drohte, da alle bisherigen Versuche, eine Verständigung über einen neuen Vertrag herbeizuführen, ohne Erfolg geblieben waren. Bemerkt sei, daß das Kohlensyndikat bereits im Dezember 1914 den Kohlenpreis durchschnittlich um zwei Mark für die Tonne der meisten Kohlensorten gesteigert hatte. Dazu trat Anfang August 1915 eine weitere Preissteigerung von einer Mark (dank dem Eingreifen des Fiskus betrug sie nicht mehr), so daß der Kohlenpreis zu Beginn des zweiten Kriegsjahres um drei Mark höher war, als vor Kriegsanfang.

Die wirtschaftliche Aufklärung

Als zu Beginn des zweiten Kriegshalbjahres die Vorräte an Lebensmitteln aller Art infolge des Blockadezustandes, in dem Deutschland sich befand, knapp zu werden begannen, setzte eine großzügige Aufklärungsarbeit ein, die zur Einschränkung und Sparsamkeit in den Haushaltungen der deutschen Familien dringend mahnte. Es galt den Aushungerungsplan Englands zu Schanden zu machen. Schon vorher hatten die deutschen Gelehrten, die Volkswirtschaftler und die Ernährungswissenschaftler sich in Aufrufen und Aufsätzen in der Presse an die Bevölkerung gewandt. Aber die große Masse war noch nicht genügend von dem Ernst der wirtschaftlichen Lage, in der wir uns befanden, überzeugt.

Auf Anregung Dr. Friedrich Naumanns richtete die Reichsregierung schließlich zu Beginn des Februar 1915 einen Lehrkursus für Redner über Volksernährung im Kriege ein. Die Zahl der Meldungen — über 3000 — war wider Erwarten so groß, daß nur ein Teil berücksichtigt werden konnte. Der preußische Minister des Innern, v. Löbell, der den Kursus im Abgeordnetenhause zu Berlin eröffnete, erklärte einleitend, daß bis zum letzten Dorfe jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau wissen müßten, was in dieser ernsten schweren Zeit unsere Pflicht sei, um den Plan unserer Feinde, uns durch Aushungern auf die Knie zu zwingen, zu vereiteln. In den ersten Monaten des Krieges hätte man nicht so sparsam gelebt, wie es notwendig gewesen sei. Nun aber hieße es, den Kampf gegen Zunge und Magen aufzunehmen. Niemand brauche zu hungern, aber man müsse sparen. Der Direktor des statistischen Amtes der Stadt Schöneberg, Dr. R. Kuczynski, gab im Anschluß daran eine Uebersicht über das, was wir an Lebensmitteln hätten und was uns fehle. Nach der von ihm gezogenen Bilanz hat das deutsche Volk im gesamten Nahrungsmittelverbrauch in Friedenszeiten vom Auslande erhalten 26 Prozent des Eiweißgehaltes, 42 Prozent des Fettgehaltes, 8 Prozent der Kohlehydrate und 20 Prozent der Gesamtkalorien (Wärmeeinheiten). Ein Fünftel der Nährwerte, die wir früher zur menschlichen Ernährung verwendet hatten, fehlte uns also durch die Unterbindung unserer Zufuhr vom Auslande.

Die Hausfrau wurde an die Front gerufen. Die heutige Generation, erklärte man, ißt 40 Prozent mehr als unsere Großeltern. Vor allem tat also eine Einschränkung des Essens not. Der Fleischgenuß mußte zurückgeschraubt werden, ebenso die tägliche Brotration. An die Stelle der Butter sollte weitgehend Obstmarmelade treten und der Minderverbrauch von Fett durch reichlicheren Zuckergenuß ersetzt werden. Ferner hieß es, zu der Gewohnheit unserer Altvorderen zurückzukehren, die nicht nur mittags, sondern auch morgens und abends regelmäßig ihre Suppe einnahmen. Kriegskochkurse wurden überall eingerichtet und die Hausfrau darauf hingewiesen, aufs Sparsamste mit ihren Vorräten umzugehen. Bisher allerhand ungeachtete Pflanzen wurden als billiger Ersatz für Salate und Gemüse von den Naturwissenschaftlern vorgeschlagen. Ein besonderes Augenmerk wurde auch auf die Sammlung der Speise- und Küchenreste gerichtet, die als Futter- oder Düngemittel der Landwirtschaft dienstbar gemacht wurden. Auch sonst führte der eintretende Mangel an verschiedenen Dingen des täglichen Haushaltes zu vielfachen Veränderungen. Die Petroleumbeleuchtung wurde in den Städten durch Gas und auf dem Lande durch Elektrizität, soweit es die Verhältnisse gestatteten, ersetzt. Der teueren Kohle wurde im Haushalt der billigere Koks vorgezogen. Kurz, ebenso planmäßig wie die Volkswirtschaft im großen paßte sich auch die Privatwirtschaft im kleinen den Notwendigkeiten der Zeit an. Nur so war es möglich, daß wir auch den Wirtschaftskrieg bis zum Beginn der neuen Ernte glänzend bestanden. Die Aufklärungsarbeit der Wanderredner war nicht umsonst getan.

Das Börsen- und Bankwesen

Wir kommen zum Börsen- und Bankwesen. Das Börsengeschäft hat während des abgelaufenen ersten Kriegsjahres drei Stadien durchgemacht. Nach dem Kriegsausbruch wurde jeder offizielle Börsenverkehr auf dem Verordnungswege aufgehoben. Amtliche Kursnotierungen fanden nicht mehr statt. So ist es zunächst bis zum 1. August 1915 geblieben, und wird wohl auch noch so weiter bleiben. Indessen machte der völlige Stillstand jeglichen Börsenverkehrs in den ersten Kriegswochen der allgemeinen militärpolitischen und wirtschaftlichen Unklarheit bald einem begrenzten Kassageschäfte Platz. Ein freier Börsenverkehr begann sich zu entwickeln, der einen Ausgleich zwischen Nachfrage und Angebot von Rentenwerten und insbesondere von ausländischen Zahlungsmitteln zu schaffen suchte. Mit dem Beginn des Juni 1915 durften sich auch die Großbanken, die bis dahin dem inoffiziellen Börsenhandel ferngeblieben waren, unter gewissen Einschränkungen daran beteiligen. Die Bedeutung dieses täglichen Börsengeschäftes lag einmal darin, daß er den Verkauf ausländischer Werte in deutschem Besitz erleichterte, zum andern ermöglichte er die Abwicklung alter Börsenengagements und bildete ferner mit der Zeit eine ausgleichende Abrechnungsstelle für den mitunter recht starken Bedarf an ausländischen Geldern, der durch das immer weitere Vordringen unserer siegreichen Heere in Feindesland hervorgerufen wurde. Auf der andern Seite darf man auch die Schattenseiten des freien Börsenverkehrs nicht übersehen. Denn bald schlich sich auch die Spekulation ein und machte sich allmählich immer breiter. Der Handel mit Aktien solcher Gesellschaften, die Kriegslieferungen auszuführen haben, nahm unter wachsender Teilnahme des Publikums mit der Zeit einen nicht unbedenklichen Umfang an. Ein schon sehr geringes Angebot oder eine sehr geringe Nachfrage riefen mitunter starke Kursveränderungen hervor, die innerlich nicht berechtigt waren. Es fehlte eben eine Stelle, die die Kursbewegung kontrollierte. Infolgedessen sah sich der Bundesrat genötigt, gewissen Ausschreitungen in diesem freien Börsenverkehr entgegenzuarbeiten. Ende Februar 1915 erließ er ein Verbot öffentlicher Bekanntmachungen oder Mitteilungen, die für einen größeren Kreis von Personen bestimmt sind und zahlenmäßige Angaben über den Preis oder den Umsatz der Wertpapiere. Nur Mitteilungen über Kurse ausländischer Börsen wurden auch weiterhin zugelassen. Und in der ersten Augustwoche 1915, als die Spekulation von neuem überhandzunehmen drohte, erließ die Reichsregierung eine ernstliche Warnung und erklärte, daß unsere gesamte Bankwelt, die industriellen Unternehmungen und die privaten Kapitalisten immer wieder nur daran denken sollten, das Lebensinteresse des Reiches durch Bereithaltung der freien Gelder für die Zwecke der Kriegsanleihen zu fördern. Das sei aber nicht der Fall, wenn fortlaufend Kurstreibereien die Neigung des Publikums bei der Befriedigung seines Anlagebedürfnisses in andere Bahnen lenkten. Wenige Tage darauf wies die Reichsregierung in einer neuen Kundgebung darauf hin, daß man auch auf den weiteren Abbau des mit Kriegsbeginn eingetretenen Börsenmoratoriums bedacht sein müsse. Bisher sei in dieser Hinsicht nur wenig geschehen. Man habe sich darauf beschränkt, im Herbst 1914 die Abführung eines Einschusses von fünf Prozent der Schuldsumme von Lombards ohne Ueberdeckung (Reports) und bei sonstigen seinerzeit auf Ende Juli 1914 abgeschlossenen Wertpapiergeschäften zugunsten der Geldgeber oder Verkäufer zu bestimmen.

Das großartigste Ereignis auf dem finanziellen Kriegsschauplatze war die Begebung und der Erfolg der zweiten Kriegsanleihe. Es war die erste große Operation, für die der neue Reichsschatzsekretär Dr. Helfferich verantwortlich zeichnete. Etwas mehr als fünf Monate waren seit der Ausgabe der ersten deutschen Kriegsanleihe verflossen, als die zweite am 27. Februar 1915 ausgegeben wurde. Die starke Einschränkung des Außenhandels und die ungeheueren Bestellungen, die die Heeresverwaltung

für Armeebedarf vergibt und die sofort in Bar reguliert werden, hatte ein auffallend starkes Nachlassen der Kreditinanspruchnahme auf dem Geldmarkte zur Folge gehabt. Schon Wochen und Monate vorher bestand daher ein überaus leichter und flüssiger Geldstand. Die Ausgabe der neuen Anleihe konnte daher in keinem günstigeren Momente erfolgen. Und da sie glänzend organisiert war, blieb der Erfolg nicht aus. Zu den Zeichnungsstellen der ersten Anleihe: der Reichsbank, der Preußischen Seehandlung, der Zentralgenossenschaftskasse, der Königl. Hauptbank Nürnberg, den sämtlichen deutschen Banken und Bankiers, den öffentlichen Sparkassen und Lebensversicherungsgesellschaften traten diesmal noch sämtliche Kreditgenossenschaften und Postämter hinzu. Selbst den Truppen im Felde wurden Zeichnungsscheine durch ihre Truppenteile zugänglich gemacht. Dazu kam, daß die Reichsbank noch kurz vor Jahresschluß 1914 ihren Diskontsatz um ein Prozent, auf fünf Prozent, herabgesetzt hatte, und die Reichsdarlehenskasse diesmal auf Vorschüsse für den Ankauf von Kriegsanleihen $5^1/_4$ Prozent berechnete, während sie bei der ersten Anleihe 6 Prozent Vorschußzinsen genommen hatte. Eine lebhafte Propaganda, vor allem in der Presse, setzte ein, und die aufklärende Tätigkeit über die Bedeutung der Anleihe zog so weite Kreise, daß selbst in den Schulen den Schülern Zeichnungsscheine gegeben wurden, um deren Eltern zur Beteiligung an der Zeichnung zu veranlassen. Auch diesmal war die Höhe der Anleihe unbegrenzt; sie bestand ebenso wie die erste aus fünfprozentigen Schuldverschreibungen des Reichs und aus fünfprozentigen Reichsschatzanleihen. Die kleinsten Stücke, die ausgegeben wurden, bezifferten sich auf 100 Mark. Die Einzahlung der Beträge hatte in fünf Raten, bis spätestens Mitte August 1915, zu erfolgen. Der Zeichnungspreis betrug 98,50 Mark (bei Eintragung der Reichsanleihe in das Reichsschuldbuch mit Sperre nur 98,30 Mark); das war ein Prozent mehr im Kurse, als bei der ersten Anleihe, die im freien Börsenverkehr zu dieser Zeit bereits um $2^1/_2$ Prozent über dem Zeichnungskurse umgesetzt wurde. Die Zeichnungsfrist lief am 19. März 1915 mittags ab. Das Ergebnis der Anleihe war in dem Zeichnungsbetrage mehr als das Doppelte der ersten Kriegsanleihe. Während auf diese 4460 Millionen Mark gezeichnet worden waren, hatte sich diesmal das deutsche Volk mit 9060 Millionen beteiligt. Und auch dieses Mal war die Zahl der kleinen Zeichner auffallend groß. Es waren gezeichnet worden: 452 113 Stücke bis 200 Mark (71 Millionen Mark), 581 470 Stücke von 300 bis 500 Mark (254 Millionen Mark), 660 776 Stücke von 600 bis 1000 Mark (604 Millionen Mark) und 418 861 Stücke von 1100 bis 2000 Mark (733 Millionen Mark). Insgesamt wurden 26 191 060 Zeichner gezählt gegenüber 11 772 350 bei der ersten Kriegsanleihe. Bei den Privatbanken waren für die Märzanleihe 5502 Millionen zusammengekommen, also allein mehr, als im September im Ganzen (4460). Die Sparkassen hatten 1977 Millionen aufgebracht, mithin ein Zehntel ihres Gesamtvermögens. Dieser überraschende Erfolg wurde mit jedem Tage, wo die Einzahlungen auf diese ungeheueren Zeichnungen eingingen, noch größer. Am 14. April 1915 sollte, laut Zeichnungsaufforderung, die erste Rate von 30 Prozent, also noch nicht ganz drei Milliarden Mark eingezahlt sein. In Wirklichkeit aber waren bis zu diesem Tage 6076 Millionen Mark, das sind 67 Prozent, auf die Anleihe entrichtet worden. Bis zum zweiten Einzahlungstermin am 20. Mai 1915 hatten sich die Einzahlungen schon auf 7830 Millionen Mark oder 86 Prozent der Gesamtzeichnungen erhöht und am 31. Juli waren bereits 98,4 Prozent der Gesamtzeichnungen beglichen, das sind 8959 Millionen Mark.

Dieser glänzende Erfolg auf finanziellem Gebiete rief selbst im Auslande, insbesondere in den neutralen Staaten, unverhohlenes Erstaunen hervor. So schrieb unter anderem der Berner „Bund“: „Schon die erste Anleihe erregte Bewunderung. Aber die zweite bedeutet sicherlich ein Novum in der Weltgeschichte. Daß nach acht Kriegsmonaten das

Land imstande ist, neun Milliarden Mark aufzubringen, ist ein Ereignis, das von der Geschichte einst als wirtschaftliche Großtat verzeichnet werden wird. Es zeigt, was bei glänzender Organisation mit geschlossener, fest und bestimmt auf das große Ziel gerichteter Tatkraft zu erreichen ist."

In engem Zusammenhange mit dem beispiellosen Erfolge der Kriegsanleihe stand die weise Finanzpolitik der Reichsbank. Der Diskontsatz, der von der Reichsbank am 23. Dezember 1914 von sechs auf fünf Prozent herabgesetzt war, konnte sich das ganze zweite halbe Kriegsjahr aufrecht erhalten. Im Juli 1914 und 1913 war er um ein Prozent höher gewesen. Infolge des gekräftigten Geldmarktes und der auf eine solide Grundlage gestellten Kreditverhältnisse konnte man von der Einführung eines Moratoriums (im Gegensatze zu den feindlichen Ländern) auch weiterhin absehen. Wenn sich trotzdem die Wechselkurse recht zu unsern Ungunsten wandten, so lag das lediglich an der Unterbindung der Warenausfuhr über unsere Grenze und der Vereitlung unseres Geldverkehrs mit dem Auslande. Der Wechselbestand der Reichsbank, der sich am 23. Juli 1914, also kurz vor dem Kriegsausbruch noch auf 751 Millionen Mark beschränkt hatte, erreichte am 31. Mai 1915 mit 6860 Millionen Mark seinen Höchststand und fiel bis zum 31. Juli auf 4784,5 Millionen Mark. Der Notenumlauf hatte am 23. Juli 1914 1891 Millionen Mark betragen und war am 31. Juli 1915 auf 5538 Millionen Mark gestiegen. Dabei war die Golddeckung sogar noch etwas höher (43,3 Prozent) gegenüber dem Stande bei Kriegsausbruch (43,1 Prozent). Das Erstaunlichste war der dauernde Goldzuwachs der Reichsbank. Während er vor Kriegsbeginn 1253 Millionen Mark betragen hatte, bezifferte er sich am Ende des ersten Kriegsjahres, am 31. Juli 1915, auf 2400 Millionen Mark und war damit auf fast das Doppelte gestiegen. Wenn man bedenkt, daß unsere Zentralnotenbank 1876, im ersten Jahre ihrer Tätigkeit, nur über einen Goldbestand von 286,73 Millionen Mark verfügte, so kann man sich einen Begriff von der gewaltigen Bedeutung der vorher genannten Ziffern machen. Allerdings war dieses unablässige Zuströmen des Goldes in die öffentlichen Kassen und damit in die Reichsbank nur dadurch möglich, daß die Aufklärung über die dringende Notwendigkeit der Hergabe des Goldes durch Presse, durch Plakate, durch Vorträge und durch Sammlungen aller Art unablässig weiter betrieben wurde.

In das zweite Kriegshalbjahr fielen auch die Geschäftsabschlüsse und die Generalversammlungen der meisten Banken. Allein die Reichsbank konnte für das abgelaufene Geschäftsjahr 1914 1,81 Prozent mehr Dividende als im Vorjahr geben, obwohl sie infolge der unsicheren Kriegszeit nicht weniger als 35,2 Millionen Mark auf zweifelhafte Forderungen reservierte (gegenüber 1,05 im vorhergegangenen Jahre). Dagegen hatten die anderen Banken fast ausnahmslos ihre Dividende herabsetzen müssen. Die nachstehende Aufstellung der führenden Großbanken, wobei die Zahlen die Prozente angeben (die für 1913 sind in Klammern gesetzt), mag ein Bild davon geben: Reichsbank 10,24 (8,43), also Differenz + 1,81, Deutsche Bank 10 (12½), also Differenz — 2½, Diskonto-Gesellschaft 8 (10), also Differenz — 2, Dresdner Bank 6 (8½), also Differenz — 2½, Darmstädter Bank 4 (6½), also Differenz — 2½, Berliner Handelsgesellschaft 5 (8½), also Differenz — 3½, Nationalbank 0 (6), also Differenz — 6, Kommerzbank 4½ (6), also Differenz — 1½, Mitteldeutsche Kreditbank 5½ (6½), also Differenz — 1.

Ein Kapitel für sich bilden die Hypothekenbanken. Sie konnten auch im ersten Halbjahre 1915 an eine Fortführung des Grundkreditgeschäftes nicht denken. Soweit die Ausweise der Banken für das halbe Jahr vorlagen, war der Umlauf der Obligationen, insgesamt auf 11,6 Milliarden Mark berechnet, sich fast gleich geblieben. Das Halbjahr Juli bis Dezember 1914 hatte sogar eine Abnahme des Obligationenumlaufs gebracht, der sich auf nicht ganz 15 Millionen Mark bezifferte.

Zum Schlusse dieses Abschnittes über die finanziellen Verhältnisse seien noch ein paar Worte über die Darlehenskassen und Sparkassen gesagt, soweit bereits offizielle Berichte darüber ausgegeben sind. Von den Darlehenskassen war der Höchstausgabebetrag für Darlehenskassenscheine ursprünglich auf 1500 Millionen Mark festgesetzt und wurde später auf 3000 Millionen Mark erhöht. Jedoch wurde dieser Betrag nie auch nur annähernd erreicht. Der Höchstbestand der Darlehenskassenbewilligungen bezifferte sich Mitte April 1915 auf 1573 Millionen Mark. Das war die Zeit, als die erste Einzahlung auf die zweite Kriegsanleihe fällig war. Dann sank die Zahl sehr bald. Die Außenstände der Darlehenskassen beliefen sich am Ende des ersten Kriegsjahres nur auf 1000 Millionen Mark. Ein noch günstigeres Bild bieten die deutschen Sparkassen. Ende Juni 1915 hatten 779 Sparkassen ihre Bilanzen für 1914 in der Zeitschrift „Sparkasse“ veröffentlicht. Darnach ist der Einlagenbestand dieser Sparkassen im ersten Kriegsjahr von 7658 Millionen Mark auf 7992 Millionen Mark, also um 334 Millionen Mark gewachsen, also um 4,4 Prozent, was einem Gesamtzuwachs von 900 Millionen Mark für die sämtlichen deutschen Sparkassen entspricht.

Zusammenfassend sehen wir also, daß wir auf dem finanziellen Kriegsschauplatze durch treues Ausharren, durch allgemeinen Opfermut und nicht zuletzt durch unsere großartige Organisation ebenso gewaltige Erfolge erzielt haben, wie unsere tapferen Feldgrauen draußen an den Fronten.

Handel, Handwerk und Industrie

Im gewerblichen Leben Deutschlands hat der Krieg geradezu eine ungeheuere Umwälzung hervorgerufen. Handel, Handwerk und Industrie sahen sich plötzlich vor ganz neue Aufgaben gestellt. Durch die fast gänzliche Einstellung des Außenhandels wurde dem deutschen Gewerbe in beinahe allen seinen Verzweigungen der Bezug der Rohstoffe aus dem Auslande unterbunden und die Ausfuhr von Halb- oder Fertigfabrikaten unmöglich gemacht. Man war daher genötigt, die Betriebe auf eine ganz neue Grundlage zu stellen. Auf der einen Seite kam deutsche Wissenschaft und deutscher Erfindergeist dem Rohstoffbedürfnis durch die Herstellung einer ganzen Reihe von Ersatzstoffen entgegen. Auf der anderen Seite war es die deutsche Heeresverwaltung, die gleichsam als Ersatz für die ausbleibenden Auslandskäufer fortlaufend riesige Aufträge in kleinen und kleinsten Teilen ausgab. In den letzten zwölf Monaten vor dem Kriege hatte unsere Warenausfuhr nach dem Auslande einen Wert von insgesamt ungefähr elf Milliarden Mark ausgemacht. Demgegenüber betrug der monatliche Heeresbedarf durchschnittlich etwa anderthalb Milliarden Mark während der bisherigen Kriegszeit. Die Lieferungen für die Armee waren also so gewaltig, daß sie dem ziffermäßigen Werte nach nicht nur den ganzen ausgefallenen Betrag des Außenhandels, sondern auch noch einen großen Teil des stark zurückgegangenen inländischen Warenbedarfes deckten. Dabei darf man freilich nicht übersehen, daß nicht alle Gewerbezweige in der angenehmen Lage waren, an dem Heeresgeschäft teilzunehmen, obwohl sich Handel, Handwerk und Industrie bis an die Grenzen der Möglichkeit den veränderten Bedarfsverhältnissen angepaßt hatten. Im allgemeinen aber blieb das Wirtschaftsleben Deutschlands unerschüttert.

Ja, ein besonders günstiges Zeichen für seine innere Kraft und Leistungsfähigkeit sind die während des Krieges vorgenommenen Neuinvestierungen von Kapital. Der wirtschaftliche Unternehmungsgeist ist, wenn auch vermindert, weiterhin rege geblieben. Wenn man die Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung daraufhin untersucht, so war die Gesamtsumme der Neuinvestierungen (nach Calwer) im zweiten Halbjahr 1914 auf nicht ganz die Hälfte und im ersten Halbjahr 1915 auf ein Drittel der Neuinvestierungen des ersten halben Jahres 1914 zurückgegangen. Vor allem fällt

dabei die starke Unternehmungslust im Handel, abgesehen von den Banken, auf, wo im zweiten Halbjahr 1914 92,27 Millionen Mark gegenüber 30,11 Millionen Mark im ersten Halbjahr desselben Jahres für Neuinvestierungen beansprucht wurden. Auch das erste Halbjahr 1915 hat mit 68,16 Millionen Mark eine sehr hohe Neuinvestierungssumme gebracht. Des weiteren nahmen umfangreiche Neuinvestierungen die Montanindustrie, das Ledergewerbe, das Verkehrsgewerbe und die Gruppe Eisen, Metalle und Maschinen vor. Die Gesamtsumme der gewerblichen Neuinvestierungen der Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung betrugen im ersten Halbjahr 1914: 628,26, im zweiten Halbjahr 1914: 325,31 und im ersten Halbjahr 1915: 208,29 Millionen Mark.

Es verlohnt, auch einen Blick auf die durchschnittlichen Geschäftsergebnisse der einzelnen Gewerbszweige zu werfen; allerdings wird man sich hierbei nur auf die Resultate des Geschäftsjahrs 1914 beschränken müssen, da die Abschlüsse für das Jahr 1915 bei Abfassung dieser Uebersicht noch nicht vorlagen. Eine nicht unerhebliche Zahl von Betrieben, die besonders mit Kriegslieferungen bedacht wurden, hat ganz außergewöhnliche Gewinne erzielt. So stiegen z. B. die Dividenden der Aktiengesellschaften: Berliner Dampfmühlen von 0 auf 8 %, Lederfabrik Spicharz von 5 auf 12 %, Mannesmann von 10 auf 15 %, Gladbacher Textilwerke von 0 auf 15 %, Bremer Rolandsmühle von 11 auf 17 %, Hermannsmühle, Posen von 9 auf 18 %, Oberschlesische Schießwollfabrik von 10 auf 25 %, Ludwig Löwe von 18 auf 30 % und der Sprengstoffwerke „Glückauf" von 0 auf 40 %. Dabei muß man sogar noch berücksichtigen, daß die Gewinne oft noch weit höhere gewesen sind, als sie in der veröffentlichten Bilanz erscheinen, da man ein Interesse daran hatte, in dieser Hinsicht nicht gar zu sehr die Karten aufzudecken. Die Wittener Walzmühle hat z. B. bei zehnfacher Abschreibung und sechsfachen Rücklagen gegen das Vorjahr ihre Dividende von sechs auf zehn Prozent gesteigert. Und eine Waffenfabrik schreibt in ihrem Bericht, die Dividende sei niedrig gehalten worden, „um nicht die Begehrlichkeit der Abnehmer in bezug auf die Preise und die Begehrlichkeit der Arbeiter in bezug auf die Löhne zu steigern". Aber man darf nicht verallgemeinern, denn wenn man genauer hinsieht, entdeckt man, daß unter den etwas mehr als fünftausend Aktiengesellschaften es nur einige Hundert sind, die so in die Augen stechende Gewinnziffern aufweisen können. Im Durchschnitt sind die Gewinnzahlen gegen das Vorjahr zurückgegangen. Bei 3386 Gesellschaften, die ihre finanziellen Ergebnisse mit dem Geschäftsjahre zuvor vergleichbar veröffentlicht haben, sank die Dividende von 8,96 % für das Jahr 1913 auf 6,74 für das Jahr 1914. Das ist ein Rückgang von 2,22 %. In den einzelnen Gewerbezweigen stellte sich der durchschnittliche Dividendenzuwachs oder Rückgang, soweit Aktiengesellschaften dabei in Frage kommen, die im März 1915 ihren Abschluß für das Geschäftsjahr 1914 veröffentlicht hatten, wie folgt: Nahrungs- und Genußmittelindustrie (im Jahre 1913 6,05 %) im Jahre 1914 7,2 %, Elektrizitäts- und Gasgesellschaften (7,3 %) 7,4 %, Eisen und Metalle (8,1 %) 8,1 %, Maschinenindustrie (11,4 %) 9,5 %, Bergbau und Hüttenindustrie (16,0 %) 11,2 %, Steine und Erden (10,0 %) 5,5 %, Papiergewerbe (3,2 %) 0,4 %, Graphisches Gewerbe (7,5 %) 5,6 %, und die Gasthaus- und Erquickungsgewerbe (4,0 %) 1,9 %. Allerdings sind bei der Gewinnberechnung von den meisten Betrieben größere Abschreibungen als in den Vorjahren und besondere Rückstellungen angesichts der gesamten Kriegslage vorgenommen worden.

Durch allgemeine Preiserhöhungen, die bis zu einem gewissen Grade durch den eintretenden Mangel an Rohstoffen gerechtfertigt waren, versuchte man die Gewinnmöglichkeiten zu erhöhen. Dabei sind oft wucherische Ausschreitungen vorgekommen. Am meisten fielen die Preistreibereien in der Lederindustrie und in den Leder verarbeitenden Gewerbszweigen auf. Hier handelte es sich um mehrere Hundert Prozent, um die die Preise der Lederindustrie ganz plötzlich hinaufschnellten. Nach den Ende

Mai 1915 vorliegenden Ergebnissen der Rentabilitätsstatistik ging in der Lederindustrie die Dividende von 8,1 % des Aktienkapitals für 1913 auf 11,2 % für 1914 hinauf. Noch zwei weitere industrielle Gewerbszweige verdienen besonders beleuchtet zu werden: die Textilindustrie und das Baugewerbe. Schon kurz vor dem Beginn des Krieges wies die Textilindustrie eine gewisse Stagnation auf. Dann beeinflußte die Kriegskonjunktur fast das gesamte Textilgewerbe sehr günstig. Aber als der erste ungewöhnlich hohe Bedarf gedeckt war, trat ein Rückschlag ein, der besonders in den Sommermonaten 1915 recht fühlbar wurde und vielfach zur Herabsetzung der Zahl der weiblichen Arbeitskräfte führte. Im Baugewerbe sind die Verhältnisse recht trübe. Die private Bautätigkeit ruhte fast ganz und auch die öffentliche ging stark zurück. Eine Arbeitskrise wurde nur durch die militärischen Einberufungen und die Abwanderungen der Arbeiter in andere Gewerbszweige (Kriegsindustrie und Landwirtschaft) vermieden.

Damit sind wir bereits zum eigentlichen Handwerk gekommen. Das hatte unter den Einwirkungen des Krieges besonders stark zu leiden. Der Arbeitsmangel nötigte viele Betriebe, zu schließen. Dazu kamen die Einberufungen der Meister und der Gesellen, die ebenfalls eine zeitweilige Einstellung des Betriebes zur Notwendigkeit machten. Gewiß, auch eine Reihe von Handwerksbetrieben profitierte vom Kriege, so das Metallgewerbe, die Schuhmacherei, die Schneiderei, die Stellmacherei und die Sattlerei. Dagegen hatten die anderen, die an Kriegslieferungen nicht beteiligt waren, besonders zu leiden: die Maler, die Klempner, die Bauschlosser, die Glaser, die Drechsler, die Tischler, die Buchdrucker, die Graphiker, die Friseure und die Bäcker. Die Kreditnot, das Borgunwesen, der Mangel an Rohstoffen und das Fehlen großzügiger Organisationen zur gemeinsamen Uebernahme umfangreicher Kriegslieferungen taten ein übriges, um die mißliche Lage des Handwerks noch zu verschärfen. Immerhin waren die Handwerkskammern im Verein mit den Innungen und Genossenschaften mit Erfolg bestrebt, Grundlagen für solche Organisationen zu schaffen. Infolgedessen hat die Heeresverwaltung denn auch bereits günstige Versuche mit Kollektivaufträgen an das Handwerk gemacht. Bisher hatte der größte solcher Aufträge, und zwar auf Lieferung von Proviantwaren, einen Wert von 16,5 Millionen Mark. Weit günstiger waren die Verhältnisse in der Landwirtschaft. Das Gros der kleinen und mittleren Landwirte hat, soweit sich das schätzungsweise übersehen läßt, recht gut abgeschnitten.

Zum Schluß seien noch einige Daten über den hervorragenden Anteil der deutschen Wissenschaft an der Herstellung von Ersatzstoffen gegeben. Infolge des unterbrochenen Handelsverkehrs mit dem Auslande hatte die deutsche Landwirtschaft vor allem den Mangel von Futter- und Düngungsmitteln zu beklagen. Und gerade auf diesem Gebiete hat der deutsche Gelehrte die überraschendsten Erfolge erzielt. Im Berliner Institut für Gärungsgewerbe gelang es, ein Verfahren auszuarbeiten, das die Massenerzeugung von Hefe als Futtereiweiß unter ausschließlicher Verwendung von Zucker und schwefelsaurem Ammoniak ermöglichte. Dieses Verfahren ist geeignet, uns auf die Dauer von der Einfuhr ausländischer Kraftfuttermittel unabhängig zu machen. Dr. Hatschek machte durch Versuche sämtliche Brauerei- und Mälzereiabfälle ohne vorherige Abtötung der Hefe zur Herstellung von Futter verwendbar. Es wurde zu diesem Zwecke den Abfällen aufgeschlossene Stärke in Form von gekochten Kartoffeln zugesetzt. Der Nährwert des Futtermittels wird durch einen Zusatz von Kleie und Blut erhöht. Das Gemenge wird getrocknet und dann zu Flocken verarbeitet. Einem anderen Forscher glückte es, aus gemahlenem Stroh ein Pulver herzustellen, das sich besonders für die Schweinemast eignet. Ferner zog man Pflanzen, denen man als Tiernährmittel bisher nur eine geringe Rolle zugewiesen hatte, in weitgehendem Maße zu diesem Zwecke heran. Dabei kommen insbesondere die Lupinen in Frage, nachdem man es verstanden hatte,

sie zu entbittern und als Lupinenflocken zu haltbarem Dauerfutter fabrikmäßig zu verarbeiten, ferner die Roßkastanie (Kastanienflocken) und der Comfrey (für die Schweinezucht). Als neues Düngmittel trat der aus der Luft gewonnene Stickstoff in den Vordergrund. Der fehlende Chilesalpeter war dadurch ersetzt.

In der Industrie mußte man sich nach Ersatzmitteln für Kupfer und Messing umsehen. Man fand schließlich, daß geschmiedetes Eisen mit nur etwas Kupfer- und Zinkgehalt, einer besonderen Behandlung unterzogen, bis zu einem hohen Grade Kupfer und Messing zu ersetzen vermag. An die Stelle des mangelnden Benzins trat das Benzol, und für gewisse besondere Zwecke, für die man nur Benzin gebrauchen konnte, wurden zwei synthetische Prozesse ausgearbeitet. Für die Bearbeitung von Schießbaumwolle wurde mit Erfolg anstatt Baumwolle gewöhnliche Zellulose verwendet. In der elektrotechnischen Industrie wurden bei dem knapp werdenden Gummi die bisherigen Gummiisolierungen aus Papier hergestellt. Das Papier begann überhaupt als Ersatzmittel mehr und mehr herangezogen zu werden. Es wurde nicht nur für Wundwatte verwendet, sondern auch zum Weben und Spinnen benutzt. Als Ersatz für die Schmieröle bewährte sich an zahlreich vorgenommenen Versuchen die Melasseschmierung an Maschinen. Auch auf dem Gebiete der künstlichen Heizöldarstellung liegen bereits beachtenswerte Versuche deutscher Industrieller vor. Dagegen ist die Zusammensetzung künstlichen Kautschuks noch nicht abgeschlossen, aber auf gutem Wege.

Der Krieg hat nicht nur an den deutschen Militarismus und an das deutsche Wirtschaftsleben, sondern, wie wir sehen, auch an den deutschen Erfindergeist die höchsten Anforderungen gestellt.

Die deutsch-österreichische Wirtschaftsannäherung

Von der großen nationalen Welle, die auf die Stärkung deutschen Selbstbewußtseins und deutschen Wesens hinauslief, blieben auch Handel und Gewerbe in ihrem Verhältnisse zum Auslande nicht unberührt. Der wirtschaftliche Chauvinismus, der sich im feindlichen Auslande die Diskreditierung und Verdrängung der deutschen Waren zum Ziel setzte, übte eine starke Rückwirkung in Deutschland aus. Hatten die deutschen Waren früher vielfach, um schneller einzudringen und größeren Absatz zu finden, ihre Herkunft verleugnet und waren sie unter falscher fremdländischer Flagge gesegelt (man denke an: made in Germany), so ging man jetzt, umgekehrt, zu einer scharfen Bekämpfung aller Fremdtümelei im Warenverkehr vor. Es entstand zu diesem Zwecke ein großer Verband, der sich „Deutsche Arbeit“ nannte. Er will nicht die urteilslose Verdrängung aller Auslandserzeugnisse, sondern die gerechte Würdigung gleichguter oder besserer Inlandsware bezwecken. Um auch die deutschen Abnehmerkreise zu einer nationalen Auffassung zu erziehen und sie abzuhalten, ausländische oder ausländisch scheinende Waren zu bevorzugen, rief er eine Wanderausstellung „Deutsche Waren unter fremder Flagge“ ins Leben, wobei er alles minderwertige grundsätzlich ausschloß. Zu einer Zeit, als noch die Vorbereitungen dazu im Gange waren, veranstaltete man in Leipzig bereits während der Ostermesse eine Ausstellung „Ersatz für Waren aus Feindesland“, die in weiten Kreisen einer regen Anteilnahme begegnete. Auch die Behörden griffen in diesen deutschen Wirtschaftskrieg gegen die Fremdtümelei ein. Auf Veranlassung der Generalkommandos der einzelnen Armeekorpsbezirke machten die Polizeiorgane in den einzelnen Städten und Gemeinden gegen die Fremdwörter auf den Firmenschildern und in den Schaufenstern Front. Daß es dabei zu mancherlei Uebertreibungen kam, darf nicht unerwähnt bleiben.

Wie der Krieg in dieser Weise umwälzend auf das wirtschaftliche Verhältnis Deutschlands zum feindlichen Ausland einwirkte, so trat auf der andern Seite eine starke

wirtschaftliche Annäherung an unsere Bundesgenossen, insbesondere an Oesterreich-Ungarn, ein. Man fing an mit der Möglichkeit zu rechnen, daß man auch nach dem Kriege einem wirtschaftlich geschlossenen Block unserer Feinde gegenüberstehen würde. Ganz von selbst tauchte da der Gedanke eines Wirtschaftsbündnisses mit Oesterreich-Ungarn auf, der, recht besehen, schon seit den Tagen des alten Zollvereins immer wieder von Zeit zu Zeit theoretisch erörtert worden war. Diese Idee trat bald aus dem Stadium der Erörterungen in der Presse in eine aktive Propaganda führender wirtschaftlicher Verbände ein. Ende Juni 1915 hielt der deutsch-österreichisch-ungarische Wirtschaftsverband eine Tagung ab, um die Möglichkeiten einer wirtschaftspolitischen Verbindung zu untersuchen. Aber die Meinungen gingen hier sehr auseinander. Oesterreich-Ungarn verhielt sich skeptisch. Seine Industrie fürchtete von der weit stärkeren deutschen erdrückt zu werden, und auch politisch glaubte man durch eine Zollunion in eine zu große Abhängigkeit von Deutschland zu geraten. Die Idee der Zollunion war damit vorerst begraben. Auch deutscherseits ließ man sie nunmehr fallen. Der Hansabund faßte eine Entschließung, in der er unter Abweisung einer Zollunion einer wirtschaftlichen Annäherung das Wort redete, die unter voller Berücksichtigung der Selbständigkeit der Vertragsstaaten und der Verschiedenheit der Produktionskosten der einzelnen Erwerbsgruppen mit Nutzen für sämtliche Vertragsteile durchgeführt werden müsse. In der vierten Juliwoche 1915 traten die mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine in Berlin zu einer vertraulichen Besprechung zusammen, um ebenfalls über die handelspolitische Annäherung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu beraten. Der deutsche Referent machte den Vorschlag, nicht erheblich unter dem Konventionaltarif zwischen den beiden Staaten eine Vorzugszollinie zu errichten, deren allmählicher Abbau in sehr langer Frist ins Auge zu fassen wäre. Der ungarische Referent befürwortete ein System der Vorzugszölle und hielt es für notwendig, daß Handelsverträge mit anderen Staaten unter gegenseitiger Unterstützung gleichzeitig abgeschlossen werden. Ferner würde eine möglichst große Angleichung der wirtschaftlichen Gesetzgebung notwendig sein. Die Regierung Oesterreich-Ungarns zeigte sich aber nicht geneigt, auf diese Anregungen der Wirtschaftsverbände einzugehen oder sich dazu auch nur irgendwie positiv zu äußern. Das Wiener „Fremdenblatt" schnitt in einer halbamtlichen Auslassung zunächst alle weiteren Erörterungen ab, indem es u. a. erklärte: Die Erörterungen seien heute verfrüht, da die militärischen Ereignisse noch im Flusse seien und die künftige politische Gestaltung Europas noch ungewiß sei. Es fehlten darum wichtige Voraussetzungen für eine sachgemäße Beurteilung der handelspolitischen Fragen. Daraufhin verstummte am Ende des ersten Kriegsjahres die Aussprache der wirtschaftspolitischen Annäherung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns.

Der Nahrungsmittelaufwand

Die Kosten des Nahrungsmittelaufwandes zeigten im zweiten Kriegshalbjahre eine sprunghaft steigende Tendenz. Im ersten Kriegsmonat, im August 1914, war infolge der allgemeinen Ueberraschung und Verwirrung ein unnormales Steigen fast sämtlicher Lebensmittelpreise eingetreten, weil weite Kreise in ihrer Ratlosigkeit glaubten, sich auf alle Fälle Kriegsvorräte anlegen zu müssen. Mit der Gewöhnung an die neuen Verhältnisse, die der Krieg ganz allgemein mit sich brachte, hatte dann eine Rückwärtsbewegung in der Preisgestaltung eingesetzt. Das war im September 1914. Aber bereits im nächsten Monat begann die Kurve wieder, erst langsam und dann ziemlich rasch, nach oben zu führen. Diese Aufwärtsbewegung dauerte fortan ununterbrochen bis zum Schlusse des zweiten Kriegshalbjahres fort, ja erreichte hier eine derartige Höhe, daß die Regierungen des Reiches, der einzelnen Bundesstaaten und die Gemeinden sich zu weitgehenden Abwehrmaßnahmen entschließen mußten.

Ehe wir auf die Preisbewegung der wichtigsten Nahrungsmittel und Bedarfsartikel einzeln eingehen, wollen wir in kurzen Strichen darstellen, wie sich der durchschnittliche gesamte Nahrungsmittelaufwand gestaltet hat. Nach den Berechnungen Calwers stellten sich die durchschnittlichen Kosten für den wöchentlichen Nahrungsmittelaufwand einer vierköpfigen Familie, wenn man das Dreifache der Nahrungsmittelration des deutschen Marinesoldaten zugrunde legt, im Juli 1914 auf M. 25,12, August auf M. 26,44, September auf M. 26,14, Oktober auf M. 27,09, November auf M. 27,80, Dezember 1914 auf M. 28,74, Januar 1915 auf M. 29,65, Februar auf M. 31,49, März auf M. 32,90, April auf M. 34,41, Mai auf M. 36,49, Juni auf M. 37,36 und im Juli 1915 auf M. 38,16. Das bedeutet eine wöchentliche Steigerung der Lebensmittelkosten der einzelnen Familie jedesmal gegenüber dem Vormonat (wenn man vom September 1914 absieht, in dem gegen den August eine Minderung von M. 0,30 eintrat) im: August 1914 um M. 1,32, Oktober um M. 0,95, November um M. 0,77, Dezember 1914 um M. 0,88, Januar 1915 um M 0,91, Februar um M. 1,84, März um M. 1,44, April um M. 1,51, Mai um M. 2,08, Juni um M. 0,87 und im Juli 1915 um M. 0,80.

Im Juli 1915 kam das also einem wöchentlichen Mehraufwande von M. 13,05 in einer einzigen Woche für eine vierköpfige Familie gleich. Es ist unter diesen Umständen kein Wunder, wenn die Bevölkerung schließlich zur Selbsthilfe griff und, vor allem auf den Wochenmärkten der Städte, erregt gegen die übertrieben hohen Preise Stellung nahm. In normalen Zeiten hätte die minderbemittelte Bevölkerung diese ganz abnorme Verteuerung des Nahrungsmittelaufwandes gar nicht auf sich nehmen können. Im Zeichen des Krieges aber veränderte sich die Lebenshaltung des gesamten deutschen Volkes schon allein infolge des gegen uns geführten Aushungerungskrieges von Grund aus. Die Lebenshaltung wurde einfacher und sparsamer, man legte sich im Essen und Trinken allgemein eine Einschränkung auf und stellte die Fragen der Bekleidung, der Wohnungseinrichtung und nicht zuletzt der Erholung und der Vergnügungen fast ganz in den Hintergrund. Nur dadurch, daß man seine Aufmerksamkeit fast ausschließlich dem Notwendigsten, der unmittelbaren Ernährung, zuwendete, wurde eine wirklich ernste Notlage vermieden.

Eine Darstellung der Preisverhältnisse der Lebensmittel im Einzelnen mag die Verteuerung des gesamten Nahrungsmittelaufwandes des Näheren beleuchten. Es würde aber zu weit führen, auch hier die sämtlichen Kriegsmonate vergleichend heranzuziehen. Es mag daher eine Gegenüberstellung der Preise im Juni 1915 mit denen im Juni 1914 genügen. Nach den monatlichen Tabellen des Kgl. Preußischen Landesamtes über die häufigsten Kleinhandelspreise wichtiger Lebensmittel und Hausbedarfsartikel für fünfzig Hauptmarktorte Preußens kosteten durchschnittlich das Kilogramm in Pfennigen:

	Juni 1915	Mai 1915	April 1915	Juni 1914		Juni 1915	Mai 1915	April 1915	Juni 1914
Weizenmehl	53,7	55,2	55,3	37,6	Schweineschmalz	314,32	299,0	285,7	138,6
Weißbrot	69,8	71,4	72,6	53,0	Milch (1 Liter)	24,2	24,2	23,9	20,9
Roggenmehl	47,2	48,2	48,8	29,5	Eier (1 Stück)	13,7	11,6	11,7	7,4
Roggenbrot	41,2	43,1	43,7	29,0	Kaffee	336,1	335,6	335,4	308,2
Kartoffel	12,7	14,9	15,2	9,1	Zucker	60,3	58,2	56,1	50,3
Erbsen	123,7	123,6	121,8	40,2	Salz	23,0	23,0	23,0	20,7
Bohnen	130,2	128,4	123,3	45,0	Reis	125,2	122,0	117,3	48,6
Linsen	164,9	160,4	146,4	55,0	Petroleum	58,4	49,7	39,6	20,6
Butter	353,4	354,1	340,2	256,0					

Wenn wir, um ein noch anschaulicherers Bild zu gewinnen, die vorstehenden vergleichenden Zahlen in Prozente umrechnen, erhalten wir das folgende Ergebnis. Wir stellen hierbei jedoch nur den Juni 1915 dem Juni 1914 gegenüber. Es waren höher im Preise: Weizenmehl um 43 Prozent, Weißbrot (Kartoffelzusatz) um 32 Prozent,



Phot. Ferdinand Esch, Ludwigslust

Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin
im Felde



Phot. Anna Feilner, Oldenburg

Friedrich August, Großherzog von Oldenburg
im Felde

Roggenmehl um 60, Roggenbrot um 42, Kartoffeln um 40, Erbsen um 207, Linsen um 199, Butter um 38, Schweineschmalz um 127, Milch (1 Liter) um 13, Eier (1 Stück) um 85, Kaffee um 8, Zucker um 20, Salz um 11, Reis um 158 und Petroleum um 183,5 Prozent. Es ist dabei freilich zu bemerken, daß es sich um Durchschnittspreise handelt, die z. B. in den meisten süddeutschen Städten nicht erreicht wurden.

Man kann, rückblickend, im zweiten Kriegshalbjahre drei Krisen auf dem Lebensmittelmarkt feststellen: die Kartoffel-, die Fleisch-, sowie die Eier-, Milch- und Butterkrise.

Die Kartoffelkrise begann gegen Mitte Januar 1915, als plötzlich eine große Knappheit auf dem Kartoffelmarkte eintrat. In den Städten blieben auf den Wochenmärkten und in den Markthallen die Bauern und Händler aus, die sonst die Kartoffeln anzubieten pflegten. Ein Mangel an Kartoffeln war jedoch nicht eingetreten. Und wenn eine recht bedenkliche Spekulation von Landwirten und Händlern dabei auch im Spiele war, so lag doch die Hauptursache in der plötzlich eingetretenen kalten Witterung. Die Kartoffeln lagen in den Mieten, und da die Landwirte nicht Gefahr laufen wollten, ihre ganzen Bestände erfrieren zu lassen, so mußten sie die Mieten geschlossen halten, bis ein frostfreies Wetter eintrat. Jedenfalls wurden die Kartoffelbestände fast durchweg zurückbehalten. Die Folge davon war geradezu eine Kartoffelnot. Die Preise kletterten ganz außergewöhnlich in die Höhe, und sehr oft bekam der Konsument, nachdem die meisten Gemeinden Höchstpreise eingeführt hatten, kaum soviel, als daß er auch nur den notwendigsten Bedarf hätte decken können. Sehr bezeichnend für die verworrenen Verhältnisse auf dem Kartoffelmarkte waren die Preisunterschiede im Kleinhandel. Um die größte Differenz zu nennen, kosteten im Januar 1915 z. B. in Stolp (Pommern) das Kilogramm Kartoffeln 5 Pf. und in Solingen 16 Pf. Der Durchschnittspreis in Deutschland bezifferte sich auf 10 Pf. Nimmt man (nach Calwer) an, daß in normalen Jahren das Kilogramm Kartoffeln im Durchschnitt für 6 Pf. erhältlich ist und der Verbrauch einer Familie von vier Köpfen rund 34 Kilogramm beträgt, so stellte sich die Verteuerung bei einem Preise von 10 Pf. auf M. 1,36 im Monat.

Die Fleischkrise setzte etwa mit dem Beginn des Februar 1915 ein. Es handelte sich in der Haupsache um ein sprunghaftes Hinaufschnellen der Schweinepreise. Die Gründe dafür lagen einmal in dem durch die Kriegsverhältnisse bedingten großen Bedarf an Fett, dem gegenüber das Angebot unzureichend war, ferner in der Aufforderung der Reichsregierung an die Landwirte, möglichst viel Schweine abzuschlachten, um Futtermittel und vor allem Kartoffeln zu sparen, und nicht zuletzt in dem kategorischen Verlangen der Regierungen von den Städten, umfangreiche Bestände an Fleischdauerwaren anzulegen. Die Schweinefleischpreise gingen infolgedessen von Woche zu Woche unaufhörlich in die Höhe und erreichten im Mai 1915 an manchen Orten mit 3,60 M. für das Kilogramm den Höchstpreis, während sie im April mindestens noch um eine Mark niedriger gestanden hatten. Am Schlusse des zweiten Kriegshalbjahres betrugen sie noch immer 3 bis 3,20 M. für das Kilogramm.

Die Milch-, Butter- und Eierkrisis erreichte im Juli 1915 ihren Höhepunkt. Da es sich dabei um die notwendigsten täglichen Bedarfsartikel der Hausfrau handelte, so führten gerade diese Teuerungsverhältnisse zu immer neuen erregten Marktszenen in den verschiedensten Städten des Reiches. Es kosteten schließlich das Liter Milch 26 Pf., das Kilogramm Butter bis 4 M. und das Ei 15 Pf. Selbst der Käse stieg ganz gewaltig im Preise. Als Grund für diese Preisverteuerung wurde von den Landwirten die zunehmende Knappheit und Verteuerung der Futtermittel angegeben.

Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit wucherische Ausbeutung von Einfluß auf die Preisgestaltung des gesamten Lebensmittelmarktes gewesen ist. Daß sie die unerquickliche Gestaltung der Verhältnisse stark beeinflußt hat, ist jedoch ohne Zweifel.

Der Arbeitsmarkt

Ein getreues Spiegelbild des Wirtschaftslebens bieten die Verhältnisse des Arbeitsmarktes. Hatte man früher geglaubt, daß ein Krieg eine erschreckende Arbeitslosigkeit mit sich bringen würde, die besonders in den Wintermonaten auftreten würde, so haben die wirklichen Verhältnisse dieser Befürchtung in keiner Weise recht gegeben. Nach den ersten Wochen der allgemeinen Unsicherheit, die sich natürlich auch stark auf dem Arbeitsmarkte geltend machte, wurden die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkte von Monat zu Monat günstiger. Und als erst die eigentliche Kriegskonjunktur eintrat, war die Lage günstiger als selbst zu Zeiten der Hochkonjunktur. Während noch im Juli 1914 auf je hundert offene Stellen für männliche Arbeiter 157,30 Arbeitsuchende kamen, also auf zwei ausgeschriebene Stellen sich immer drei Mann meldeten, waren es im Juli 1915 nur 98. Der Bedarf wurde mithin noch nicht einmal durch das Angebot voll gedeckt. Dabei sind bei diesen und den folgenden statistischen Berechnungen die Verhältnisse auf dem landwirtschaftlichen Arbeitsmarkt, der einen sehr großen Bedarf an Arbeitskräften gerade im Kriegsjahr hat, noch keineswegs berücksichtigt, weil darüber bisher noch keine zusammenfassende statistische Berichterstattung organisiert ist. Indessen wurde der große landwirtschaftliche Arbeiterbedarf zu einem Teile durch die im Vorjahre zurückgebliebenen russischen Schnitter gedeckt, zum andern Teile wurden den Gütern Kriegsgefangene in großer Anzahl aushilfsweise zur Verfügung gestellt.

Die Lage des Arbeitsmarktes wurde durch zwei besondere Momente außerordentlich beeinflußt: Einmal waren es die fortdauernden militärischen Einziehungen, die das Arbeiterangebot immer mehr zurückgehen ließen, und zum andern waren es weibliche Arbeitskräfte, die in so großen Massen auftraten, daß ein sehr starkes Ueberangebot die Folge war. Die Bewegung des Andranges am Arbeitsmarkte in den Monaten Juli 1914 bis Juli 1915 gestaltete sich nach den Aufstellungen des Reichsarbeitsblattes, wie folgt. Es kamen auf je hundert offene Stellen:

		männliche	weibliche			männliche	weibliche
Juli	1914	157,30	98,08	Januar	1915	124,96	166,67
August	„	247,68	206,02	Februar	„	113,42	171,58
September	„	200,44	184,16	März	„	97,51	152,01
Oktober	„	154,41	189,65	April	„	100,15	164,74
November	„	140,16	187,50	Mai	„	99,10	158,10
Dezember	„	123,81	157,58	Juni	„	96,—	157,—
				Juli	„	97,90	164,98

Von nicht geringem Einfluß auf die Entwicklung des Arbeitsmarktes in den letzten Monaten war die Abwanderung der in Deutschland beschäftigten italienischen Arbeiter, die infolge des Eingreifens Italiens in den Krieg im Mai und Juni plötzlich in ihre Heimat zurückkehren mußten, um dort unter die Waffen zu treten.

Im übrigen waren die Verhältnisse in den verschiedenen Gewerbszweigen sehr ungleichmäßig. Bestand hier ein weit größeres Angebot, als gebraucht wurde, so deckte dort das Angebot noch lange nicht den wirklichen Bedarf. In dem darniederliegenden Baugewerbe z. B. und in den sonstigen Saisonbetrieben war infolge geringer Nachfrage ein so erhebliches Ueberangebot von Arbeitskräften zu verzeichnen, daß diese in andere Berufszweige übergehen mußten, um Arbeit und Brot zu finden. Dagegen waren die für den Heeresbedarf beschäftigten Betriebe oft nicht in der Lage, ihren Arbeiterbedarf völlig zu decken, obwohl sie außerordentliche Löhne gewährten. Die weiblichen Arbeitskräfte drangen in einem Umfange in die männlichen Berufe ein, wie wir es bisher noch nicht erlebt hatten. Die Zahl der Frauen und Mädchen in den Fabriken und kaufmännischen Betrieben wuchs zusehends. Man begegnete Frauen als

Straßenbahnschaffnerinnen, als Kutscher, man sah sie in Tischlereien, in Bäckereien und Schlächtereien und vor allem in der Landwirtschaft beschäftigt. Calwer berechnet, daß die Zahl der Arbeiterinnen im ersten Halbjahr 1915 über eine halbe Million gewachsen sei. Eine der wichtigsten Triebfedern sei die starke Steigerung der Lebensmittelpreise, die immer mehr Frauen und Mädchen nötige, Geld zu verdienen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Bewegung der gewerblich Beschäftigten. Auch hier folgen wir den Berechnungen Calwers in seiner Arbeitsmarkt-Korrespondenz. Blicken wir auf diese Entwicklung seit Beginn des Krieges zurück, so ergibt sich, daß die Zahl der Beschäftigten am Ende des Kriegsjahres wesentlich geringer ist, als zu Beginn des Krieges. Aber nicht zu verkennen ist auch, daß gleich vom September ab eine Erholung eingetreten ist, die in der Hauptsache bis jetzt angehalten hat. Setzen wir die Beschäftigtenziffer am 1. August 1914 gleich 100, so erhalten wir folgende Inderziffern für den Ersten der aufgeführten Monate:

August . . .	1914	100,0	Dezember . .	1914	69,9	April	1915	69,6
September	„	60,5	Januar . . .	1915	69,1	Mai	„	71,0
Oktober . .	„	64,3	Februar . . .	„	69,1	Juni	„	70,7
November .	„	67,9	März	„	69,5			

Daraus ergibt sich ein Minus des Beschäftigungsgrades am 1. Juni 1915 gegenüber dem 1. August 1914 von 29,3 %, also beinahe einem Drittel. Indessen darf man nicht übersehen, daß ein sehr großer Teil der Beschäftigten insbesondere in den Gewerbszweigen, die sich auf die Heereslieferungen eingestellt hatten, zahlreiche Ueberstunden machte, Doppel- und Nachtschichten einlegte und selbst an Sonntagen arbeitete. Infolge der gesteigerten Intensität der Arbeit wird dieses Minus ganz wesentlich herabgedrückt.

Die Kriegswohlfahrt

Der Kriegswohlfahrt wurde auch im zweiten Halbjahr des Krieges weitgehendste Aufmerksamkeit zuteil. Insbesondere nahm man sich der Verwundeten an. Die ärztliche Kunst hatte überraschende Erfolge. Nach der am 11. Juli 1915 veröffentlichten Lazarettstatistik kamen von den in den Lazaretten des gesamten deutschen Heimatsgebietes behandelten Angehörigen des deutschen Feldheeres in Abgang, berechnet auf je 100 des Abganges:

im	dienstfähig	gestorben	anderweitig
August 1914	84,8	3,0	12,2
September 1914	88,1	2,7	9,1
Oktober 1914	88,9	2,4	8,7
November 1914	87,3	2,1	10,6
Dezember 1914	87,8	1,7	10,5
Januar 1915	88,7	1,4	9,9
Februar 1915	88,6	1,3	10,0
März 1915	88,9	1,6	9,5
April 1915	91,2	1,4	7,4
Durchschnittlich August 1914 bis April 1915	88,5	1,9	9,6

Wenn auch die meisten auf den Tod Verwundeten gleich in den Etappenlazaretten untergebracht werden und es sich hier nur um die Verwundeten im Heimatgebiet handelt, so stellt diese Statistik doch ein glänzendes Resultat dar. Besondere Fürsorge wandte die ärztliche Wissenschaft den Krüppeln zu. Die Verwendung künstlicher Gliedmaßen konnte in großem Umfange vorgesehen werden. In einer Reihe von Orten wurden zur Unterweisung der Krüppel Invalidenschulen eröffnet. Bereits im Mai 1915 waren nicht weniger als 54 deutsche Krüppelheime ins Leben gerufen, in denen nicht weniger als 51 Erwerbsfächer in 221 Werkstuben gelehrt wurden. Um auch das breitere Publikum

über die Vorkehrungen für die Versorgung und Wiederherstellung der Verwundeten aufzuklären, wurde eine deutsche Ausstellung für Verwundeten- und Krankenfürsorge im Kriege geschaffen, die in Berlin eröffnet wurde und dann eine Wanderung durch die deutschen Großstädte antrat. Ein besonderes Kapitel bildete die Lazarettbeschäftigung. Der Berliner Fröbelverein hatte als erste Organisation durch seine Kindergärtnerinnen und Helferinnen die Verwundeten in den Lazaretten kleine Handfertigkeiten lehren lassen und durch Sammlungen in den Schulen größere Mengen von Handwerkszeug und Arbeitsmaterial für die Lazarettbeschäftigung beschafft. Ende April 1915 wurde diese Frage in Beratungen, die im Herrenhause zu Berlin stattfanden, großzügig organisiert. Man erklärte, daß die ursprünglich in den Lazaretten von Künstlern gebotene literarische und musikalische Unterhaltung meist nur äußerliche Augenblickswirkungen erzielt habe. Eine ständige Lazarettbeschäftigung sei daher dringend notwendig. Die Lazarettarbeit müsse Verbindung mit Künstler- und Handwerkerkreisen suchen. Mitgeteilt wurde, daß man in Kiel mit einem von einer Zentralstelle erteilten brieflichen Unterricht in Elementarfächern und Kurzschrift erhebliche Erfolge erzielt habe. Das Rote Kreuz nahm sich der Lazarettbeschäftigung ebenfalls an und hat verschiedentlich Lehrerinnen ausbilden lassen, um den Verwundeten Unterricht zur Berufsförderung zu erteilen.

Eine weitere soziale Frage war die Arbeitsbeschaffung für die Kriegsbeschädigten. Mit erfreulicher Einmütigkeit gingen die Arbeiterorganisationen aller Richtungen vor, um hier helfend einzugreifen. Mitte März 1915 richteten sie an den Bundesrat und den Reichstag eine gemeinsame Eingabe zur gesetzlichen Regelung der Arbeitsvermittlung, wobei sie auch für eine bessere Durchführung der Arbeitslosenfürsorge in den Bundesstaaten und den Gemeinden eintraten. In gleicher Weise ging der Verband deutscher Arbeitsnachweise vor und ersuchte den Reichskanzler in einem Antrage, einen Reichsausschuß für Kriegsverletztenfürsorge zu errichten. Das Reichsamt des Innern lud daraufhin die verschiedensten in Frage kommenden Körperschaften zu Beratungen ein. Gleichzeitig teilte der Reichskanzler mit, daß die Einführung einer Anzeige- und Meldepflicht für die nicht gewerbsmäßigen Arbeitsnachweise und die weitere Ausgestaltung des vom Kaiserlichen statistischen Amt herausgegebenen Arbeitsmarktanzeigers in die Wege geleitet sei. Auf die moralische Pflicht der deutschen Unternehmer, die kriegsverletzten Angestellten und Arbeiter in ihren Betrieben wieder aufzunehmen wies eine Kundgebung des Deutschen Handelstages an die deutschen Arbeitgeber hin. Schon vorher hatte der Gesamtverband deutscher Metallindustrieller dahingehende Leitsätze veröffentlicht.

Das Reichsversicherungsamt leitete eine großzügige Organisation der sämtlichen deutschen Landesversicherungsanstalten zur Fürsorge der Kriegsbeschädigten ein. Am 18. Juni 1915 fand im Reichsversicherungsamt unter dem Vorsitze seines Präsidenten Dr. Kaufmann eine Konferenz der Vertreter der Landesversicherungsämter, Landesversicherungsanstalten und Sonderanstalten statt. Bekannt gegeben wurde, daß bis zum 1. Juni von den Landesversicherungsanstalten für Kriegswohlfahrtspflege rund 13 Millionen Mark gezahlt worden sind. 56 Millionen Mark wurden als Wohlfahrtsdarlehen an Kreise, Gemeinden u. a. m. ausgegeben. An den Kriegsanleihen haben sich die Versicherungsträger mit rund 290 Millionen Mark beteiligt. In einer Entschließung wurde hervorgehoben, daß gemäß 1274 der Reichsversicherungsordnung für die Kriegswohlfahrtsausgaben gewisse Grenzen gezogen seien: 5 Prozent des über 2 Milliarden Mark betragenden Vermögens der Versicherungsträger. Etwa 100 Millionen Mark kämen als zulässiger Höchstbetrag dabei in Frage. Eine Erhöhung der Beiträge werde dadurch aber nicht erforderlich, da diese Ausgaben werbende seien, die durch Verringerung der Lasten, insbesondere der schadenausgleichenden Rentengewähr, reichlich wieder eingebracht würden. Im Anschluß an diese Entschließung wurden noch Leitsätze an-

genommen, in denen es den Landesversicherungsanstalten zur Pflicht gemacht wurde, angesichts der großen Menschenverluste im Kriege der Erhaltung der Volkskraft, der Jugendfürsorge und der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten weitgehende Aufmerksamkeit zu schenken. Wenige Wochen danach traten zum ersten Male seit Bestehen der Invalidenversicherung die Vertreter der Versicherten bei den Landesversicherungsanstalten zu gemeinsamer Aussprache in Berlin zusammen. Die Einladung war von den Leitungen aller in Deutschland bestehenden Gewerkschaftsrichtungen ausgegangen. Man wies in den Verhandlungen auf die Notwendigkeit hin, vorbeugende Maßnahmen gegen eine frühzeitige Invalidität zu ergreifen. Des weiteren trat man für eine Verbesserung der allgemeinen Rechtsstellung und die Einräumung erweiterter Befugnisse an die Vertreter der Versicherten und der Arbeitgeber ein.

Der Stand der Krankenkassen ist durch den Krieg lange nicht so beeinflußt worden, wie man es ursprünglich erwartet hatte. Nachdem der Arbeitsmarkt sich nach der ersten allgemeinen Verwirrung infolge des Kriegsausbruchs wieder erholt hatte, zeigte der Mitgliederbestand fast ein sich gleichbleibendes Bild. Allerdings nahm die Mitgliederzahl während der letzten Monate des ersten Kriegsjahres infolge der immer weiter vorwärtsschreitenden Einberufung des Landsturms ständig ab. Das Reichsstatistische Amt hat folgende Zahlen über die Bewegung der Mitgliederzahl veröffentlicht:

	1. Juli 1914	1. Januar 1915	1. April 1915
Kassen	6 118	5 224	5 977
männliche Versicherte .	7 074 000	4 319 000	4 762 000
weibliche Versicherte .	3 704 000	2 775 000	3 291 000

Auf die Kasse entfielen danach Mitglieder:

	1. Juli 1914	1. Januar 1915	1. April 1915
männliche Versicherte .	1 156	826	796
weibliche Versicherte .	605	531	550
zusammen	1 761	1 357	1 346

Die durchschnittliche Mitgliederzahl hat sich danach seit Kriegsausbruch um fast ein Viertel gesenkt. Zudem ist an die Stelle der männlichen vielfach die weibliche Arbeitskraft getreten. Charakteristisch war ein Sinken der Krankheitsfälle, das für die Leistungsfähigkeit der Krankenkassen außerordentlich günstig war. Nach einer vom Hauptverbande deutscher Ortskrankenkassen aufgenommenen Statistik waren bei 351 Ortskrankenkassen am 1. Januar 1914 insgesamt 3,46 Prozent der Mitglieder arbeitsunfähig krank, am 1. Januar 1915 aber nur 2,59. Der Krankenbestand ist also um ein Viertel desjenigen zu Friedenszeiten herabgesunken. An Krankengeld war demzufolge eine eigentliche Mehrbelastung bei der Mehrzahl der Kassen kaum zu beobachten. Dagegen hatten sich die Leistungen an Sterbegeld verzehnfacht. Hätten sich alle Kriegsteilnehmer weiter versichert, so hätte das zu einer derartigen Mehrbelastung der Kassen geführt, daß sie nicht hätte getragen werden können.

Einen breiten Raum nahm in der allgemeinen Kriegsfürsorge auch in der zweiten Hälfte des ersten Kriegsjahres die Unterstützung der Familien der Kriegsteilnehmer ein. Ende April 1915 fand im Reichsamte des Innern eine Besprechung der Vertreter der meisten Bundesstaaten über die Aufstellung einheitlicher Grundsätze bei der Anwendung der Gesetze über die Unterstützung der Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften statt. Man erweiterte dabei den Kreis der unterstützungsberechtigten Familienangehörigen (künftig auch Stiefeltern, Stiefgeschwister, Stiefkinder, uneheliche Kinder, elternlose Enkel u. a. m.). Auch eine Erhöhung der Mindestsätze sah man infolge der eingetretenen Verteuerung verschiedener Lebensmittel vor und wies auf dem Verwaltungswege die Lieferungsverbände an, die Mindestsätze für die Sommer-

monate — Mai bis einschließlich Oktober — in gleicher Höhe wie für die Wintermonate, also im Betrage von 12 Mark für die Ehefrau, weiter zu zahlen. Die wichtigste Bestimmung aber war die Abstufung der Unterstützungen nach dem Einkommen der Familie vor dem Kriege. Zu gleicher Zeit wurde die Unpfändbarkeit der Familienunterstützungen ausgesprochen, ferner schränkte der Bundesrat in einer Verordnung, die Mitte Mai erschien, ganz allgemein die Pfändbarkeit von Lohn und Gehalt ein. Hatte die Grenze der Beschlagnahme bisher bei einem über 1500 Mark hinausgehenden Betrage begonnen, so wurde die Zahl jetzt auf 2000 festgesetzt. Eine weitere Bundesratsverordnung dehnte die Kriegswochenhilfe auf alle Wöchnerinnen aus, die eine Kriegsunterstützung erhalten oder sonst unbemittelt sind. Eine Wöchnerin sollte künftighin als minder bemittelt gelten, wenn das Einkommen ihres Ehemannes im Steuerjahr vor dem Diensteintritt den Betrag von 2500 Mark nicht überstiegen hatte, oder wenn ihr Gesamteinkommen nach dem Diensteintritt des Mannes höchstens 1500 Mark beträgt. Für die Zukunft erforderte die gesamte Wochenunterstützung eine Ausgabe von monatlich etwa 5 Millionen Mark.

Auch die private Fürsorge griff helfend ein. Vor allem wandte sie sich den Kriegerwitwen und Kriegerwaisen zu. Mitte April 1915 trat unter Leitung des Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit im Sitzungssaale des Reichstages ein „Kriegsfürsorge-Parlament" zusammen, um einheitliche Richtlinien für die Kriegerwitwen- und Waisenversorgung aufzustellen. Dabei wurde betont, daß den Witwen unbedingt Berufe erschlossen werden müßten, nicht zuletzt im Staats- und Gemeindedienst. Das Reich müsse ein Berufsamt ins Leben rufen und die notwendigen Unterlagen schaffen, auf deren Grundlage die öffentlichen und gemeinnützigen Berufsberatungsstellen ihre aufklärende Tätigkeit erfolgreich ausüben könnten. Witwen, denen eine Berufsvorbereitung fehle, seien von Staats oder Stadt wegen Mittel dazu zu gewähren. In der Frage der Kriegerwaisen tauchte der Vorschlag auf, besondere Anstalten für sie zu errichten. Andererseits glaubte man darauf vertrauen zu dürfen, daß sich für die Versorgung solcher Unglücklicher zahlreiche deutsche Familien zur Verfügung stellen und damit die Kinder vor bedenklicher einseitiger Anstaltsversorgung behüten würden.

Selbst auf die spätere Zukunft der Krieger, wenn sie einmal aus dem Kriege heimkehren würden, begann man bereits jetzt Bedacht zu nehmen. Man sagte sich, daß es kaum eine größere und bessere Gabe geben könne, die man ihnen darreichen dürfe, als ein kleines Stückchen des Vaterlandes, das sie mit ihrem Leben geschützt hatten, als eine deutsche Heimstätte. Zur Verwirklichung dieses Gedankens bildete sich ein Hauptausschuß für Kriegerheimstätten, dem die mannigfaltigsten Vereine beitraten, die zusammen weit mehr als eine Million Mitglieder zählen. Der Ausschuß erstrebt ein Reichsgesetz, durch das den heimkehrenden Kriegern die Möglichkeit gegeben wird, mit öffentlicher Hilfe im Reiche oder seinen Kolonien eine Heimstätte zu erwerben, sei es zum Zwecke ländlicher oder gärtnerischer Siedlung, sei es zum Erwerb eines Wohnheims. Die Heimstätten sollen billig, unverschuldbar und unverlierbar sein. Damit auch Unbemittelten die Möglichkeit der Ansiedlung gegeben wird, soll der Boden nicht gegen Bargeld, sondern gegen eine mäßige unkündbare Rente abgegeben werden. Im Vorübergehen sei schließlich noch auf einen interessanten Vorschlag des liberalen Arbeiterführers Anton Erkelenz hingewiesen. Er regte die Errichtung halböffentlicher (vom Staate finanziell und administrativ gestützter) Produktivgenossenschaften der Kriegsinvaliden an. Der Warenabsatz — die schwierigste Klippe aller Produktivgenossenschaften — solle durch feste Verträge mit öffentlichen Behörden, Konsumvereinen und Großbetrieben des Handels und der Industrie sichergestellt werden. Zu einer Verwirklichung dieses Gedankens ist es aber bisher noch nicht gekommen.

Die Kirche in Deutschland
im ersten Kriegsjahr

Als das ungeheure Schicksal im Sommer 1914 über Deutschland hereinbrach, trat im ganzen deutschen Volke ohne Unterschied der Konfession ein starkes Verlangen nach Religion hervor. Und zwar, wie Dekan Holdermann (Baden) in der „Vossischen Zeitung" ausführt, nach Religion in der Gemeinschaft. Die organisierte Religion ist die Kirche, die historischen kirchlichen Gemeinschaften, in denen die großen Konfessionen sich organisiert haben; die ihre Lebenskraft gering anschlugen, haben sich geirrt. In den Tagen der schwersten innerlichen Erschütterung kam das deutsche Volk zu ihr, wie ganz selbstverständlich, wie in eine alte Heimat. Es war froh sie noch zu haben. Was sie bietet in der feierlichen Würde des Gotteshauses, in der unvergleichlichen Stimmung der gemeinsamen Andacht, in der einzigartigen Würde, Kraft, Schönheit und Tiefe der gottesdienstlichen Handlungen erwies sich wieder einmal in seinen Ewigkeitswerten. So haben die großen alten Organisationen für das religiöse Bedürfnis der Volksgesamtheit dem deutschen Volke schon in den ersten Wochen der schweren seelischen Erschütterungen starke Hilfe geleistet. Sie haben auch weiterhin Ungezählten, denen ihre Welt zusammenstürzen wollte, aus der Welt des Ewigen Kraft, Trost und Halt gegeben.

Die evangelische Kirche, die fast Zweidrittel des deutschen Volkes umfaßt, hat daran einen wesentlichen Anteil. „All ihre Arbeit," schreibt Dekan Holdermann, „steht im Zeichen des Krieges. Sie ist dementsprechend viel intensiver und umfassender als in der Friedenszeit. Nie ist vorher das Mittel der öffentlichen Rede in Deutschland in solchem Umfang zur Arbeit an Seele und Stimmung des Volkes in Bewegung gesetzt worden wie jetzt ununterbrochen in ungezählten Versammlungen, welche die Kirche regelmäßig Woche für Woche bis ins letzte Dorf hält: ihre Gottesdienste. Die religiöse Rede, die Predigt, ist in dieser Zeit, in der die politische Rede fast völlig fehlt, wieder eine Macht im Volk und im öffentlichen Leben geworden. Nie hat die Seelsorge des Geistlichen ein weiteres und dankbareres Feld gefunden als jetzt, wo in den Gemeinden so viel Leid und Sorge ist. Wo nicht große Verhältnisse es unmöglich machen, erstreckt sie sich in brieflichem Verkehr auch auf die Gemeindeglieder draußen im Feld. Zum mindesten in den Landgemeinden sind zugleich in den meisten Fällen der Pfarrer und das Pfarrhaus auch Anreger und Organisator der Liebestätigkeit und Kriegsfürsorge. So hat auch die evangelische Kirche in der Tat zu Beginn des Krieges eine Mobilisation ihrer Kräfte und ihrer Arbeit vollzogen. Sie steht damit in der vordersten Reihe der großen Mächte, welche die Widerstandskraft des deutschen Volkes daheim während des gewaltigen Ringens draußen organisiert haben und fortgesetzt stärken. Erst wenn das, was an stärkenden, tragenden und tröstenden Kräften Tag für Tag und Woche für Woche von dieser oft unscheinbaren und stillen Arbeit in das Volk hineingelegt wird, mit einem Schlag aus seinem Leben herausgenommen würde, könnte man seine ganze, große Bedeutung erkennen. Es kann durch nichts ersetzt, auch nicht von einer andern Seite her getan werden."

Auch bei der Fürsorge für die Kriegsbeschädigten beteiligt sich die evangelische Kirche tatkräftig. Obwohl ihr in materieller Hinsicht für diesen Zweck nicht gerade umfangreiche Mittel zur Verfügung stehen, hat sie doch getan, was in ihren Kräften stand. So ist durch die Kollekten, die anläßlich von Kaisers Geburtstag 1915 in allen evangelischen Kirchen abgehalten wurden, allein in Preußen der ansehnliche Betrag von 485 455 M. aufgebracht worden, der für die Unterstützung der Kriegsinvaliden bestimmt und vom Kaiser für diesen Zweck mit Befriedigung über den schönen Erfolg angenommen wurde.

Trotz der so wesentlich vermehrten Dienstpflichten wollte die evangelische Geistlichkeit an persönlicher Aufopferungsbereitschaft nicht hinter anderen Ständen zurückstehen. Schon Ende November 1914 haben 160 evangelische Pfarrer aller Richtungen Groß-Berlins eine Erklärung unterzeichnet, worin sie die Bestimmung des Reichsmilitärgesetzes, nach der ordinierte Geistliche des Beurlaubtenstandes und der Ersatzreserve nicht zum Dienste mit der Waffe herangezogen werden, als ein Ausnahmegesetz und eine Zurücksetzung ihres Standes bezeichnen. Sie forderten, daß der evangelische Geistliche auch mit der Tat für die in seiner evangelischen Verkündigung aufgestellten höchsten sittlichen Forderungen eintreten dürfe; der Zentralvorstand der evangelischen Pfarrvereine Deutschlands wurde ersucht, für eine gesetzliche Neuregelung einzutreten.

Zu den schönsten Urkunden über die innere Haltung des deutschen Volkes in diesem Krieg gehört ein Brief, den Oberhofprediger D. Dryander im Einverständnis mit dem Generalsuperintendenten von Berlin, D. Lahusen und dem Missionsdirektor Lic. theol. Axenfeld am 15. September 1914 als Antwort an einen angesehenen und ehrwürdigen französischen Geistlichen gerichtet hat, der sich an ihn mit der Bitte gewandt hatte, eine von ihm verfaßte internationale Deklaration zwecks humaner Kriegführung usw. mit zu unterzeichnen. In diesem Dokument, das für alle Zeit bleibenden Wert besitzt und u. a. auch von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden ist, erklärt Oberhofprediger Dr. Dryander, nachdem er die für einen Deutschen offensichtliche Selbstverständlichkeit allen Forderungen der Deklaration dargetan hat, die Gründe seiner Unterschriftverweigerung folgendermaßen: „Wir lehnen sie ab, weil für uns auch nicht der entfernteste Anschein entstehen darf, als sei in Deutschland irgend eine Mahnung oder Bemühung erforderlich, damit der Krieg im Sinne dieser christlichen Anschauungen und der Forderungen der Barmherzigkeit und Menschlichkeit geführt werde. Es versteht sich, wie für unsere Heeresleitung, so für unser ganzes Volk von selbst, daß der Kampf lediglich zwischen Soldaten zu führen sei unter sorgfältiger Schonung der Wehrlosen und Schwachen, wie unter unterschiedsloser Pflege der Verwundeten und Kranken. Es ist unsere wohlbegründete Ueberzeugung, daß diese Regel unsere ganze Armee beherrscht, und daß auf unserer Seite mit einem Maß von Selbstzucht, Gewissenhaftigkeit und Milde gekämpft wird, wie es vielleicht noch niemals in der Weltgeschichte der Fall gewesen ist. Wir haben nirgends, wie die russischen Mordbrenner, friedliche Dörfer und Städte zerstört oder die Bewohner gemartert oder grundlos erschossen. Wo die Zerstörung von Privateigentum oder die Hinrichtung von Franktireurs um der unerhörten Haltung der von ihren Regierungen schmählich mißleiteten Bevölkerung willen unabweislich war, haben unsere Führer das als eine schwere Pflicht betrachtet, bei der sie Unschuldige leiden lassen mußten, um unsere Verwundeten, Aerzte, Pflegerinnen vor heimtückischem Mord zu schützen. Wir haben keine Dumdumgeschosse gebraucht, von denen in Longwy und Maubeuge ganze Depots, in sorgfältiger Verpackung und in dem ursprünglichen, amtlichen Verschluß zur Ausgabe an die Truppen bereit, beschlagnahmt, und die zu Tausenden auf den Schlachtfeldern bei Franzosen und Engländern gefunden worden sind, eine Tatsache, deren Schande unser Kaiser selbst ans Licht gezogen hat (vgl. I, S. 325) und die außer allem Zweifel steht. Wir könnten noch weiter fortfahren, unterlassen es aber. Gewiß, hier ist der Protest des christlichen Gewissens nötig. Aber nicht von uns ist er zu erheben, als ob er sich auch gegen unser Volk und Heer richten müßte. Er ist die Pflicht der Völker, die diese Schmach auf sich geladen haben. Mögen die Christen es nicht an sich fehlen lassen!"

Oberhofprediger Dr. Dryander stellt dann fest, daß vom Kaiser bis zum Taglöhner in Deutschland niemand den Krieg gewollt habe, daß das deutsche Volk, wie mehr und mehr auch aus den diplomatischen Akten hervorgehen werde, überfallen wurde und fährt

dann fort: „Und noch eins tritt hinzu. Daß wir uns vor einer Welt von Feinden nicht fürchten, haben wir bewiesen. Daß ein Volk, das in einer Einigkeit ohne gleichen, in einer Begeisterung, die uns die Tränen in die Augen treibt, in einer Liebe, die alle Stände verbindet, in einem Aufschwung des Glaubens, vor dem wir bewundernd stehen, und in einer sittlichen Kraft und Entschlossenheit, die alles hingibt, unbesiegbar ist, ist unsere Ueberzeugung. Wir kämpfen für unsere Existenz, darum werden wir so lange kämpfen, als wir noch existieren. Dennoch sind wir einem Feinde gegenüber völlig wehrlos, der Macht der unerhörten Lüge, die, von den Regierungen der uns feindlichen Völker inspiriert, die Presse aller Länder gegen uns mobil gemacht hat, die bald lächerliche, bald boshafte Formen annimmt, immer aber uns schamlos verleumdet, herabwürdigt, entehrt. Sollen wir als Christen im Namen der Barmherzigkeit ihres Heilandes unsere Stimme erheben, so müssen wir die Forderung stellen, daß unsere christlichen Brüder im Namen desselben Herrn für die Wahrheit und wider die Lüge eintreten und gegen die schmachvolle Unwahrhaftigkeit protestieren, die die öffentliche Meinung der Länder irre zu führen und mit grundlosem, auf die Unschuldigen zurückfallendem Haß gegen Deutschland zu erfüllen sucht. Auch hier müssen wir sagen: ohne eine solche energische Verwahrung würde die Unterzeichnung jener Erklärung für uns ein Preisgeben unserer christlichen Ehre und unserer sittlichen Würde sein."

Der Krieg hat naturgemäß auch auf religiösem Gebiet eine große Anzahl meist kleinerer Schriften hervorgebracht, die in mannigfaltiger Weise Stellung zu den geistigen und sittlichen Problemen nehmen, die der Krieg uns aufgibt. Auf Einzelfragen kann hier nicht eingegangen werden. Aber auf eine Sammlung von Feldpostbriefen, Auszügen aus Kriegstagebüchern und Erfahrungen von Feldpredigern soll nachdrücklich hingewiesen werden, die von einem großen, ganz Deutschland umspannenden Kreis freiwilliger Mitarbeiter gesammelt und von Pfarrer Lic. Neuberg und Pastor Lic. Stange in Einzelheftchen unter dem Gesamttitel „Gottesbegegnungen im großen Kriege" im Verlag von C. Ludwig Ungelenk in Dresden herausgegeben wird. Diese schlichten und so eindringlichen Zeugnisse religiösen Erlebens der deutschen Krieger gehören zum Heiligsten, was der Krieg hervorgebracht hat.

In wahrhaft christlichem Geist ist auch die katholische Kirche in Deutschland den Aeußerungen des Krieges begegnet, frei von jenem Haß und Fanatismus, der von den kirchlichen Stellen in Frankreich wie in England, zu uns herüber schallen. Das kommt deutlich in dem gemeinsamen Hirtenbrief zum Ausdruck, den alle deutschen Erzbischöfe und Bischöfe Ende Dezember 1914 erließen. In ihm wird der Krieg als eine strenge „Adventschule" bezeichnet; wie ein Sturmwind sei er hereingefahren in die kalten Nebel und bösen Dünste des Unglaubens und der Zweifelsucht und in die ungesunde Atmosphäre der unchristlichen Ueberkultur. Das deutsche Volk besann sich jedoch wieder auf sich selbst, der Glaube trat wieder in sein Recht. Folgend dem Zuge der Gnade, folgend der Stimme seiner Hirten und der Mahnung seines gottesfürchtigen Kaisers, zog das Volk in die Kirchen und fand dort den Heiland. Der Krieg sei ein Strafgericht für alle Völker, die von ihm betroffen sind. Daher der laute Ruf nach Buße und Sühne. „Wehe dem Volk, das nicht einmal mehr dieser furchtbare Zuchtmeister zur Buße bringen kann. Es ist reif für den Untergang, und ihm würde auch der Sieg zur Niederlage. Wir wollen uns nicht in die Schuldbücher der anderen Völker vertiefen, sondern in unser eigenes, wir wollen nicht das Gewissen unserer Feinde erforschen, sondern das unserige. Wir sind unschuldig an dem Ausbruche des Krieges, das können wir vor Gott und der Welt bezeugen. Im übrigen wollen wir nicht auf unsere Unschuld pochen. Denn der Krieg hat auch bei uns schwere Schuld aufgedeckt, so vor allem die Schuld am Niedergang des religiösen und des sittlichen Lebens."

Ganz besonders eindringlich sind die Hirtenbriefe, die der Erzbischof von Cöln, Kardinal v. Hartmann, an seine Diözese erließ, so einen Fastenhirtenbrief Anfang Februar 1915, in dem er der deutschen Helden und Heldentaten gedachte und die im Feld stehenden Truppen zu Mut und Ausdauer aufforderte; dann aber vor allem jenes Hirtenschreiben vom Anfang Juni 1915, in dem Herz-Jesu-Andachten während des Monats Juni und eine allgemeine Kollekte zum Besten der im Feindesland befindlichen Kriegsgefangenen angeordnet wurden. Der Kardinal schreibt nach dem „Kirchlichen Anzeiger": „Die schwere Prüfung, die Gottes Vorsehung über uns und über Europa, ja fast über die ganze Welt verhängt hat, dauert noch immer an, und keine Aussicht auf ein baldiges Ende will sich zeigen. Im Gegenteil, das Eingreifen eines neuen Feindes gegen uns läßt befürchten, daß das entsetzliche Blutvergießen noch länger andauern wird. Von Anfang dieses furchtbaren Krieges an haben die deutschen Fürsten und Völker Herzen und Hände betend zu Gott erhoben um Sieg und Frieden. Der Vater der Christenheit, der Römische Papst, hat getreu seinem erhabenen Friedensamte sich unablässig für die Linderung der Kriegswehen und für die Anbahnung des Völkerfriedens bemüht und zum Gebete um Frieden immer wieder gemahnt. Bischöfe und Priester haben diese Mahnung auf alle Weise gefördert, und die Katholiken des Erdkreises sind diesen Hirtenweisungen eifrig nachgekommen. Auch ihr, geliebte Erzdiözesanen, habt in euren Familien und in den Gotteshäusern viel und treu gebetet. Ist dieses Gebet erfolglos geblieben? Keineswegs! Vom Beginn des Krieges bis zu dieser Stunde ist Gottes Schutz und Segen unverkennbar mit uns gewesen, daheim und auf den Kriegsschauplätzen in West und Ost, auf dem Meere und in den Lüften. Ungeheure Opfer an Gut und Blut mußten gebracht werden. Aber unsere Sache steht gut und hoffnungsvoll, trotz einer Welt von Feinden. Undank wäre es, darin nicht Gottes Huld und Gnade zu sehen; aber auch Undank, nicht anzuerkennen, daß wir diese Gotteshilfe ganz besonders der geistigen Waffe des Gebetes verdanken."

An einer anderen Stelle heißt es: „Es erschüttert uns im Innersten unserer Seele, wenn wir der Opfer gedenken, die in der Blüte und Kraft des Lebens dahinsinken auf den Schlachtfeldern, der Verwundeten und Gefangenen; wenn wir gedenken der Verwüstungen und Verheerungen, der Lasten, Sorgen und Tränen, die dieser Krieg schon gefordert hat und anscheinend noch weiter fordern wird, daheim in unserm Vaterland und bei unsern treuen Verbündeten, aber auch selbst bei unsern Feinden. Denn so sehr wir auch das Unrecht hassen, das diesen Krieg mit seinen schrecklichen Folgen frevelhaft heraufbeschworen hat, so schließen wir doch als Menschen, und noch mehr als Christen unsere Feinde von der Liebe nicht aus, die wir nach Gottes Gebot und Christi Vorbild auch ihnen nicht versagen dürfen."

Auch die katholische Geistlichkeit, Weltgeistliche und Ordensgeistliche, haben sich aufopfernd dem Vaterlande geweiht. So waren im ersten Kriegshalbjahr allein von den Franziskanern Deutschlands 676 Ordensmitglieder und Aspiranten im Feld; davon hatten 19 das Eiserne Kreuz erhalten. So stehen von den Klerikern und Brüdern der Bayerischen Männerorden 50 als Feld- und Lazarettgeistliche, 115 im Sanitätsdienst und 421 unter den Waffen im Felde. Das ist in Anbetracht der genannten Kopfzahl ein hoher Prozentsatz, wobei noch hinzukommt, daß die Benediktiner zwei, die Redemptoristen ein und die barmherzigen Brüder sieben Lazarette in Bayern unterhalten.

Wie in den evangelischen war auch in den katholischen Kirchen Preußens anläßlich des Geburtstags des Kaisers im Januar 1915 für die Kriegsinvaliden gesammelt worden. Die Kollekte ergab 575 000 Mark, die der Erzbischof von Cöln, Kardinal v. Hartmann, und der Bischof von Trier dem Kaiser im Hauptquartier in besonderer Audienz überreichten; der Kaiser soll dabei geäußert haben, die Summe ermögliche es ihm, einen besonderen Herzenswunsch zu erfüllen, nämlich auch solche Kriegsgeschädigten mit Unterstützung zu bedenken,

die vielleicht später nicht vom Gesetz berücksichtigt würden, da sich wie 1870/71 stets Lücken bei solcher Versorgung zeigten. Er werde die Summe anwachsen lassen und besonders dem genannten Zwecke dienstbar machen.

Haß und Verleumdung haben von Kriegsbeginn an auch die Priester unserer Feinde gegen Deutschland ausgesät; so sahen sich die Katholiken Deutschlands mehrmals genötigt, energisch dagegen Stellung zu nehmen. Als der Jesuitenpater Vaughan in London in seinen nachher in Buchform erschienenen Kriegsreden, Behauptungen und Ausdrücke aufnahm, „die als schwer beleidigend und verletzend für das Oberhaupt des Deutschen Reichs und das deutsche Volk in der Gesamtheit empfunden werden müssen“, erhob der Rektor des Kollegs von Exaten P. H. Groß S. J. Anfang Januar 1915 im Namen der deutschen Landesprovinz der Gesellschaft Jesu dagegen den nachdrücklichsten Protest.

Mit einem furchtbaren Schmähwerk hat der offizielle französische Katholizismus versucht, den ehrlichen Namen Deutschlands, nicht etwa nur der deutschen Katholiken, in der ganzen katholischen Welt zu vernichten. Ende Mai 1915 erschien das schon länger angedrohte Buch „La Guerre allemande et le Catholicisme“ (S. Bloud et Gay, Paris) und mit ihm ein Bilderalbum, welches das Verhalten des deutschen und französischen Heeres der katholischen Kirche gegenüber illustrieren soll. Das Werk geht unter der Direktion des Msgr. Baudrillart, des Rektors der katholischen Universität in Paris, und „sous le haut patronage du comité catholique de propagande française à l'étranger“. Zu diesem Komitee gehören zwei französische Kardinäle, sieben französische Bischöfe, hervorragende Mitglieder der Akademie, die Präsidenten des conseil municipal von Paris und des Generalrats der Seine, einige Gelehrte und Publizisten. In dem einleitenden Empfehlungsschreiben des Kardinals Amette wird den Verfassern bekundet, daß sie Männer seien „d'une doctrine sûre et d'une fidélité absolue à l'église“ (durchaus rechtgläubig und treu gegenüber der Kirche). Alles in allem genommen wird das Werk durch einen autoritativen Apparat von seltener Wirkungskraft gestützt. Es entnahm seine Waffen aus dem schmutzigsten Literatursumpfe dieses Krieges, erschien zugleich in französischer, englischer, italienischer, spanischer, portugiesischer und deutscher Sprache.

Die Entrüstung gegen diese gewissenlosen Machenschaften war nicht nur in Deutschland groß. Der Benediktiner Dom G. Morin von der belgischen Abtei Maredsous, ein Franzose von Geburt, der in der ganzen internationalen Gelehrtenwelt auf Grund seiner Forschungen und seines Finderglücks das höchste Ansehen genießt, unterzog die Anklageschrift der französischen Katholiken in der „Theologischen Revue“ (Münster i. W., Aschendorff 1915, Nr. 11/12) einer vernichtenden Kritik und wies ihr bedauerlichen Mangel an Unparteilichkeit nach. Drastischer verfuhr Bischof Pedro José von Nuever Segovia auf den Philippinen, der das ihm zugesandte Werk mit folgender Bemerkung zurücksandte: „Infam! Diese Veröffentlichung ist das fürchterlichste Verbrechen, das während des Krieges begangen ist. Derartige Veröffentlichungen an katholische Bischöfe und Priester zu schicken, ist eine Beleidigung. Man sende sie an Viviani und seine Mitarbeiter, zu deren Nutzen sie veröffentlicht werden.“

In Deutschland haben die Kardinäle v. Bettinger in München und von Hartmann in Köln an den deutschen Kaiser folgendes Telegramm gerichtet. „Empört über die Verunglimpfungen des deutschen Vaterlandes und seines glorreichen Heeres in dem Buche „Der deutsche Krieg und der Katholizismus“, ist es uns Herzensbedürfnis, Eurer Majestät im Namen des ganzen deutschen Episkopats unsere schmerzliche Entrüstung auszusprechen. Wir werden nicht unterlassen, beim Oberhaupt der Kirche Beschwerde zu führen.“ Der Kaiser dankte; „auch diese Angriffe,“ telegraphierte er, „prallen an dem guten Gewissen und der sittlichen Kraft ab, mit denen das deutsche Volk die gerechte Sache verteidigt und fallen auf ihre Urheber zurück.“

Dann hat der Reichstagsabgeordnete Dr. Maximilian Pfeiffer in einem Mitte Juni 1915 in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten offenen Brief an Msgr. Baudrillart, dessen Machwerk als verleumderische Lügen und Fälschungen gekennzeichnet und nachgewiesen.

Bereits Anfang Juni 1915 hatte die „Kölnische Volkszeitung" festgestellt, daß dieses Buch seitens der deutschen Katholiken nicht unbeachtet und unbeantwortet bleiben dürfe. Doch entspreche es nicht dem deutschen Empfinden, zu diesem Zweck sich an die deutschen Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe zu wenden, weil das rein politische Ziel und die Art der Polemik über Katholizismus und Weltkrieg nicht mit der Würde und den Aufgaben des bischöflichen Hirtenamtes vereinbar sind. Was von deutscher Seite gegen dieses Werk zu sagen sei, werde genügend durch seinen eigenen sachlichen Inhalt wirken können.

Es wurde darauf unter Führung des Reichstagsabgeordneten Erzberger ein Ausschuß deutscher Katholiken gebildet, dem 77 deutsche Männer der verschiedensten Berufe angehören: Politiker, Gelehrte, Publizisten, Industrielle u. A., deren Namen den besten Klang in der ganzen Welt haben, so Graf Ballestrem, der bayerische Ministerpräsident Graf v. Hertling, Graf Praschma, Fürst v. Hatzfeld, Staatsminister Freiherr v. Soden, der preußische Landschaftsminister Frhr. v. Schorlemer, ferner zahlreiche Geistliche in hervorragender Stellung, wie Professor Dr. Franz Hitze, Apostolischer Protonotar, der Domkapitular und Generalvikar des Bistums Culm F. Scharmer, Prälat Dr. Wehrtmann, Vorsitzender des Caritasverbandes, endlich viele namhafte Universitätsprofessoren, Abgeordnete und Arbeiterführer.

Das erste Werk des Ausschusses: „Der deutsche Krieg und der Katholizismus — deutsche Abwehr französischer Angriffe" enthält die von allen unterzeichnete Denkschrift gegen die französische Schmähschrift: „La Guerre allemande et le Catholicisme". Darin heißt es u. a.: „Wir legen feierlich Verwahrung dagegen ein, daß man es gewagt hat, unsere Krieger und unser ganzes Volk des Barbarismus anzuklagen. Wir sind Zeugen der sittlichen und religiösen Erhebung unseres Volkes. Unser Kaiser ging voran, als er seine Rede am 31. Juli 1914 schloß mit den Worten: „Und nun empfehle ich Euch Gott. Jetzt geht in die Kirche, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer!" Damit hatte er die Saiten im Herzen der Deutschen voll angeschlagen. Das gesamte Volk fühlte sich eins mit seinem Kaiser, der in der Stunde der größten Not sich ebenso an Gott wandte, wie es selbst Gott anzurufen gestimmt und gewillt war. Mit elementarer Gewalt brach ein neuer religiöser Volksfrühling für das gesamte Deutschland hervor und offenbarte die tiefsten religiösen Kräfte. Mit den Alten sammelte sich die Blüte des Volkes ernst und ergriffen in den Tausenden von Kirchen und flehte innig zu Gott um Hilfe in dem frevelhaft aufgezwungenen, von feindlichen Regierungen seit Jahren mit Lug und Trug vorbereiteten Kampfe. In echter und frommer Andacht gingen Millionen katholischer Krieger vor ihrem Ausmarsch zu den Sakramenten; in zahllosen Pfarreien blieb kaum einer zurück. Das Zeugnis der deutschen Feldgeistlichkeit bestätigt uns, daß der religiöse Eifer unserer Krieger in den Mühsalen und Gefahren des Kampfes nicht erlahmt ist. Solche Krieger sind nicht fähig der Schandtaten, deren man sie bezichtigt. Wer unser Volk in seiner sittlichen und moralischen Kraft nur oberflächlich kennt, wer unsere mit Heldenmut und christlicher Opferfreudigkeit ins Feld gezogene Jungmannschaft gesehen hat, der ist gar nicht fähig, den ungeheuerlichen Gedanken zu fassen, daß „Barbarei" in deutschen Reihen eine Heimstätte finden kann. Schwerste, unentschuldbare Unkenntnis des deutschen Volkes hat die ganze Anklageschrift diktiert."

Daran schließt sich eine Kritik des französischen Buches unter dem Titel: „Falsche Anklagen", die den vom Ausschuß mit der Abfassung betrauten Professor A. J. Rosenberg, Paderborn, zum Verfasser hat, und die mit Dokumenten belegt ist. Für die künftige

Abwehr alter und neuer Angriffe hat sich außerdem ein ständiger Arbeitsausschuß deutscher, im öffentlichen Leben stehender Katholiken gebildet, der in seiner Zusammensetzung alle Garantien einer sachgemäßen Abwehr bietet und weitere Abwehrschriften vorbereitet.

* * *

Wie im Schoße einer Mutter suchten die Kinder des Volkes Zuflucht vor den Fragen des gewaltigen Schicksals. Dogmatische Ausprägungen der Religion traten zurück. Draußen und daheim waren und sind es heilige Handlungen, das Gebet, das religiöse Lied, ein einfaches Bibelwort und das Vorbild Jesu, was alle in ihren schweren Stunden erbaut und getragen hat. Und die Kirche hat dieses wiedererwachte religiöse Bedürfnis zu erhalten und zu pflegen gewußt, eben als eine „liebende" Mutter, die auch die unartigen, ihren Anschauungen und Grundsätzen entfremdeten Kinder umfängt.

Kundgebungen deutscher Reichsfürsten

Vom Kaiser

Kundgebungen

27. Januar 1915.

Aus Anlaß des kaiserlichen Geburtstages sind zwei Gnadenerlasse des Kaisers ergangen, von denen der eine allen Militärpersonen Disziplinarstrafen, Geld- und Freiheitsstrafen, die sechs Monate nicht übersteigen, mit geringen Einschränkungen erläßt, die andere genehmigt, daß gerichtlich noch nicht eingeleitete Untersuchungen gegen Kriegsteilnehmer wegen Uebertretungen, Vergehen, mit Ausnahme des Verrats militärischer Geheimnisse, oder Verbrechen im Sinne der §§ 243, 244, 264 des Reichsstrafgesetzbuches, bei denen der Täter zurzeit der Tat das 21. Lebensjahr noch nicht vollendet hatte, niedergeschlagen werden.

Kaiser Wilhelm beschloß, den Angehörigen der im Kampf um die Verteidigung des Vaterlandes gefallenen Krieger des preußischen Heeres in Anerkennung der von den Verewigten bewiesenen Pflichttreue bis zum Tode und in herzlicher Anteilnahme an dem schweren Verlust ein Gedenkblatt, ein Vierfarbendruck nach dem Entwurf von Professor Emil Doepler d. J., zu verleihen.

18. Februar.

Der Kaiser hat dem Reichskanzler von dem glorreichen Ausgang der Winterschlacht in Masuren telegraphisch Mitteilung gemacht und dabei besonders hervorgehoben, wie sich unter seinen Augen die neuen Verbände ebenso trefflich bewährt haben, wie die alten Ost-Truppen. Vom Landsturmmann bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen wetteiferten alle, ihr Bestes für das Vaterland herzugeben. Der Kaiser gedenkt sodann der glänzenden Führung und sagt zum Schluß: „Meine Freude über diesen herrlichen Erfolg wird beeinträchtigt durch den Anblick des einst so blühenden Striches, der lange Wochen in den Händen des Feindes war. Bar jedes menschlichen Fühlens hat er in sinnloser Wut auf der Flucht fast das letzte Haus und die letzte Scheune verbrannt oder sonst zerstört. Unser schönes Masurenland ist eine Wüste. Unersetzliches ist verloren, aber ich weiß mich eins mit jedem Deutschen, wenn ich gelobe, daß das, was Menschenkraft vermag, geschehen wird, um neues, frisches Leben aus der Ruine entstehen zu lassen."

24. März 1915.

Der „Reichs- und Staatsanzeiger" veröffentlicht folgenden an den Reichskanzler gerichteten Allerhöchsten Erlaß: „In dem alle Erwartungen übertreffenden, in der Finanzgeschichte aller Zeiten beispiellosen Ergebnis der Zeichnungen auf die zweite Kriegsanleihe sehe ich die Bekundung des zu jedem Opfer und jeder Leistung entschlossenen Siegeswillens und der gottvertrauenden Siegeszuversicht des deutschen Volkes.

Mein kaiserlicher Dank gilt allen, die zu dem großen Erfolge beigetragen haben. Wie die ruhmreichen Taten meines Heeres und meiner Flotte erfüllt mich dieser Sieg der Daheimgebliebenen mit Freude und Stolz in solcher Zeit der erste Diener einer solchen Nation zu sein."

1. April 1915.

Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hat über den Verlauf der Bismarck-Gedenkfeier in Berlin dem Kaiser telegraphisch wie folgt berichtet: „Ew. Majestät melde ich ehrfurchtsvoll, daß die Bismarck-Gedenkfeier heute bei strahlendem Sonnenschein erhebend verlaufen ist. Der Enkel Ew. Majestät wurde, als er den Kranz am Denkmal niederlegte, vom Publikum lebhaft begrüßt. Nach einem kurzen von mir gesprochenen Gedenkwort brachte der Reichstagspräsident ein Hoch auf Ew. Majestät aus, in das die den weiten Platz füllende Volksmenge begeistert einstimmte. Die Feier schloß mit dem gemeinsamen Gesang des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles". Sie entsprach in ihrer schlichten Form dem Ernst der Zeit und brachte zum Ausdruck, daß das deutsche Volk fest entschlossen ist, das Erbe seines alten Heldenkaisers und seines eisernen Kanzlers bis zum letzten Atemzuge zu wahren."

Darauf ist vom Kaiser folgende Antwort ergangen: „Ihre Meldung von dem erhebenden Verlauf der heutigen Bismarckfeier hat mich hocherfreut. Gern hätte ich an der Huldigung für den großen Kanzler an seinem 100. Geburtstage persönlich teilgenommen und an den Stufen seines Standbildes inmitten der Vertreter des Reiches und Volkes ein Zeichen dankbarer Verehrung für den Mann niedergelegt, der uns als eine Verkörperung deutscher Kraft und deutschen Willens in der jetzigen ernsten Zeit besonders teuer ist. Aber noch gilt es für mich, wie für das waffentragende deutsche Volk im Felde, auszuharren in heißem Kampfe, um des Reiches Macht nach außen zu schützen und zu stärken. Daß uns dies gelingen wird, dafür bürgen nächst Gottes Gnade der uns alle beseelende einmütige Willen, zu siegen und das durch die Tat erprobte Gelöbnis: „Jedes Opfer für das Vaterland!" Der Geist der Eintracht aber, der unser Volk daheim und auf den Kriegsschauplätzen über alles Trennende sieghaft erhoben hat, er wird, das hoffe ich zuversichtlich, den Waffenlärm überdauern und nach glücklich erkämpftem Frieden auch die Entwicklung des Reiches im Innern segensreich befruchten und fördern. Dann wird uns als Siegespreis ein nationales Leben erblühen, in dem sich deutsches Volkstum frei und stark entfalten kann, dann wird der stolze Bau gekrönt, zu dem Bismarck einst den Grund gelegt."

24. April.

Ein kaiserlicher Erlaß genehmigt in Ergänzung der Gnadenerlasse vom 27. Januar 1915 die Niederschlagung der gerichtlich bereits eingeleiteten bis zum 24. April noch nicht rechtskräftig erledigten Untersuchungen gegen Kriegsteilnehmer soweit sie die im Erlaß vom 27. Januar bereits genannten, aber vor dem 27. Januar 1915 und vor der Einberufung zu den Fahnen begangene Uebertretungen zum Gegenstande haben.

9. Mai 1915.

Der Reichskanzler veröffentlicht den nachstehenden Dankerlaß des Kaisers Wilhelm II.: „Als nach langen Jahren gesegneten Friedens Deutschlands wehrhafte Mannen aus allen Gauen des geliebten Vaterlandes und aus fernen Ländern meinem Rufe folgend zu den Fahnen eilten, da regte sich, angefacht von der heiligen Lohe der Begeisterung, in Tausenden von Herzen der Daheimbleibenden, bei alt und jung, bei Männern und Frauen, das Verlangen, unsern Streitern mit Werken der Liebe helfend zur Seite zu stehen. So geschah es in der Heimat, so aber auch allerwärts in der Fremde, wo Deutsche wohnen.

Mit Befriedigung habe ich Ihrem Bericht entnommen, daß die Deutschen im Auslande hinter ihren Brüdern und Schwestern im alten Vaterlande bei Betätigung ihrer

Fürsorge für unsere wackeren Kämpfer in edlem Wetteifer nicht haben zurückstehen wollen. Die vielen geringen, aber von Herzen kommenden Scherflein der weniger mit irdischen Glücksgütern Gesegneten legen nicht minder als die überaus reichen Spenden der Besitzenden ein beredtes Zeugnis dafür ab, daß sich auch die Deutschen draußen in der weiten Welt mit dem deutschen Volk in Deutschlands Gauen in Denken und Empfinden eins fühlen, daß sie einig zusammenstehen wollen, um durch Werke der Nächstenliebe die schirmende Wehrkraft zu stärken und die Leiden des Krieges zu lindern.

Nach dem reichen Ergebnisse der Sammlungen und Einzelspenden, an denen sich auch ausländische Freunde beteiligt haben, hege ich die feste Zuversicht, daß der bisher bewiesene Eifer und Opfersinn nicht nachlassen wird und daß auch fernerhin sowohl den Kämpfern selbst wie den inländischen Organisationen, die sich den staatlichen Einrichtungen der Kriegsfürsorge ergänzend angliedern und im wesentlichen auf die Mithilfe von privater Seite angewiesen sind, aus dem Auslande weitere Mittel zufließen werden.

Schon jetzt aber möchte ich allen an den Spenden aus dem Ausland Beteiligten für ihre in so reichem Maße bewiesene Opferwilligkeit meinen kaiserlichen Dank aussprechen."

26. Juni und 17. sowie 24. Juli 1915.

Der deutsche Kaiser hat am 26. Juni folgendes Handschreiben an König Ludwig von Bayern gerichtet: „Euerer Königlichen Majestät allezeit bewährte Truppen kämpfen auf allen Kriegsschauplätzen mit hervorragender Tapferkeit und schönen Erfolgen. Im Osten haben sie jetzt in edlem Wetteifer mit anderen Teilen des deutschen Heeres und im Verein mit unseren Verbündeten dem Feinde schwere Schläge versetzt und eine stolze Feste nach kurzer Gegenwehr bezwungen. Mit Stolz blicken alle deutschen Stämme und im besonderen das schöne Bayernland auf solche gemeinsamen Heldentaten. In mir haben sie den lebhaften Wunsch erweckt, Eure Königliche Majestät möchten meinem Heere, dem Dieselben als hochherziger Chef des Infanterieregiments König Ludwig III. von Bayern (2. niederschlesischen) Nr. 47 schon so lange nahe stehen, noch enger verbunden werden, und so bitte ich Eure Königliche Majestät daher, die Würde als Generalfeldmarschall der preußischen Armee anzunehmen. Meine Armee wird mit mir stolz darauf sein, Euere Königliche Majestät in der Reihe der preußischen Generalfeldmarschälle begrüßen zu dürfen."

Der Generaladjutant des Kaisers, Generaloberst und Oberbefehlshaber in der Marken, v. Kessel, hat König Ludwig den kunstvoll ausgeführten preußischen Feldmarschallstab am 17. Juli 1915 in feierlicher Audienz im kleinen Thronsaal der Residenz zu München überreicht.

Auf die Bitte König Ludwigs an den Kaiser, die Würde eines Generalfeldmarschalls der bayerischen Armee anzunehmen, hat Kaiser Wilhelm in einem am 24. Juli 1915 von dem Generaladjutanten Generalleutnant v. Chelius überbrachten Handschreiben u. a. folgendermaßen geantwortet: „Seit langen Jahren Inhaber zweier tapferer bayerischer Regimenter, mit denen mich herzliche Beziehungen verbinden, ist es mir freudige Genugtuung, nunmehr an der Spitze derselben auch als Träger der höchsten Würde der bayerischen Armee zu stehen, indem ich zugleich mit der Annahme dieser Würde erneut der uneingeschränkten Anerkennung Ausdruck geben kann, deren sich Bayerns brave Söhne auf allen Kriegsschauplätzen dieses Feldzuges verdient gemacht haben."

Auszeichnungen

27. Januar 1915.

Kaiser Wilhelm hat dem Oberdirektor der Kruppwerke A.G. Dr. Krupp von Bohlen und Halbach in Anerkennung der Pflichterfüllung der Beamten und Arbeiter der Firma im Dienste des Vaterlandes persönlich das Eiserne Kreuz überreicht.

22. März 1915.

Der Kaiser hat am heutigen vaterländischen Gedenktage dem Staatssekretär des Innern und Vizepräsidenten des Staatsministeriums Dr. Delbrück, dem Minister der öffentlichen Arbeiten v. Breitenbach und dem Reichsbankpräsidenten Havenstein das Eiserne Kreuz erster Klasse, sowie den sämtlichen Staatsministern, Staatssekretären und Oberpräsidenten das Eiserne Kreuz zweiter Klasse am weiß-schwarzen Bande verliehen, soweit sie nicht schon im Besitze dieses Ordenszeichen waren.

12. April.

Dr. Walter Rathenau ist von dem Amte eines Direktors der Kriegsrohstoff-Abteilung zurückgetreten, da die Organisation dieser Abteilung vollendet ist (vgl. S. 37). Für die Verdienste, die er sich um diese Organisation erwarb, hat er das Eiserne Kreuz am weiß-schwarzen Bande bekommen.

16. April.

Geheimrat Professor Röntgen erhielt zu seinem 70. Geburtstag das Eiserne Kreuz am schwarz-weißen Band mit einem kaiserlichen Glückwunsch, in dem es heißt: „Die deutsche Nation könne dem Entdecker der nach ihm benannten Strahlen nicht dankbar genug sein, deren segensreiche Verwendung sich gerade jetzt im Krieg außerordentlich schätzen läßt."

28. April.

Houston Stewart Chamberlain, der bekannte deutschschreibende Schriftsteller englischer Nationalität hat für seine Kriegsaufsätze, die die deutsche Kultur und Organisationskunst verherrlichen, das Eiserne Kreuz am weiß-schwarzen Bande bekommen.

8. Juni.

Der Kaiser hat dem bayrischen Ministerpräsidenten Grafen v. Hertling und dem bayrischen Minister des Innern Freiherrn von Soden in Anerkennung der erfolgreichen Mitarbeit bei der Kriegsgesetzgebung und deren Durchführung das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen und ebenso dem bayrischen Verkehrsminister v. Seidlein für seine Verdienste um die Vorbereitung und Durchführung der Eisenbahnoperationen des Heeres.

18. Juni.

Bischof Faulhaber von Speyer, der wiederholt die Truppen in den vordersten Schützengräben aufsuchte, hat als erster deutscher Bischof das Eiserne Kreuz erhalten.

8. Juli.

Dem Präsidenten des württembergischen Staatsministeriums, Dr. von Weizsäcker, der das Eiserne Kreuz zweiter Klasse im Kriege von 1870/71 erworben hatte, wurde die neugestiftete Spange zu dieser Auszeichnung verliehen.

1. August.

Dem württembergischen Staatsminister des Innern von Fleischhauer ist das Eiserne Kreuz zweiter Klasse am weiß-schwarzen Band verliehen worden.

3. August.

Aus Anlaß des Jahrestags der Kriegserklärung sind zahlreiche Angehörige des Kriegsministeriums mit Ordensauszeichnungen bedacht worden. Der Kriegsminister Wild v. Hohenborn hat den Orden Pour le mérite erhalten.

Der Kaiser hat den Reichstagspräsidenten Dr. Kaempf sowie den Vizepräsidenten des Reichskassen-Direktoriums Dr. v. Glasenapp durch Verleihung des Eisernen Kreuzes am weiß-schwarzen Bande ausgezeichnet; ebenso den Generaldirektor der Vereinigten Köln-Rottweiler Pulverfabriken, Kommerzienrat Duttenhofer.

4. August 1915.

Der Kaiser hat am Jahrestage der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 4. August 1914 dem Reichstagspräsidenten Dr. Kaempf den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz verliehen.



Phot. Franz Bältl, Weimar

Wilhelm Ernst, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach im Felde



Phot. R. Knöfel, Neustrelitz

Großherzog Adolf Friedrich VI. von Mecklenburg-Strelitz
im Felde

Von den deutschen Königen

26. Januar 1915.

Anläßlich des Geburtstags des deutschen Kaisers hat König Ludwig von Bayern eine Amnestie erlassen, die allen Militärpersonen des aktiven Heeres die gegen sie von Militärbefehlshabern verhängten Disziplinarstrafen sowie Geld- und Freiheitsstrafen, soweit sie sechs Monate nicht übersteigen, erläßt.

22. Mai.

König Friedrich August von Sachsen erließ anläßlich seines 50. Geburtstages folgende Kundgebung: „Die ernste Zeit von weltgeschichtlicher Bedeutung, in die mein 50. Geburtstag fällt, verbietet die üblichen Feiern, in denen sonst die Liebe und Treue zu mir und meinem Hause zum Ausdruck zu kommen pflegen. Es würde meinem landesväterlichen Herzen aber wohltun, wenn statt dessen den Werken christlicher Liebe, namentlich soweit sie der Heilung der durch den Krieg geschlagenen Wunden dienen, fortdauernd tatkräftige Förderung zuteil würde. In wärmster Anerkennung der opferwilligen Bewährung meines gesamten Volkes, spreche ich allen, die im vergangenen Jahre sich unter den schwierigsten Verhältnissen in hingebender Arbeit um das öffentliche Wohl verdient gemacht haben, meinen königlichen Dank aus. Ich danke namentlich denen, die in Tat, Wort und Schrift sich der Kriegsfürsorge sowie der Kranken- und Verwundetenpflege in ihren verschiedensten Zweigen angenommen haben. Ich danke den Beamten und Arbeitern der Staatsbahnverwaltung, die besonders während der Mobilmachung ein außerordentliches Maß verantwortungsvoller und erfolgreicher Arbeit geleistet haben, nicht minder den Staats- und Gemeindebehörden in Stadt und Land sowie allen ehrenamtlichen Helfern, deren einträchtiges Zusammenarbeiten mein Land vor schweren wirtschaftlichen Erschütterungen bewahrt und auch die Volksernährung durch zweckentsprechende Maßnahmen gesichert hat. Ich beauftrage die einzelnen Ministerien, schon jetzt Vorschläge zu Auszeichnungen vorzubereiten, durch die zu einem späteren geeigneten Zeitpunkte besondere Verdienste der von mir bezeichneten Art auch äußere Anerkennung finden sollen. Mit meinem ganzen Volke weiß ich mich, wie immer, so auch jetzt, in dem unerschütterlichen Entschlusse eins, durchzuhalten um jeden Preis bis zum entscheidenden Siege und zum ehrenvollen dauernden Frieden. Gott der Herr hat der deutschen Kriegsmacht, er hat auch meinen Truppen in schweren Kämpfen gnädig beigestanden und wolle auch fernerhin unsere Sache mit Sieg krönen und meinem tapferen Heere ruhmvolle Heimkehr schenken."

25. Mai.

König Friedrich August von Sachsen hat aus Anlaß seines 50. Geburtstages eine Verfügung erlassen, wonach zugunsten der Kriegsteilnehmer in weitgehendem Maße die Niederschlagung der gegen sie anhängigen oder anhängig werdenden gerichtlichen Verfahren bewilligt wird. Ausgenommen sind die Verfahren, die Verrat militärischer Geheimnisse zum Gegenstand haben. In besonderen Fällen soll die Niederschlagung auch bei Verbrechen stattfinden.

5. Juni 1915.

Bei der 25. Hauptversammlung des bayerischen Kanalvereins hielt König Ludwig von Bayern eine Rede, in der er, unter lebhaftem Beifall u. a. ausführte: „Als der Krieg ausbrach, da dachten wir, es werde ein Krieg auf kurze Zeit sein, aber die Dinge gestalteten sich anders. Auf die Kriegserklärung Rußlands folgte die Frankreichs, und als dann auch noch die Engländer über uns herfielen, da habe ich gesagt: Ich freue mich darüber, und ich freue mich deswegen, weil wir jetzt mit unseren Feinden Abrechnung halten können, und weil wir jetzt endlich — und das geht den Kanalverein besonders an — einen direkten Ausgang vom Rhein zum Meer bekommen. Zehn Monate sind seither verflossen, viel kostbares Blut ist vergossen worden; es soll aber nicht umsonst vergossen worden

sein. Eine Stärkung des Deutschen Reiches und eine Ausdehnung über seine Grenzen hinaus, soweit es notwendig ist, damit wir gesichert sind gegen künftige Angriffe, das soll die Frucht dieses Krieges sein. Wer mit uns geht und treu zu uns steht — ich meine Oesterreich-Ungarn und die Türkei — soll sich auch des Sieges mit uns erfreuen. Nie aber die falschen Freunde, die hinter unserem Rücken Freundschaft heuchelten und dann zum Feinde übergingen!" ...

Vom deutschen Volk

Unvergängliche Taten haben Deutschlands Heer und Flotte vollbracht. Aber auch die Daheimgebliebenen, denen es oblag, unter dem Schutze der Waffen die wirtschaftliche Existenz Deutschlands zu erhalten, haben ihre ganze Kraft freudig und eines Sinnes in den Dienst des Vaterlands gestellt. Die Schaffens- und Opferbereitschaft des deutschen Bürgertums wie des Bauernstandes in diesen schweren Zeiten tritt der historisch gewordenen Betätigung des Gemeinsinns während der Freiheitskriege ebenbürtig zur Seite. Sowohl der Einzelne wie die Gesamtheit wurden mit dem Krieg plötzlich vor die Notwendigkeit sofortiger Entschlüsse, großer Opfer und der Lösung und Durchführung neuer, schwieriger Aufgaben gestellt; sie haben sie zu lösen verstanden, weil sie sich ihrer mit Liebe und Aufopferung widmeten. So ist es wohl angebracht am Ende des ersten Kriegsjahres zu kurzem Rückblick zu verweilen, um, zum Teil auch durch die Zeugnisse neutraler Besucher, darzutun, wie sehr alle Deutschen von dem einen Wunsch beseelt waren, sich wacker zu bewähren in allem, was das Vaterland von seinen Bürgern im Völkerkriege verlangt.

Ein neutralstaatlicher Beobachter, der im Februar 1915 Deutschland und Oesterreich-Ungarn bereiste, hat darüber in der „Times" in längerer Aufsatzreihe, wenn auch englandfreundlich, so doch sachlich berichtet. Nach einer Ueberfahrt von 30 Stunden und zweimaligem Zugwechsel zwischen Vlissingen und Haag überschritt er nach überraschend milder Zolldurchsicht die gefürchtete Grenze. Er erzählt: „Ein Träger legte das Gepäck in einen mit Berlin bezeichneten Wagen, und zum Erstaunen des Reisenden eilte der Zug zwanzig Minuten später durch die Emsebenen. Der Speisewagen bot ein vortreffliches Mahl für drei Mark. Osnabrück lag in tiefem Schnee; Hannover erschien zur planmäßigen Minute; dann kam ein Aufenthalt an einem kleinen Orte. Nun beginnen die Schwierigkeiten, sagte mir die innere Stimme. Drüben stand ein langer Zug vom Roten Kreuz, aus dem einige Verwundete herausblickten. Nach zehn Minuten aber ging es mit voller Geschwindigkeit weiter. Auf die Frage, ob man wohl Verspätung haben werde, antwortete der Schaffner: Nein, alle Aufenthalte sind berechnet. In der Tat wurde Berlin auf die Minute erreicht, elf Stunden nach der Abfahrt vom Haag. Träger nahmen sich des Gepäcks an, junge kräftige Burschen, durchaus im waffenfähigen Alter. Offenbar war nicht alles mobilgemacht. Am Bahnhof wenige oder gar keine Soldaten; Droschkenmarke wie gewöhnlich, Fahrt durch lichtglänzende, belebte Straßen, Gasthof — und die Reise war überstanden. So ging es auch später, durch das ganze Land von einem Ende zum andern; nie Verspätung. Fast jeder Zug mit Speisewagen, nachts Schlafwagen."

In Berlin erwartete der Beobachter das pulsende Herz des Reiches zu finden. Statt dessen fand er „das kalte, metallische, genaue Ticken einer Maschine, keinen Eindruck persönlicher Erregung; den langsam kreisenden Wechsel von Obliegenheiten, die alle mit ruhiger Kraft ausgeführt werden; das Ganze die großartigste Organisation, die die Welt jemals erlebt hat. Der Mensch in eine Gleichung von Kräften verwandelt; an jeden einzelnen ungefähr die Hälfte des Anspruches gestellt, dessen er fähig ist. So kommt es, daß nicht nur für jeden Notfall reichlich vorgesorgt ist, sondern auch das gewöhnliche Leben geringere Störung erleidet als in irgendeinem andern kriegführenden Lande. Im

ganzen ist Berlin wieder der Provinzstadt ähnlicher geworden, als jemals seitdem es eine Welthauptstadt ist. Die zahlreichen Ausländer fehlen; auch das Hofleben ist eingeschlafen. Offiziere, die ohne ernsten Grund einen Urlaub genießen, gibt es nicht. ..."

Mit der Zeit wandelte sich dies Bild allerdings nicht unwesentlich. Nach und nach wurden die Menschenströme in den Hauptstraßen, besonders in den Vormittags- und den frühen Nachmittagsstunden, dünner, eine Folge der vielen Einziehungen; auch die Autos verschwanden. Die Straßenbahnen waren dagegen stets überfüllt, da man den Betrieb auf einigen Linien verkürzt hatte. Manche Vergnügungspaläste und große Bierhallen wurden geschlossen oder in Lazarette und Vorratshäuser umgewandelt, und im Westen der Stadt sah man viele wegen Einberufung geschlossene Geschäfte und leerstehende Läden. Im Innern und in der Gegend des Potsdamer Platzes ist noch immer des Abends viel Leben, sind die Restaurants und Weinhäuser gefüllt, aber die Stadt ist doch ersichtlich ernster und stiller geworden. Der Humor läßt den Berliner allerdings auch in dieser Zeit nicht im Stich, und das ist gut. In friedlichen Tagen hat man sich gelegentlich über diesen schnoddrigen Berliner Humor, der vor gar nichts Respekt hatte, geärgert; jetzt merkte man, daß eine heute sehr nützliche und notwendige Eigenschaft in ihm steckt: Tapferkeit. Wie sie der Berliner Füsilier offenbarte, als er sich, im Schützengraben an der Schulter verwundet, erst nach einiger Zeit auf dem Verbandplatz meldete mit den Worten: „Bloß de Schulter kaputt, de Schnauze is janz jeblieben!"

„Der Umstand, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit aus freien Stücken dem Reiche seine Spargroschen bringt, um Deutschland wirtschaftlich das Durchhalten zu ermöglichen, ist," wie der „Neuen Zürcher Zeitung" geschrieben wurde, „auch in erzieherischer Hinsicht von nicht geringer Bedeutung. Am praktischen Beispiel lernten vor allem die F r a u e n w e l t und die J u g e n d, die Grundzüge der Volkswirtschaft und erfaßten die Notwendigkeiten des Gemeinschaftslebens. Wenn vor einem Jahre noch die Betonung des Individualismus, die Forderung des rücksichtslosen persönlichen Auslebens schier unerläßlich für den „Intellektuellen" schienen, hat jetzt das erwachte Gemeinschaftsgefühl neue Werturteile geschaffen. Der Gedanke „einer für alle, alle für einen" hat just bei der begeisterungsfähigen J u g e n d mächtig gezündet und ist von ihr mit überraschendem Organisationstalent in die Tat umgesetzt worden. Mit glühendem Eifer haben sich in Berlin, wie überall im Reiche, die Schüler aller Altersstufen, denen die Lehrerschaft die Bedeutung der Zusammenarbeit des Volkes und der wirtschaftlichen Maßnahmen zum Durchhalten und Sparen klar gemacht hatten, dazu gedrängt, ihr Teil an den allgemeinen Aufgaben beizutragen. In allen Häusern erscheinen die kleinen Geister, um Wolle einzuheimsen, Altmetall zu sammeln, Gold aus verborgenen Sparstrümpfen geiziger, mißtrauischer Onkel und Tanten hervorzulocken, und im Triumph wurde die oft reiche Ernte dann der Schule oder einer Sammelstelle zugeführt.

Junge kräftige Arme stellte die Jugend dann zur Einbringung der Ernte auf dem Lande, später zur Urbarmachung von Baugelände in Berlin und Umgebung, das während der Kriegszeit Kartoffeln und Gemüse tragen soll, unentgeltlich zur Verfügung; freiwillig wurde in schulfreien Nachmittagen bei der Gepäckabfertigung auf den Berliner Bahnhöfen mitgeholfen, freiwillig leisteten die Schüler Führerdienste bei der freiwilligen Krankenpflege und Botendienste für die Stadtverwaltung.

Es lag nahe, all die jungen Kräfte, die sich dem Dienst der großen Gemeinschaft mit so viel Enthusiasmus darboten, zu sammeln, für kommende Aufgaben zu formen und zu bilden. So entstand unter Förderung der Staatsbehörden ein Ausschuß f ü r d i e m i l i t ä r i s c h e V o r b e r e i t u n g d e r J u g e n d; diese sollte sich nicht nur auf körperliche Uebungen erstrecken, sondern gleich wichtig galt die Pflege der geistigen Gemeinschaft, des K a m e r a d s c h a f t s g e f ü h l s; alle Unterschiede des Bekenntnisses, der Gesellschafts-

klasse, des Bildungsgrades, blieben dementsprechend, soweit sie als trennendes Moment eine Rolle spielen konnten, unberücksichtigt. Der Gedanke fiel auf fruchtbaren Boden. Mit welcher Begeisterung die Jugend dem Rufe folgte, geht aus der Tatsache hervor, daß sich allein in Berlin und in der Provinz Brandenburg über 60000 junge Leute im Alter von 16 bis 19 Jahren zu den Uebungen meldeten, darunter eine große Zahl von jungen Arbeitern, für welche die Teilnahme eine ganz besonders große Leistung bedeutete. Denn wie kürzlich einer der Leiter der Bewegung, General Menze, in einem Vortrage mitteilte, opfern viele von diesen jungen Leuten nach anstrengender acht- bis zehnstündiger Arbeit und darauffolgendem Unterricht in der Fortbildungsschule noch die kargen abendlichen Mußestunden von acht bis zehn Uhr den Uebungen der militärischen Vorbereitung.

Der Drang nach organisierter Tätigkeit, der die Jugend beseelt, hat nicht minder von der Frauenwelt Besitz ergriffen, die bisher nur in einer Minderheit für derlei Aufgaben vorgeschult war, jetzt aber von Monat zu Monat größere Talente entwickelte und den Beweis lieferte, daß gerade die Frauen für die Arbeit auf dem weiten Gebiete praktischer Fürsorgetätigkeit besondere Eignung besitzen. „Unsere besten Vertrauensmänner sind die Vertrauensfrauen," hat kürzlich der Leiter einer Wohlfahrtsorganisation in Wilmersdorf geäußert. Mit Stolz werden Deutschlands Frauen später auf ihre Leistungen auf dem ungeheuer weitläufigen Gebiet hinweisen können; sie haben dabei selbst viel gelernt und werden in kommenden Zeiten sicher Gelegenheit haben, ihre Errungenschaften für sich und die Allgemeinheit weiter zu nützen; mehr und mehr hat der Gedanke an das weibliche Dienstjahr Boden gewonnen.

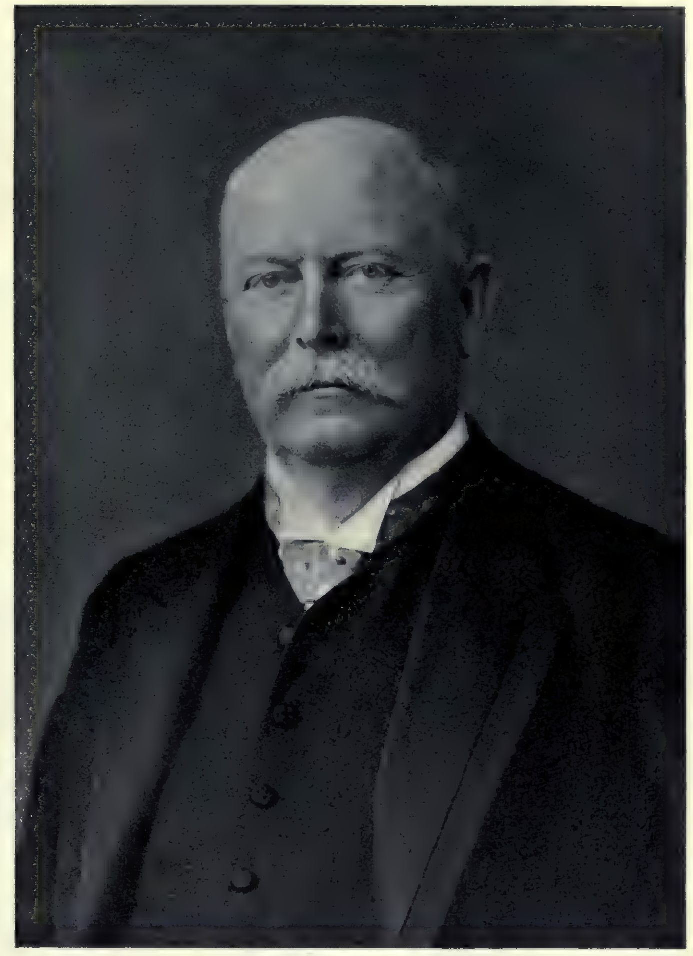
Es war zu Anfang freilich nicht ganz leicht, in den Kreisen der Bürger- und Arbeiterfrauen volles Verständnis für die Aufgaben, die der Krieg ihnen stellte, zu wecken. Das ist nicht verwunderlich, denn in diesem Punkte hat die frühere Mädchenerziehung vieles versäumt. Aber die Mobilmachung der Hausfrauen durch öffentliche Massenversammlungen, in denen der Kriegsausschuß für Volksernährung Aufklärung und Ratschläge über zweckmäßige, billige Kriegsküche und über Maßnahmen zur Verhinderung der Nahrungsmittelvergeudung erteilte (vgl. S. 39), hat doch in verhältnismäßig kurzer Zeit vollen Erfolg gehabt. Die Mehrzahl der deutschen Hausfrauen weiß jetzt, was man von ihr erwartet und hat den festen Willen, am häuslichen Herd das Ihrige beizutragen, damit Deutschland durchhalten kann.

Für die Sinnesart der Frau aus dem Volke, deren Stimme nicht an die Oeffentlichkeit dringt, hat Karl Bröger, der Arbeiterdichter, schlichte schöne Worte in dem Briefe gefunden, den er eine Soldatenfrau an ihren Mann im Felde schreiben läßt:

„Wär' ich bei dir, mir wäre nicht bang,
Aber die Nächte sind dunkel und lang.
Mann sein ist hart, ich weiß es — allein
Härter fast ist es, kein Mann zu sein . . .
Du bist Soldat; doch auch ich steh'
Bei einer herrlichen großen Armee,
Einer Armee von Kindern und Frau'n,
Die an der Zukunft weiterbau'n.
So wird wohl einst noch alles gut,
Wenn nur jeder das Seine tut.
Liebster, so hab ich jüngst gedacht.
Der Regen rauschte durch die Nacht.
Mich wollte es nimmer im Kissen leiden.
Es trägt wohl jedes sein Teil von uns beiden."

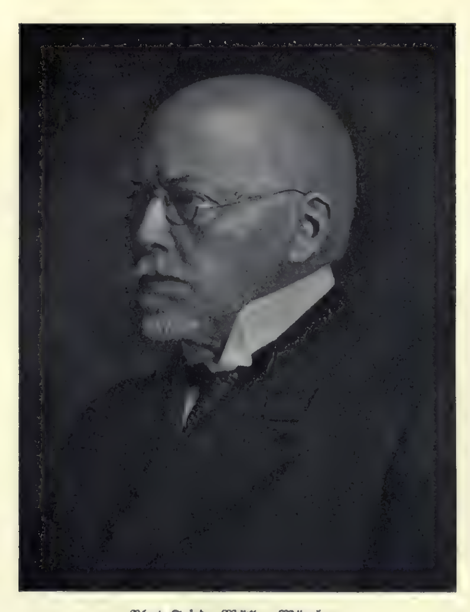
„Alle diese Gesinnungen, Einrichtungen und Bestrebungen geben," wie Dr. Emanuel Lasker im „Berliner Tageblatt" schreibt, „die Gewähr, daß das deutsche Volk im Begriff steht, ein hohes soziales Kulturideal zu verwirklichen, das zuerst ihm und schließlich auch, ohne jede Phrase gedacht, eben durch seine Nützlichkeit der ganzen Menschheit zugute kommen muß. Mag dies Ideal sich auch erst bilden und formen, es ist im Zuge, lebendig und wirksam zu werden."

Wie in Berlin war es in allen Städten und Städtchen des weiten deutschen Reiches. „Das stärkste Heer der Welt wird von dem treuesten und entschlossensten Volke der Welt



Phot. Ernst Sandau, Berlin

Clemens Delbrück
Preußischer Staatsminister und Staatssekretär im Reichsamt des Inneren, während des Krieges Stellvertreter des Reichskanzlers



Phot. Friedr. Müller, München

Staatsminister Graf Georg F. v. Hertling
Präsident des bayrischen Staatsministeriums



Phot. Klinkhardt & Eyßen, Dresden

Staatsminister Dr. H. Gustav Beck
Präsident des Königl. sächsischen
Staatsministeriums



Phot. H. Lill, Stuttgart

Staatsminister Dr. Karl von Weizsäcker
Präsident des württembergischen
Staatsministeriums

gehegt," schreibt Luigi Ambrosini, der als Sonderberichterstatter der Turiner „Stampa" im März 1915 nach Deutschland gesandt worden war und auf seiner Reise zuerst in München Halt machte.

Der Italiener erzählt, wie die ganze Industrie in den Dienst der Soldaten gestellt ist, wie sie nicht nur die Ausrüstung im großen schafft, sondern auch für alle einzelnen Bedürfnisse, die das Leben im Schützengraben und in den Zelten hervorruft, mit tausend kleinen Erfindungen vorzusorgen sucht. Er führt die Taschenlampen, die Schneebrillen, die verschiedensten Dinge, die den Soldaten wärmen sollen, die Nähzeuge, Arzneischachteln usw. an, die alle dazu dienen, die körperliche Widerstandskraft des Kämpfers, die für den Sieg so wichtig ist, zu stärken. Er erzählt auch, wie Zigarren und Zigaretten gesammelt und wie täglich Tausende von kleinen Paketen ins Feld gehen. „Kein Soldat reist ab," schreibt er, „ohne daß Verwandte oder Bekannte ihn mit Blumen schmücken; am Tage vor der Abfahrt kommt jeder Soldat aus der Kaserne und wandert umher, über und über mit Blumen geschmückt; die Verwandten kommen auch aus der Ferne, um ihn noch einmal zu grüßen und begleiten ihn in die Wirtshäuser und Geschäfte. Niemand verkennt die Schwere der fortwährenden Verluste. Am Kriegsministerium in München ist immer die letzte Verlustliste angeschlagen; ihre Zahl ist außerordentlich groß. Diese Blätter sind vielleicht der klarste Spiegel des Krieges; aber das Volk blickt da hinein, ohne zu erbleichen. Zu einer solchen Heiterkeit der Seele trägt insbesondere die deutsche Frau bei. Ihre Psychologie ist etwas ganz Besonderes. Man könnte sagen, daß sie das Vaterland noch mehr als die Familie liebt. In diesem Augenblick könnte sie ihre Pflicht nicht besser erfüllen. Fast täglich haben die Zeitungen Worte des Lobes für ihre Haltung. Und so bleibt München, wie alle anderen Städte und Dörfer des Landes, obwohl die Trauerfälle zahllos sind, immer heiter."

„Wer Bayerns Hauptstadt von Friedenszeiten her kennt, wird besonders erstaunt sein," schreibt ein Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung", „daß über den Ausfall des Faschings und den weitern Ausfall zwar nicht einer in bescheidenen Grenzen gehaltenen Starkbier-Erzeugung, wohl aber der mit allerlei Belustigungen verknüpften Starkbier-Saison, die sonst recht viel Geld unter die Leute brachte, auch nicht die allerleiseste Klage oder Beschwerde laut geworden ist. Die Theater spielen, teilweise zu ermäßigten Preisen, aber weniger um des Publikums, als um der Künstler willen. Im übrigen scheint man, nicht aus gedrückter Stimmung heraus, sondern im Vollbewußtsein des Ernstes des Existenzkampfes ohne Bedauern jedweden Vergnügungen, besonders den lärmenden, entsagt zu haben . . .

Diese gehobene und entschlossene Stimmung macht sich in Stadt und Land in gleicher Weise geltend; besonders erstaunlich aber, sogar für uns Deutsche, ist die Gründlichkeit, mit der aller Parteizwist auf die Seite gestellt wurde und an der, wie der „Kölnischen Zeitung" geschrieben wurde, „unser Bismarck, wenn er noch lebte, seine helle Freude haben müßte. Nur den einen Ehrgeiz scheinen einschließlich unserer Sozialdemokraten alle Parteien zu haben, sich von keiner andern an Vaterlandsliebe übertreffen zu lassen . . . Dabei ist kein Abflauen der allgemeinen Opferwilligkeit bemerkbar, eher noch eine Steigerung. Jener später bald vor dem Feinde gefallene Bedienstete des Zugspitz-Observatoriums, der, als man ihm zu seiner eisigen Höhe die Einberufung hinauftelephonierte, mit den Worten „i kimm glei" antwortete, jener unverbesserliche Wilderer, der des Staatsanwalts nicht achtend, aus seinem Asyl im Auslande zur Truppe eilte und bei allen verwegenen Aufträgen seines Hauptmanns der erste war, sie haben Tausende und aber Tausende Gesinnungsgenossen. Auch die schöne Tat der Dachauer Bäuerinnen, die in aller Stille zugunsten eines Lazaretts ihre alten, unersetzlich wertvollen Volkstrachten veräußerten, ist nur durch einen Zufall der Oeffentlichkeit bekannt geworden."

Auch auf dem Lande gestaltete sich das Leben verwickelter als in Friedenszeiten. Davon erzählen Wanderer, die in den Frühlings- und Sommertagen 1915 das Land durchzogen, in anschaulichen Stimmungsbildern in der „Kölnischen Zeitung“: „Die wehrfähigen Männer der Dörfer in den Randgebirgen des Rheinstroms stehen meist im Felde, und was von Pferden zurückgeblieben ist, gehört nicht gerade zum Schlage der Himmelsstürmer. Daß die Gäule auf die schmale Kost von 2½ Pfund Hafer herabgesetzt sind, macht die steifen Knochen nicht geschmeidiger. Trotzdem sind Wald und Feld bestellt wie sonst, Frauen und Mädchen haben in dem Wetteifer aller Deutschen, dem Vaterlande zu dienen, willig mit zugegriffen, und wo man wie hier seit Alters gewohnt ist, mit dem Ochsengespann zu pflügen, hat man auch den Ausfall der Pferdekräfte nicht zu schwer empfunden. ...

Viele freilich von denen, die ausgezogen sind nach Flandern, nach Polen, nach den Karpathen oder gar nach den Dardanellen, werden ihre stillen Waldhöhen am Rhein nicht wiedersehen. Geht man über Land, so begegnet man öfter als sonst schwarz gekleideten Frauen mit Kränzen und Gräberschmuck in den Händen; sie gehen zum nächsten Dorf oder auch zur Stadt, um einen Anverwandten, der seinen Wunden erlegen ist, zu Grabe zu geleiten. Die Leute sind ernst, aber so ruhig und von einer so unerschütterlichen Zuversicht auf den deutschen Sieg, daß ich unsern Feinden von Herzen gönnte, sie möchten einmal diese deutschen Bauern kennen lernen. Auch sie leben natürlich mit all ihren Sinnen nur dem Kriege und verfolgen die Ereignisse genau. Aber nichts kann sie schrecken. Reden sie von der Lusitania, so geht ihnen der Tod so vieler Menschen augenscheinlich zu Herzen, aber wie der Bauer mit einem kurzen Sprichwort die Lage oft treffender zu kennzeichnen versteht, als es ganze Leitartikel vermöchten, so auch den Fall der Lusitania. „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um,“ ist die einfache, aber klare Logik, mit der sie ihn diplomatisch nicht nur schneller, sondern auch beweiskräftiger erledigen als die Herren Wilson und Bryan da drüben. Auch von dem drohenden Abfall Italiens haben sie gehört, aber nie äußert einer auch nur andeutungsweise die Sorge, daß die Lage sich dadurch zu unseren Ungunsten ändern könnte. „Schlimm ist's, weil es nun noch länger dauern wird, bis wir sie unterkriegen“, das ist überall die Ansicht. Im Grunde ist das nichts als die Politik der starken Nerven, und die wird den Krieg gewinnen, wie der Kaiser verheißen hat.

Freilich ist es uns Deutschen ja auch verhältnismäßig leicht gemacht, den Kopf hoch und den Nacken steif zu halten, denn das Schlimmste haben unsere Truppen von uns abgewehrt. Das empfinden auch unsere Bauern überall draußen dankbar. Zwar greifen auch ihnen diese Kriegsjahre an ihr Seelenleben, aber unmittelbare und körperliche Beschwerden haben sie vom Kriege kaum. Sie essen ihr Kriegsbrot, ohne zu murren, und empfinden es im Grunde als etwas Selbstverständliches, daß nun der Staat mit Getreide und Kartoffeln handelt.“ . . .

Auch als es Ende Juli 1915 wurde und das Korn der Sense wartete, war es nicht wie immer. „Wir wanderten durch bayerisches Land“, erzählt ein anderer, „da schwangen Frauen die Sensen, das war früher nicht. Aber jetzt ist Krieg, und die Männersensen schneiden draußen Feinde . . .

Drüben rastet eine Schnitterin und stützt sich auf die Sense, fährt über Haar und Stirn, schaut zu uns herüber, winkt und lächelt. Von uns ruft einer: „Bravo!“ Aber schon schämt er sich. Wir sind nicht im Theater, wir sind im Krieg. Also: „Hurra!“ Und „Hurra!“ kommt's hell und frauenhaft herüber, und schon rauscht die Sense wieder: Brot fürs Volk, Brot fürs Volk . . .

Wir gehen weiter und treffen einen Mäher. Er ist alt. Aber seine Sense rauscht im gleichen Takt mit der der jungen Frau: Brot fürs Volk, Brot fürs Volk . . .

Nun kommt ein großes Kornfeld. Viele Sensen blitzen hell. Aber die Arme, die sie führen, sind nicht alt und nicht fraulich. Junge feste Männer sind es. Ja, sind die nicht im Krieg? — Rote Hosen leuchten auf und geben Antwort: Gefangene Franzosen! Es packt uns doch das Sonderbare: Franzosenarme schneiden Korn fürs deutsche Volk.

Wir kommen näher. Wir suchen nach dem verbissenen Grimm auf den Gesichtern. Es ist keiner da. Sie sehen heiter aus, fast fröhlich. „C'est un bon travail, Monsieur, bon travail," lacht einer, „mieux que rien faire — nixmaken, n'est-ce pas?" Wir nicken freundlich und wandern weiter unterm Sensenrauschen. . . .

Und als ich dann auch am Sonntag über die Dörfer wanderte, sah ich, wie junge Burschen und Mädchen im Kreise um die Verwundeten, Genesenden und Urlauber herumsaßen und lauschten, was sie von dem großen Kriege erzählten. Und dann tönten von überall her vaterländische Weisen und die stolzen, halbschwermütigen Soldatenlieder."

Wie auf dem Lande so in den kleinen Städtchen, in denen die Bürger des Abends in der Wirtsstube von den Geschehnissen des Tages, den gewaltigen draußen an den Grenzen des Reiches und den kleinen und kleinsten im Inneren der Heimat plaudern und diskurieren. Das schildert A. Fendrich in der „Frankfurter Zeitung" überaus reizvoll: „Am Abend in der kleinen Weinstube. Da sitzen Bürger und Beamte, Maler und Dichter, Generale und Gemeine zusammen. Alle an verschiedenen Stammtischen, aber im gleichen kleinen Raum. Von Zeit zu Zeit ging eine Türe auf, und dann unterbrach ein zuvorkommendes Stuhlrücken die stillschweigende Unterhaltung. Einer, schon mit einem langen schneeweißen Bart, kam herein mit einem Strauß aus rotem Klee und gelben Butterblumen, blauen Wicken und weißen Schafgarben. Und er lobte das Futter, das er auf seinem Gang durch die Matten gesehen, und das so glatt und schön stehe, wie selten einmal. Und die Türe ging wieder auf, und herein trat einer mit einem graugesprenkelten Bart, drei Aehren in der Hand. Der ist ein Botanikus und darf sich schon erlauben, Aehren zu raufen um der Wissenschaft willen. Er zeigte uns, wie schön der Roggen verblüht habe, und wie volle Frucht in den Hülsen reife, zwanzigfältig, fünfzigfältig, hundertfältig. Und er lobte die Kornfelder, wie sie am Abend im braunen Sonnengolde des sinkenden Gestirns gestanden hätten wie noch in keinem Jahr, seitdem er lebe. Dicht und herrlich. Da ging die Türe wieder auf, und es kam einer ohne Bart, aber an Fülle des Leibes übertraf er alle andern Gäste. Der erzählte, wie es in den Weinbergen gut stehe, wie besonders die Gutedel viele Samen hätten, und daß über die Rebhügel schon der feine Duft des beginnenden Weinblusts ziehe. Und wieder ging die Türe auf, und einer kam mit einem Strauß aus weißglühenden Holderblüten und blassen Akazientrauben. Ein Wohlgeruch erfüllte die getäfelte Stube. Und alle Männer am Tisch erzählten von den vielen jungen Männern, die noch mit Rucksäcken und Stöcken, nicht mit Tornister und Seitengewehren draußen über Berg und Tal gingen.

Wie ein starker Hauch des Dankes webte es in dem kleinen Raum für alles, was jetzt in der Heimat für die Zurückgebliebenen blüht und gedeiht, dieweil die draußen für sie bluten und sterben."

Wer das deutsche Volk verstehen will, darf nicht an Einzelerscheinungen und Persönlichkeiten haften bleiben, sondern muß darnach streben, die Gesamtheit zu erfassen; dann wird er ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie jener Schweizer, der in der „Züricher Post" in einem Artikel „die Seele des kriegführenden Deutschen" schrieb: „Wir Schweizer haben den Deutschen, so wie wir ihn kannten, vielfach nicht geliebt, manchmal im stillen bespöttelt. Aber das deutsche Volk, wie wir es heute sehen, ist etwas Großes, und die Bewegung, die es durchglüht, ist heilig. Uns Neutralen ziemt es nicht, in der Gesamtheit Partei zu ergreifen, aber wo wir die Größe kennen lernen, da dürfen wir sie bewundern."

Am Ende des ersten Kriegsjahres

Ein Jahr Krieg der halben Welt gegen Deutschland — und doch wird es nicht zermalmt, nicht zerschmettert, sondern steht mit fliegenden Fahnen und der Hoffnung des Sieges im Westen und im Osten in Feindesland: dieser überwältigend großen Tatsache galten die Dankgottesdienste im ganzen Reiche am Jahrestage des Krieges. Es war nicht der Ton des festlichen Ueberschwanges, der in all den Feiern erklang, sondern des würdigen, ernst-feierlichen Dankes für die gnädige Beschützung und des heiligen Gelübdes der ausharrenden Treue; ein Ton, gehalten durch die Trauer um die Opfer, die schon dahingesunken und noch verlangt werden fürs Vaterland.

Das ist auch der Ton der feierlichen Kundgebung, die Kaiser Wilhelm II. am Abend des 31. Juli 1915 im großen Hauptquartier erließ. Sie lautet:

„An mein Volk!"

Ein Jahr ist verflossen, seitdem Ich das deutsche Volk zu den Waffen rufen mußte. Eine unerhört blutige Zeit kam über Europa und die Welt. Vor Gott und der Geschichte ist Mein Gewissen rein: Ich habe den Krieg nicht gewollt. Nach Vorbereitungen eines ganzen Jahrzehnts glaubte der Verband der Mächte, denen Deutschland zu groß geworden war, den Augenblick gekommen, um das in gerechter Sache treu zu seinem österreichisch-ungarischen Bundesgenossen stehende Reich zu demütigen oder in einem übermächtigen Ringe zu erdrücken.

Nicht Eroberungsluft hat uns, wie Ich schon vor einem Jahre verkündete, in den Krieg getrieben. Als in den Augusttagen des Jahres 1914 alle Waffenfähigen zu den Fahnen eilten und die Truppen hinauszogen in den Verteidigungskampf, fühlte jeder Deutsche auf dem Erdball, nach dem einmütigen Beispiele des Reichstags, daß für die höchsten Güter der Nation, ihr Leben und ihre Freiheit, gefochten werden mußte. Was uns bevorstand, wenn es fremder Gewalt gelang, das Geschick unseres Volkes und Europas zu bestimmen, das haben die Drangsale Meiner lieben Provinz Ostpreußen gezeigt. Durch das Bewußtsein des aufgedrungenen Kampfes ward das Wunder vollbracht: der politische Meinungsstreit verstummte, alle Gegner fingen an, sich zu verstehen und zu achten, der Geist treuer Gemeinschaft erfüllte alle Bundesgenossen.

Voll Dank dürfen wir heute sagen: Gott war mit uns. Die feindlichen Heere, die sich vermaßen, in wenigen Monaten in Berlin einzuziehen, sind mit wuchtigen Schlägen im Westen und im Osten weit zurückgetrieben. Zahllose Schlachtfelder in den verschiedensten Teilen Europas, Seegefechte an nahen und fernsten Gestaden bezeugen, was deutscher Ingrimm in der Notwehr und deutsche Kriegskunst vermögen. Keine Vergewaltigung völkerrechtlicher Satzungen durch unsere Feinde war imstande, die wirtschaftlichen Grundlagen unserer Kriegsführung zu erschüttern. Staat und Gemeinden, Landwirtschaft, Gewerbefleiß und Handel, Wissenschaft und Technik wetteiferten, die Kriegsnöte zu lindern. Verständnisvoll für notwendige Eingriffe in den freien Warenverkehr, ganz hingegeben der Sorge für die Brüder im Felde, spannte die Bevölkerung daheim alle ihre Kräfte an zur Abwehr der gemeinsamen Gefahr.

Mit tiefer Dankbarkeit gedenkt heute und immerdar das Vaterland seiner Kämpfer, derer, die todesmutig dem Feind die Stirne bieten, derer, die wund oder krank zurückkehrten, derer vor allem, die in fremder Erde oder auf dem Grunde des Meeres vom Kampfe ausruhen. Mit den Müttern und Vätern, den Witwen und Waisen empfinde Ich den Schmerz um die Lieben, die fürs Vaterland starben.

Innere Stärke und einheitlicher nationaler Wille im Geiste der Schöpfer des Reichs verbürgen den Sieg. Die Deiche, die sie in der Voraussicht errichteten, daß wir noch einmal zu verteidigen hätten, was wir 1870 errangen, haben der größten Sturmflut

der Weltgeschichte getrotzt. Nach den beispiellosen Beweisen von persönlicher Tüchtigkeit und nationaler Lebenskraft hege Ich die frohe Zuversicht, daß das deutsche Volk, die im Kriege erlebten Läuterungen treu bewahrend, auf erprobten alten und auf vertrauensvoll betretenen neuen Bahnen weiter in Bildung und Gesittung rüstig vorwärts schreiten wird.

Großes Erleben macht ehrfürchtig und im Herzen fest. In heroischen Taten und Leiden harren wir ohne Wanken aus, bis der Friede kommt — ein Friede, der uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet und die Bedingungen erfüllt zur ungehemmten Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf dem freien Meere.

So werden wir den großen Kampf für Deutschlands Recht und Freiheit, wie lange er auch dauern mag, in Ehren bestehen und vor Gott, der unsere Waffen weiter segnen wolle, des Sieges würdig sein."

* * *

Die Ausgaben im ersten Kriegs-Etatsjahr sind folgende: Nach den Gesetzen vom 4. August 1914 und vom 3. Dezember 1914, sowie nach den Etats standen aus Anleihemitteln bis zum Schlusse des Rechnungsjahres 1914 10300 Millionen Mark zur Verfügung. Davon sind im Rechnungsjahr 1914 also bis 1. April 1915 ausgegeben worden 6935,70 Millionen Mark, so daß für das am 1. April 1915 begonnene neue Rechnungsjahr noch 3364,30 Millionen Mark unbenützt verfügbar waren. Von den tatsächlichen Ausgaben aus dieser Quelle entfielen auf die Verwaltung des Reichsheeres 6007 Millionen, die Verwaltung der Marine 865 Millionen, das Reichsamt des Innern 18 Millionen, das Auswärtige Amt 6 Millionen, das Kolonialamt 2 Millionen, die Reichseisenbahnen 5 Millionen, die allgemeine Finanzverwaltung 33 Millionen. Den größten Anteil an diesen Ziffern haben natürlich die Kriegsausgaben, alle die Aufwendungen ab August 1914 bis einschließlich März 1915 gerechnet.

Die Ergebnisse des ersten Kriegsjahres an besetztem feindlichem Gebiet, an Gefangenen und Kriegsbeute sind nach den amtlichen Angaben der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" folgende:

„I. Die Zentralmächte hatten bis zum 31. Juli 1915 vom feindlichen Gebiet besetzt: von Belgien 29000, von Frankreich 21000, von Rußland 130000, im ganzen 180000 Quadratkilometer. Der Feind hatte besetzt: von Elsaß 1050, von Galizien 10000, im ganzen 11050 Quadratkilometer.

II. Die Gesamtzahl der Kriegsgefangenen betrug mit Ablauf des ersten Kriegsjahres: In deutschen Gefangenenlagern und Lazaretten 898869, als Arbeiter beschäftigt 40000. In den letzten Wochen gefangen genommen, noch unterwegs zu den Gefangenenlagern 120000, in Deutschland im ganzen 1058869; in Oesterreich-Ungarn im ganzen etwa 636534, das ergibt eine Gesamtzahl von rund 1695400. An kriegsgefangenen Russen befinden sich darunter in Deutschland 5600 Offiziere, 720000 Unteroffiziere und Mannschaften. In Oesterreich-Ungarn 3190 Offiziere, 610000 Unteroffiziere und Mannschaften, wovon ein großer Teil gleichfalls durch deutsche Truppen gefangen genommen wurde. Die Gesamtzahl der russischen Kriegsgefangenen ist demnach 8790 Offiziere, 1333000 Unteroffiziere und Mannschaften.

III. An Kriegsbeute waren in deutschen Sammelstellen bis zum Juni 1915 gezählt 5834 erbeutete Geschütze, 1556 erbeutete Maschinengewehre. Ein großer Teil der erbeuteten Geschütze und Maschinengewehre ist aber nicht zurückgeschafft worden, sondern blieb bei den Truppen zur Verwendung gegen den Feind. Genaue Zahlen hierüber fehlen. Im ganzen kann man mit einer Kriegsbeute von 7000 bis 8000 Geschützen und 2000 bis 3000 Maschinengewehren rechnen.

Die Ereignisse an der Westfront

Von Mai bis August 1915

Fortsetzung von Band V, S. 1 bis 218

Vom deutschen Soldaten im Felde

„Es ist eine merkwürdige Parallele in den Forderungen der Religion und der Schlacht. Beide fordern den ganzen Menschen. Wenn diese Forderung erfüllt wird, ereignet sich das Wunder des Schlachtfeldes, daß der Mensch, der erst einmal gelernt hat, mit seinem Leben zu dienen und es als Opfer zu betrachten, die höhere Kraft erreicht", so sprach Hofprediger Lic. Doehring in einem Vortrage im Dome zu Berlin, in dem er die unvergeßlichen Eindrücke schilderte, die er bei seinen Besuchen an der Front vom Seelenleben der deutschen Soldaten mit nach Hause brachte. Und er fuhr fort:

„Der Soldat ist losgelöst von den Seinigen, von Haus und Herd, und doch desto innerlicher mit ihnen verbunden. Er ist ein fröhlicher Mensch und hat doch ein versteinertes Angesicht; denn er hat den Tod gesehen. Er ist stetig in Gemeinschaft und doch allein; sinnend sieht er zu den Sternen, zu denselben, nach denen auch die Augen der Seinigen blicken. Er herzt die Kinder in Feindesland, teilt mit den Hungrigen sein Brot, tröstet wohl auch das einsame Weib, und doch: wenn ihm der Vater und Gatte dieser Familie als Feind gegenübertritt, tötet er ihn. Er ist ein frischer Mensch und doch wieder todmüde. Alles, was eine Menschenbrust empfinden kann, wohnt in gewaltiger Symphonie auf dem Schachtfelde nebeneinander. Auf die Dauer aber sind diese ungeheueren Spannungen unerträglich. Es bedarf einer Zusammenfassung. Dieses Zusammenfassende sind nicht Theorien, philosophische Meinungen, Weltanschauungen. Wenn man die Soldaten hat stürmen sehen, begreift man das. Kraft allein brauchen sie. Die Analyse der Bedürfnisse eines Kämpfers ergibt genau das, was Voraussetzung für Religion ist. Was Wunder, wenn man da immer wieder hört, daß auch die sonst Gleichgültigen, ganz vorsichtig ausgedrückt, religiös nicht abgeneigt sind. Was Wunder, wenn man nach Religion greift, so doch Religion Kraft ist."

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Dr. Erich Everth, ein Kriegsteilnehmer, der, psychogisch geschult, in einer überaus lesenswerten, als Heft 10 der Tat-Flugschriften bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen Schrift „Von der Seele des Soldaten im Felde", das Leben an der Front, seine äußeren Ursachen und inneren Folgen behandelt. Einzelne Bruchstücke dieses Buches mögen hier folgen:

„Der Wille ist nicht nur an den Leistungen, sondern schon an der Gesundheit des Körpers beteiligt. Wie der Körper auf die Stimmung, so wirkt der Wille auf den Körper ein. Der Wille spielt ja in diesem wie in jedem Urzustand überhaupt eine große Rolle, wogegen das sonstige Seelen- und Geistesleben in seinen Ansprüchen und seiner Entfaltung notwendig beeinträchtigt wird. So stellt sich nun anscheinend das ganze psychophysische System im Feld sofort auf die Notwendigkeit ein, Zumutungen zu ertragen, die auch sonst für Kulturmenschen nicht erträglich sind; und dann werden sie erträglich. Unbewußt setzt man seine Erwartungen und Anforderungen gleich so herunter, daß eine Enttäuschung kaum möglich ist: und das scheint auch die Anpassung des Körpers zu erleichtern. Man haust, wenn der Angriff vorgetragen wird, kalte Nächte lang in frischen Erdlöchern, mangelhafter als die Troglodyten, kein Stroh oder Holz unter sich, dafür aber strömenden Regen von oben; man glaubt vielleicht um vier oder fünf Uhr morgens, ehe die Feldküchen mit dem Kaffee kommen, nicht eine halbe Stunde mehr auszuhalten, bis man das heiße Getränk im Leibe habe; dann kommen die Kaffeeholer

etwa zurück mit der Nachricht, die Küchen könnten nicht heran: und nach wenigen Minuten hat man die Sache vergessen, und es geht auch so. Natürlich läßt bei diesem Dasein in Wind und Wetter, mit vielen Anstrengungen und starker Bewegung, manchen Entbehrungen, namentlich an Schlaf, der Appetit selten zu wünschen.

Essen kann man daher immer, wenn man was hat. Zu Zeiten, wie um Weihnachten, als von Haus her allerlei verschollene Leckerbissen auftauchten, war man mühelos imstande, den ganzen Tag zu kauen, auch aus Langeweile oder ob des Seltenheitwertes der guten Dinge, die ja wirklich „weither" und dazu aus der Heimat waren. Diesem Appetit kann keine Gefahr etwas anhaben; und auch der Ekel beeinträchtigt ihn wenig. In einem Feldpostbrief des Professors v. Drygalski war zu lesen. „Menschen sterben zu sehen, stört einem kaum noch den Genuß eines Kaffees, den man sich frohlockend in starrendem Schmutz unter Geschützfeuer bereitet"; gewiß ein krasses, aber, wie die Dinge liegen, wohl ein wahres Wort.

Daß die Heeresleitung Alkohol den Truppen nur sparsam und je nach Umständen zugänglich macht, ist bekannt. Alkohol, namentlich in konzentrierten Formen, vor oder auf dem Marsch zu genießen, wird unter allen Umständen vom Uebel sein; und wenn nicht Kälte herrscht, ist er auch im Lager meist unnötig. Dagegen konnte er im winterlichen Stellungskampf kaum konzentriert und reichlich genug vorhanden sein. Man muß die dauernde Einwirkung der Kälte und oft auch der Nässe bei Tag und Nacht bedenken; und dazu das Stillsitzen auch während des größeren Teiles des Tages. Ich kenne einen Mann, der im Frieden nie einen Schnaps zu sich nimmt, aber im Schützengraben im Dezember Rum in einer Menge trank, die, zu Hause genossen, jeden Versuch einer geistigen Tätigkeit als Größenwahn hätten erscheinen lassen. Draußen vertrug man es ebenso gut wie bei steifer Brise auf der See.

* * *

Bescheiden ist man nicht, wenn man zurückkommt. Wahr ist, daß die Verwundeten nicht gern von ihren Erlebnissen erzählen, aber es ist eine süßliche Schönfärberei, das als Bescheidenheit auszudeuten; eher liegt das Gegenteil vor, denn unter sich sind sie schon mitteilsamer. Vor wem sollten sie auch hier bescheiden sein? Dem Heer gegenüber sind sie es; da hat der einzelne kein besonderes Selbstgefühl als Individuum; er kennt zu gut die Riesenausdehnung der Fronten, in denen der einzelne verschwindet. Aber man unterscheidet schon draußen genau, wer wirklich vorn war und wer über Etappen und ähnliches nicht hinauskam; und den zu Haus Gebliebenen gegenüber wundert der Verwundete sich eher, wenigstens in der Großstadt, daß sie nicht ihm gegenüber bescheidener sind. Wohl wird man in seinem Gefühl dem Leben gegenüber bescheiden, wenn man täglich vor dem Nichts steht, und man wäre, so meint man dann, hinfort zufrieden selbst mit weniger, als man früher vom Leben gehabt. Aber das macht doch nicht bescheiden gegenüber denen, die nicht ihr Leben gewagt haben. Es ist ja der größte Stolz jedes Mannes, der draußen war, daß er diese Probe bestanden hat.

* * *

Man muß die militärischen Friedensbilder nicht nur auf dem Gebiet der Taktik und Strategie korrigieren, sondern das ganze soldatische Friedensleben bis in die kleinsten Einzelheiten umdenken. Sonst macht man sich falsche Bilder. So ist es beliebt, aber ein Irrtum, daß man unseren Feldtruppen Ehre zu erweisen sucht, indem man allerlei friedliche Tugenden an ihnen lobt, weil man den Krieg nicht kennt. Es scheint, als sollte selbst darin das grimmig höhnende Nietzsche-Wort ernst genommen werden: „Gut ist, was hübsch zugleich und rührend ist." Einem, der von draußen kommt, wird übel, wenn er immer wieder von „unseren braven Jungen" und dergleichen hört. Zunächst sind es meist keine Jungen, oft sind sie nicht einmal jung, sondern Landwehrleute, die Frau und

Kinder haben; und es gehört sich nicht, unsere Verteidiger auch nur summarisch als Jungen zu bezeichnen. Dann aber sind sie gar nicht immer „brav" im Sinn von Musterknaben, tausendmal jedoch sind sie unendlich viel mehr: großartig, heroisch. In den meisten Auslassungen darüber, die man zu Haus in Wort und Schrift findet, vermißt man den Ernst und den Schauer. Da herrscht ein Ton von Biederkeit, alles erscheint so nett und neckisch; das Schützengrabenidyll ist seit langem die Hauptunterhaltung des Philisters, dessen Bedürfnis nach Romantik auch in diesem Krieg noch auf seine Kosten kommen will.

Die Bilder illustrierter Zeitschriften haben sich mit ihrem „Humor" oft jämmerlich vergriffen. Sie geben im ganzen ein Bild von eitel Heiterkeit und Komfort in den Gräben. Das hat, zumal im Winter, viel böses Blut draußen gemacht; denn man mindert ja dadurch herab, was dort geleistet und ausgehalten wird. Selbst sentimentale Schönfärberei, etwa zu Weihnachten, da, sozusagen, in allen Gräben die Lichter am Weihnachtsbaum gebrannt haben sollten, haben Ingrimm in diesen Gräben verursacht. Ich war Weihnachten in der Front und habe wenig so Ergreifendes gesehen, wie wenn die Leute beim Stellungswechsel, bei der Ablösung ein nacktes Bäumchen mit sich schleppten in das nächste Erdloch, wo sie kampieren sollten. Das war, als wenn ein Mann ein Stück der Heimat auf dem Rücken mit sich trug oder ein Stück seiner Seele sichtbar in der Hand hielt; aber süßlich wurde einem dabei wahrlich nicht zu Mut.

* * *

Ein reichlich mißbrauchtes Wort der Oeffentlichkeit ist die „Begeisterung" unserer Soldaten. Die Leute, die so daherreden, als könne ein Heer, das Monate lang unter großen Entbehrungen und Anstrengungen im Felde ist, anhaltend begeistert sein, verstehen das Wort nicht. Man meint vielleicht den guten Geist der Truppen; und dann hat man freilich recht. Aber „Begeisterung" haben viele draußen nicht kennen gelernt. Beide Extreme, die Begeisterungsbarden wie die Flauen, überläßt die Front gern dem Hinterland. In einem Feldpostbrief war zu lesen: „Als wir einst schwuren, unsere Geschütze nicht schmählich zu verlassen, da verspürte ich einen Schauer durch meine Adern rieseln, aber als der Moment gekommen war, die Pflicht bis zum letzten Augenblick zu tun, da taten wir in nüchterner Ueberlegenheit unsere Pflicht; für den Schauer von einst war keine Zeit geblieben. So einfach, so frei von sentimentalem Gefühl erscheint uns Soldaten der Kampf; aber er ist deshalb nicht geringer, nicht leichter geworden. Was soll der Soldat mit großen Gefühlen anfangen? Er braucht kaltes Blut. Mit je schlichterem Sinn der Soldat seiner sicherlich nicht leichten Pflicht nachkommt, umso schöner, umso deutscher ist sein Handeln."

* * *

Irgendwo erzählte kürzlich ein verwundeter Offizier: „Die Draufgänger, das sind nicht die Mutigen. Mut ist Ausdauer und Ruhe in der Gefahr. Ich kann Ihnen sagen, unter den Stürmern und Draufgängern werden viele nur mitgerissen; doch wer ruhig ausharrt im Schrapnellregen, der allein zeigt, daß er natürlichen Mut hat und keiner Suggestion bedarf." Unsere Truppen brauchen keinen Ueberschwang, um ihre Pflicht zu tun. Wohl gehen sie überall unübertrefflich drauf, denn sie wissen, so lange nichts geschieht, kann die Sache kein Ende nehmen; zudem ist die Tätigkeit, auch die gefährlichste, oft Erlösung von langem untätigem Warten, und die so aufgespeicherte Kraft entladet sich freudig. Aber das alles ist seelisch mannigfacher und viel stärker als jene „Begeisterung" nach dem Schema, das man aus der Friedenszeit — leider nur zu gut — kennt. Es gibt Würdigeres, Höheres im Kriege. Im Felde herrscht eine Mittellage zwischen Extremen, die wahrlich nichts Mittelmäßiges bedeutet, ja jenes Aushalten erst möglich macht. Diese Gleichgewichtslage möchte ich näher beschreiben und erklären,



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Eine Armbrust als Granatenschleuder in einer französischen Stellung



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Eine französische 80 mm Gebirgskanone, die zum Werfen von Minen benutzt wird



Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin

Englische Offiziere beim Frühstück hinter der Front



Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin

Englische Schützenlinie im Angriff

sie verdient es. Denn sie ist eine der größten Erfahrungen, die man machen kann und zeigt eine so wertvolle Seelenhaltung, daß es uns darum zu tun sein muß, wenigstens einen Abglanz davon als Kulturelement in die Friedenszeit hinüber zu retten.

Es ist natürlich nicht an jeder Stelle der Front zu jeder Zeit das Gefühl der Ueberlegenheit über den Feind vorhanden, aber auch in kritischen Situationen ist nur bei Wenigen etwas wie Entmutigung, von gedrücktem Wesen zu spüren. Diese Festigkeit ist etwas Herrliches, so daß man wohl in die Versuchung kommt, in Superlativen davon zu sprechen; aber man muß sich davor hüten, das würde die Sache, die man beschreiben will, fälschen. Draußen wird nie in Superlativen gesprochen, dazu ist alles zu positiv. Es herrscht ein Gleichmut, nicht im Sinne des Zynismus, natürlich nicht, denn Hunderttausende sind niemals zynisch; vielmehr eine Stetigkeit der Stimmung und eine Unerschütterlichkeit, die wiederum nicht der Empfindungslosigkeit, sondern eben der schwankungsfreien Festigkeit entstammt. An die Ataraxie (Gemütsruhe) der Alten denkt man wohl, aber sie war doch etwas Anerzogenes, Ausgebildetes — hier ist nichts Absichtliches oder gar Erzwungenes und Krampfhaftes; durch die Umstände dieses Krieges selber kommt das zustande, was ich zeigen will. Man denkt auch an spartanisches Wesen. Aber auch das war gezüchtet und stets etwas forciert; was bei uns im Kriege zutage tritt, das konnte nicht gezüchtet werden, auch nicht durch preußische Disziplin allein, die freilich einen wesentlichen Anteil daran hat; sondern es kamen neue Seelenkräfte und neue äußere Faktoren, eben gerade dieser Krieg dazu. Das Spartanische war sozusagen eine Manier, eine strenge und etwas künstliche Tradition; hier aber tritt plötzlich ganz spontan aus allerlei Elementen, selbstverständlich auch aus solchen der Tradition gebildet, ein neuer Stil ans Licht, insofern, als die Stimmung ganz dem modernen Krieg entspricht und Millionen einheitlich durchzieht und verbindet. Wie vor hundert Jahren jeder Schreiner Geschmack oder Tradition hatte und dadurch Kultur, so hat heute jeder Krieger draußen Haltung und Stil. Stil aber ist immer mehr als Manier, und dieser unser Stil kann deshalb ein hoher Kulturfaktor werden und soll es, so wollen wir hoffen. . . ."

In Verteidigung und Angriff

Zusammenfassende Darstellung der Kämpfe an der Westfront von Mai bis August 1915

An den Operationen der französischen Armeen in den Monaten Mai bis August 1915 erkennt auch der Gegner gern die Zähigkeit der höhern Führung im Festhalten an dem einmal gefaßten Entschluß an, und ebenso die Tapferkeit der Truppen. Nach den erfolglosen Offensiven der Franzosen in der Champagne vom 16. Februar bis 9. März 1915 (vgl. V, S. 23 f.) und zwischen Maas und Mosel im April 1915 (vgl. V, S. 65 f.), sowie der Engländer bei Neuve-Chapelle am 10. bis 15. März 1915 (vgl. V, S. 43 f.) sollte die lang erwartete Frühjahrsoffensive der Franzosen und Engländer, die Schlacht bei Arras, die am 9. Mai 1915 begann, den endgültigen Durchbruch der deutschen Linien erreichen. Aber um den Hilferufen aus Petersburg zu genügen, hat General Joffre auch noch an verschiedenen anderen Stellen der langen Front im Westen Stöße gegen die deutschen Stellungen führen lassen, die gleich sorgfältig vorbereitet waren.

„Regelmäßig fand," wie der „Kölnischen Zeitung" geschrieben wird, „die rechtzeitige Bereitstellung starker Streitkräfte statt, gegen die Einbruchsstelle wurde schwere Artillerie in Menge versammelt, die keine Munition zu sparen brauchte und davon den reichsten Gebrauch machte. Tagelang ergoß sich der Geschoßhagel über die deutschen Schützengräben, kämmte die Böschungen ab, zerschmetterte die Unterstände und pflasterte jeden Zoll Boden mit Eisen. Zur bestimmten Minute schwieg dann dieses fürchterliche Feuer,

oder es wurde weiter nach rückwärts verlegt, und nun brach die französische Infanterie los. Tief gegliedert, auf den Kilometer an einzelnen Schlachttagen eine kriegsstarke Division, die hintern Staffeln nach Berichten von Augenzeugen vielfach in Kolonnen von berittenen Offizieren geführt, die durch ihr Beispiel ihre Mannschaften zum Vorgehen anfeuerten. Häufig war der Stoß so kräftig, daß er bis in die deutschen vordersten Linien gelangte und Teile von ihnen eroberte, oft brach er aber auch unter der Gewalt des deutschen Artilleriefeuers zusammen, ehe er an die Gräben herankam. Daß bei einzelnen Erfolgen die Franzosen sich rühmen konnten, Gefangene gemacht und Material erbeutet zu haben, liegt in der Natur der Sache; denn die Eigenart und die Erziehung der deutschen Führer und Soldaten führen leicht dazu, den Augenblick des rechtzeitigen Räumens einer unhaltbaren Stellung zu versäumen. Gerade der tapfere Widerstand einer Truppe bringt sie dann leicht in die Gefahr, abgeschnitten zu werden, zumal wenn die rückwärtige Verbindung unter dem feindlichen Feuer liegt, Verstärkungen nicht herangebracht werden können und der Rückzug unmöglich ist. In einem Schützengraben, der stunden- oder tagelang das Ziel schwerer Artillerie gewesen ist, werden Maschinengewehre und Minenwerfer zerstört, zerschmettert oder verschüttet und geraten dann in die Gewalt des Feindes. Für die Beurteilung bleibt aber entscheidend, ob der feindliche Angriff imstande gewesen ist, einen taktischen Erfolg zu erzielen, der auf die strategische Lage eine Rückwirkung auszuüben vermag. Betrachten wir von diesem Standpunkt aus die Ergebnisse der französischen Tätigkeit der Monate Mai bis August 1915, so zeigt sich abermals, daß trotz des gewaltigen Kräfteverbrauchs die deutschen Linien nirgends durchbrochen werden konnten. Selbst auf der Front zwischen Lille und Arras, wo die Verbündeten die unerhörtesten Anstrengungen machten, um vorwärts zu kommen, sind sie nicht Herren auch nur eines Punktes geblieben, dessen Besitz in die Wagschale fiele. Wo sie Teilstücke der deutschen Stellungen nehmen konnten, wurden sie im Nahkampf, dessen Mittel dieser Krieg aufs höchste gesteigert hat, wieder hinausgedrängt. Einzelne Vorstellungen behielten sie, wie der deutsche Generalstab in ruhiger Sachlichkeit verzeichnet, sie lagen aber taktisch ungünstig, konnten umfaßt und abgeschnitten werden, so daß ihr Besitz oder ihre Wiedereroberung zwecklose Opfer gekostet haben würde.

Der Krieg im Westen ist ein Kampf um die Festung Frankreich; auch die Ereignisse der Monate Mai bis August 1915 lassen sich durchweg in diesem Rahmen unterbringen. Die Verteidigung wird in einer Weise aktiv geführt, wie sie Gneisenau im kleinen in Kolberg und General von Totleben im großen in Sebastopol als Beispiele aufgestellt haben, damals im engen Raum, jetzt in riesigen Verhältnissen. Für Kolberg war die Verbindung mit der See, wo englische und schwedische Schiffe kreuzten und Heeresbedürfnisse heranbrachten, eine der wichtigsten Bedingungen; in Sebastopol blieb die Landverbindung offen, und ein Heer operierte in der Nähe der Festung, das aus dem Mutterland stets neuen Nachschub erhielt. Die Stelle dieses Heeres nehmen jetzt die Russen ein; die überseeische Verbindung Frankreichs können wir noch nicht stören, so daß aus Amerika immer wieder Geschütze und Schießbedarf den Weg in die Riesenfestung finden. Wir kämpfen um das Vorgelände der Festung; an die eigentlichen Werke sind wir noch nicht heran, und unter ihrem Schutz vermag der Gegner mit allen Verkehrsmitteln, welche die gesteigerte Technik bietet, seine Truppen an die Stellen zu bringen, wo er einen Ausfall zu machen beabsichtigt, und hinter sie zieht er sich zurück, wenn seine Angriffe gescheitert sind. An und für sich ist er dadurch im Vorteil; unsere Führung hat aber bewiesen, daß sie gleichwohl nicht gewillt ist, sich das Gesetz des Handelns vom Gegner vorschreiben zu lassen."

Die mächtigen deutschen Angriffe vom 22. April bis 4. Mai 1915 hatten die Stellungen der Engländer bei Ypern derart eingeengt, daß sie fast ihre ganze Artillerie



Uebersichtskarte der deutschen Frontlinie im Westen Ende Juli 1915

auf das westliche Kanalufer zurücknehmen mußten und der ihnen verbliebene, auf drei Seiten umschlossene Raum von den deutschen Batterien in verheerendes Kreuz- ja sogar Rückenfeuer genommen werden konnte. Um die vernichtende Wirkung einer derartigen Beschießung nach Möglichkeit aufzuheben, versuchten die Engländer aus ihren Stellungen dauernd Vorstöße, in der Hoffnung, ihre Position durch Zurückwerfen der Deutschen wieder ausdehnen zu können. Das um so mehr, nachdem die Engländer auch das von ihnen zu einem starken Stützpunkt ausgebaute Schloß Hooge südlich des Sees von Bellewaarde trotz der tapferen Gegenwehr der Hochländer Anfang Juni 1915 teilweise an die Deutschen verloren hatten (vgl. die Karte V, S. 147).

Am 16. Juni 1915 unternahmen dann die Engländer, nach einer zusammenfassenden Darstellung von Walter Oertel im „Neuen Wiener Tagblatt", mit ausgezeichneten Truppen — darunter viel Hochländer — einen gewaltigen Angriff zur Zurückeroberung der Stellungen am See von Bellewaarde, bei Schloß Hooge und beim Dorf Hooge selbst, von dem damals ein Teil noch in ihrem Besitze war. Der Angriff, der mit großer Bravour vorgetragen wurde, gelangte bis in die deutschen Stellungen, wurde jedoch im Norden

am See und an der Ferme von Bellewaarde durch scharfen Gegenstoß der dort kämpfenden Württemberger geworfen, die ihre alte Stellung in vollem Umfange wieder nahmen.

Alle weiteren Angriffe der Engländer scheiterten ausnahmslos. Ein Vorstoß in nördlicher Richtung auf Pilckem zu brach schnell zusammen, und auch die Anfang August in westlicher Richtung angesetzten Angriffe auf Hooge wurden abgeschlagen. Dagegen haben die Deutschen durch Vordringen bei Hooge abermals an Gelände gewonnen und dadurch den Umschließungsring noch mehr verkleinert.

Da alle Versuche, diese eiserne Umklammerung abzuschütteln, unter schwersten Verlusten für die Franzosen und Engländer mißglückten und das Kreuzfeuer der hier vereinten außerordentlich starken schweren Artillerie das Einsetzen weiterer bedeutender Streitkräfte unzweckmäßig erscheinen ließ, so entschloß sich die französisch-englische Heeresleitung, ihren vierten Offensivstoß, der dem Schützengrabenkrieg ein für allemal ein Ende bereiten sollte, weiter südlich zu führen, wo das Gelände ein Ansetzen in breiterer Front möglich erscheinen ließ.

Die Gegend, die Joffre zu dem neuen, mit größten Mitteln, unter Zusammenhäufung außerordentlicher artilleristischer Kräfte und unter rücksichtsloser, teilweise ungeheurer Opferung von Menschenmaterial durchgeführten Durchstoß ausersehen hatte, schließt sich unmittelbar südlich an die Umgebung von Neuve-Chapelle, gegenüber von Lille, an und erstreckt sich von da südwärts bis nahe an die im Besitz der Franzosen befindliche Stadt Arras (vgl. die Karte V, S. 35). Im Norden in der Gegend La Bassée—Neuve-Chapelle standen die Engländer mit ihren farbigen Hilfsvölkern, im Süden im Gebiete von Liévin—Angres—Notre-Dame-de-Lorette—Ablain—Carency die Franzosen mit ihren gelben und schwarzen Waffengenossen. Den eigentlichen Mittelpunkt der Kampflinie und den hervorstechendsten Punkt darin bildet die vielgenannte Lorettohöhe. Sie gehört einem im Süden der Stadt Béthune in nordwest-südöstlicher Richtung dahinziehenden Höhenzug an, der sich hier, unweit südwestlich der Stadt Lens, zu einem Sattel hinabsenkt. Die Chaussee Béthune—Arras überschreitet ihn hier bei dem Ort Souchez. Jenseits der Einsattelung zieht der Höhenzug noch einmal unter dem Namen der Höhen von Vimy nach Südosten weiter. „Die Gründe, die zur Wahl gerade dieses Abschnittes der Westfront für den großen Angriffsstoß geführt haben, scheinen," wie Dr. Wegener in der „Kölnischen Zeitung" ausführt, „ähnlicher Art gewesen zu sein, wie wir sie schon in der Champagne und bei Neuve-Chapelle beobachteten. Es handelt sich hier um ein besonders offenes, weithin übersehbares Gelände, in dem unsere Stellungen sehr wenig durch natürliche Verteidigungslinien unterstützt werden. Nicht nur diese Ueberschaubarkeit des Geländes für den Kampf scheint für den Gegner bestimmend gewesen zu sein, sondern auch die Vorstellung, wenn der Durchbruch gelungen sei, dann ein weites, hindernisloses, ebenes Blachfeld vor sich zu haben, das zur freien und wirksamen Entfaltung weiter vordringender Truppenmassen und zur Vortragung einer glänzenden Offensive in offener Feldschlacht geeignet wäre. Lange und mit größter Sorgfalt muß der Angriff vorbereitet worden sein; denn nur so ist neben den hier aufgestellten Truppenmassen die Zusammenbringung so außerordentlicher Mengen von schweren Geschützen und Munitionsmengen, wie sie dann zur Verwendung kamen, zu erklären. Die Vorbereitungen waren so umfassend und großzügig, daß ich deutsche Stabsoffiziere mit hoher Bewunderung davon habe sprechen hören."

„Bis vor dem Durchbruchsversuche hatte man deutscherseits," wie der militärische Sachverständige der „Neuen Zürcher Zeitung" schreibt, „die französische Besetzung des Abschnittes auf 3¼ Armeekorps geschätzt, nämlich die 58. und 92. Infanteriedivision, das 21. und 33. Korps und ein Viertel des 10. Korps. Sehr geschickte Anordnungen gegnerischerseits und der Umstand, daß Anfang Mai 1915 ungünstige Witterung



Phot. Leipziger Presse-Bureau Leipzig

Engländer, die in den Kämpfen bei Ypern gefangen genommen wurden



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Aus einem deutschen Schützengraben in Flandern



Phot. Photothek, Berlin

Eine englische Motorrad-Fahrabteilung

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Ein englisches Geschütz wird in Feuerstellung gebracht

die Luftaufklärung einschränkte, erlaubten das ungesehene Heranführen noch weiterer Verstärkungen, so daß am 8. Mai 1915 die Anwesenheit eines 4. Korps, des 17., festgestellt werden konnte. Die Durchbruchsschlacht wurde eröffnet durch eine mehrere Tage andauernde artilleristische Beschießung intensivster Art, unter der die deutschen Gräben und Drahthindernisse schwer zu leiden hatten und die jegliche Ausbesserung unmöglich machte. Daneben sprangen Minen, und aus der Luft arbeiteten die Flugzeuge gegen die Quartiere der höhern Kommandobehörden und das Personal der wichtigen Bahnhöfe, um durch Zerstörungen Verwirrung in der Befehlsgebung zu erzielen und die Heranschiebung von Verstärkungen zu vereiteln. Am 9. Mai begann der Angriff auf der ganzen 24 Kilometer langen Front zwischen Estaires und Arras, nachdem vorher zwei ungemein heftige artilleristische Feuerstöße vorangegangen waren. Der französische Infanterieangriff richtete sich hauptsächlich gegen die nördliche Hälfte der deutschen Stellungen zwischen der Lorettohöhe und der Scarpe und brachte die Franzosen in den Besitz der beiden vordern deutschen Linien. Nach dreistündiger Arbeit hatten sie in einer Breite von vier Kilometern und in einer Tiefe von drei Kilometern Gelände gewonnen, so daß es fast schien, als sei ihnen hier der Durchbruch gelungen. Da stoppten die inzwischen herangekommenen deutschen Reserven ein weiteres Vordringen. Unmittelbar nördlich von Notre-Dame-de-Lorette hatte ein anderer französischer Angriff eingesetzt, der aus der Richtung von Bouvigny herkam und von Jägerbataillonen des französischen 21. Korps geführt wurde. Auch er gewann anfänglich Boden, ebenso ein weiterer, der gegen Loos gerichtet war. Gleichwohl gelangten die Franzosen auf diesem Teile des Schlachtfeldes nicht über die deutschen Stellungen erster Linie hinaus. Bei diesen verschiedenen Angriffen wurde die Anwesenheit von noch zwei weitern französischen Korps, dem 9. und 20., festgestellt, so daß hier der Armee des Kronprinzen von Bayern an die $6^1/_4$ Armeekorps gegenüber gestanden haben dürften.

Der nördlich des Kanals von La Bassée einsetzende englische Angriff erfolgte etwas südlich vom Dorfe Neuve-Chapelle und östlich von Richebourg und Les Cinq Rues gleichfalls am 9. Mai 1915. Ihm ging ebenfalls eine scharfe artilleristische Beschießung der deutschen Stellungen, verbunden mit Minensprengungen, voraus. Die erstere hatte hier leichtere Arbeit. Die Brustwehren bestanden aus Sandsäcken, weil man des hohen Grundwasserstandes wegen die Gräben nicht tief genug hatte ausheben können. So waren bald alle Anlagen verschüttet. Die Engländer, das durch eine indische Division verstärkte 1. und 4. Armeekorps, brachen mit großer Energie vor, in drei Linien hintereinander. Die erste wurde geworfen; die zweite versagte ziemlich; hierauf wurde als dritte die Elitetruppe der schottischen Black Watch angesetzt, die aber fast vollständig aufgerieben worden ist.

Die Engländer haben seitdem keine weitern Opfer von ähnlicher Größe gebracht. Anders die Franzosen. Sie haben seit dem 9. Mai bis Mitte 1915 fast ununterbrochen mit der größten Erbitterung weitergekämpft, offenbar in der Hoffnung, den Durchbruch doch noch zu erzwingen. Zwar haben auch sie einen so einheitlichen Gesamtangriff wie den am ersten Tage nicht mehr zustande gebracht, aber doch eine Menge von Teilangriffen, im ganzen 40 bis 50, unter denen aber etwa acht doch auch sehr bedeutenden Umfang hatten. Einer der größten fand am Pfingstsonntag, den 23. Mai 1915, statt. Er richtete sich wieder fast gegen die ganze Front von Carency bis nach Arras und war durch Minensprengungen vorbereitet; aber auch er wurde mit großen Verlusten von den Deutschen abgewiesen. Ja trotz der numerischen Ueberlegenheit der Franzosen konnten deutsche Offensivstöße unternommen werden, so am 13. und 14. Juni 1915, während andere deutsche Angriffe an der Straße von Serre nach Mailly—Maillet durch das französische Kreuzfeuer aufgehalten wurden.

Der beabsichtigte Durchbruch der deutschen Stellung gelang also nirgendwo, der eigentliche Zweck der Operation konnte nicht erreicht werden; der einzige Erfolg war im französischen Abschnitt nur ein größerer Geländegewinn von ungefähr vier Kilometern Höchstbreite und etwa 800 bis 1700 Metern Tiefe. Durch infanteristische Tätigkeit, namentlich aber durch die Arbeit der Genietruppen, versuchten beide Parteien zunächst fortgesetzt einander Verbesserungen der eigenen Stellungen abzugewinnen. Später waren die Deutschen mit Erfolg bemüht, die verlorenen Stellungen nach und nach wieder an sich zu bringen." „In welchem Umfang das gelungen ist, läßt sich," wie H. Stegemann im Berner „Bund" schreibt, „bei den fast ununterbrochenen fortdauernden Kämpfen für einen bestimmten Zeitpunkt nicht genau nachweisen, doch wurden die deutschen Linien offenbar wieder über Souchez vorgetrieben und nicht nur der Kirchhof und die Reste der Zuckerfabrik, sondern auch weiter vorgeschobene Punkte wieder genommen. Die deutsche Meldung vom 28. Juli 1915 läßt erkennen, daß die ungeheuren Anstrengungen, welche die Franzosen hier gemacht, und die schweren Opfer, die sie in heldenhaftem Ansturm immer wieder gebracht haben, vollständig umsonst waren, wenn man nicht mit französischen Kritikern annehmen will, daß ohne diesen Vorstoß Ypern gefallen wäre."

Der militärische Mitarbeiter des „Morgenbladet" vom 15. Juni 1915 urteilt folgendermaßen: „Die Franzosen haben während der letzten Wochen all ihre Kraft auf einer Strecke von wenigen Kilometern eingesetzt, haben mit einer Tatkraft und Hartnäckigkeit darauf losgehämmert, die fast an Halsstarrigkeit grenzt. Sie haben Tausende und aber Tausende von Menschen geopfert und Munition in einer Weise verschwendet, wie man es in früheren Zeiten für unmöglich gehalten hätte. Ihre Anstrengungen regen den Vergleich an mit der Art, wie die Russen die Karpathenstellung zu berennen und zu nehmen versuchten. Der Unterschied ist nur der, daß die Russen den Stoß mit der Masse der Infanterie zu führen suchten und Hekatomben von Soldaten opferten — während die Franzosen sich hauptsächlich auf ihre zahlreiche und vorzügliche Artillerie zu stützen suchten. Ihr Verfahren ist, in Geld umgerechnet, das kostspieligere — spart aber Leben und Blut. Doch ist es sicher, daß auch sie darin gewaltige Opfer bringen mußten. Die Franzosen haben nie Zahlen angegeben, aus denen man die Höhe ihrer Verluste an Menschenleben bei der Offensive schließen könnte. Aber wenn England seine Verluste während der letzten Monate amtlich auf über 100 000 Mann angibt, ohne daß sie mit solchen Streitkräften und solcher Entschlossenheit vorgegangen sind, wie die Franzosen, so müssen letztere sicherlich noch fürchterlichere Verluste erlitten haben."

Während in der Champagne und zwischen Maas und Mosel Einzelstöße versucht worden waren, die dann in Zusammenhang gebracht werden sollten: entweder so, daß sie in unmittelbarer Nachbarschaft, doch zeitlich hintereinander geführt wurden, oder so, daß sie gleichzeitig, aber mit örtlichen Zwischenräumen erfolgten, die dann, wie man annahm, von selbst überwunden würden, verfuhr der Feind zwischen Arras und Lille nach einem anderen Prinzip und stürmte in langausgedehnter, breiter Front an. Und abermals einen andern Weg schlug er bei Moulin-sous-Touvent, nordwestlich von Soissons, ein: hier wollte er den Erfolg dadurch mit Gewalt herbeiführen, daß er auf einer verhältnismäßig schmalen Stelle angriff, um dann zu beiden Seiten anschließend ergänzende und erweiternde Stöße folgen zu lassen. Der Kampfplatz lag an einer besonders wichtigen Stelle, am Scheitelpunkt des stumpfen Winkels, den die Westfront bildet an der Stelle, wo die Deutschen am nächsten zu Paris stehen, wenig über 80 Kilometer entfernt. Der erste Angriff am Sonntag den 6. Juni 1915, der mit einem Riesenaufgebot schwarzer Truppen durchgeführt wurde, war bereits am Nachmittag zurückgedrängt. Ein Geländegewinn von 100 bis 150 Metern Tiefe, der den Franzosen geblieben war, wurde am 14. Juni 1915 durch einen Gegenstoß zum größten Teil wieder zurückerobert. Also auch

hier waren alle Aufwendungen an Munition und Menschenleben vergebens. Ebenso bei Vauquois östlich der Argonnen, wo die Franzosen in der Nacht vom 6. auf den 7. Juni 1915 heftige Angriffe unternahmen.

Zwischen Maas und Mosel, auf den Maashöhen und in der Gegend von Saint-Mihiel, ist die Gefechtstätigkeit gleichfalls sehr lebhaft gewesen. Hier trieb die Besorgnis um die Sicherung des verschanzten Lagers von Verdun und das Bestreben, dem Gegner die Annäherung daran zu erschweren, die Franzosen zu immer wiederholten großen Anstrengungen. Sie versuchten in der Gegend von Les Eparges, westlich Combres, mehrfach und mit starken Kräften, so vom 20. bis 30. Juni, sowie am 4., 5. und 6. Juli 1915 vergeblich, die Fortschritte der deutschen Truppen aufzuhalten und verlorene Stellungen wiederzugewinnen. Bei Ailly und Apremont, südlich Saint-Mihiel, eroberten die Deutschen dagegen am 6. Juli im Angriff eine feindliche Stellung von 1500 Metern Breite. Die Gegenstöße der Franzosen in den folgenden Tagen, bei denen es auch zu Nahkämpfen kam, vermochten nicht, das verlorene Gelände zurückzugewinnen. Auch in dem vielumstrittenen Priesterwalde fanden wiederum heftige Kämpfe statt. An seinem Westrande bei Croix-des-Carmes erstürmten am 4. Juli deutsche Truppen eine 1500 Meter breite Stellung in 400 Metern Tiefe. Auch an dieser Stelle scheiterten alle französischen Gegenangriffe, um wieder in den Besitz der verlorenen Stellung zu kommen, vollständig.

Aber die deutschen Truppen behaupteten und verbesserten nicht nur alle ihre Stellungen trotz der anstürmenden Uebermacht, sondern wußten auch neuen Boden zu gewinnen, so vor allem in den Argonnen und in den Vogesen.

In den Westargonnen gelang den Truppen der Armee des Kronprinzen in den Tagen vom 20. Juni bis 2. Juli 1915 ein kräftiger Vorstoß bei Four-de-Paris, der die Franzosen aus ihren befestigten Stellungen Labordère—Central—Cimetière—Bagatelle auf die in das Bisme-Tal abfallenden Berghänge zurückdrängte. Und auch der Offensivstoß, der am 13. Juli in den Ostargonnen auf die beherrschenden Höhenstellungen 285 und La Fille morte gleichfalls von Truppen der Armee des Kronprinzen durchgeführt wurde, glückte. Nun standen die Deutschen nördlich Vienne-le-Château bis Boureuilles in überlegenen Stellungen (vgl. die Karte III, S. 155). Die Franzosen versuchten am 14. Juli mit starken und frischen Kräften das Verlorene durch wiederholte heftige Angriffe vergeblich zurückzugewinnen; sie unterlagen im Nahkampf wie immer der größeren Körperkraft und Standhaftigkeit ihrer Gegner.

Die französische Vogesenfront wird von General de Maud'huy befehligt. Unsere Karte (vgl. S. 79) zeigt das von den Franzosen besetzte elsässische Gebiet wagrecht durchstrichelt; es sei beigefügt, daß es sich um etwa 800 Quadratkilometer, also ein Zehntel des ganzen Elsaß (ohne Lothringen) handelt. Außer der Belforter Senke besitzen die Franzosen einen Teil der Hochvogesen und zwar bis in die Gegend von Markirch, wo die Kampflinie auf französisches Gebiet übergeht, um dieses nicht mehr zu verlassen. Umstritten ist das Gebiet zwischen der Schlucht und dem Col du Bonhomme und der Besitz der Hochfläche zwischen dem Weiß-(Kaisersberger-)tal und dem großen Fecht-(Münster-)tal, der die Aussicht auf die Ebene und den Abstieg in die Täler in der Richtung Kolmar ermöglichte. In festem Besitz haben die Franzosen dagegen das kleine Fechttal mit Metzeral (ohne Münster), den Schluchtpaß, den Col de Bramont und das St. Amarintal mit Thann als größtem von ihnen besetzten Ort, endlich das kleine Maasmünstertal und den Largabschnitt Dammerkirch—Pfetterhausen.

Am Westrand der Vogesen gelang es, die beherrschende, von den Franzosen zu einer regelrechten Festung ausgebaute Höhe von Ban de Sapt, am 22. Juni 1915 zu erobern und trotz heftigster Gegenangriffe Anfang und Ende Juli zu halten.

Im Elsaß-Vogesenabschnitt hatte die Gefechtstätigkeit seit der Wiederbesetzung des Hartmannsweilerkopfes am 25. April 1915 (vgl. V, S. 132) im allgemeinen geruht oder sich auf gegenseitige Kanonaden beschränkt. Bei einer solchen am 31. Mai 1915 ist es der deutschen Artillerie gelungen, den von den Franzosen wieder hergestellten Eisenbahnviadukt von Dammerkirch zusammenzuschießen. Am 10. August ist auch der neue Mansbacher Viadukt zerstört worden, den die Franzosen als Ersatz für den Dammerkircher Viadukt erstellt hatten.

Da der Schluchtpaß in festem Besitz der Franzosen war, welche die schöne Kunststraße, die von Gerardmer auf den Vogesenkamm und nach Münster hinunterführt, als kurze und bequeme Verbindung benutzen konnten, so waren sie hier in der Lage, ihre Vortruppen nach Bedarf auszuwechseln oder zu verstärken. Die Deutschen dagegen hatten von Kolmar her durch das langgestreckte Tal weiteren Weg und mußten auf die Sicherung dieser Verbindung große Aufmerksamkeit verwenden. Am 18. Juni 1915 ist auch hier von den Franzosen die Offensive wieder aufgenommen worden. Die Auswahl des Abschnittes erklärt sich daraus, weil die deutschen Stellungen westlich von Metzeral eine Art Einbruch in die französische Front bildeten und deren Besitz zu energischen Angriffen gegen den von den Deutschen besetzten Reichackerkopf nötig war. Am 22. Juni meldete der deutsche Hauptquartierbericht, daß die Stellungen der deutschen Truppen „planmäßig und ungedrängt vom Feinde auf das östliche Fechtufer östlich von Sondernach" verlegt worden sind (vgl. die Karten V, S. 103 und 119).

Mitte Juli 1915 begannen die Franzosen dann mit ansehnlichen Kräften gegen die deutschen Stellungen westlich und nördlich von Münster vorzudrücken. Vom Hohneck wurden rücksichtslos immer neue Angriffstruppen gegen die deutschen Gräben am Reichackerkopf angesetzt und am 20. Juli heftige Angriffe gegen Barrenkopf, Schratzmännle und Lingekopf eröffnet. Aber erst am 22. August hatten sie sich in den Besitz des ganzen Lingemassivs setzen können. Allerdings nur für kurze Zeit. Denn bereits Anfang September 1915 wurde der Barrenkopf von den Deutschen zurückerobert und am 9. September war nicht nur der Lingekopf wieder in festem Besitz der Deutschen sondern auch der Hartmannsweilerkopf von den Franzosen völlig gesäubert. Da diese Kämpfe untereinander in engstem Zusammenhang stehen, werden sie, obwohl sie zeitlich in die nächste Periode gehören, doch hier zusammenfassend behandelt werden.

„All die vergeblichen und höchst verlustreichen Angriffe der Franzosen haben ihnen," so schreibt Major a. D. E. Moraht im „Berliner Tageblatt", „aufs neue klar gemacht, daß die deutsche Stoßkraft während des langen Stellungskampfes nicht erlahmt ist. Weder die schrecklichen Nahkampfmittel, noch die nie nachlassende Wachsamkeit haben unsere Infanterie ermüdet und ihr den Schneid genommen, mit Gegenstößen zu antworten. Der Bericht des Großen Hauptquartiers führt ausdrücklich an, daß unsere tapferen Truppen nur gegen das „mächtige Artilleriefeuer" einen überaus schweren Stand hatten, daß sich im übrigen aber die unbestreitbare Ueberlegenheit der deutschen Infanterie über die französische wiederum offenbarte. Was über die Januarkämpfe in Nordpolen das „Echo de Paris" einst schrieb: „Man kann sich kaum ein Bild von dem fürchterlichen Anblick dieser (deutschen) Kämpfer machen, die beim gespensterhaften Aufleuchten der Scheinwerfer vorstürmen, die Augen weit aufgerissen und unter Hurrarufen, in das Feuer der Maschinengewehre hinein", dasselbe Bild haben jetzt wieder die Kämpfe gegen unsere westlichen Feinde gegeben und ihnen klar gemacht, daß unser Offizierverlust für unser durchgebildetes Heer nicht die erschütternde Wirkung besitzt, wie in Rußland, England und Frankreich, wo drastisch hervortritt, daß der Führermangel die Stoßkraft der Truppen verringert. Und dieser Heldensinn wird in unseren Truppen nie verschwinden, weil er immer wieder neu geboren wird aus der Heimatliebe und dem freiwilligen Gehorsam."

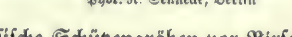


Phot. A. Grohs, Berlin

Ein erobertes französisches Maschinengewehr wird von den Deutschen zur Abwehr von feindlichen Fliegern benützt



Phot. R. Sennecke, Berlin



Französische Schützengräben vor Bixschoote nach der Eroberung durch deutsche Truppen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französische Verwundete erhalten die erste ärztliche Behandlung in einem Feldlazarett



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Belgische Vorposten in einem Kornschober

Der flandrische Kriegsschauplatz

Chronologische Uebersicht nach den deutschen Generalstabsmeldungen

Einzelne französische und englische Meldungen sind zur Ergänzung beigegeben

(Fortsetzung von V, S. 141 f.)

18. Mai 1915.

Nördlich von Ypern am Kanal bei Steenstraate und Het Sas herrschte gestern Ruhe. Auf dem östlichen Kanalufer südöstlich Boesinghe entwickelten sich an einzelnen Stellen Kämpfe, die noch fortdauern.

19. Mai.

Nördlich von Ypern nahmen die Kämpfe auf dem östlichen Kanalufer einen für uns günstigen Verlauf.

20. Mai.

Trübes, unsichtiges Wetter hemmte gestern in Flandern die Gefechtstätigkeit.

21. Mai.

Nördlich von Ypern griffen farbige Franzosen nachts unsere Stellung östlich des Kanals an. Der Kampf ist dort noch im Gange.

Französische Meldung: Die ergänzenden Berichte unterstreichen die Bedeutung des von den Deutschen bei ihrem Angriff in der Nacht vom 20. zum 21. nördlich von Ypern erlittenen Mißerfolges. Die Zahl der von uns gemachten Gefangenen erreicht 150; wir haben mehrere Bombenwerfer genommen und über 500 deutsche Leichen auf dem Felde gezählt.

24. Mai.

In Flandern setzten wir unsere Angriffe Richtung Ypern fort, erstürmten die Vlaminghe-Ferme, das Schloß nördlich Wieltje, die Bellewaarde-Ferme und näherten uns Hooge. Bei diesen Kämpfen fielen 150 Gefangene und zwei Maschinengewehre in unsere Hand.

Englische Meldung: Oestlich von Ypern begann die deutsche Infanterie um 3 Uhr morgens unter dem Schutz giftiger Gase einen Angriff; gleichzeitig feuerte die feindliche Artillerie Geschosse mit betäubenden Gasen. Unsere Truppen wurden gezwungen, einige Gräben zu räumen, und der Feind drang an zwei oder drei Punkten in unsere Stellungen ein. Das Gefecht dauert weiter fort, und es sind bereits Teile der ursprünglichen Linie wieder gewonnen worden.

25. Mai.

Englische Meldung: Einige Teile unserer Linie östlich von Ypern, die gestern während des feindlichen Gasangriffes verloren gingen, sind bis jetzt noch nicht wieder besetzt worden. Die Menge des verwendeten Gases war größer als je bisher. Entlang einer Front von fünf Meilen wurde das Gas aus Zylindern während $4^1/_2$ Stunden ausgeströmt, während unsere Linie gleichzeitig durch Bomben mit betäubendem Gas beschossen wurde. Das Gas stieg stellenweise vierzig Fuß hoch. Einzelne Teile unserer Stellungen blieben intakt, wodurch unsere Leute bewiesen haben, daß bei Verwendung geeigneter Vorsichtsmaßregeln dieser Form des Angriffs begegnet werden kann.

26. Mai.

Ein nächtlicher Vorstoß gegen unsere neugewonnene Stellung westlich des Teiches von Bellewaarde wurde leicht abgewiesen. Die Zahl der den Engländern entrissenen Maschinengewehre hat sich auf zehn erhöht.

27. Mai 1915.

Bei einer Erkundung nördlich Dixmuiden nahmen wir einen Offizier und 25 Belgier gefangen.

29. Mai 1915.

Unsere Flieger belegten die befestigten Orte Gravelines und Dünkirchen, sowie den Etappenort Saint-Omer mit Bomben und erzielten auf einem feindlichen Flugplatz nordöstlich Fismes mehrere Treffer.

30. Mai.

Nach zehnstündiger Artillerievorbereitung griffen die Franzosen östlich des Yserkanals unsere Stellungen nördlich von T'Hondt-Ferme um Mitternacht an. Der Angriff ist auf der ganzen Front unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen. Eine Anzahl Zuaven von vier verschiedenen Regimentern wurde gefangen genommen.

31. Mai.

Bei Ostende schoß eine Küstenbatterie einen feindlichen Flieger ab.

1. Juni.

Feindliche Flieger bewarfen heute nacht Ostende, beschädigten einige Häuser, richteten aber sonst keinen Schaden an.

2. Juni.

Bei Bixschoote nordöstlich von Steenstraate schossen wir ein englisches Flugzeug herunter. Die Insassen, ein belgischer und ein englischer Offizier, wurden gefangen genommen.

3. Juni.

Um den von den Engländern besetzten, stark ausgebauten Ort Hooge, etwa drei Kilometer östlich von Ypern, entwickelte sich ein Kampf, der einen günstigen Verlauf für uns nimmt. Wir sahen uns gezwungen, den Turm der Martinskirche zu Ypern, auf dem feindliche Artilleriebeobachtungsstellen erkannt waren, gestern zu beseitigen.

4. Juni.

Schloß und Ort Hooge (östlich Ypern) ist bis auf wenige Häuser am Westrand von uns gestürmt; englische Gegenangriffe wurden blutig abgewiesen.

6. Juni.

Wir belegten gestern die Festung Calais mit Bomben.

12. Juni.

Feindliche Angriffe in den Dünen nordöstlich von Nieuport und Mannekensvere wurden abgeschlagen.

13. Juni.

Bei Nieuport und Dixmuiden fanden Artilleriekämpfe statt. Schwächliche Angriffsversuche des Gegners in den Dünen wurden abgewiesen.

14. Juni.

Schwächere Angriffe des Feindes am Yserkanal wurden abgeschlagen.

15. Juni.

Am Sonntag wurde die Kirche in Leffinghe südlich von Ostende während des bürgerlichen Gottesdienstes von feindlicher Artillerie beschossen; mehrere belgische Zivilpersonen wurden verletzt.

16. Juni 1915.

Wieder einmal veranlaßt durch die russischen Niederlagen, griffen Franzosen und Engländer gestern an vielen Stellen der Westfront mit starken Kräften an.

Den Engländern gelang es bei Ypern unsere Stellung nördlich des Teiches von Bellewaarde etwas zurückzudrücken. Es wird dort noch gekämpft.

Englische Meldung: In der Nachbarschaft von Ypern griffen wir die feindlichen Positionen nördlich von Hooge erfolgreich an und besetzten seine ganze erste Linie in einer Grabenlänge von tausend Yards sowie Teile seiner zweiten Linie. Der deutsche Gegenangriff wurde mit schwerem Verlust abgewiesen.

17. Juni 1915.

Nördlich des Teiches von Bellewaarde wurden die gestern verlorenen Grabenstücke zum größten Teil zurückerobert.

18. Juni.

Englische Meldung: Trotz zweier Gegenangriffe, welche wir zurückgewiesen haben, indem wir dem Feind große Verluste zufügten, behalten wir bei Ypern alle Schützengräben der ersten Linie, welche wir den Deutschen genommen hatten; aber wir haben diejenigen der zweiten Linie, welche wir am Morgen besetzten, nicht behalten können.

20. Juni.

Aus einem feindlichen Fliegergeschwader, das, ohne militärischen Schaden anzurichten, Bomben auf Iseghem in Flandern warf, wurde ein Flugzeug herausgeschossen, mehrere andere zur schleunigen Umkehr gezwungen.

Englische Meldung: Wir besetzten gestern nördlich von Hooge 250 Yards Schützengräben, die von den Deutschen infolge unserer Erfolge in der Nachbarschaft geräumt worden waren. Im Verlaufe der Kämpfe der Woche in dieser Gegend machten wir 213 Gefangene, darunter zwei Offiziere und erbeuteten drei Maschinengewehre und einen mit Gas gefüllten Zylinder.

22. Juni.

Auf dem westlichen Kanalufer nordwestlich von Dixmuiden wurden feindliche Angriffe gegen drei von uns besetzte Gehöfte abgewiesen.

Feindliche Bombenabwürfe auf Brügge und Ostende richteten keinen militärischen Schaden an.

23. Juni.

Gestern nahmen wir die Festung Dünkirchen, sowie feindliche Truppenansammlungen bei den Ortschaften Bergues, Hondschoote, Furnes und Cassel unter Feuer. Die amtliche französische Meldung, daß sich belgische Truppen im Südwesten von Saint-Georges eines deutschen Schützengrabens bemächtigt hätten, ist glatt erfunden.

1. Juli.

Feindliche Flieger warfen Bomben auf Zeebrügge und Brügge, ohne militärischen Schaden anzurichten.

4. Juli.

Ein englisches Flugzeug stürzte nördlich von Gent an der holländischen Grenze brennend ab. Der Feind bewarf Brügge, ohne militärischen Schaden anzurichten.

5. Juli.

Ein englischer Angriff nördlich von Ypern an der Straße nach Pilckem wurde blutig abgewiesen.

Die bei dem gestern gemeldeten feindlichen Luftangriff auf Brügge geschleuderten Bomben fielen in der Nähe der wertvollsten Kunstdenkmäler der Stadt nieder.

6. Juli 1915.

Französische Meldung: In Belgien haben sich die britischen Truppen, unterstützt durch unsere Artillerie, einiger deutscher Schützengräben südwestlich von Pilckem auf dem östlichen Ufer des Kanals bemächtigt.

Englische Meldung: Der Feind trachtete wiederholt, die gewonnenen Laufgräben nördlich von Ypern zurückzuerobern. Alle deutschen Gegenangriffe wurden durch erfolgreiches Zusammenarbeiten unserer und der französischen Artillerie zum Stehen gebracht. Heute zog sich der Feind nach einer Beschießung, die zwei Tage und Nächte gedauert hatte, längs des Kanals zurück, so daß wir Gelände gewinnen konnten. Wir erbeuteten ein Maschinengewehr und drei Laufgrabenmörser. Alle eingelaufenen Meldungen weisen darauf hin, daß die feindlichen Verluste, besonders bei den Gegenangriffen, schwer waren.

7. Juli 1915.

Nördlich von Ypern drangen englische Truppen gestern in einen unserer Schützengräben ein; sie waren am Abend wieder vertrieben.

Englische Meldung: Am 4. Juli zerstörten unsere Haubitzen nördlich von Ypern eine deutsche Sappe, die durch eine Abteilung Infanteristen noch vollständig zerstört wurde. Wir haben die wenigen Ueberlebenden mit dem Bajonett vertrieben und in der Sappe ein zerstörtes Maschinengewehr vorgefunden. Unsere Verluste waren unbedeutend. Die Abteilung ist sozusagen unversehrt in unsere Schützengräben zurückgekehrt. Das deutsche Communiqué vom 5. Juli spricht wahrscheinlich von dieser Affäre, wenn es behauptet, daß die Deutschen einen Angriff auf die Straße von Pilckem zurückgeschlagen haben.

Am Morgen des 5. Juli 1915 nahmen die Deutschen nach zweistündiger Beschießung eine Barrikade an der Eisenbahnlinie von Ypern nach Roulers, aber wir haben durch einen sofortigen Gegenangriff unsere Stellungen zurückgewonnen. Am äußersten linken Flügel bei Ypern haben wir am Morgen des 6. Juli ungefähr 200 Yards deutscher Schützengräben genommen und 80 Gefangene gemacht. Die französischen Geschütze und Bombenwerfer haben zu diesem Erfolge beigetragen.

11. Juli.

Nördlich von Ypern wiederholten die Engländer gestern ihren Versuch vom 6. Juli, sich in den Besitz unserer Stellung am Kanal zu setzen. Der Angriff scheiterte unter erheblichen Verlusten für den Feind.

12. Juli.

Am Nordhang der Höhe 60 (südöstlich von Ypern) wurde ein Teil der englischen Stellung in die Luft gesprengt.

14. Juli.

Ein englisches Flugzeug wurde bei Frezenberg nordöstlich von Ypern heruntergeschossen.

15. Juli.

In Südflandern sprengten wir gestern westlich von Wytschaete mit gutem Erfolg Minen.

17. Juli.

Gegenseitiges Artillerie- und Minenfeuer auf vielen Stellen der Front.

20. Juli.

Im Anschluß an eine Minensprengung bei Schloß Hooge östlich von Ypern setzten die Engländer beiderseits der Straße Hooge-Ypern zum Angriff an. Der Angriff brach vor unseren Stellungen zusammen, teilweise kam er in unserem Artilleriefeuer gar nicht zur Durchführung. Den Sprengtrichter haben die Engländer besetzt.

25. Juli.

Die Festung Dünkirchen wurde mit mehreren Bomben belegt.

26. Juli.

Auf der ganzen Front keine besonderen Ereignisse.

29. Juli.

In Flandern schoß unsere Artillerie einen auf dem Furneskanal liegenden Prahm in den Grund, auf dem ein schweres Schiffsgeschütz eingebaut war.

30. Juli.

Zwei englische Flieger mußten nahe der Küste auf dem Wasser niedergehen und wurden gefangen genommen.

31. Juli 1915.

Gestern früh stürmten wir die bei unserem Angriff auf Hooge südöstlich von Ypern am 3. Juni noch in englischen Händen gebliebenen Häuser am Westrande des Ortes, sowie

einen Stützpunkt südlich der Straße nach Ypern. Nachmittags und nachts wurden Gegenangriffe des Feindes zurückgeschlagen. Wir eroberten vier Maschinengewehre, fünf Minenwerfer und nahmen einige Engländer gefangen. Die in den Gräben des Feindes gefundene Zahl Toter beweist seine großen blutigen Verluste.

Englische Meldung: Die Deutschen haben unsere Schützengräben nördlich von Hooge bombardiert. Da sie mit brennenden Flüssigkeiten angriffen, gelang es ihnen auf einer Front von 500 Yards in unsere Linie einzudringen. Der Kampf dauert fort.

1. August 1915.

Ein englischer Angriff gegen unsere neue Stellung bei Hooge brach völlig zusammen. Die Tätigkeit in der Luft war auch gestern rege. Der englische Flugplatz Saint-Pol bei Dünkirchen wurde mit 30 Bomben belegt.

3. August.

Die am 30. Juli bei Hooge genommene englische Stellung ist, entgegen dem amtlichen Bericht des englischen Oberbefehlshabers, vollständig in unserer Hand.

6. August.

Durch unsere Abwehrgeschütze wurden an der Westfront vier feindliche Flugzeuge zur Landung gezwungen; eines davon verbrannte, eines wurde zerschossen.

An der Küste fiel ein französisches Wasserflugzeug mit seinen Insassen in unsere Hand.

7. August.

In Flandern wurden die Belgier durch unsere Artillerie gezwungen, ihre bei Heernisse (südlich von Dixmuiden) über die Yser vorgeschobene Stellung teilweise zu räumen.

9. August.

Mit Tagesanbruch entwickelte sich ein Gefecht bei Hooge östlich von Ypern und ebenfalls heute früh wurde bei Ypern ein französisches Flugzeug durch unsere Kampfflugzeuge abgeschossen. Dieses gehörte einem Geschwader an, das vorher auf die offene, außerhalb des Operationsgebietes liegende Stadt Saarbrücken Bomben geworfen hatte.

10. August.

Am 9. August, um 11 Uhr abends, warf ein feindlicher Flieger auf Cadsand, auf holländischem Gebiete, in der Nähe der belgischen Küste Bomben. Oestlich von Ypern gelang es starken englischen Kräften sich in den Besitz des Westteils von Hooge zu setzen.

Englische Meldung: Seit dem 1. August entwickelte die Artillerie auf beiden Seiten nördlich und östlich von Ypern eine lebhafte Tätigkeit. Wir waren im Vorteil. Heute griffen wir nach gelungener Artilleriebeschießung, bei der die Franzosen auf dem linken Flügel kräftig mit uns zusammenarbeiteten, die Schützengräben bei Hooge an, die der Feind am 30. Juli 1915 genommen hatte. Die Gräben wurden zurückerobert. Wir machten weitere Fortschritte nach Norden und Osten, so daß der Feind 1200 Meter Schützengrabenfront verlor. Wir nahmen drei Offiziere und 124 Mann gefangen und erbeuteten drei Maschinengewehre.

11. August.

Englische Meldung: Nordwestlich von Hooge und in den Ruinen des Dorfes Hooge haben wir das gestern gewonnene Gelände befestigt. Wir haben während der Nacht schwache Infanterieangriffe zurückgewiesen. Gestern nachmittag kam es zu keinem Eingreifen der Infanterie, jedoch zu einem heftigen Artillerieduell, das für die beiden Kriegführenden die beiden Schützengräben im offenen Gelände unhaltbar machte. Unsere Linie, die sich südlich von Hooge hinzieht, haben wir leicht zurückgezogen, was die Lage jedoch in einer Weise beeinträchtigt. Wir haben gestern im ganzen 150 Gefangene gemacht.

13. August.

Bei Zeebrügge wurde ein englisches Wasserflugzeug heruntergeschossen; der Führer ist gefangen genommen worden.

Aus den Kämpfen bei Ypern

Die gewaltigen Kämpfe auf dem flandrischen Kriegsschauplatz dauerten seit Mitte Mai 1915 mit Unterbrechungen an. Nach wie vor blieb der verlassene Steinhaufen von Ypern das heiß umkämpfte Ziel der Angreifer. Monatelang erzitterte die Erde unter dem gewaltigen Geschützfeuer und immer furchtbarer wurden die Verwüstungen des Landes. Wie todesmutig an der Yser gekämpft wurde, geht deutlich aus den Schilderungen der Mitkämpfer hervor; so aus einem Feldpostbrief des Kriegsfreiwilligen Karl Keyser, den die „Tägliche Rundschau“ veröffentlicht hat. Karl Keyser schreibt:

„Nacht! Ruhige, kalte, sternklare Nacht. Wir stehen im Graben. Dunkle, schwarze Gestalten, in Mäntel gehüllt. Fröstelnd schaut man durch die Scharten. Dunkel, unergründlich dehnt sich die Ebene vor dem kleinen Loch. Da ein heller Blitz, stärker werdend, unheimliche, geisterhafte Helle verbreitend. Unbarmherzig zeigt das Licht den spähenden Augen das Vorland. Dann erlischt die Kugel. Wir haben genug gesehen. Drüben, bei dem Franzmann, fehlen die Drahtverhaue. Das heißt Sturm! Kampf bis aufs Messer!

Unteroffiziere streichen durch den Graben, geräuschlos, wie Schatten. Wehe dem Posten, der nicht wacht! Sie wachen alle! Jeder Mann weiß: nur Stunden noch, dann setzt das Granatfeuer ein, und dann — ja, dann wird drüben aus dem Graben eine Flut vorbrechen. Welle auf Welle rasender Menschen wird anstürmen gegen unsere Stellung, brüllend, mit stieren Augen, geifernd wie hungrige Wölfe.

Ewig dauert die Zeit. Da — ein Blitz, weit hinten in der Ferne! Ein fauchendes Sausen, dumpfes Einschlagen, und dann ein gellender Knall. Splitter surren und zischen durch die Luft; gelber, stinkender Qualm zieht über den Graben hin — 20 Meter zu kurz! Die Kanonade beginnt. Schuß auf Schuß saust heran! Klirren, Klingen und Fauchen in der Luft. Die Sandsäcke fliegen umher, Erde, Blut und Eisen. Leuchtkugel nach Leuchtkugel steigt auf. Die Mannschaften stehen auf ihren Plätzen. Rot, fieberglühend die Augen, die Hände zitternd vor Aufregung. 2 Uhr! Bald, fast jeden Augenblick, müssen sie kommen. Minuten rinnen, und jede bringt einen Knall, so gellend, so hart wie des Schicksals Tritt. Jetzt ausharren, sonst ist alles, alles verloren!

Wieder geht eine Leuchtkugel hoch, und da — da hinten —, sie kommen. Wie ein Schrei der Erlösung geht es durch den Graben. Noch drei Salven der feindlichen Artillerie, unheimlich genau gezielt. Nur Trümmer der Schanzen stehen noch. Doch in diesen Trümmern, da liegen die grauen Gestalten, reglos, den Finger am Abzug, und die Augen bohren sich in die blendende Helle vor dem Graben. Taghell ist das Land erleuchtet. Der Feind sieht, er ist bemerkt. Da kommen sie heran, wie Tiger, gebückt, in verzweifelnden Sätzen. Man hört nicht das Gebrüll, das dumpfe Tosen der stampfenden Füße. Nur auf ein Wort ist das Ohr der Mannschaften eingestellt:

„Feuer!“ Gellend bricht sich das Kommando Bahn durch den Lärm. Die drüben fliegen förmlich heran, sie haben es gehört. Dann fällt ein Schuß, noch einer, wie zögernd, und dann bricht ein Rasseln los, ein grausiges Trommeln, und in der Luft liegt ein Singen und Sausen. Die Sturmkolonne bekommt Lücken, in das Prasseln des Gewehrfeuers mischen sich Schreie, hilfeflehend, gottanklagend und winselnd. Man sieht die Körper im rasenden Lauf stürzen und mit den Armen schlagen. Aber immer noch reißt sie der Wille zum Sieg vorwärts. Hinein in Tod und Verderben.

Da, ein neuer Takt in der Musik des Todes: das kalte, brutale tack-tack-tack des Maschinengewehrs. Die gelichteten Reihen wanken, zehn Meter vorm Drahtverhau. Und dann fluten sie zurück. Es beginnt das Rennen ums Leben. Der Tod spricht hart, rechthaberisch, tack-tack-tack, unerbittlich! Wie Schemen verschwinden die letzten im Dunkel.

Und der junge Morgen sieht Blut und Jammer. Aber auch sieggluhende Augen in bleichen Gesichtern. Abgeschlagen — Hurra!“

Ganz ähnlich schildert in der „Daily Mail" ein englischer Kriegsfreiwilliger die Furchtbarkeit der Kämpfe um Ypern. Er schreibt: „. . . . . Gerade als die erste Dämmerung am Himmel sichtbar wurde, platzten die ersten Geschosse über die Linie. Von da ab kamen, was eine Ewigkeit schien, in Wirklichkeit aber nur zwei Stunden währte, die Geschosse in andauernder Folge. Schrapnells, Brisanzgeschosse und ab und zu ein großes, wurstartig geformtes Ding heulend durch die Luft, um mit betäubendem Getöse zu platzen. Die Dämpfe von den Geschossen kamen uns in die Augen; die Brustwehr brach zusammen; Traversen brachen nieder; die Leute krümmten sich, wurden begraben.

Und sie kamen, kamen. Die Leute, die noch lebten, lagen betäubt, hilflos. Ganze Teile der Frontdeckung wurden in großen Kratern fortgerissen. An einigen Stellen stürzten die Leute, fast von Sinnen, aus dem Graben blindlings hinaus — mit dem einzigen Gedanken, nur von diesem gräßlichen lebenden Tod fortzukommen. Aber wenn der Tod im Graben wahrscheinlich war, draußen war es gewiß. Der todbringende Schrapnellregen fand sie heraus, sie fielen, einer nach dem anderen. Einige schleppten sich vielleicht eine Strecke mit zerschmetterten Gliedern, stöhnend und ächzend, bis eine andere zerreißende Explosion ihnen den Frieden gab. „Nieder, nieder!" versuchte ich zu schreien. Meine in der fürchterlichen nervenzerrüttenden Hölle zitternden Lippen konnten kaum die Worte bilden. Es kam nur ein Flüstern heraus, aber, wenn ich auch durch ein Megaphon geschrien hätte, niemand hätte es gehört. Das Getöse war zu ungeheuer.

Und sie kamen, kamen. Meine Augen starrten stumpf auf einen Mann, der hinter einer Traverse kniete und sinnlose Worte zu sich selber sprach. Ich wollte ihn schelten, als mit schrecklichem Krachen eine Brisanzgranate über der Traverse krepierte. Der Mann wurde vorwärts geschleudert, nur sein zersplitterter Kopf sah noch aus den auf ihn gestürzten Erdmassen heraus.

Ich raffte mich zusammen. Also das war es, was die Zeitungen ein „wütendes Bombardement der Gräben" nannten. Und ich hatte bis dahin noch keinen Deutschen gesehen. Plötzlich, wie ein Sturm in den Tropen, schien das Schießen abzusterben. Ich konnte es zuerst nicht fassen. Geist und Gehirn waren noch betäubt. Ich schien von einem Alp zu erwachen, aber nur halb. Wie lange ich so lag, ich wußte es nicht. Ich versuchte meine Hand zu bewegen, das Zucken meiner Muskeln zu beruhigen. Plötzlich sah ich eine Gestalt um die zerstörte Traverse kriechen. Es war mein Hauptmann. „Gott sei Dank, daß Sie nichts abbekommen haben. Sie hatten es schlimm hier." — Ich nickte, denn ich konnte nicht sprechen. Der Hauptmann sah mir ins Gesicht und verstand. Niemand sprach eine Weile. „Wieviel sind übrig von Ihrer Abteilung?" fragte dann der Hauptmann wieder. „Ich weiß es nicht," erwiderte ich. Meine Stimme schallte mir selber seltsam. Tatsächlich zitterte sie wie die eines alten Mannes. Wir krochen umher und zogen aus allerlei Ecken Männer mit weißen Antlitzen. Ein Mann schluchzte, die anderen starrten betäubt vor sich hin . . . ."

Es ist ja schon oft genug darüber berichtet worden, daß die Engländer ihre Hilfsvölker stets in die vorderste Linie senden. Eine neue Bestätigung bildet die Schilderung eines Gefechtes der 57. Wilde's Schützen bei Ypern im „Daily Telegraph", in der es heißt: „Die 57. Wilde's Schützen, ein Regiment, das während des ganzen Feldzuges den Ruf der indischen Armee in wunderbarer Weise hochgehalten hat, bildete das mittlere Bataillon der Brigade. Der Zwischenraum, den die angreifende Abteilung zurücklegen mußte, war ohne Deckung. Er stieg in den ersten 500 Metern leicht an, fiel dann ab und endete in eine allmählich ansteigende Höhe vor den deutschen Stellungen, die die ganze Vormarschlinie beherrschten. Der Feind hatte lange Zeit Gelegenheit gehabt, seine Geschütze auf die Entfernung einzustellen, eine Tatsache, die bald durch die Genauigkeit seines Feuers bestätigt wurde. Während der ersten 500 Meter waren die Verluste durch

Schrapnells und Gewehrfeuer ziemlich stark. Aber der Raum wurde in kurzen, raschen Vorstößen bewältigt. Bald kam jedoch das Regiment in einen Orkan von Feuer jeden Kalibers, von Schrapnells, Maschinengewehren, Gewehren und Explosivgranaten mit erstickender Gaswirkung. Von da ab fielen die Leute in unheimlicher Zahl. Trotzdem ging das tapfere Regiment weiter vor, wenn es auch seinen Zusammenhalt verloren hatte. Wie mörderisch das Feuer war, geht aus der Tatsache hervor, daß ungefähr 900 Meter vom Ausgangspunkt fast alle Offiziere gefallen oder verwundet waren. Trotzdem wurde der Angriff bis auf 80 Meter vor den deutschen Graben vorgetragen. Hier wurden Major Duhan, Hauptmann Mackie und Hauptmann Banks getötet, ebenso die beiden indischen Offiziere. Nur zwei von den Offizieren des Regiments blieben übrig, aber beide waren verwundet.

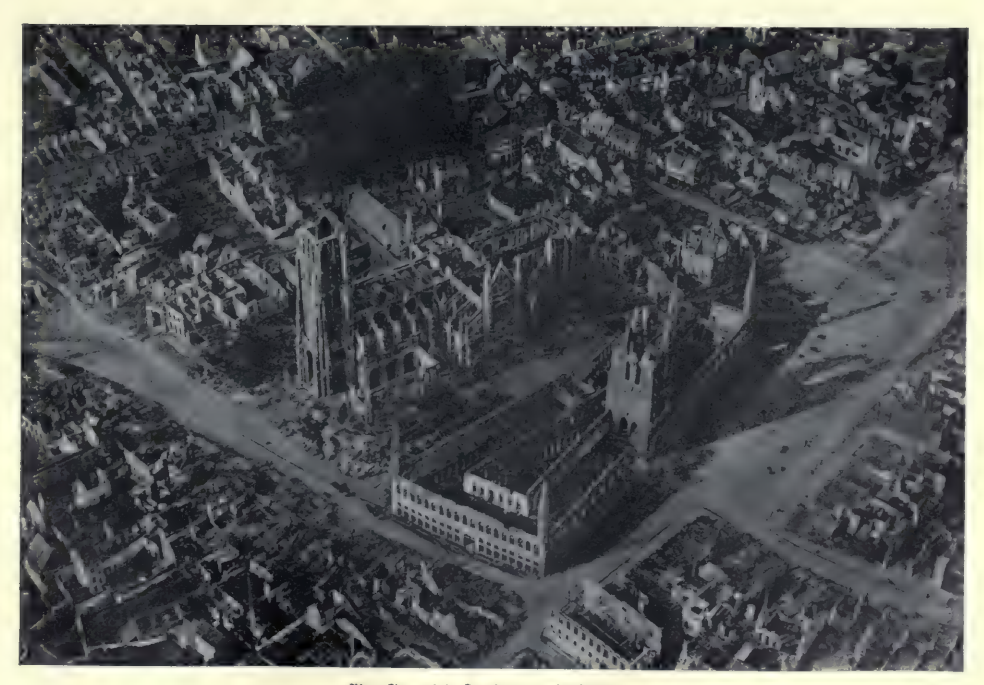
Nun ließ der Feind dichte Wolken giftiger Gase gegen uns los, denen die Unsrigen unmöglich standhalten konnten. Die französischen Kolonialtruppen zur Linken waren der vollen Kraft der Gaswolken ausgesetzt und mußten sich zurückziehen. Unsere Leute wurden durch einen förmlichen Hagel von Bomben und Maschinengewehrfeuer niedergemäht. Ein weiteres Ausharren hätte unter solchen Umständen die vollkommene Vernichtung bedeutet; mit Widerstreben mußten wir deshalb die Früchte unserer Tapferkeit preisgeben und uns zurückziehen."

Den überaus heftigen Kampf nördlich des Teiches von Bellewaarde beschreibt ein württembergischer Mitkämpfer in einem im „Stuttgarter Neuen Tagblatt" veröffentlichten Feldpostbrief. Er erzählt: „Bei der Kompagnie war am 16. Juni 1915 um 3 Uhr morgens höchste Alarmbereitschaft befohlen worden, und als wir um 5 Uhr von unserer Nachtarbeit, der Verlegung eines Telephonkabels, zurückkehrten, war die Kompagnie marschbereit. Wir konnten also kaum mehr einen Schluck Kaffee zu uns nehmen und dann kam der Befehl zum Abmarsch, zurück auf dem eben gekommenen Weg. Zuerst war das feindliche Feuer erträglich, dann aber bis zu unserer Hauptverteidigungsstellung hatten wir schreckliche 1½ Kilometer zurückzulegen. Der Gegner überschüttete uns mit einem Hagel von Schrapnells; Granate krepierte an Granate, die Leute wurden durch den Luftdruck der schweren 28 Zentimetergranaten tatsächlich umgeworfen. Drei Minuten vor 9 Uhr vormittags erhielt ich den Befehl, mit 1½ Zügen, also der halben Kompagnie, um 9 Uhr 5 Minuten vormittags vorzugehen, den voraussichtlich in dem vorliegenden Wäldchen liegenden Gegner mit dem Bajonett zu werfen und unter allen Umständen am Teich von Bellewaarde rechts vorbei in unseren Reservegraben vorzudringen. Dieser Auftrag wurde mit Schneid und Energie durchgeführt und es gelang uns, von dieser Stellung aus den mit starken Kräften anmarschierenden Gegner teilweise am weiteren Vorgehen zu hindern, teilweise zum Rückzug zu zwingen. Wären wir hier eine Viertelstunde später eingetroffen, wäre die Situation verloren gewesen, da sich dann unser Nachbarregiment nicht mehr hätte halten können; so aber konnte es, auf uns gestützt, die bereits verlorenen Grabenteile mit Handgranaten zurückerobern. Der rechte Flügel unserer Kompagnie stellte dann die Verbindung nach rechts her und war an der Erstürmung der Ferme de Bellewaarde hervorragend beteiligt. Von 4 bis 6 Uhr nachmittags hatten wir in unserem Graben ein Artilleriefeuer auszuhalten, wie es der Krieg wohl noch selten gesehen hat. Auf einen Raum von 250 Metern richtete der Gegner ein konzentrisches Feuer fast seiner gesamten Artillerie. Ein einziges Dröhnen, Heulen, Brüllen und Donnern; der ganze Boden war in Bewegung. Die Grabenwände stürzten ein, die Luft war mit Rauch und Staub angefüllt nnd die Sonne verfinstert. Die Hölle schien losgelassen, man glaubte, daß kein Mensch aus diesem Höllenpfuhl entkommen könnte. Offenbar beabsichtigte der Gegner nochmals einen Angriff, aber kaum war die letzte Granate krepiert, standen wir schon wieder an den



Nach L'Illustration

Am Ufer des Yser-Kanals zwischen Boesinghe und Lizerne
Links Soldatengräber, rechts französische Unterstände



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Blick auf das zerstörte Ypern



Phot. Gebrüder Haeckel Berlin

Englische Artillerie auf dem Marsch



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Von deutschen Soldaten hergestelltes Blockhaus in Westflandern

Schießscharten, schüttelten den Staub von Haupt und Mähne und waren bereit, die Herren zu empfangen. Aber sie kamen nicht, ihre Verluste waren zu groß; ein von uns am Abend angesetzter Sturm konnte wegen des zu starken Artillerie- und Maschinengewehrfeuers allerdings auch nicht vordringen.

Die ganze Sache war so gekommen: Der Gegner hatte bei Morgengrauen unsere Schützengräben mit schwerster Artillerie einfach zugedeckt, so daß die Grabenbesetzung größtenteils verschüttet wurde. So lange im Graben noch kein Mensch vor Staub und Rauch und Gas die Augen aufmachen konnte, machte er einen Angriff und drückte unsere vorderste Linie ein. Einen Teil dieser Stellungen konnte er zunächst halten, der andere Teil wurde ihm sofort wieder abgenommen. Daß der Gegner am weiteren Vordringen verhindert wurde, ist unbestreitbar hauptsächlich unserer Kompagnie zu danken.

Nach den bei gefallenen und gefangenen Engländern aufgefundenen Aufzeichnungen und Plänen hatte der Gegner für den Angriff 63 Batterien und sieben Brigaden bereitgestellt — zu einem Angriff auf einen Abschnitt, der bei uns in vorderster Linie von drei Kompagnien besetzt war. Diesen feindlichen Reserven brachte unsere flankierende Artillerie entsetzliche Verluste bei. Nach Aussage von Gefangenen sind ganze Kompagnien durch Schrapnellfeuer buchstäblich weggemäht worden."

Ein Beweis für die Schwere der englischen Verluste sind auch die ausführlichen Berichte der englischen Zeitungen zum Andenken an ein kanadisches leichtes Infanterieregiment, das im Dezember 1914 England verließ, am 7. Mai 1915 auf 635 Mann zusammengeschmolzen war und am 18. Mai 1915 vor Ypern bis auf 150 Mann aufgerieben wurde. Oberstleutnant Farquhar, der das Regiment zum Teil aus eigenen Mitteln aufgebracht hatte, ist mit allen Offizieren bis auf einen Leutnant gefallen.

Auf den Schlachtfeldern und in den deutschen Waldunterständen vor Ypern

Ein Offizier des 2. Landsturm-Infanteriebataillons München, G. H., der Gelegenheit hatte, Mitte Mai 1915 die Gegenden um Zantvoorde, Gheluvelt, Veldhoek, Becelaere, Polygonwald, Westhoek und Zonnebeke zu besuchen, schilderte seine Eindrücke in einem ausführlichen Bericht an die „Münchner Neuesten Nachrichten" folgendermaßen: „Kurz vor Zantvoorde hört plötzlich scheinbar alles Leben auf; weit und breit sieht man keine Menschenseele. Die Häuser vereinzelt abseits der Straße starren mich mit offenen Fenstern und Türen an; da und dort sieht man Spuren von Beschießung. Zantvoorde selbst besteht nur aus mehreren Häusern, darunter einigen Estaminets. Nach einem kleinen Hügel wird es auf einmal sichtbar, keine 200 Meter über dem Rücken. Ein paar Pferde trippeln vor der Straßenwirtschaft, Artillerieoffizieren gehören sie, die hier in der Kantine etwas Trinkbares suchen; drinnen sitzen, in der gleichen Absicht ein paar ermüdete Feldgraue. Sonst regt sich nichts Lebendes in dem Nest, kein neugieriges Auge schaut zum Fenster heraus, kein Wagen zieht durch die Straßen, weder Mensch noch Tier läßt sich sehen, eine unheimliche Ruhe an solch herrlichem Frühlingstag, der alles zum Leben zu erwecken berufen scheint. Vergebliches Mühen, der Krieg hat hier seine furchtbare Geißel geschwungen. — — —

Rasch geht's in nordöstlicher Richtung zur schönen Chaussee, die in fast schnurgerader Richtung von Menin nach Ypern führt, hinab. Die Felder sind verwildert und doch scheinbar da und dort bebaut; doch es ist Trug! Die gelben Blütenfelder, die man sieht, sind nichts anderes als die blühenden Schößlinge der im Herbst nicht eingeheimsten und neuerdings treibenden Rüben. Da und dort ragt ein Holzkreuz über die fast meterhohen Triebe hinweg, „einem unbekannten tapferen Helden" gewidmet. Kilometerlange Gräben flankieren die Straße; die Verhaue vor den Gräben sind von der Natur fast völlig verkleidet und oft nur noch an den überragenden Pfosten zu erraten.

Auf der Chaussee angekommen, zeigt sich einem ein eigentümliches Bild. Zur Rechten fällt die Straße nach Menin hinab und interessiert weniger; umso interessanter sieht's zur Linken aus, von der oben das berühmte Gheluvelt herunterschaut. An der leichten Steigung bei Gheluvelt und etwas weiter vorne bei Veldhoek hatten die Engländer starke Erdbefestigungen angelegt und harten Widerstand geleistet. Straße und Aecker sind von Granaten gepflügt, die herrlichen Alleebäume größtenteils abgeschossen, zerfetzt und geknickt; Arbeiter sind daran, die Schäden soweit wie möglich auszubessern, da und dort auch ganz neue Straßen anzulegen. Da ist gleich der „Badische Weg", die „Friedrich-August-Straße" usw., nach den Namen schon erkennbar, welche Kontingente hier gewaltet. Auf der oftmals durch tiefe Gräben unterbrochen gewesenen Chaussee herrscht ziemliches Leben. Kolonnen passieren und Feldgraue, Autos und Motorradler.

Unmittelbar am Westrand von Gheluvelt verlief die englische Stellung, noch angelehnt an die ersten Häuser. Die armen Kerle, die links der Straße gewesen sein müssen, als eine 21er das Haus über ihren Köpfen wie ein Kartenhaus zum Zusammenklappen brachte, sie schlafen jetzt hier unten den ewigen Schlaf. Die Ortschaft selbst hat, soweit man's überhaupt noch schätzen kann, aus etwa sechzig Häusern bestanden. Rechts und links haben sie die Straße gesäumt; in Trümmerhaufen ist alles, alles zusammengesunken, ein unbeschreibliches Chaos, in dem ein Leutnant (als „Ortskommandant") mit seinen Leuten kampiert. Auch die Kirche liegt in Trümmern, der Turm ist von Granaten angefressen, das Dach ausgebrannt und abgestürzt . . . .

Halblinks drüben liegt die Höhe 60, die so viele Leute gekostet, aber endgültig in unserem Besitz ist. Von der auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Windmühle sind nur noch die Eisenräder übrig geblieben. An ihr vorbei zieht nordöstlich der Weg nach Becelaere. Die Senkung zwischen beiden Orten ist der reinste Friedhof; mit Liebe sind die Gräber von Kameraden angelegt und gepflegt; der links liegende Park war wie geschaffen dazu. Ueberall Holzkreuze mit Inschrift, oft auf einem Grab ein Blumenstrauß, ein Helm, ein geschnitztes Kreuz und einmal . . . . rührend, eine weiße Schleife: „Die Eltern und Geschwister ihrem lieben, guten Ernst" . . . .

Merkwürdig, in Becelaere, das natürlich ebenfalls nur von Feldgrauen bewohnt wird, soweit man überhaupt von Bewohnen sprechen kann, hat am meisten die Kirche gelitten. Wohl an die zwanzig Treffer hat der massive Turm erhalten, dessen Ruine weithin sichtbar ist. Die Engländer haben hier oben den deutschen Artilleriebeobachtungsposten vermutet, sie haben's ja so in der Mode. Etliche Verbandplätze haben hinter Mauergiebeln Schutz gefunden; wie die Küchlein um die Henne sitzt man zusammengekauert dahinter. Die Front kann da nicht ferne sein . . . .

Hinter Becelaere, da wo die Straße nach Moorslede abbiegt, passiert man die interessanteste Frontstellung. Hier war man sich, nur durch eine Mulde getrennt, auf dreißig Meter monatelang gegenübergelegen. Drahthindernisse konnten nicht angelegt werden, denn wer nur die Nasenspitze zeigte, war weg. So baute man herüben und drüben mit Sandsäcken hohe, dicke, steile Mauern, um jeden Angriff und jedes Erklettern dem Gegner zur Unmöglichkeit zu machen. Und doch haben's die unsern geschafft, mit Bravour geschafft; wer das gesehen, der fragt sich mit Recht, was ihnen wohl widerstehen wird. Blut, viel Blut ist hier geflossen, in Ermangelung von Sandsäcken hat hier der Gegner gar die Leichen der gefallenen Kameraden zur Bildung der Brustwehren mit eingebaut; als die Riesenfeldbefestigungen abgetragen wurden, stieß man dabei auf diese Kulturtaten der Grande nation und diese Zeichen der Pietät der „lieben Vettern über dem Kanal" . . . . Es hat ihnen nicht viel geholfen, mit unwiderstehlicher Kraft wurde die außerordentlich gut gewählte, vor Zonnebeke liegende Stellung in glänzendem Anlauf genommen; und dann fiel auch Zonnebeke.

Vielleicht 300 Meter über dem Rücken, an dem Ypern zugekehrten Abhang liegt Zonnebeke; Straßen und Plätze gleichfalls von Geschossen aufgeworfen, die Häuser vielfach, aber doch nicht so stark wie in Gheluvelt zerstört. Aber wie dort auch hier die vordem anscheinend reiche Kirche ein grauenhaftes Bild der Vernichtung .... Noch stärker wirkt das Bild der Zerstörung, wenn man den um die Kirche ziehenden Friedhof betritt. Nicht einmal die Toten haben in ihren Gräbern Ruhe gehabt, blieben von der Kriegsfurie verschont; Granaten haben ihre Bahn bis in die Särge gefunden und die Gebeine weit im Umkreis umhergestreut; Trichter bis zu sechs Metern Durchmesser sind nach Dutzenden zu sehen ...

Die Kanoniere einer Artilleriestellung sitzen bei ihren Geschützen, bereit, Tod und Verderben zu speien, aber nicht ein Schuß wird gelöst. Ruhig sitzt auf einem Karren im Feld ein Artillerist, um die Wirkung des von andern Batterien durchgeführten Bombardements der feindlichen Stellungen wie von Ypern selbst zu beobachten. Alle Minuten etwa, es ist auffallend ruhig, wird ein Schuß gelöst, gleich darauf sieht man drüben, südlich von Saint-Jean, gelb-grünen Rauch aufsteigen; eine Granate wird neben die andere an den Waldrand gesetzt, man sieht, daß mit unheimlicher Genauigkeit geschossen wird. Ein Bauernhof steht zehn Sekunden nach dem Einschlag der Brandgranate lichterloh in Flammen, in Haufen sieht man durch das Glas die Engländer herausstürzen. Ypern selbst liegt fast in einer Staubwolke verhüllt da; etwa alle Minuten schickt man einen Gruß von unsern Linien hinein; die Explosionen, die hohe Staubsäulen aufwerfen, sind deutlich zu sehen." Nach englischen Meldungen sollen innerhalb von 48 Stunden 20000 deutsche Geschosse in den Stadtbezirk gefallen sein; so blieb kein einziges Haus unbeschädigt, und alle Zivilbewohner waren bis zum 1. Juni 1915 entflohen.

In den Wäldern vor Ypern haben sich deutsche Truppen wohnliche Unterstände geschaffen. Der Kriegsberichterstatter Julius Hirsch erzählt davon anschaulich im „Neuen Wiener Tagblatt": „Die Wälder in Flandern sind selten. Einer unter ihnen aber ist ein Unikum, und wer längere Zeit darin hauſt, vergißt den Krieg, trotzdem er erfüllt ist von allem, was zum Krieg gehört. Eisenbahnschienen durchqueren den Wald, Rampen und Stationen sind mitten im Grün angelegt, eine Waldbahnbetriebsleitung hat sich unter einer mächtigen Baumkrone häuslich niedergelassen. Die Waldbahn führt auch einen Namen: Herzog Albrecht-Bahn.

An wohlgesicherten Stellen halten ihre Lazarettzüge. In der Nähe liegt eine kleine Kolonie: der Hauptverbandsplatz mit Aufnahmeraum, Operationsbaracke und Schlaf- und Kasinoräumen für Aerzte und Sanitätspersonal. Hier arbeiten die stillen Helden des Krieges im weißen Operationskittel oft von früh bis abends ..

In der Operationsbaracke selbst ist es blitzblank vor Sauberkeit. Die Wände tragen hellgrauen Oelanstrich; in einem Kessel dampft das Wasser in dem die Instrumente gereinigt werden, daneben zwei Verbandtische, vier Tischchen, auf denen die Instrumente ausgelegt sind, zwei Stühle, Stellagen, auf denen viel Mull, Watte, Jod u. a. liegt und steht — das ist alles, was sich im Operationsraum befindet. Nicht weit davon hat sich die Sanitätskompagnie einen kleinen Gottesacker angelegt, für die wackeren Kameraden, die beim Samariterwerk gefallen sind. Auf den Gräbern blühen Blumen, an den Kreuzlein ranken sich Schlingpflanzen. Zwei deutsche Flaggen wehen zur Rechten und Linken der Eingangspforte, über der die alten, lieben Worte das Hohelied von deutscher Freundschaft künden: „Ich hatt' einen Kameraden ..."

An das Eisenbahngeleise grenzt ein Park mit wohlgepflegten, glatten Wegen, Rasenplätzen und Beeten. Das haben alles Soldaten angelegt und bepflanzt. Ein wundervoller Kurpark! Ein Wildbach ist eingefangen worden, und seine Kraft treibt ein reizendes Wasserspielwerk. Auf einem Hügel mitten im Bächlein stehen, aus Blech geschnitten,

alle Männer, deren Namen in diesem Krieg so häufig genannt werden. Der Kaiser, vor dem Poincaré seine Verbeugung machen muß, Hindenburg und der Sultan, Hötzendorf, der Zar und Grey, sein Pfeifchen im Munde. Joffre winkt mit einem weißen Tuch, und Kitchener streicht den Schnurrbart. Ein allerliebstes Spielzeug für Kinder! Das Wasser treibt ein Rad, und die Drahtschnüre ziehen die Figuren. Aus dem lustigen Spielwerk lacht die Liebe zur Heimat! Abends, wenn der Panzerzug aus dem Feuer heimgekehrt war und sein Führer rußgeschwärzt von der Lokomotive kroch, dann schnitt er in einem Winkel eines Panzerwaggons kleine Männchen aus Blech, Köpfe, Beine und Hände, bemalte alles in bunten Farben — und träumte dabei wohl von seinen Kindern, denen er hier ein Märchen schuf, mitten im flandrischen Wald.

Und im Parke verstreut liegen kleine, entzückende Villen, winzig klein, mit Gärtchen und Gartenzaun, Schneewittchen und ihre sieben Zwerge könnten hier hausen. Ueber den Gartenpforten liest man die Namen griechischer Göttinnen. In Bewunderung versunken bleibt man stehen und kann es nicht glauben, daß diese zarten Häuschen rauhe Matrosenhände gezimmert haben.

Dort drüben steht ein Eisenbahnzug. Der Clou des Schauwaldes: ein Badezug. Ein echter Badezug mit Badewagen und 52 Duschen mit heißem Wasser, das die Maschine spendet, mit drei Ankleideräumen für gesunde, für kranke und für jene Mannschaften, die den Besuch kleiner Tierchen haben. Kompagnieweise sucht die Mannschaft den Zug auf, der den Soldaten auf weiten, wasserarmen Strecken das erquickendste Bad an die Front bringt. (Vgl. die Abbildungen V, vor S. 133).

Ein Sonderzug führt uns dann in andere Teile des Märchenwaldes vor Ypern. Es ist der interessanteste Extrazug, mit dem ich je fuhr. Eine Panzerzuglokomotive zog einen belgischen Schnellzugwaggon. Wir halten nach zehn Minuten. Der Zugsführer ruft: „Bayerndorf". Hier lagen im Winter bayerische Regimenter. In den Erdhütten, die hier um und an die Baumstämme angebaut sind, wohnen jetzt andere Soldaten. Die Fahrt geht weiter. Ihr Endziel ist eine Art Rangierbahnhof mit Prellsteinen und Rampen. Die Züge, die dort stehen, sind aber tot und ruhig. Kein rollendes Material. Tannenbäume pressen sich an ihre Wände, ihre Dächer deckt Laub und Reisig, denn in den Zügen selbst ist es lebendig. Sie führen die Fachbezeichnung „Wohnzüge" und sind vortreffliche Wohnstätten für die Nomaden des deutschen Heeres.

Die Schlafräume sind von den Wohnräumen in den Zügen getrennt. Der Bequemlichkeit halber führen Stege, die unter Baumgrün verschwinden, zu den Waggontüren. Vor Güterwagen, in denen Offiziere wohnen, sind kleine Schweizer Veranden mit Stiege und Geländer erbaut. Ein Tischchen und ein Stuhl stehen auf der Veranda. In einem Speisewagen ist der Regimentsstab mit seiner Kanzlei untergebracht, im Schlafwagen daneben wohnen die Offiziere. Es macht den Eindruck, als wenn ein Expreßzug mitten im Urwald hielte. Knüppelwege führen jetzt längs der Züge; früher versank man hier im Morast. Eine Wasserleitung führt aus einem Brunnen von 139 Meter Tiefe frisches und gutes Trinkwasser durch den Wald.

Vor ihren Waggons haben sich die einzelnen Kompagnien kleine Vorgärten angelegt. Flaschen und Gläser dienen als Gartenschmuck. Zierliche Lauben umkleiden sich mit jungfräulichem Grün, nett gezimmerte Bänke und Tische sind für Siestastunden an warmen Sommerabenden bereit. Das patriotische Fühlen gab den meisten Plätzen im Walde den Namen, man liest aber auch die heiteren Aufschriften „zur Spielhölle" und „Liebeslaube" und lacht herzlich, wenn auf einer Bank die warnende Inschrift prangt: „Für Kindermädchen verboten!" Aus roten und weißen Steinchen gefertigte Beete, die Wappen, Reichsadler und Initialen darstellen, zieren die kleinen Garten- und Parkanlagen, in denen es auch nicht an Fischteichen fehlt."



Phot. Hohlwein & Circke, Berlin

Eine Scheinwerfer-Stellung an der flandrischen Küste



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Deutsche Marinetruppen mit einem Maschinengewehr in den Dünen Flanderns



Phot. Hohlwein & Gircke, Berlin

Vor der Wohnung eines deutschen Marineoffiziers an der flandrischen Küste



Phot. Hohlwein & Gircke, Berlin

Maschinengewehr mit deutschen Marinesoldaten in den Dünen Flanderns

Die Beschießung von Dünkirchen, Furnes-Ost und Poperinghe

Seit dem 30. April 1915, als die französische Kanalfestung Dünkirchen zum erstenmal der schweren deutschen Artillerie ein sicheres Ziel bot (vgl. V, S. 181 ff.), blieb Dünkirchen als wichtiger Stützpunkt der englischen Armee ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit des deutschen Armeeoberkommandos in Flandern. Am 10. Mai 1915 erhielt die Festung im Laufe des Vormittags vier großkalibrige Granaten, die auf den Bahnhof gerichtet waren. Während hier der Schaden noch verhältnismäßig gering war, richtete die Beschießung der Vorstadt Bergues größere Verheerungen an. Ueber zehn Häuser wurden zerstört, und von einer mitten auf dem Marktplatz einschlagenden Granate viele Personen verletzt. Die Bevölkerung, die nach und nach wieder nach Dünkirchen zurückgekehrt war, verließ von neuem die Stadt. Nach einem Bericht der „Times" war die neue Kanonade so stark, daß die gegenüberliegende englische Kanalfestung Dover erzitterte und das Bombardement über den ganzen Kanal dröhnte.

In der Nacht vom 21. auf den 22. Juni 1915 wurden Stadt und Hafen von Dünkirchen von neuem von 45 schweren Geschossen getroffen, die während einer dreiviertelstündigen nächtlichen Belegung bedeutendere Verwüstungen in den Geschäftsvierteln anrichteten, als bei den fünf früheren Beschießungen. Die Zahl der toten und verwundeten Zivilisten und Militärpersonen wurde auf 200 geschätzt. Der Bahnhof ist vollständig zerstört worden und auch die Hafenbauten erlitten schwere Beschädigungen; zwei Drittel der Bevölkerung flohen. Auch Furnes-Ost ist von den Deutschen in diesen Tagen beschossen worden, worauf die Franzosen nach ihrer amtlichen Nachmittagsmeldung vom 28. Juli zur Vergeltung die deutschen Quartiere von Westende und Middelkerke beschossen.

Am 1. August 1915 begannen die Deutschen die Festung Dünkirchen wiederum mit ihren weittragenden Kanonen zu beschießen, und am 8. August ist, wie „Nouvelliste" meldet, auch Poperinghe (westlich von Ypern) eine Stunde lang von der deutschen Artillerie beschossen worden. 22 Granaten fielen auf die Stadt. Nach dem zehnten Schuß trat eine Pause ein, so daß die Bevölkerung glaubte, die Beschießung sei zu Ende. Wenige Minuten später setzte das Feuer wieder ein und verursachte bedeutenden Schaden. Großen Militärschaden richteten auch die großen Geschosse schwerkalibriger Geschütze an, die am 9. August 1915 auf Dünkirchen geschleudert wurden. Unter der Bevölkerung hatte diese erneute Beschießung eine derartige Bestürzung und Erregung verursacht, daß sich die Behörden veranlaßt sahen, zum Schutz der Bewohner neue Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Dazu gehört, daß in einer Anzahl Straßen mehrere Häuser durch weithin sichtbare rote Fahnen allen bei einer einsetzenden Beschießung auf den Straßen befindlichen Bewohnern als Zufluchtsstätten kenntlich gemacht wurden.

Der Luftkrieg in Flandern

Die Franzosen und Engländer hatten auf ihr überlegenes Können im Fliegen, auf die „fünfte Waffe", große Erwartungen gesetzt. Der bisherige Kriegsverlauf hat jedoch bewiesen, daß die deutschen Flieger ihren Gegnern zum mindesten ebenbürtig sind. Bei Wind und Wetter, bei Sturm und eisiger Luft steigen sie auf, fliegen über das Meer, und haben überall und stets eine Ausdauer, Unerschrockenheit und Kampfeslust bewiesen, die ihresgleichen sucht. Während des Bewegungskrieges wie in den Stellungskämpfen ist der Flieger als Aufklärer und Beobachter zu einem unersetzlichen Gehilfen der Truppenführung geworden; neuerdings haben unsere Flugzeuge auch im Geschwaderfluge alle Erwartungen übertroffen. Denn die überaus häufige Belästigung durch feindliche Flieger hat dahin geführt, die deutschen Flugzeuge nicht nur zur Selbstverteidigung sondern auch zum Angriff geeignet auszubauen; so entstanden die Kampfflugzeuge, die den Luftkrieg, der früher als Hirngespinst belächelt wurde, zur Tatsache machten.

Im Norden unserer Westfront, wo, wie Hauptmann a. D. Pietsch in der „Täglichen Rundschau“ schreibt, eine besonders große Anzahl deutscher Fesselballons die Beobachtung der feindlichen Linien, besonders auch der Artillerie, besorgten, hatte sich ein neues Kampfziel herausgebildet, indem die feindlichen Flieger versuchten, unsere Fesselballons unschädlich zu machen. Das gelang ihnen aber nicht. Denn einmal kann ein solcher Ballon schon viele Schüsse vertragen, ehe er in sich zusammensinkt oder zur Explosion gebracht wird. Und dann haben es unsere aufmerksamen Flieger bisher stets verstanden, die feindlichen Flugapparate bei ihren Ballonangriffen zu vertreiben oder durch gewandtes Manövrieren und erfolgreiche Beschießung zum Absturz zu bringen.

Trotz der lebhaften Fliegertätigkeit an der belgischen Küste und im Kanal kam es doch nicht zu größeren Luftkämpfen. Ein Zeppelin-Luftschiff griff in der Nacht vom 16. auf den 17. Mai die Festung Calais an; wiederholt flogen die deutschen Tauben über das Aufmarschgebiet der englischen Armee, hielten den Gegner in Unruhe und schleuderten mit sichtbarem Erfolg Bomben auf Dünkirchen und Calais, scheuten auch nicht davor zurück, der unnahbaren englischen Kanalfestung Dover einen deutschen Gruß zu entbieten. Hervorragende Leistungen vollbrachten diejenigen Flugzeugführer, die in den Monaten Mai bis August 1915 durch ihre sichere Beobachtung hoch über Dünkirchen das Feuer der schweren Artillerie in Flandern leiteten. Hervorragendes leisteten aber auch jene Flieger, die in unermüdlicher Wacht Flanderns Küsten vor englischen Luftangriffen zu schützen suchten. Von solcher „Küstenwacht“ erzählt Ernst Wilde in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“: „Eine Stunde mochte es her sein, als von der Küste wieder einmal Alarm kommt. „Flieger in Sicht!“ Tatsächlich kommen von Englands Küste nicht einer, sondern sechs oder sieben Vögel angeflogen, voran in respektvoller Entfernung ein deutscher, wir können durchs Glas bereits das Kreuz erkennen. Es sind unsere Flieger, sagen wir uns, es sind die beiden Leutnants, die vor knapp einer Stunde von uns Abschied nahmen.

Aus dem Manöver, das unser Flieger macht, schließen wir, daß er von Engländern verfolgt wird, und machen uns bereit, ihm beizustehen. Kurz vor der Küste verlangsamt das deutsche Flugzeug seinen Flug, steigt aber höher hinauf, was die Gegner veranlaßt, es ihm gleichzutun. Eine weitere Steuerbewegung, dann dreht unser Flieger auf die Feinde ein, und vor unseren Augen beginnt ein Fliegerkampf. Wir sind ruhige Leute, nun begannen unsere Nerven aber doch zu fiebern; einer gegen sechs, das schien uns doch etwas gewagt, aber unsere Flieger, sie wagen alles!

Kaum merkten die Gegner die Absicht, als sie unser Flugzeug zu umschwärmen begannen. Einige versuchten höher zu steigen, andere das deutsche Flugzeug von hinten zu fassen und die übrigen es von vorn anzugreifen. Die sich uns zu nahe wagten, d. h. hinter unserem Flieger waren, wurden von uns aufs Korn genommen. Nach drei guten Schüssen schwankte ein feindlicher Zweidecker bedenklich und mußte im Gleitflug niedergehen. Die Gegner, die über unser Flugzeug zu kommen trachteten, wurden von unserem Flieger beschossen. Wir konnten sehen, daß der Begleiter in einem der Flugzeuge zusammensank und das Flugzeug sich bedenklich auf die Seite legte. Dieser zweite Unfall war den Feinden das gegebene Zeichen, sich schleunigst zur Flucht zu wenden. Unsere Flieger ließen es sich nicht nehmen, die Fliehenden noch eine Weile zu verfolgen, dann landeten sie hinter den Dünen, auf der ebenen Fläche, von wo aus sie ihren Aufstieg unternommen hatten. Die notlandenden Gegner waren inzwischen von unseren Leuten gefangen genommen worden.“

Die Kühnheit und Gewandtheit der deutschen Flieger ist auch vom Gegner verschiedentlich anerkannt worden. So erzählt im „Echo de Paris“ ein französischer Flieger einem staunenden Freund folgende Geschichte: „... Mein Lieber, Sie erzählen uns wohl Räubergeschichten?“ „Leider nein, es ist die reine Wahrheit. Die Taube, die wir ver-

folgten, ist mitten am Himmel verschwunden. Es ist das erstaunlichste Zauberkunststück, das ich jemals sah.

Wie ich Ihnen sagte, waren wir an jenem Morgen zugleich mit zwei Fliegern eines anderen Geschwaders gegen sechs Uhr in unsere Linien zurückgekehrt, als wir einen Deutschen über unseren Batterien fliegen sahen. Sie können sich denken, daß wir im Augenblick wieder auf unseren Apparaten waren und wie der Teufel auf den Deutschen zuflogen. Der hatte uns aber auch gesehen und zeigte nicht die geringste Lust, mit uns eine Unterhaltung anzuknüpfen.“ „Er machte sich davon?“

„In beschleunigtem Tempo. Aber was half's ihm? Wir waren geschwinder. „Der ist uns sicher,“ meinte mein Beobachter, und ich antwortete ihm: „Vorwärts, die Straße ist gut!“ In der Tat, am ganzen Himmel war nur eine einzige Wolke, die weiß und rund wie ein Apfel ganz allein über unseren Linien spazierte. Von Sekunde zu Sekunde kamen wir der Taube näher; mein Beobachter machte sich schon daran, ihr seinen Gruß mit dem Maschinengewehr hinüberzuschicken, als der Deutsche plötzlich ein Meisterstück von einer Schwenkung machte. Anstatt zu versuchen, vor unserer Nase vorbei nach der deutschen Seite zu gelangen, nahm er jetzt die Richtung auf unsere Stellungen. Erwischt! denke ich mir. Aber nein, der Kerl fliegt auf die Wolke zu, und ehe wir's uns versahen, stürzte er sich mitten in sie hinein. Tableau! Im Handumdrehen war kein Boche mehr am Himmel: eins, zwei, drei, verduftet, verschwunden! Die verdammte Wolke hatte die Taube und ihre Insassen wie eine Pille verschluckt. Welch ein phantastisches Zauberstück! Mein Beobachter und ich waren wie vor den Kopf geschlagen. Aber nach einer kleinen Weile sagen wir uns: wir müssen ihn kriegen, und mit den andern fliegen wir auf die Wolke zu, um die unsere drei Flugzeuge nun eine Rundfahrt in 2500 Meter Höhe organisieren, wie man sie nicht so gleich wieder sehen wird.

Jeden Augenblick erwarteten wir, daß die Taube aus ihrer „Watte“ auftauchen und sich auf uns stürzen würde. Aber sie blieb unsichtbar, und ich fragte mich wirklich, ob sie nicht von der Wolke verdaut worden sei! Die phantastische Runde ging unterdessen immer weiter. Wir waren wie von Sinnen, und mein Begleiter schrie fortwährend wie ein Narr ... Da, auf einmal, was stürzt da? ... Verdammt! ... Der Schuft von einem Boche leistet sich einen kerzengraden Sturz von drei- oder vierhundert Metern und fliegt dann nach den deutschen Linien davon, ohne sich von uns zu verabschieden! Ah, der Schuft! der Schuft! Er hat uns hereingelegt! ...“

Jedoch die Tätigkeit der französischen und englischen Flieger darf gleichwohl nicht gering eingeschätzt werden, sie hat uns manchen schmerzlichen Verlust gebracht. So wurde nach einer Meldung des „Matin“ vom 18. Mai 1915 der deutsche Flugzeugpark in Ghistelles, zerstört und am 7. Juni 1915 gelang, nach einer Mitteilung der englischen Admiralität vom 9. Juni 1915, zwei englischen Fliegern morgens um 2.30 ein Luftangriff gegen die deutsche Luftschiffhalle von Evere bei Brüssel. Auf den Schuppen wurden Bomben geworfen, er geriet in Brand; man erfuhr aber nicht, ob sich ein Luftschiff darin befand. Die beiden Flieger sind unversehrt zurückgekommen.

Am gleichen Tage, morgens um 8 Uhr, hat der englische Flieger Warneford zwischen Gent und Brüssel einen Zeppelin in einer Höhe von ungefähr 6000 Fuß angegriffen. Er warf sechs Bomben, die das Luftschiff zur Explosion brachten. Das Luftschiff stürzte zu Boden und brannte lange Zeit. Durch die Gewalt der Explosion wurde der englische Apparat umgekehrt, dem Piloten glückte es aber, das Gleichgewicht wieder herzustellen. Er mußte jedoch im feindlichen Gebiet landen; gleichwohl vermochte er, seinen Motor wieder in Gang zu bringen und wohlbehalten nach seinem Abfahrtsort zurückzukehren. Ueber die Vernichtung des Zeppelinluftschiffes erfährt der „Daily Telegraph“ aus Rotterdam, daß der Zeppelin bei seiner Rückkehr von einem Erkundigungsfluge über der

belgischen Küste nach Gent am Montag morgen bereits seit einiger Zeit von zwei englischen Fliegern verfolgt wurde. Das Luftschiff war sehr hoch gestiegen, um zu vermeiden, daß die englischen Flugzeuge es überfliegen konnten. Als es sich Gent näherte, mußte es tiefer gehen, um später landen zu können. Diesen Umstand machten sich die beiden englischen Flieger zunutzen, sie richteten zuerst ein heftiges Feuer mit ihren Maschinengewehren auf das Lenkluftschiff. Dieses erwiderte, ohne daß von irgend einer Seite ein Ergebnis erzielt worden wäre. Der Zeppelin mußte dann aber tiefer gehen, worauf es den beiden Fliegern gelang, ihn zu übersteigen, wobei der Fliegerleutnant Warneford einige Bomben warf, die den Zeppelin trafen und kleine Explosionen hervorriefen. In wenigen Sekunden stand das ganze Luftschiff in Flammen und stürzte neben dem Beguinenstift von St. Elisabeth in Gent nieder, das Feuer fing; es kam zu Schreckensszenen, bei denen mehrere Personen ums Leben kamen. Nach dem „Daily Telegraph" sollen alle 28 Mann der Besatzung des Luftschiffes getötet worden sein.

Der König von England beglückwünschte Unterleutnant Warneford zu seiner glänzenden Leistung und verlieh ihm das Viktoriakreuz. Aber nur zehn Tage später, am 18. Juni 1915, wurde aus Versailles berichtet, daß Warneford mit dem amerikanischen Schriftsteller Blackneedham auf dem Flugfelde von Buc aus unbekannten Ursachen aus einer Höhe von 250 Metern zu Tode gestürzt sei.

Episoden

Gespräche an der englischen Front.

Die „Morning Post" veröffentlicht eine Skizze aus einer Sammlung von Erzählungen, welche die Verlagsfirma Blackwood und Söhne herausgibt. Unter einem Schuppen in einem am Tage genommenen Dorf treffen in der Nacht zwei englische Freiwillige zusammen, der eine ein Arbeiter, der andere aus besserem Stande. Sie verbringen die Nacht vor dem bevorstehenden weiteren Angriff auf einem feuchten Strohhaufen in schmutzigster Umgebung und können beide keinen Schlaf finden. — „Die Geschichte gibt einem doch viel zu denken", brummt der Arbeiter. „Ist den meisten von uns eine Ueberraschung gewesen, diese „show". — Ich habe mir vor allem nicht träumen lassen, daß diese — — so tapfer kämpfen würden." — „Warum nicht?" — „Sie dienen nicht freiwillig, sind Ausgehobene. Mir wurde immer erzählt, daß ein Volunteer mehr leiste, wie —" „Ich kenne dies Geschwätz hinlänglich", unterbrach ihn der andere. — „Und habt es nicht geglaubt?" — „Nein, ich bin zu viel gereist." — „Nun, die meisten von uns sind nicht gereist, und wir dachten, es wäre richtig." — „Konnten nicht glauben, daß zum Dienst gepreßte Sklaven — sozusagen — so viel Schneid haben würden, was? Sie fechten wie der Teufel — auf alle Fälle genau so gut wie wir. Und nach den Gefangenen und Verwundeten, die ich gesehen habe, scheinen sie auch nicht sehr niedergedrückt zu sein. Sie scheinen sich über nichts beklagen zu können." — „Nein, warum sollten sie denn?" — „Wie? Sie werden gezwungen zu kämpfen, ob sie mögen oder nicht. Ist dem nicht so?" — „Das ist es ja gerade. Sie sind alle in der gleichen Lage. Sie tun alle daher ihr Bestes." — „Ihr meint, sie quälen sich nicht mit dem Denken an das — nun, an was wir alle denken?" — „Das meine ich gerade. Unsere Gedanken an die zu Hause quälen uns, nichts anderes." — „Glaub's Euch. Wir haben angefangen, zu bereuen, daß wir je rausgekommen sind. Sind es die Gefahren, die Wunden, die Anstrengungen? Nein! Ist es der Schmutz? Nein. Was ist es denn?" sagte er mit heiserer Stimme eines Ueberanstrengten, Schlaflosen. — „Wir wissen das ja alle, warum es wieder berühren?" fragte der andere mit müder, leiser Stimme. — „Ich muß an meinen Bruder denken", begann der Arbeiter wieder nach einer Pause. „Er könnte und sollte hier bei uns sein. Was wird er wohl gerade jetzt machen?" fuhr er immer erregter fort. „Wird Feierabend ge-

Deutscher Beobachtungs-Fesselballon fertig zum Aufstieg

Deutscher Beobachtungs-Fesselballon fertig zum Füllen



Phot. A. Grohs, Berlin

In einem deutschen Schützengraben, der mit Eisenplatten und Sandsäcken verkleidet ist.
Ein Beobachtungsposten am Wallspiegel



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Englisches Geschütz während des Kampfes in Nordfrankreich

macht haben — er hat vielleicht jetzt meinen Posten übernommen — schaut einem Fußballspiel zu, trinkt seinen Tee und geht dann in ein Tingeltangel. Wird sich von jemand anders den Eintritt haben bezahlen lassen. Tat das immer gern. Dann hat er mit am lautesten patriotische Lieder gesungen, hat dann noch mehr getrunken, und dann die Nationalhymne gebrüllt." Er holte Luft zum Weiterreden. „Das ist mein Bruder! Gott segne ihn! Und das ist alles, was er leistet, während Ihr und ich hier müde und verlaust auf dem Dunghaufen liegen. Hat weder Weib noch Kind, hat Geld gespart, aber ist nicht solch verdammter Narr, wie er sagt, seine Zeit und Geld an seine Ausbildung zum Dienst zu verschwenden für andere Leute, die zu Hause bleiben und den Rahm abschöpfen. Tut mir leid, Maat", schloß er heiser und atemlos, leiser, „daß ich Euch das alles vorerzähle. Aber, wenn ich nicht schlafen kann — und allezeit, wenn ich nicht gerade im Dicksten drin bin, arbeitet der Gedanke an ihn und seinesgleichen, wie ein Krebs in mir. Er sei verdammt!" — „Ich habe zwei Brüder," sagte der andere langsam. „Der eine ist von derselben Art wie Eurer und tut das gleiche. Gerade an ihn denke ich am meisten, so oft es uns schlecht geht. Er braucht sich sein Geld nicht zu verdienen, hat viel zu den Kriegsfonds gegeben, aber er ist auch nicht hier. Er führt sein Leben weiter und amüsiert sich mit Sport und Spiel. Während Euer Bruder Tee trank, hat meiner wohl Toilette für den Abend gemacht. Den anderen Bruder tadle ich nicht. Er ist Geschäftsmann, und wenn er in die Armee eintreten würde und seine Konkurrenten nicht, würde er alles an sie verlieren. Ich tadle die ganze Nation mehr als diese einzelnen Drückeberger, die Herrennation, die sitzen bleibt und erwartet, daß wenige die Arbeit der ganzen Gesellschaft tun. Diese Vorstellung frißt an uns. Die da drüben haben keine so quälenden Gedanken. Sie fühlen, daß bei ihnen Gerechtigkeit für alle herrscht. Wir sind wohl Dummköpfe gewesen, das nicht eher zu durchschauen." — „Ja, wir waren Narren", kam die leise Antwort.

Vom Friedhof in Roselare.

Als die Deutschen im Oktober 1914 in Roselare einzogen, fanden sie, wie Dr. Max Osborn in der „Vossischen Zeitung" erzählt, sechs deutsche Soldaten erschlagen vor. Wohl eine Patrouille, die in die Hände von Bestien gefallen war. Die Bewohner der Stadt behaupten, die Mörder seien englischen Geblüts gewesen. Aber es ist wahrscheinlicher, daß sie in Roselare selbst seßhaft waren. Ganz hat sich die Schandtat nie aufgeklärt. Die armen braven sechs Soldaten aber, die man überfallen und hingeschlachtet hatte, blieben tot. Wer sie gewesen, ließ sich nicht mehr feststellen. Kein Merkzeichen war zu finden. Nicht einmal die Truppenzugehörigkeit ließ sich erkennen. So blieb nichts übrig, als ihnen auf dem Friedhof ein Ehrengrab zu bereiten. Ein Stein steht darauf, der die erschütternden Worte trägt:

„Gestritten, gelitten für Deutschlands Ehr,
es kennt ihre Namen nur Gott der Herr."

In ihrer Nachbarschaft ruhen dann noch zehn andere, die in den Kämpfen des Winters 1914/1915 fielen, und die sich gleichfalls nicht mehr identifizieren ließen. Auch ihnen gilt ein gemeißelter Stein. Man setzte die schönen Worte darauf:

„Deutsche Soldaten unbekannt
fielen als Helden fürs Vaterland
in Gottes Hand."

Daneben aber schlummern in langen Reihen die andern, die für Deutschland, für uns alle in den Kämpfen dieser Gegend verbluteten, die in Roselare ihren Wunden erlagen. Das Herz will still stehen, wenn man die kaum übersehbare Schar der großen „Eisernen Kreuze" aus schwarzgestrichenem Holz sieht, die auf jedem Grab aufgestellt sind und in der Mitte auf weißem Feld den Namen des Vollendeten tragen. Aber merkwürdig: wohin

man auch kommt, jedes dieser Totenfelder hinter der Front zeigt ein anderes Bild. Nirgends eine Schablone. Ueberall hat trauernde Liebe eine neue, eigene Form des Ausdrucks gefunden. Es ist immer, als ob ein volksliedhafter Klang leise zu uns dränge, und es ist immer ein anderes Lied, das ertönt. Wunderbar spiegelt sich deutsches Wesen in dieser Innerlichkeit und Mannigfaltigkeit ...

Die Kämpfe im Abschnitt Lille—Arras

Chronologische Uebersicht nach den deutschen Generalstabsmeldungen

Die amtlichen französischen Meldungen über den ersten Teil der Schlacht bei Arras vom 9. bis 22. Mai 1915 sind zur Ergänzung vollzählig beigegeben; außerdem noch einige amtliche englische und die wichtigsten späteren französischen Meldungen.

8. Mai 1915.

Nördlich Arras fanden sich zeitweise steigernde Artilleriekämpfe statt.

9. Mai.

Französische Angriffe westlich von Liévin, nordöstlich der Lorettohöhe, scheiterten unter starken Verlusten für den Feind.

Bei La Bassée und bei Vitry (östlich Arras) wurde ein feindliches Flugzeug von uns zur Landung gezwungen.

Französische Abendmeldung: Wir haben ernstliche Erfolge erzielt nördlich von Arras, in der Richtung auf Loos, südlich von Carency. In dieser letzteren Gegend haben wir auf einer Front von sieben Kilometern zwei und oft drei sehr gut befestigte feindliche Linien von Schützengräben genommen. Wir haben uns der Ortschaft La Targette bemächtigt und zur Hälfte der Ortschaft Neuville-Saint-Vaast. Unser Vorrücken in der Tiefe gelang an einzelnen Punkten bis zu vier Kilometer. Wir haben mehr als 2000 Gefangene gemacht und sechs Geschütze erbeutet.

Englische Meldung: Heute morgen griff unsere erste Armee die feindliche Linie zwischen dem Bois Grenier und Festubert an und gewann Boden südöstlich gegen Fromelles. Der Kampf in dieser Gegend dauert weiter fort.

10. Mai.

Südwestlich Lille setzte der als Antwort auf unsere Erfolge in Galizien erwartete große französisch-englische Angriff ein. Er richtete sich gegen unsere Stellungen von östlich Fleurbaix, östlich Richebourg, östlich Vermelles, in Ablain, Carency, Neuville und Saint-Laurent bei Arras. Der Feind, Franzosen, sowie weiße und farbige Engländer führte mindestens vier neue Armeekorps in den Kampf, neben den in jener Linie schon längere Zeit verwendeten Kräften. Trotzdem sind die wiederholten Angriffe fast überall mit sehr starken Verlusten für den Gegner abgewiesen. Im Besonderen war das bei den englischen Angriffsversuchen der Fall. Etwa 500 Gefangene wurden gemacht. Nur in der Gegend Carency und Neuville gelang es dem Gegner, sich in unserer vordersten Linie festzusetzen. Der Gegenangriff ist im Gange.

Französische Abendmeldung: Nördlich von Arras haben wir trotz mehrerer deutscher Gegenangriffe unsern ganzen Gewinn von gestern behauptet und haben ihn auf gewissen Punkten erweitert, besonders zwischen Carency und Souchez, wo unsere Erfolge vergrößert wurden. Die Gesamtzahl der Gefangenen überstieg um 3 Uhr nachmittags 3000, darunter etwa 40 Offiziere und ein Oberst. Wir haben in den Tagen von gestern und heute mehr als zehn Kanonen und mehr als 50 Maschinengewehre erbeutet.

11. Mai 1915.

Südwestlich Lille setzten die Franzosen ihre Angriffe auf die Lorettohöhe und die Orte Ablain und Carency fort. Sämtliche Angriffe wurden abgeschlagen. Die

Zahl der von uns hier gemachten Gefangenen erhöht sich auf 800. Zwischen Carency und Neuville hielten die Franzosen die von ihnen genommenen Gräben noch in Besitz. Der Kampf dauert hier fort. Ein englisches Flugzeug wurde südwestlich Lille heruntergeschossen.

Französische Nachmittagsmeldung: Nördlich von Arras halten unsere Fortschritte an. Gegen Ende des Tages haben wir uns zunächst des Friedhofes, darauf des östlichen Teiles der Ortschaft Carency und der Straße Carency—Souchez bemächtigt. Bei Carency haben wir weitere 230 Gefangene, darunter drei Offiziere, gemacht und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Carency, das von drei Seiten von unsern Truppen eingeschlossen ist, besitzt nur noch unsichere Verbindungen mit den deutschen Linien. Die feindlichen Streitkräfte, die in Automobilen von Lens und Douai herangeführt worden waren, konnten nirgends einen Vorteil erringen. Vier starke Gegenangriffe brachen im Laufe des Montag nachmittag in unserm Feuer zusammen, wobei der Feind sehr hohe Verluste erlitt. Die Gegenangriffe erfolgten vor Loos, bei der Lorettohöhe, bei Souchez, bei Neuville-Saint-Vaast. An diesem letztern Punkte haben wir an Gelände gewonnen und etwa hundert Gefangene gemacht. Die Zahl der gefangenen Offiziere belief sich gestern abend auf etwa 50. In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai hat der Feind eine Schlappe erlitten. Die Gegenangriffe nördlich von Neuville, denen heftiges Geschützfeuer vorausging, wurden unter sehr starken Verlusten des Feindes vollständig zurückgeschlagen. Auf der übrigen Front Loos—Arras kein Gegenangriff.

Französische Abendmeldung: Unsere Erfolge nördlich von Arras haben sich heute merklich erweitert. Vor Loos nahmen wir im Verlauf äußerst heftiger Kämpfe nach einem erbitterten Ringen und trotz anhaltenden Geschützfeuers ein großes deutsches Werk und ein ganzes System von Schützengräben zu beiden Seiten der Straße Loos—Vermelles. Weiter südlich nahmen wir im Sturmangriff die große Feldschanze und die Kapelle von Notre-Dame-de-Lorette. Diese Stellung, die seit Monaten von den Deutschen, die eine wahre Festung aus ihr gemacht hatten, eifrig verteidigt wurde, ist heute nachmittag von unsern Truppen überflutet, umzingelt und genommen worden. Wir setzten ohne Aufschub unsern Erfolg fort, indem wir dem Feind zwischen der Kapelle von Notre-Dame-de-Lorette und Ablain-Saint-Nazaire energisch zusetzten. Alle deutschen Schützengräben südlich der Kapelle fielen nacheinander in unsere Hände. Wir fanden dort mehrere hundert Leichen vor. Die von Ablain anrückenden Deutschen machten sodann einen Gegenangriff, der glatt abgewiesen wurde. Wir ergriffen alsbald wieder die Offensive und gewannen Boden in der Richtung der Zuckersiederei von Souchez. In Carency wurde die Einschließung der deutschen Stellung von uns noch enger zusammengezogen. Wir nahmen mehrere Häusergruppen im östlichen Teile des Dorfes, machten 50 Gefangene, darunter einen Offizier, und errangen Fortschritte gegen das östlich des Dorfes gelegene Gehölz. Die Verbindungen von Carency und Ablain nach Souchez werden für den Feind immer schwieriger. Nach einem heftigen Kampfe bemächtigten wir uns des Friedhofes von Neuville-Saint-Vaast, der von den Deutschen sehr stark befestigt worden war. Wir machten sodann Fortschritte im Süden dieses Dorfes, das wir von Westen und Osten her überrannten. In dem ganzen Abschnitte Loos—Arras, wo wir seit dem Sonntag drei Schützengrabenlinien nahmen, wird auf der vierten Linie gekämpft. Die Gefangenen, deren Zahl fortgesetzt zunimmt, erklärten, es sei Weisung gegeben worden, die Kapelle und Feldschanze von Notre-Dame-de-Lorette um jeden Preis zu halten.

12. Mai 1915.

Die zwischen Carency und Neuville (in der Gegend nördlich von Arras) von den Franzosen in den letzten Tagen genommenen Gräben sind noch in ihrem Besitz. Im

übrigen waren auch gestern alle Durchbruchsversuche des Feindes vergeblich. Seine Angriffe richteten sich hauptsächlich gegen unsere Stellungen östlich und südöstlich von Vermelles, gegen die Lorettohöhe, die Orte Ablain, Carency, sowie gegen unsere Stellungen nördlich und nordöstlich von Arras. Sämtliche Vorstöße brachen unter den schwersten Verlusten für den Feind zusammen.

Französische Nachmittagsmeldung: Im Abschnitt nördlich von Arras haben wir alle unsere Gewinne behauptet mit Ausnahme derjenigen von Loos, wo ein feindlicher Gegenangriff uns einen Teil des im Laufe des Tages gewonnenen Geländes entriß. Auf den übrigen Fronten Artilleriekämpfe.

Französische Abendmeldung: Die Kämpfe im Norden von Arras dauerten mit der gleichen Heftigkeit fort. Im Laufe der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch machte der verstärkte Feind mehrere Gegenangriffe, die kein Ergebnis für ihn hatten. Bei demjenigen, der sich gegen Neuville-Saint-Vaast richtete, erlitten die Stürmenden besonders hohe Verluste. Wir fanden im Friedhof allein über 200 deutsche Leichen. Wir machten etwa 100 Gefangene. Ein zweiter Angriff zwischen Carency und Ablain wurde gleichfalls zurückgeschlagen, der dritte, der von Ablain ausging, ist ebenfalls vollkommen gescheitert. Im Laufe des Mittwoch vormittags erzielten wir Fortschritte im Walde von Carency, indem wir dort 125 Gefangene machten. Dieser Fortschritt dauerte auch am Nachmittag an. Wir haben andererseits drei hintereinander liegende Schützengrabenlinien genommen, die im Norden von Carency dem Walde entlang führten. Wir sind dann in den Wald eingedrungen und bedrohen nun aus großer Nähe die letzte Verbindung, die den Verteidigern der Stellung offen bleibt. Schließlich haben wir einen neuen Teil der Ortschaft genommen und dort 400 Gefangene gemacht. Wir haben am Nachmittag die Teile von Neuville-Saint-Vaast angegriffen, die der Feind noch hält. Der Straßenkampf machte uns zu Herren mehrerer Häusergruppen. Unser Vordringen dauert fort. Die Gesamtzahl der seit Sonntag gemachten Gefangenen erreichte gestern abend 4000 Mann.

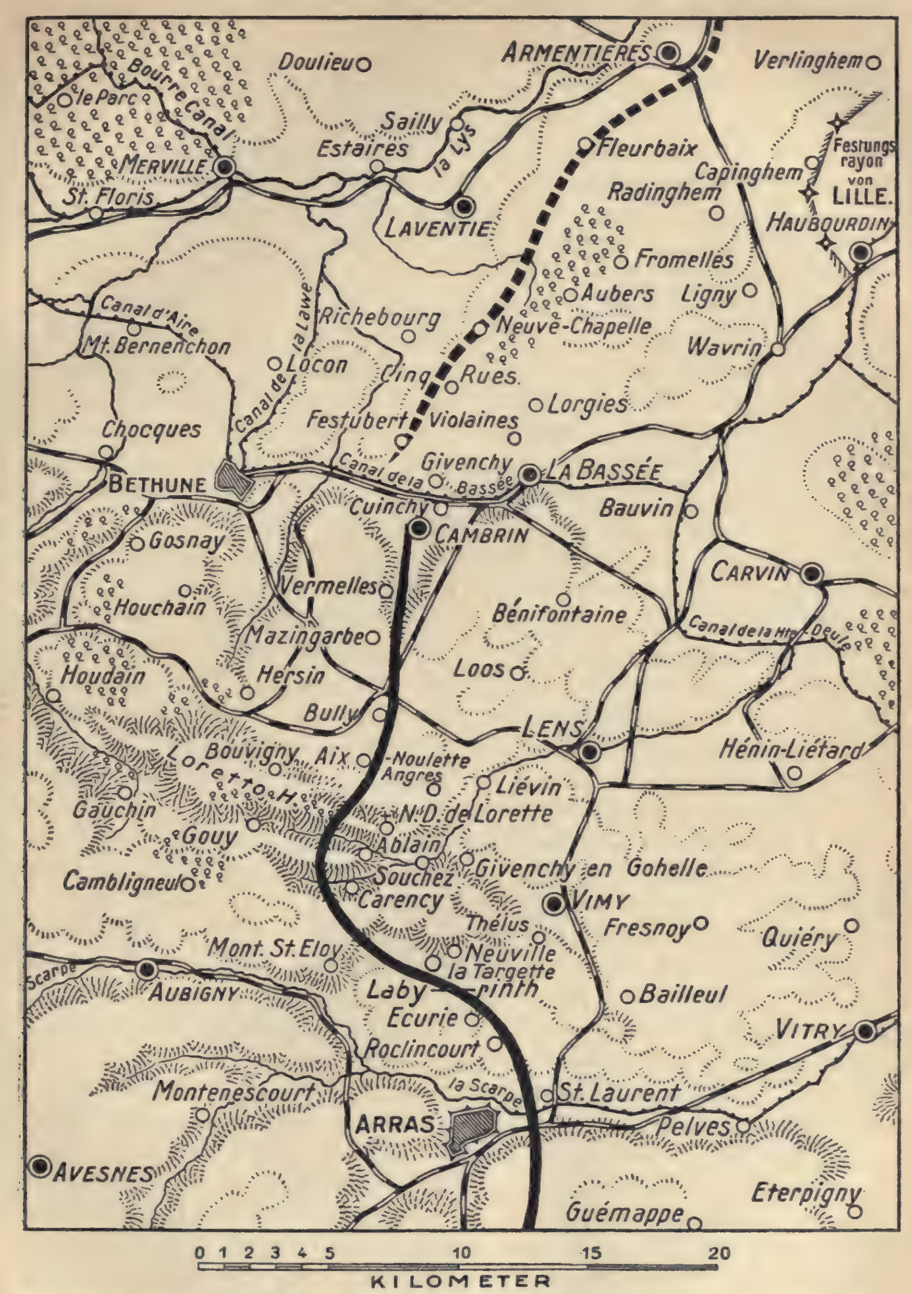
13. Mai 1915.

Am Nachmittag wurden starke französische Angriffe gegen unsere Front Ablain—Neuville unter schwersten Verlusten für den Feind abgewiesen.

Das infolge des Festsetzens der Franzosen in unseren vorderen Gräben zwischen Neuville und Carency zum größten Teil umfaßte Dorf Carency, sowie der Westteil von Ablain wurden jedoch in der vergangenen Nacht geräumt. Leider ist aber dabei wieder eine Anzahl unserer braven Leute und Material verloren gegangen.

Französische Nachmittagsmeldung: Nördlich von Arras haben wir am Mittwoch abend und in der Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag einen glänzenden Erfolg davongetragen. Bei Notre-Dame-de-Lorette hatten wir als Herren der Schanze und der Kapelle in dem weiten Viereck von Schützengräben und Werken, das sich nördlich der Kapelle befindet, einen sehr heftigen Gegenangriff auszuhalten. Der erbitterte Kampf dauerte die ganze Nacht an. Am Morgen blieben wir gänzlich Herren desselben, nachdem wir dem Feind außerordentlich heftige Verluste zugefügt hatten.

In der gleichen Nacht haben wir das ganze Dorf Carency und den Wald nördlich des Punktes 125 im Sturm genommen. Die Besatzung, die das Dorf und den Wald hielt, bestand aus einem Bataillon des 109. Infanterieregiments, einem Bataillon des 136. Regiments, einem Bataillon bayerischer Jäger und sechs Pionierkompagnien zu 300 Mann. Diese Truppen hatten aus Carency und dem Walde des Punktes 125 einen furchtbaren Schlupfwinkel gemacht. Obwohl durch die Verluste der vorangegangenen Tage an Toten, Verwundeten und Gefangenen sehr vermindert, setzte uns der Feind die ganze Nacht hindurch in dem Labyrinth von Blockhäusern und Laufgräben einen verzweifelten Widerstand entgegen. Bei Tagesanbruch war der Widerstand gebrochen, so daß wir uns



Uebersichtskarte über den Verlauf der englischen (— — —) und der französischen (———) Frontlinie zwischen Armentières und Arras. (Vgl. die Karten S. 125 sowie V, S. 35 und III, S. 75 und 109.)

zu Herren der Stellung machen konnten. Unsere Truppen haben mit dem Bajonett etwa 100 Deutsche getötet; sie haben außerdem 1050 Gefangene gemacht, darunter 30 Offiziere, unter denen sich ein Oberst und der Kommandant des Jägerbataillons befanden.

Beim südlichen Ausgang von Souchez wurden unsere Stellungen durch den Feind heftig angegriffen; wir sind deren Herr geblieben. Bei Neuville sind unsere Angriffe

im Dorfe und im Norden merklich fortgeschritten. Im Norden haben wir uns des Weges nach den Steinbrüchen bemächtigt, der von Neuville nach Givenchy führt, indem wir einige hundert Meter Boden gewannen. Im Dorfe selbst hielten wir gestern morgen nur den Südteil besetzt, da der Feind noch die Mitte und den Norden hielt. In unsern Angriffen am Ende des Nachmittags haben wir die Mitte der Ortschaft Haus um Haus genommen. Die Deutschen sind nach dem Nordende zurückgeworfen, das wir überrennen. Unsere Truppen legten bewundernswerten Eifer und große Hartnäckigkeit an den Tag.

Französische Abendmeldung: Nördlich von Arras haben wir von neuem ein bedeutendes Ergebnis erlangt. Die Einnahme von Carency ließ viel Material in unsern Besitz fallen, das noch nicht vollständig geschätzt werden konnte. Man zählt darunter zwei 77er Kanonen, eine 105er Haubitze, zwei 21er Mörser, ein Dutzend Bombenwerfer, 3000 Gewehre, große Vorräte an Granaten und Patronen. Im Walde des Punktes 125 haben wir Soldatenleichen von drei durch unsere Artillerie vernichteten deutschen Kompagnien gefunden. Der Feind hat am Nachmittag Carency ohne jegliches Ergebnis beschossen. Als Herren von Carency sind wir gegen Norden vorgedrungen, wo wir uns der Ortschaft Ablain-Saint-Nazaire bemächtigt haben, die wir, mit Ausnahme einiger Häuser an der Ostgrenze, in denen der Kampf fortgesetzt wird, ganz halten. Wir haben mehrere hundert Gefangene gemacht. Der Feind hat auf seinem Rückzuge die Hälfte des Dorfes in Brand gesteckt. Bei Neuville-Saint-Vaast haben wir im nördlichen Teil des Dorfes neue Häusergruppen genommen. Die Zahl der erbeuteten großkalibrigen Kanonen und Haubitzen beläuft sich auf 17.

14. Mai 1915.

In der Gegend südwestlich Lille griff der Feind nach starker Artillerievorbereitung nur an einzelnen Stellen an. Alle Angriffe wurden abgewiesen.

An der Lorettohöhe und nördlich Arras verlief der Tag verhältnismäßig ruhig. Größere Angriffe der Feindes fanden nicht statt. Unsere Verluste bei der Wegnahme von Carency durch den Feind betragen 600 bis 700 Mann.

Französische Nachmittagsmeldung: Von gestern früh bis zur Nacht unaufhörlich Regen. Wir haben trotz des schwierigen Geländes mehrere deutsche Gräben südwestlich von Souchez genommen und haben auf dem Rest der Front, von Loos bis Arras, alle Gewinne des vorherigen Tages behauptet.

Französische Abendmeldung: Nördlich von Arras hat der Zustand des Geländes die Aktionen schwierig gestaltet. Immerhin dauerte unsere Offensive fort. Südlich von Angres haben wir auf der Straße von Aix-Noulette nach Souchez beiderseits der Straße einen Angriff unternommen und nördlich dieser Straße einen starken deutschen Schützengraben von einem Kilometer Front genommen, südlich der Straße ein ausgebautes Gehölz und hinter dem Gehölz einen Graben zweiter Linie. Vierhundert deutsche Leichen wurden auf dem Gelände gefunden. Weiter südlich haben wir die Säuberung der Ost- und Südabhänge von Loretto—Neuville-Saint-Vaast fortgesetzt und weitere Häuser erobert. Unsere Artillerie hat dem Feinde nach Aussagen von Gefangenen äußerst starke Verluste zugefügt. Die Zahl der seit Sonntag gefangenen Offiziere beträgt etwa hundert; erbeutet wurden zwanzig Geschütze, darunter acht schwere; außerdem haben wir hundert Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet.

15. Mai 1915.

Südwestlich von Lille entwickelten sich auch gestern heftige Artilleriekämpfe. Feindliche Infanterieangriffe erfolgten dort nicht. An der Lorettohöhe wurden die meisten feindlichen Angriffsversuche niedergehalten. Ein Angriff nördlich des Höhenzuges, der bis in unsere Gräben gelangte, wurde unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen. Bei der Räumung von Carency und des Westteils von Ablain ist, wie

jetzt festgestellt, ein in der vorderen Linie eingebautes Feldgeschütz und eine geringe Anzahl von Behelfsminenwerfern verloren gegangen. Außerdem fielen fünf von uns früher erbeutete französische Geschütze, und zwar drei kleine Revolverkanonen sowie zwei Mörser, die als Minenwerfer benutzt wurden, in Feindeshand zurück. Nördlich von Arras blieb es im allgemeinen ruhig.

Französische Nachmittagsmeldung: Keine Veränderungen seit gestern abend im Abschnitt nördlich von Arras, wo der Kampf unter den vom letzten Communiqué gemeldeten Bedingungen fortdauert. Wir sind in der Richtung der Zuckerfabrik Souchez um 500 Meter vorgerückt. Beiderseitige heftige Beschießung im ganzen Abschnitt.

Französische Abendmeldung: Nördlich von Arras hat der Kampf fortgedauert und uns neue Fortschritte ermöglicht. Südöstlich von Notre-Dame-de-Lorette überflutete unser Angriff von Norden her die Zuckerfabrik von Souchez und näherte sich ihr von Westen. Wir schlugen weiter einen Gegenangriff auf die Südabhänge der Lorettohöhe zurück. In Neuville-Saint-Vaast setzten wir die Eroberung des Nordteiles des Dorfes fort und nahmen mehrere Häusergruppen.

16. Mai 1915.

Südwestlich von Lille schritten die Engländer nach starker Artillerievorbereitung gegen unsere Stellungen südlich Neuve-Chapelle zum Infanterieangriff, der an den meisten Stellen schon abgeschlagen ist.

An einzelnen Punkten wird noch gekämpft. Weiter südlich beiderseits des Lorettohöhenrückens und bei Souchez sowie nördlich von Arras bei Neuville brachen erneute französische Angriffe in unserem Feuer zusammen. Besonders starke Verluste erlitten die Franzosen auf der Lorettohöhe sowie bei Souchez und Neuville.

Französische Nachmittagsmeldung: Nördlich von La Bassée, zwischen Richebourg-l'Avoué und Cinq Rues nahmen die britischen Truppen diese Nacht mehrere deutsche Schützengräben. Man schlug sich die ganze Nacht mit Erbitterung. Nördlich von Arras, auf den Ost- und Südabhängen der Lorettohöhe, gestattete uns ein harter Kampf mit Handgranaten einige Fortschritte. In Neuville versuchte der Feind vergeblich uns die Häuser wieder abzunehmen, deren wir uns im Laufe des Tages bemächtigt hatten. Er konnte die Gräben nicht wieder erobern, die wir ihm außerhalb der Ortschaft genommen hatten. Auf dem Rest der Front nichts zu melden.

Französische Abendmeldung: Südlich von Armentières haben die englischen Truppen den Deutschen eine empfindliche Schlappe beigebracht. Sie haben südwestlich von Richebourg-l'Avoué einen Kilometer Schützengräben genommen. Zu gleicher Zeit drang nordöstlich von Festubert ein Gegenangriff in der Richtung von Cinq Rues vor und gewann bei einer Front von 600 Metern 1500 Meter an Tiefe. Die deutschen Verluste sind sehr hoch. Das Vordringen der englischen Truppen dauert fort.

Im Abschnitt nördlich von Arras haben wir die verschiedenen Aktionen fortgesetzt, die zur Befestigung unserer Front bestimmt sind, indem wir den Feind von einigen Punkten vertrieben, wo er sich noch angeklammert hatte. Unsere Truppen gaben in einigen Nahkämpfen Beweise von zäher Energie. Wir haben 200 Meter gewonnen an dem Vorsprung, der sich von der Höhe der Lorettohöhe gegen die Zuckerfabrik von Souchez herabsenkt. Wir haben weitere Häuser im nördlichen Teile von Neuville genommen, einen deutschen Fesselballon östlich von Vimy zur Explosion gebracht und durch unsere Flugzeuge den Bahnhof von Somain bombardieren lassen.

17. Mai 1915.

Südlich Neuve-Chapelle halten die Engländer noch die Teile unseres vorderen Grabens, die seit den vorgestrigen Kämpfen in ihrer Hand sind; das Gefecht dauert dort

noch an. Nördlich von Arras bei Ablain und Neuville wiesen wir französische Angriffe sehr verlustreich für den Gegner ab.

Französische Abendmeldung: Nördlich von La Bassée haben die britischen Truppen, die in der Nacht von Sonntag auf Montag starke Gegenangriffe auszuhalten hatten, am Montag siegreich weitergekämpft, haben mehrere deutsche Schützengräben genommen und dem Feinde sehr große Verluste zugefügt. Eine Abteilung von 700 Deutschen, die in das Feuer der englischen Maschinengewehre und desjenigen der eigenen Artillerie geriet, wurde in diesem Kreuzfeuer vollständig vernichtet. Unsere Verbündeten haben etwa 1000 Gefangene gemacht und Maschinengewehre erbeutet.

Nördlich von Arras verhinderte den ganzen Tag über ein dichter Nebel, auf beiden Seiten jede bedeutendere Aktion; nichtsdestoweniger dauert der Kampf auf den Lorettohängen lebhaft fort. Wir haben hier alle deutschen Gegenangriffe zurückgeschlagen.

Englische Meldung: Der kommandierende Feldmarschall der britischen Truppen in Frankreich meldet, daß die erste Armee am 16. Mai einen erfolgreichen Angriff zwischen Richebourg-l'Avoué und Festubert unternommen hat. Die feindliche Linie wurde in einer Front von zwei Meilen größtenteils durchbrochen. Der Angriff begann um Mitternacht südlich von Richebourg und l'Avoué, wo wir zwei hintereinander befindliche Linien deutscher Verschanzungen in einer Front von 800 Yards nahmen. Eine Meile weiter südlich brachte uns ein weiterer Angriff in den Besitz weiterer 1200 Yards der deutschen Frontlinie, so daß weitere dazwischenliegende 600 Yards deutscher Schützengräben unter der verheerenden Wirkung unseres Feuers geräumt werden mußten. Hier gelang es uns, die Eisenbahnlinie Festubert-Cinq Rues zu überschreiten und eine Meile tief vorzustoßen. Das Gefecht geht noch weiter zu unseren Gunsten, unsere braven Truppen hielten sich den ganzen Tag prächtig.

18. Mai 1915.

Südlich von Neuve-Chapelle versuchten die Engländer gestern und heute nacht vergeblich, weiteren Boden zu gewinnen. Alle Angriffe wurden unter starken Verlusten für den Feind abgewiesen.

Erneute französische Angriffe an der Lorettohöhe bei Ablain und westlich Souchez scheiterten. 170 Gefangene blieben in unserer Hand.

Französische Nachmittagsmeldung: In der Gegend nördlich von Notre-Dame-de-Lorette, auf der Straße von Aix-Noulette nach Souchez, haben wir durch unser Feuer zwei feindliche Gegenangriffe glatt aufgehalten. Unserseits haben wir in nächtlichem Vorgehen Häusergruppen beim Friedhof von Ablain genommen. Auf der Front nördlich von Arras dauert der Artilleriekampf Tag und Nacht fort. Die Deutschen beschießen die Stadt Arras besonders heftig.

Französische Abendmeldung: Der Regen, der seit Montag abend ununterbrochen gefallen ist, und der dichte Nebel, welcher verhinderte, 100 Meter weit zu sehen, haben jegliche Aktion unmöglich gemacht. Auf der Front kam es zu keinem Gefecht, selbst die Kanonade war sehr schwach.

Englische Meldung: Südlich von Richebourg ist festgestellt, daß wir heute neue Erfolge erzielt haben. Wir haben alle deutschen Schützengräben auf einer Front von zwei Meilen genommen; am Vormittag ergaben sich mehrere deutsche Abteilungen freiwillig.

Unsere Truppen fahren fort, große Tapferkeit und Entschlossenheit zu entfalten. Die genaue Zahl der Gefangenen ist noch nicht ermittelt, doch wurden bereits ihrer 550 auf unserer Verbindungslinie abgeschoben.

19. Mai 1915.

Ein stärkerer französischer Angriff gegen den Südteil von Neuville brach unter schwersten Verlusten für den Feind in unserm Feuer zusammen. Südlich von Neuve-



Nach der „Illustration"

Der Südabhang der Höhe von Notre-Dame-de-Lorette

Im Hintergrund Ablain-St. Nazaire, anschließend das Tal von Souchez mit Givenchy-en-Gohelle

Carency und die Straße von Villers-au-Bois nach Souchez

Übersicht über das Schlachtfeld am Südabhang des Lorettoberges
(vgl. die Karten S. 105 und 125)



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französische Artillerie repariert ihre 75 mm Kanonen hinter der Feuerlinie in Nordfrankreich



Phot. A. Grohs, Berlin

Ein von den Deutschen gesprengter französischer Schützengraben wird wieder ausgebessert und mit Sandsäcken befestigt

Chapelle setzten die Engländer nach stärkerem Artilleriefeuer an einzelnen Stellen zu neuen Angriffen an. Sie wurden überall abgewiesen. Auf der Lorettohöhe nahmen wir einige feindliche Gräben und erbeuteten dabei zwei Maschinengewehre.

20. Mai 1915.

Trübes unsichtiges Wetter hemmte gestern in Nordwestfrankreich die Gefechtstätigkeit.

Auf der Lorettohöhe machten wir kleine Fortschritte. Bei Ablain wurde ein nächtlicher feindlicher Vorstoß im Nahkampf abgewiesen.

21. Mai.

Ein am späten Abend beginnender Angriff der Engländer südlich Neuve-Chapelle in der Gegend Cinq Rues brach in unserem Feuer zusammen. Nordöstlich Arras schossen wir bei Fresnoy ein feindliches Flugzeug herunter.

Französische Nachmittagsmeldung: Die Engländer erzielten einige Fortschritte nördlich von La Bassée. Bei Notre-Dame-de-Lorette auf der Front Souchez—Neuville-Saint-Vaast Artilleriekampf die ganze Nacht über.

Französische Abendmeldung: Da das Wetter besser wurde, unternahmen unsere Truppen auf den Südhängen von Notre-Dame-de-Lorette einen Angriff, der glänzende Ergebnisse lieferte; sie bemächtigten sich eines deutschen Werkes, genannt die „Weiße Straße" („Barrikadenweg" vgl. S. 134), gelegen auf dem Niveau der fünf südlichen Ausläufer des Lorettomassivs, die der Feind noch teilweise hält. Von diesem Punkt aus störten die Deutschen durch ihre Maschinengewehre unsere Aktion auf dem Plateau und westlich von Souchez. Das gesamte Lorettomassiv und seine Ausläufer, die vom Feinde seit über sechs Monaten mit äußerster Schärfe verteidigt wurden, ist somit in unserer Gewalt. Wir haben anderseits einen Teil von Ablain-Saint-Nazaire erobert, der die Stellungen der „Weißen Straße" mit dem Nordostende der Ortschaft verband, wo die Deutschen noch sind. Im Laufe dieser Aktion machten wir mehr als 250 Gefangene, darunter mehrere Offiziere, und nahmen ein Geschütz. Der Feind beantwortete unsere Erfolge mit einem sehr heftigen Bombardement; aber er unternahm keinen Gegenangriff.

22. Mai.

Südöstlich Lille verwandte der Feind Minen mit giftigen Gasen.

Zwischen der Straße Estaires—La Bassée und Arras kam es zu erneuten Zusammenstößen. Südwestlich Neuve-Chapelle wurden mehrere zu verschiedenen Zeiten einsetzende englische Teilangriffe abgewiesen. Eine Anzahl farbiger Engländer wurde dabei gefangen genommen. Weiter südlich, bei Givenchy, wird noch gekämpft.

Französische Angriffe, die sich gestern abend gegen unsere Stellungen an der Lorettohöhe bei Ablain und bei Neuville richteten, brachen meist schon in unserem Feuer zusammen. Ein weiterer nächtlicher französischer Vorstoß nördlich Ablain erreichte unsere Gräben. Der Kampf ist dort noch nicht abgeschlossen.

Französische Nachmittagsmeldung: Unsere Truppen haben gestern am Ende des Tages das Säubern der Schützengräben des deutschen Werkes „Weiße Straße" beendigt. Zahlreiche Deutsche wurden im Verbindungslaufgraben getötet, andere haben sich ergeben. Man kennt deren genaue Zahl noch nicht. Während der Nacht hat der Feind mehreremal einen Gegenangriff unternommen, wurde jedoch zurückgewiesen, indem er große Verluste erlitt. Der ganze Gebirgsvorsprung von Blanche Voie ist in unseren Händen. Wir haben südöstlich der Kapelle von Loretto neue Fortschritte erzielt. Wir stehen jetzt hundert Meter vom Abhang nordöstlich Ablain.

23. Mai 1915.

Bei Givenchy sind Nahkämpfe, die für uns günstig verlaufen, noch im Gange. Weiter südlich wurden französische Angriffe an der Straße Béthune—Lens und auf

dem Rücken der Lorettohöhe abgewiesen. Dicht nördlich Ablain gelang es dem Feind, durch den gestern gemeldeten nächtlichen Vorstoß in einem kleinen Teil unserer vordersten Gräben Fuß zu fassen. Südlich Neuville gewannen wir durch Angriff etwas Gelände, nahmen 90 Franzosen gefangen und erbeuteten zwei Maschinengewehre.

24. Mai 1915.

Mehrere nächtliche englische Vorstöße zwischen Neuve-Chapelle und Givenchy, sowie französische Angriffe am Nordhang der Lorettohöhe bei Ablain und nördlich und südlich von Neuville wurden unter schweren Verlusten für den Feind, der außerdem 150 Gefangene einbüßte, abgeschlagen.

25. Mai.

Südlich Armentières, zwischen Neuve-Chapelle und Givenchy und nördlich der Lorettohöhe wurden feindliche Teilangriffe blutig abgewiesen. Bei Neuville kamen in den Gräben bereitgestellte Sturmtruppen des Feindes durch unser Artilleriefeuer nicht zur Entwicklung.

In Cambrai wurden durch den Bombenwurf eines französischen Fliegers beim Verlassen des Gottesdienstes fünf Franzosen getötet und zwölf Franzosen schwer verletzt. Bei Saint-Quentin schossen wir ein feindliches Flugzeug herunter.

Französische Abendmeldung: Nördlich von Arras haben unsere Angriffe von heute bedeutende Fortschritte erzielt. Nordwestlich von Angres haben wir gegenüber dem Graben von Calonne einen Vorsprung erobert, der ein starkes feindliches Werk, Les Corneilles, bildete. In derselben Gegend haben unsere Truppen im Sturme ein anderes stark befestigtes Werk der Deutschen genommen. Weiter südlich, im Osten der Straße von Aix-Noulette—Souchez, haben wir auf einer Front von einem Kilometer einen Graben genommen, in dem der Feind seit vierzehn Tagen Widerstand leistete. Westlich desselben sind wir merklich vorgerückt in der tiefen Buvalschlucht, zu der uns bisher die feindliche Artillerie von Angres den Zutritt verwehrte und wo die Verteidigungsorganisationen des Feindes besonders stark war. Wir haben ein wenig Gelände gewonnen südwestlich von Souchez gegen das Schloß Carleul zu.

26. Mai 1915.

Nordöstlich Givenchy gelang es farbigen Engländern gestern abend, sich eines vorspringenden Teiles unseres vordersten Grabens zu bemächtigen.

Weiter südlich zwischen Liévin und der Lorettohöhe setzte nachmittags ein großer, tiefgegliederter französischer Angriff ein. Er ist vollkommen gescheitert. Nördlich und südlich der Straße Souchez—Béthune war es dem Feind anfangs gelungen, in unseren Graben einzudringen. Nächtliche Gegenangriffe brachten uns jedoch wieder in den vollen Besitz unserer Stellung. 100 Franzosen blieben als Gefangene in unserer Hand. Auch südlich Souchez brachen mehrfach wiederholte starke Angriffe, die von weißen und farbigen Franzosen gegen unsere Linien südlich Souchez gerichtet waren, dicht vor den Hindernissen völlig zusammen. Der Gegner erlitt überall sehr schwere Verluste. Bei den Kämpfen an der Lorettohöhe zeichnete sich ein schlesisches Infanterieregiment besonders aus.

Südlich Lens wurde von unseren Fliegern ein feindliches Flugzeug abgeschossen.

Französische Nachmittagsmeldung: Die gestern vom Feinde in der Gegend von Angres nördlich des Lorettomassivs erlittenen Mißerfolge lösten seinerseits eine äußerst heftige Reaktion aus. Eine wütende Schlacht fand im Laufe des Abends und in der Nacht statt. Wir haben jedoch alle unsere Gewinne behalten. Unsere Truppen bewiesen prächtigen Mut und Hartnäckigkeit. Die Deutschen unternahmen zuerst einen Gegenangriff auf das von uns nordwestlich von Angres eroberte Werk und verviel-

fältigten ihre erbitterten Anstrengungen, um es wieder zu nehmen. Trotz der außergewöhnlich heftigen Beschießung, der wir unterworfen waren, haben wir gegen Ende des Tages die Schlucht von Buval, wo wir am Nachmittag Fuß gefaßt hatten, fast gänzlich besetzt und behaupteten uns dort unter heftigem Feuer. Zu gleicher Zeit haben wir Boden gewonnen auf dem Nordwestgrate der Lorettohöhe und haben einen Schützengraben an den Zugängen von Souchez genommen.

Französische Abendmeldung: Nördlich von Arras setzten die Deutschen ihre Anstrengungen fort, um in der Gegend von Angres die gestern verlorenen Stellungen wieder zu nehmen. Der Kampf war den ganzen Tag über von äußerster Heftigkeit. Beim Werke von Corneilles zwang uns ein feindlicher Gegenangriff zuerst zum Zurückgehen, aber kaum eine Stunde später hatten wir die ganze Stellung zurückerobert und behaupten sie seither. Auf dem Nachbarwerk weiter südlich hat der Feind nach erbitterten Angriffen einen Teil des Nordvorsprunges wieder genommen. Wir haben den Westteil behalten und einen Teil des Südvorsprunges genommen. Zwischen diesen beiden Werken und der Straße von Aix-Noulette nach Souchez machten unsere Angriffe Fortschritte; wir faßten auf verschiedenen Punkten der Linie des Feindes Fuß, dem es nicht gelang, irgend einen der von uns gestern eroberten Schützengräben wieder zu besetzen. Am Nordrand der Straße von Aix-Noulette nach Souchez fand ein lebhafter Kampf in einem Gehölz statt. Die gegenseitigen Stellungen haben sich nicht geändert. Zwischen dieser Straße und dem Lorettomassiv in der Schlucht von Buval konnte ein heftiges Artilleriefeuer des Feindes uns nicht aus den gestern eroberten Stellungen vertreiben; wir haben sogar von neuem Boden gewonnen. Auf dem Nordostabhang der Lorettohöhe sind wir trotz einem heftigen Bombardement 200 Meter vorgedrungen. Am Dorfrand von Ablain-Saint-Nazaire haben wir eine Revolverkanone genommen. In Neuville-Saint-Vaast haben wir uns nach einem sehr heftigen Kampfe einer Häusergruppe bemächtigt, die einen gefährlichen Vorsprung bildete. Der Feind erlitt in diesen verschiedenen Aktionen starke Verluste.

27. Mai 1915.

Ungeachtet ihres gänzlichen Mißerfolges vom 25. Mai erneuerten die Franzosen ihre Durchbruchsversuche zwischen Vermelles und der Lorettohöhe. Sehr starke Kräfte wurden auf dem schmalen Raum von zehn Kilometern zum Sturme angesetzt, die Angreifer aber überall zurückgeworfen. Wir sind im vollen Besitz unserer Stellungen. Eine ungemein große Zahl französischer Gefallener liegt vor den deutschen Gräben. Ein weiterer französischer Angriff richtete sich am späten Abend gegen die Linie Souchez—Neuville. Hier ist dicht südlich Souchez der Kampf noch nicht völlig abgeschlossen. Beim Friedhof von Neuville schanzten Franzosen aufrechtstehend, indem sie zur Deckung in vorhergegangenen Kämpfen gefangene Deutsche verwendeten.

Französische Nachmittagsmeldung: Im Abschnitt nördlich von Arras kam es in einer Nacht zu zwei Kampfhandlungen. Südwestlich von Souchez haben wir uns eines feindlichen Schützengrabens und des Schlosses von Carleul bemächtigt, wobei zwei Gefangene gemacht wurden, darunter ein Offizier. Oestlich von Neuville-Saint-Vaast haben die Deutschen einen Angriff versucht, der durch unsere Artillerie abgeschlagen wurde.

Englische Meldung: Die erste Armee fährt fort, Fortschritte östlich von Festubert zu machen. Eine Territorialdivision besetzte in der letzten Nacht eine Gruppe deutscher Gräben und machte dabei 35 Gefangene, zu denen heute morgen noch ein Offizier und 21 Mann hinzukamen, ferner wurde ein Maschinengewehr erbeutet. Seit dem 16. Mai hat die erste Armee die feindliche Stellung in einer Totalfront von drei Meilen durchbrochen. Dabei wurde das feindliche Grabensystem in einer Frontlänge

von 3200 Yards von uns in Besitz genommen, auf dem restlichen Flügel ist die erste und zweite Grabenlinie in unserm Besitz. Die Gesamtzahl der dabei gemachten Gefangenen beträgt acht Offiziere und 777 übrige Mannschaften. Ferner wurden zehn Maschinengewehre und große Mengen anderer Ausrüstungsmaterialien erbeutet.

28. Mai 1915.

Von dem im Brennpunkte des feindlichen Durchbruchversuches nordöstlich der Lorettohöhe stehenden Armeekorps sind seit dem 9. Mai 14 Offiziere, 1450 Franzosen gefangen genommen und sechs Maschinengewehre erbeutet.

Südöstlich des Lorettohöhenrückens setzten gestern gegen abend die Franzosen zu erneuten Teilangriffen, die abgeschlagen wurden, an. Bei Ablain ist das Gefecht noch im Gange.

Französische Nachmittagsmeldung: Die Gegenangriffe des Feindes gegen die von uns bei Angres eroberten Stellungen dauerten die ganze Nacht fort; wir schlugen sie zurück. In Ablain-Saint-Nazaire setzten unsere Truppen ihre Offensive mit vollem Erfolge fort. Da sie den Friedhof beherrschten, bemächtigten sie sich mit Einbruch der Nacht einer ganzen Gruppe benachbarter Häuser, namentlich des Pfarrhauses, das der Feind stark befestigt hatte. Sie nahmen sodann im Sturme die deutschen Schützengräben am Hohlwege von Ablain nach der Mühle Malon (südöstlich von Ablain). Trotz heftiger Gegenangriffe in der Nacht behielten sie das ganze eroberte Gelände, indem sie dem Feinde starke Verluste beibrachten. Bei Tagesanbruch rückten sie gegen Osten vor und nahmen in der Richtung von Souchez große feindliche Werke, genannt „Die Feldschanze der vier Böcklein". Der Kampf war hier sehr lebhaft, der Feind erlitt ernste Schlappen. Die Zahl der Gefangenen von gestern abend überschreitet 400, darunter sieben Offiziere. Wir erbeuteten außerdem zwölf Maschinengewehre. Am Morgen machten wir anläßlich der Einnahme der Feldschanze neue Gefangene, deren genaue Zahl man noch nicht kennt; wir erbeuteten außerdem Material. Die gestern von Ecurie und Roclincourt gemeldete Beschießung durch die Deutschen dauerte die ganze Nacht hindurch fort; es gab jedoch keinen Infanterieangriff.

Französische Abendmeldung: Die britischen Truppen erzielten Fortschritte in der Richtung von La Bassée. Bei Angres dauerten die feindlichen Gegenangriffe fort und überstürzten sich mit wachsender Heftigkeit. Alle scheiterten. Es ereigneten sich ihrer fünf während dieses Tages, d. h. mit den beiden der letzten Nacht ihrer sieben in weniger als 24 Stunden. Unsere Artillerie und Infanterie verwehrte den Angreifern jeden Fortschritt. Unsere Stellungen wurden vollständig behauptet trotz fortgesetzter Beschießung von äußerster Hartnäckigkeit. Nördlich von Ecurie in der außerordentlich schwierigen Gegend des Labyrinths, sind wir um etwa 100 Meter vorwärts gekommen. Auf dem ganzen Plateau von Angres und Arras war der Artilleriekampf den ganzen Tag über äußerst heftig.

29. Mai 1915.

Die Franzosen setzten gestern, nachdem wir sie bei Angres zurückgeworfen und ihnen eine Anzahl Gefangene abgenommen hatten, mit starken Massen zu einem Gegenangriff längs der Straße Béthune—Souchez ein, wurden aber unter den empfindlichsten Verlusten auf der ganzen Front abgeschlagen. In der Nacht nahmen wir die schwache Besatzung des Ostteiles von Ablain, deren Verbleib in der dort vorgeschobenen Stellung nur unnützes Blut gekostet hätte, unbemerkt vom Feinde auf die unmittelbar dahinter befindliche nächste Linie zurück. Südlich Souchez wurde gestern abend ein französischer Angriffsversuch durch unser Feuer im Keime erstickt. Das südwestlich Souchez liegende, von den Franzosen als von ihnen erobert erwähnte Schloß Le



Phot. W. Brämer, Berlin

Schwerverwundete Engländer in den deutschen Stellungen zwischen La Bassée und Armentières am 9. Mai 1915



Phot. W. Brämer, Berlin

Gefallene Engländer vor den deutschen Stellungen zwischen La Bassée und Armentières am 9. Mai 1915



Phot. H. Bensemann, Metz

Ein gefallener französischer Vorposten in Nordfrankreich



Phot. W. Brämer, Berlin

Verladen schwerverwundeter deutscher Soldaten

Carleul (vgl. S. 111) ist dauernd von uns gehalten. Südöstlich Neuville wiesen wir feindliche, mit Minen- und Handgranatenfeuer vorbereitete Vorstöße leicht ab.

Französische Nachmittagsmeldung: In der Gegend nördlich von Arras war die Nacht durch ein sehr heftiges Artilleriegefecht gekennzeichnet. Der Feind hat namentlich unsere Stellung auf dem Plateau von Loretto beschossen. Ein Angriff hat uns gestattet, neue Fortschritte bei Aix-Noulette—Souchez zu erzielen. Gegen Mitternacht wurde ein deutscher Angriff auf unsere Gräben von Ablain-Saint-Nazaire mit Leichtigkeit abgewiesen.

Französische Abendmeldung: Im Raume nördlich von Arras haben wir neue Fortschritte erzielt. Nachdem wir mit vollem Erfolge einen heute früh gemeldeten deutschen Gegenangriff auf unsere Gräben bei Ablain-Saint-Nazaire abgewiesen hatten, haben wir die Offensive ergriffen und zunächst den größten Teil und dann die Gesamtheit der Häuser von Ablain genommen, die vom Feinde bisher noch gehalten wurden. Wir sind nunmehr Herren der ganzen Ortschaft. Der Kampf war sehr heiß; wir haben drei deutsche Kompagnien vernichtet und in die Flucht gejagt. In Neuville-Saint-Vaast dauert der Straßenkampf fort. Wir haben eine neue Häusergruppe am Westrande genommen. Auf dem Rest des Abschnittes von Arras nichts zu melden, außer der Tatsache, daß das Bombardement des Feindes von außerordentlicher Heftigkeit ist und daß unsere Artillerie das Feuer erwidert.

30. Mai 1915.

Zwischen dem La Bassée-Kanal und Arras fanden nur Artilleriekämpfe statt. An der Straße Béthune—Souchez nahmen wir einige Dutzend schwarze Franzosen gefangen, die sich in einem Wäldchen versteckt hatten.

Die übliche Beschießung der Ortschaften hinter unserer Front durch die Verbündeten hat unter den dort zurückgebliebenen französischen Frauen und Kindern, die an der Heimatscholle hängen, wieder viele unschuldige Opfer gefordert.

Französische Abendmeldung: Wir griffen südöstlich von Neuville-Saint-Vaast das große deutsche Werk an, welches das „Labyrinth“ genannt wird. Der Kampf war sehr heiß. Wir kamen 400 Meter vorwärts und machten zahlreiche Gefangene, darunter Offiziere.

31. Mai 1915.

Gestern versuchten die Franzosen nördlich Arras mit starken Kräften unsere Front zu durchbrechen. Bei Arras hatte sich der Gegner auf der Front Neuville—Roclincourt in den letzten Tagen durch Sappen herangearbeitet. Ein Angriff auf dieser Linie wurde daher, nachdem alle Versuche, uns weiter nördlich aus unsern Stellungen zu drücken, mißlungen waren, erwartet. Er erfolgte gestern nachmittag nach stundenlanger Artillerievorbereitung und führte durch die Tapferkeit rheinischer und bayerischer Regimenter zu einer gänzlichen Niederlage des Gegners. Seine Verluste sind außergewöhnlich hoch.

Französische Nachmittagsmeldung: Nichts Neues in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai außer dem Scheitern eines deutschen Angriffes in der Gegend von Notre-Dame-de-Lorette. Wir haben den Angriff leicht abgewiesen. Die Zahl der Gefangenen, die wir gestern im Labyrinth südöstlich von Neuville-Saint-Vaast gefangen genommen haben, beläuft sich auf 150, darunter vier Offiziere.

Französische Abendmeldung: In der Gegend nördlich von Arras erzielten wir neue Fortschritte. Auf der Straße von Souchez nach Carency bemächtigten wir uns der Mühle von Malon und der deutschen Schützengräben, die sich von der Mühle nach der Zuckerfabrik von Souchez erstrecken. Wir machten etwa fünfzig Gefangene. In der Gegend des „Labyrinthes“ haben wir, nachdem wir in der

Nacht vom 30. zum 31. Mai einen deutschen Gegenangriff zurückgeschlagen hatten, die eroberten Stellungen hergerichtet. Am 31. Mai unternahm der Feind keinen Infanterieangriff. Er hat unsere Front nur bombardiert.

1. Juni 1915.

Nach ihrer Niederlage südlich von Neuville am 30. Mai versuchten die Franzosen weiter nördlich gestern einen neuen Durchbruch. Der Angriff, der sich in einer Frontbreite von $2^1/_2$ Kilometern gegen unsere Stellungen zwischen der Straße Souchez—Béthune und Carency-Bach richtete, brach meist schon in unserem Feuer unter großen Verlusten zusammen. Nur westlich Souchez kam es zum Nahkampf, in dem wir Sieger blieben.

Französische Nachmittagsmeldung: In der Gegend von Arras wurden heftige Kämpfe geliefert. Während der Nacht östlich der Straße Aix-Noulette—Souchez sind wir in die Boquetaux eingedrungen, wo sich ein Nahkampf entspann, in dem wir die Oberhand hatten. Auf dem Plateau östlich von Notre-Dame-de-Lorette haben wir uns eines deutschen Werkes bemächtigt. Ein sehr heftiger Kampf entspann sich bei der Zuckerfabrik von Souchez; wir machten etwa sechzig Gefangene.

Französische Abendmeldung: Sehr lebhafte Gefechte spielten sich im Abschnitt nördlich von Arras ab. Wir haben neue Fortschritte erzielt. Trotz mehrerer heftiger Gegenangriffe konnte der Feind uns nicht aus den Schützengräben vertreiben, die in dem in der Nähe der Straße von Aix-Noulette und Souchez gelegenen Gehölz sich befinden. Wir haben gleichfalls unsere Gewinne nordöstlich der Kapelle von Loretto behauptet. Die heftigen Kämpfe, die sich seit zwei Tagen um die Zuckerfabrik Souchez abspielten, endeten zu unserem Vorteile. Wir haben uns der Zuckerfabrik bemächtigt. Der Feind hat sie in der Nacht zurückerobert, aber wir haben ihn bei Tagesanbruch daraus vertrieben und sind Herren der Stellungen geblieben, trotz aller Gegenangriffe. Wir haben unserem Gegner große Verluste beigebracht. Im „Labyrinth" südöstlich von Neuville fahren wir fort, die deutschen Werke eines nach dem andern zu nehmen. Wir haben bedeutende Fortschritte im Nordteile dieses befestigten Systems erzielt und 150 Gefangene gemacht. Das ganze eroberte Terrain wurde behauptet.

2. Juni 1915.

Die Zuckerfabrik westlich Souchez, in die im Laufe des gestrigen Nachmittags die Franzosen eingedrungen waren, ist von uns wieder genommen. Ein französischer, in den Abendstunden auf unsere Stellungen bei und südlich von Neuville unternommener Angriff wurde abgeschlagen. Nur ein kleines über die Straße Neuville—Ecurie vorspringendes Grabenstück ist vom Feinde besetzt.

Französische Nachmittagsmeldung: Im Abschnitt nördlich von Arras dauerte der Kampf diese Nacht an. Im Labyrinth, südöstlich von Neuville, haben wir einige Schützengräben genommen und von neuem Gefangene gemacht. Die Gesamtzahl der hier gemachten Gefangenen übersteigt 450. Bei Neuville selbst haben wir eine Häusergruppe erobert, wo wir uns, trotz mehrerer Gegenangriffe, behauptet haben. In den anderen Teilen des Abschnittes, besonders bei Loretto, Artilleriekämpfe.

Französische Abendmeldung: Südöstlich von Neuville-Saint-Vaast haben die Deutschen Gegenangriffe ausgeführt im „Labyrinth". Wir haben sie alle zurückgewiesen. Darauf haben wir neue Fortschritte erzielt und dabei Gefangene gemacht. Es ist bemerkenswert, festzustellen, daß die französische Division, die zwischen dem 9. Mai und 1. Juni 1915 Carency, Ablain-Saint-Nazaire, die Mühle Malon und die Zuckerfabrik von Souchez genommen hat, 3100 Gefangene machte, darunter 67 Offiziere, und 2600 Leichen beerdigte. Diese Division verlor an Verwundeten, Toten und Vermißten 3200 Mann, wovon zwei Drittel leicht verwundet sind.

3. Juni 1915.

In der Gegend nördlich von Arras war die Kampftätigkeit auf der Front Souchez—Neuville und südlich wieder sehr lebhaft. Die Franzosen setzten dort nachmittags und in der Nacht mehrfach zu größeren Angriffen an, die an einzelnen Stellen zu erbitterten Nahkämpfen führten. Ueberall erlitten die Franzosen die schwersten Verluste, ohne irgendwelche Vorteile zu erringen. Um den Besitz der Zuckerfabrik bei Souchez wird noch dauernd gekämpft.

Das Feuer der französischen Artillerie auf die hinter unserer Stellung liegenden Ortschaften forderte unter den französischen Einwohnern gestern wieder zahlreiche Opfer, so z. B. in Angres, wo fünf Männer, fünfzehn Frauen, zehn Kinder und in Méricourt, wo zwei Frauen getötet oder verletzt wurden.

Französische Nachmittagsmeldung: In der Gegend nördlich von Arras wurde der Artilleriekampf fortgesetzt. Während der Nacht entwickelten sich einige sehr heftige Infanteriekämpfe östlich von Notre-Dame-de-Lorette, wo sich die verschiedenen Stellungen nicht veränderten, und in der Gegend des Labyrinths, wo wir einige Fortschritte erzielt haben. Die Gesamtsumme der seit dem 31. Mai 1915 im Labyrinth gemachten Gefangenen beträgt 800, darunter neun Offiziere und etwa 50 Unteroffiziere. Wir haben zwei Maschinengewehre erbeutet.

4. Juni.

Oestlich Givenchy gelang es gestern abend englischen Truppen, in unsere Stellung einzudringen. Ein Gegenangriff warf den Feind unter schweren Verlusten wieder hinaus. Drei englische Maschinengewehre blieben in unserer Hand. Die Stellung ist lückenlos in unserem Besitz.

Die Zuckerfabrik Souchez ist nach hin- und herwogendem Kampfe von uns besetzt. An der Bahn westlich von Souchez ist der Kampf noch im Gange. Ein starker feindlicher Angriff auf unsere Gräben bei und nördlich Neuville brach im Artilleriefeuer zusammen; südlich von Neuville finden seit heute nacht Nahkämpfe statt.

5. Juni.

Um die Reste der Zuckerfabrik Souchez wird weitergekämpft. Zurzeit ist sie wieder im Besitze der Franzosen. Die feindlichen Angriffe bei Neuville wurden abgewiesen.

Französische Abendmeldung: In dem Abschnitt nördlich von Arras haben wir ernstliche Fortschritte erzielt. Im Innern von Neuville halten wir jetzt über die Hälfte der Nordecke und den ganzen östlichen Teil, also über zwei Drittel der Ortschaft. Wir haben gleichfalls 450 Meter im Nordteil des „Labyrinths“ gewonnen und sind im Zentrum dieses Werkes leicht vorgedrungen, wo noch immer unaufhörlich gekämpft wird. Auf der ganzen Front des Abschnittes Artilleriekampf, besonders in Loretto, Neuville und dem „Labyrinth“, wo er von äußerster Heftigkeit war.

6. Juni 1915.

Angriffe gegen unsere Stellung am Ostabhang der Lorettohöhe wurden unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen; nur um wenige vorspringende Grabenstücke wird noch gekämpft. Die Reste der Zuckerfabrik bei Souchez sind noch im Besitze der Franzosen. In dem Dorfe Neuville gingen zwei Häusergruppen verloren.

Französische Nachmittagsmeldung: In der Gegend nördlich von Arras machte der Feind im Verlaufe des Abends und der Nacht heftige Anstrengungen, um die Stellungen wieder zu nehmen, die er in der letzten Nacht verloren hat. Der ganze Abschnitt von Ablain bis Neuville und die Zuckerfabrik von Souchez war einem fast ununterbrochenen Bombardement ausgesetzt, auf das unsere Artillerie energisch erwiderte. Fünf deutsche Gegenangriffe wurden gegen die Ostabhänge der Lorettohöhe unternommen. Im Walde östlich der Straße Aix-Noulette—Souchez

waren die Gegenangriffe unaufhörlich. Die deutsche Offensive wurde überall gebrochen; wir haben alle unsere Stellungen behauptet, indem wir dem Feind schwere Verluste beibrachten. Zwischen der Straße Aix-Noulette—Souchez und der Straße Ablain—Souchez haben wir uns mehrerer Gräben bemächtigt und etwa dreißig Gefangene gemacht.

Französische Abendmeldung: Im Abschnitt nördlich von Arras dauert der Kampf mit äußerster Heftigkeit zu unseren Gunsten fort. Wir haben mehrere glückliche Angriffe auf beiden Seiten der Straße Aix-Noulette—Souchez unternommen und an Boden gewonnen im Walde östlich dieser Straße und südlich in der Gegend der Buval-schlucht. Bei Neuville-Saint-Vaast dauern unsere Fortschritte fort; im Innern des Dorfes haben wir mehrere Häuser erobert und gleichzeitig die Einschließung enger gezogen, indem wir den Feind auf eine kleine Insel im Nordwesten des Dorfes zurückdrängten. Einen dorthin führenden Verteidigungsgang haben wir besetzt. Wir haben neue Gräben gewonnen im Zentrum und im Süden des Labyrinths, und sind um 100 Meter vorgerückt. Seit einer Woche dauert der Kampf in diesem starken Werke ununterbrochen fort; wir halten nunmehr zwei Drittel desselben.

7. Juni 1915.

Am Osthange der Lorettohöhe erneuerten die Franzosen in den Nachmittags- und Abendstunden ihre Angriffe, die in unserem Feuer völlig zusammenbrachen. Weitere Angriffsversuche in der Nacht wurden im Keime erstickt.

Südöstlich Hébuterne (östlich Doullens) griff der Feind heute morgen erfolglos an. Der Kampf ist dort noch nicht abgeschlossen.

8. Juni.

Am Osthang der Lorettohöhe scheiterte ein feindlicher Angriff gänzlich. Von weiteren Angriffsversuchen sahen die Franzosen ab. Auch südlich von Neuville wurde durch unser Artilleriefeuer ein feindlicher Angriff niedergehalten.

In Gegend südöstlich Hébuterne dauert der Kampf noch an. Bei Douai wurde ein feindliches Flugzeug heruntergeschossen.

9. Juni.

Am Osthang der Lorettohöhe zum Angriff einsetzende feindliche Kräfte wurden gestern nachmittag durch unser Feuer vertrieben. Am Südosthang derselben Höhe scheiterte ein feindlicher Angriff. Die letzten Häusergruppen des schon seit dem 9. Mai zum großen Teil im Besitze der Franzosen befindlichen Dorfes Neuville wurden heute nacht dem Feinde überlassen. Südlich von Neuville schlugen wir wiederholte Angriffe unter schweren Verlusten für die Franzosen ab.

In der Gegend südöstlich von Hébuterne ist der Kampf nach einem in den Morgenstunden mißglückten Angriff der Franzosen wieder im Gange.

Französische Abendmeldung: Der Artilleriekampf dauert heftig fort im Abschnitt nördlich von Arras. Wir haben in der letzten Nacht und heute vormittag Neuville-Saint-Vaast genommen, welches der Feind noch hielt; der gesamte Ort ist in unserer Gewalt. Wir haben außerdem Fortschritte gemacht im Innern der kleinen nördlichen Insel. Im Labyrinth wurden unsere Fortschritte fortgesetzt, namentlich im Südostteil. In der Gegend von Hébuterne haben wir trotz heftiger Beschießung unsere Stellung um das Gehöft „Zu allen Winden" erweitert.

10. Juni 1915.

Die Kämpfe bei Souchez und Neuville dauern an. Nordwestlich von Souchez wurden alle Angriffsversuche der Franzosen im Keime erstickt. Westlich von Souchez, in der Gegend der Zuckerfabrik, erlangten die Franzosen kleine Vorteile. Feindliche Angriffe gegen unsere Stellungen nördlich von Neuville brachen zusammen. Im Grabenkampf südlich von Neuville behielten wir die Oberhand.



Phot. G. Bruennlein, Berlin

Französische Offiziere in schwarzen Übermänteln, die ihre Träger bei Nacht unsichtbar machen



Phot. G. Bruennlein, Berlin

Ein englischer Soldat beim Legen einer Feldtelephonleitung



Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin

Eine englische Maschinengewehr-Abteilung im Angriff



Nach L'Illustration

Farbige Franzosen (Senegalneger) lagern in einer Geländefalte

Ein feindlicher Vorstoß südöstlich von Hébuterne scheiterte. Im Verlauf der letzten Kämpfe wurden dort etwa 200 Franzosen von uns gefangen.

Französische Abendmeldung: Im Abschnitt nördlich von Arras dauert der Artilleriekampf fort. Er wurde indessen gehemmt durch den sehr dichten Nebel. Die ergänzenden Berichte über die Einnahme von Neuville-Saint-Vaast stellen fest, daß der nordöstliche Teil des Dorfes und die Schanze, die der Feind hergerichtet hatte, mit äußerster Hartnäckigkeit verteidigt worden sind. Durch einen Kampf, Schritt für Schritt, Haus um Haus hat sich unsere Infanterie der ganzen Stellung bemächtigt. Die Deutschen haben sich erst im letzten Notfalle zurückgezogen, wobei sie in unsern Händen zahlreiches Material zurückließen, darunter eine 77er Kanone und mehrere Maschinengewehre. Wir haben in den Häusern, in den Laufgräben und in den Kellern nahezu tausend deutsche Leichen gefunden. In der Gegend von Hébuterne haben wir dem Feind in den Tagen vom 7., 8. und 9. Juni 1915 sechs Maschinengewehre abgenommen.

11. Juni 1915.

Feindliche Vorstöße nordöstlich der Lorettohöhe sowie wiederholte Angriffe gegen unsere Stellungen nördlich und südlich von Neuville scheiterten. Der Nahkampf in den Gräben nördlich von Ecurie dauert noch an.

Südöstlich von Hébuterne und Beaumont wurden feindliche Angriffe gestern und heute nacht abgewiesen, nur am Wege Serre—Mailly erzielten die Franzosen einen unbedeutenden Fortschritt.

Französische Abendmeldung: Wir befestigten unsere Stellungen vorwärts Neuville-Saint-Vaast. Das Inventar über die Beute, das noch fortgesetzt wird, gestattete uns, in den Trümmern drei 77er Geschütze, fünf Bombenwerfer, etwa 15 verschüttete oder beschädigte Maschinengewehre, Tausende von Handgranaten, 800 000 Patronen, 1000 Gewehre, Zündapparate, 105er Granaten, Pioniergeräte in sehr großer Menge, zahlreiche Kisten mit Explosivstoffen, Ausrüstungsgegenstände und Lebensmittel festzustellen.

In der Gegend des Gehöftes „Zu allen Winden" südlich von Hébuterne richteten wir die gestern abend und heute morgen eroberten Stellungen her und machten 150 neue Gefangene, darunter einen Bataillonschef, außerdem wurden zahlreiche Deutsche verwundet in unser Lazarett aufgenommen. Die feindlichen Leichen zählen nach Hunderten. Wir erbeuteten drei Maschinengewehre und brachen in die deutschen Linien auf einer Länge von über zwei Kilometern und auf einer Tiefe von einem Kilometer ein. Ein starker Gegenangriff, der heute morgen vom Feinde unternommen wurde, ist vollständig zurückgeschlagen worden.

12. Juni.

Feindliche Angriffe auf dem Osthang der Lorettohöhe und gegen Souchez wurden abgeschlagen. In dem Nahkampf nördlich Ecurie (Labyrinth) setzten die Franzosen gestern zweimal frische Kräfte zum Angriff an. Es gelang, den Feind am Nachmittag vollkommen aus unseren Stellungen zu werfen; ein abends einsetzender neuer Vorstoß der Franzosen brach im Infanteriefeuer zusammen. Der zurückflutende Feind erlitt sehr erhebliche Verluste. Bei Serre (südöstlich Hébuterne) sind wir aus unseren rückwärtigen Stellungen wieder im Vorgehen.

13. Juni 1915.

Nördlich Arras und bei Hébuterne fanden Artilleriekämpfe statt. Südöstlich von Hébuterne sind Infanteriegefechte im Gange.

Französische Abendmeldung: Im Abschnitt nördlich von Arras heftige Artilleriekämpfe. Am Nachmittag haben wir den nördlich der Zuckerfabrik von Souchez gelegenen, vom Feinde sehr stark ausgebauten Kamm angegriffen und im Sturme genommen. Wir haben uns dort eingerichtet und behauptet, trotz lebhafter Beschießung.

Wir haben am Vormittag südöstlich von Hébuterne die deutschen Schützengräben in der Nachbarschaft der Straße von Serre nach Mailly-Maillet angegriffen. Unsere Infanterie nahm in einem einzigen Anlaufe drei feindliche Linien und hat ihr Ziel erreicht, indem sie über 100 Gefangene machte, die vier verschiedenen Regimentern, darunter dem 170., angehören. Die Gefangenen erklärten, daß wir im Verlaufe der Kämpfe der letzten Tage den deutschen Truppen sehr starke Verluste beigebracht hätten. Einige Einheiten wurden im Laufe der Gegenangriffe, sobald sie gebildet waren, vernichtet. Im Laufe des Tages versuchte der Feind einen Gegenangriff, den wir sogleich aufgehalten haben ...

Hauptmann Gußmann, der Kommandant des ersten Bataillons des 170. Regiments, der gefangen genommen wurde, sagte zu einem Offizier vom französischen Generalstab: „Sie haben ohne Zweifel gegen uns Elitetruppen ausgeschickt. Ich war mit meinem Bataillon zu Beginn des Angriffs in einem Schützengraben der ersten Linie. Niemals habe ich Soldaten mit solcher Tapferkeit und solchem Schneid zum Sturme vorstürzen sehen."

14. Juni 1915.

Auf der Front zwischen Liévin und Arras erlitten die Franzosen eine schwere Niederlage. Nachdem im Verlaufe des Tages mehrmals die zum Vorgehen bereitgestellten feindlichen Sturmkolonnen durch unser Artilleriefeuer vertrieben waren, setzten gegen abend zwei starke feindliche Angriffe in dichten Linien gegen unsere Stellungen beiderseits der Lorettohöhe sowie auf der Front Neuville—Roclincourt ein. Der Gegner wurde überall unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Sämtliche Stellungen sind voll in unserem Besitz geblieben.

Südöstlich Hébuterne haben die Infanteriegefechte zu keinem nennenswerten Ergebnis geführt.

15. Juni.

Die Franzosen holten sich gestern eine neue Niederlage. Trotz der am 13. Juni erlittenen schweren Verluste setzten sie ihren Durchbruchsversuch auf der Front Liévin—Arras mit großer Zähigkeit fort. Die mit einem ungeheuren Munitionsaufwand vorbereiteten und in dichten Wellen vorgetragenen französischen Angriffe brachen abermals in dem Feuer unserer braven Truppen unter den schwersten Verlusten für den Feind ausnahmslos zusammen.

16. Juni.

Zwei Angriffe von vier englischen Divisionen zwischen der Straße Estaires—La Bassée und dem Kanal von La Bassée sind zusammengebrochen. Unsere tapferen westfälischen Regimenter und dort eingetroffene Teile der Garde wiesen den Ansturm nach erbitterten Nahkämpfen restlos ab. Der Feind hatte schwere Verluste. Er ließ mehrere Maschinengewehre und einen Minenwerfer in unserer Hand. An die Stellungen der mit größter Zähigkeit sich behauptenden Badener bei der Lorettohöhe wagte sich der Feind nach seinen Niederlagen am 13. und 14. Juni nicht wieder heran.

Französische Abendmeldung: Die westlich von La Bassée von den englischen Truppen erzielten Gewinne konnten nicht behauptet werden. Im Abschnitt nördlich von Arras gewannen wir Boden auf verschiedenen Punkten, besonders östlich der Lorettohöhe, südwestlich und südlich von Souchez sowie im Labyrinth. Wir machten 300 Gefangene und erbeuteten einige Maschinengewehre. Südlich von Arras bombardierten die Deutschen heftig die Stellungen, die sie bei dem Gehöft „Zu allen Winden" verloren hatten, unternahmen aber keinen Gegenangriff.

17. Juni 1915.

Die Engländer und Franzosen setzten gestern ihre Durchbruchsversuche fort. Nördlich des Kanals von La Bassée wurden die Engländer von Westfalen und Sachsen im

Handgemenge überwältigt und zum schleunigen Rückzug in ihre Stellungen gezwungen. Gegen die Front von westlich Liévin bis Arras richteten die Franzosen fortgesetzt neue Angriffe. An der Lorettohöhe wurde ihnen ein völlig zerschossener Graben überlassen. Südlich Souchez gelang es ihnen in unserer Stellung in einer Breite von etwa 600 Metern Fuß zu fassen. Dort wird noch gekämpft. An allen anderen Stellen wurden sie blutig abgewiesen. Die unter größtem Munitionseinsatz und ohne Rücksicht auf die schwersten Verluste geführten Angriffe haben somit wiederum mit einer Niederlage der Franzosen und Engländer geendigt. Die für uns siegreichen Nahkämpfe legen erneut Zeugnis ab von der glänzenden Tapferkeit und unerschütterlichen Ausdauer unserer Truppen.

18. Juni 1915.

Die Feinde setzten ihre Durchbruchsversuche nördlich Arras vergeblich fort. Die Engländer erlitten nördlich des Kanals von La Bassée eine neue Niederlage. Ihre Angriffstruppen wurden aufgerieben, nur einzelne Leute flüchteten sich zurück. Westlich Angres beim Kirchhof, südlich Souchez und nördlich Ecurie sind Franzosen in kleine Teile unserer vorderen Stellung eingedrungen. Hart nördlich der Lorettohöhe gaben wir ein im umfassenden Feuer liegendes Grabenstück planmäßig auf. Im übrigen wurden die feindlichen Angriffe abgeschlagen. Seit dem 16. Juni nahmen wir auf dem Kampffelde nördlich Arras 17 Offiziere, 647 Mann gefangen. Die blutigen Verluste der Gegner entsprechen denen in der Schlacht der Champagne.

19. Juni.

Die Fortsetzung der Angriffe auf unsere Front nördlich von Arras brachte dem Feind weitere Mißerfolge: Nördlich des Kanals von La Bassée wurde ein englischer Vorstoß mühelos abgewiesen. Mehrere französische Angriffe an der Lorettohöhe beiderseits Neuville und nordöstlich von Arras brachen zusammen. Wir säuberten einige früher verlorene Grabenstücke vom Feind.

Französische Abendmeldung: Im Abschnitt nördlich von Arras wurden unsere Kampfhandlungen fortgesetzt und auf mehreren Punkten die Früchte der glücklichen Kämpfe der letzten Tage geerntet. Nach einem sehr lebhaften Kampfe wurde die vom Feinde seit dem 9. Mai hartnäckig verteidigte und von allen Seiten umzingelte Schlucht Buval im Sturm genommen. Wir haben dort Maschinengewehre, jedoch wenige Gefangene eingebracht, etwa zehn blieben in unsern Händen. Der Widerstand der Deutschen war erbittert. Auf den Abhängen, die sich östlich der Lorettohöhe ausdehnen, in der Richtung von Souchez, haben wir mehrere Schützengräben genommen und 300 Gefangene gemacht, darunter etwa zehn Offiziere. Wir halten den Abhang der Höhe 119, wo unsere Truppen trotz des feindlichen Gegenangriffs über die letzten deutschen Schützengräben hinaus sich behauptet haben, indem sie sich an den Boden anklammerten. Südlich dieser Abhänge wurde unsere Front nach vorwärts getragen. Nordöstlich des Labyrinths hat uns ein Gegenangriff von äußerster Heftigkeit in der letzten Nacht einen Teil des großen Laufgrabens wieder genommen, dessen wir uns bemächtigt hatten; wir haben ihn am Tage zurückerobert und haben hier die Angriffe des Feindes zurückgeschlagen. Im ganzen Abschnitt war der Artilleriekampf heftig, er dauert noch fort.

20. Juni.

Nördlich des Kanals von La Bassée und auf der Front nördlich von Arras wiesen wir mehrere feindliche Teilangriffe blutig ab.

21. Juni 1915.

Gegen die Front nördlich Arras beschränkte sich der Gegner hauptsächlich auf Artilleriefeuer. Nur nördlich Souchez erfolgte ein Infanterieangriff, der von uns abgewiesen wurde.

22. Juni 1915.

Nördlich von Arras fanden auch gestern im wesentlichen Artilleriekämpfe statt. Ein französischer Infanterieangriff im Labyrinth südlich von Neuville wurde um Mitternacht zurückgeschlagen.

23. Juni.

Bei Givenchy bis nördlich des Kanals von La Bassée und bei Neuville wurden Angriffe durch unser Artilleriefeuer im Keime erstickt. Südlich von Souchez machten wir im Grabenkampf gute Fortschritte.

Südlich von Neuville brachte eines unserer Kampfflugzeuge einen feindlichen Flieger zum Absturz.

24. Juni.

Am Osthang der Lorettohöhe warfen wir den Feind aus einem von ihm vor einigen Tagen eroberten Grabenstück. Südlich von Souchez wurden die Kämpfe für uns erfolgreich fortgesetzt. Die Labyrinthstellung südlich von Neuville wurde gegen einen nachts einsetzenden starken Angriff in zähem Nahkampf gehalten.

25. Juni.

Im Nahkampfe südlich von Souchez erbeuteten wir mehrere Maschinengewehre. Wiederholte feindliche Vorstöße gegen die Labyrinthstellung wurden abgeschlagen.

26. Juni.

Die seit Tagen ununterbrochen geführten Nahkämpfe um die noch in der Hand des Feindes befindlichen Teile unserer Stellungen nördlich von Souchez und halbwegs Souchez—Neuville sind abgeschlossen. Heute nacht wurden die letzten Franzosen aus unseren Gräben geworfen. Zu ihrer Unterstützung hatte der Feind noch gestern abend frische Kräfte, sowohl beiderseits der Lorettohöhe wie südlich Souchez zum Angriff vorgeführt; sie wurden abgeschlagen.

Seit Beginn des großen Ringens bei Arras kämpfen dort unsere Flieger mit ihren Gegnern um die Vorherrschaft in der Luft. Beiden Teilen hat der Kampf Verluste gekostet; die unsrigen waren nicht vergeblich; seit einigen Tagen haben wir sichtlich die Oberhand gewonnen.

27. Juni.

Neben der Zitadelle von Arras stehende feindliche Artillerie wurde von uns beschossen. Ein Munitionslager flog in die Luft.

28. Juni.

Nördlich von Arras wurden feindliche Nachtangriffe beiderseits der Straße Souchez—Aix-Noulette und am Labyrinth nördlich Ecurie abgeschlagen.

29. Juni.

Die Franzosen bereiteten gestern durch starkes Feuer zwischen der Straße Lens—Béthune und Arras nächtliche Infanterieangriffe vor, die jedoch durch unser Artilleriefeuer niedergehalten wurden.

30. Juni.

Bei Arras fanden größere feindliche Unternehmungen auch gestern nicht statt. Hingegen machten wir in der Vertreibung des Gegners aus den Grabenstücken, die er im Laufe seiner wochenlangen Anstrengungen uns zu entreißen vermochte, weitere Fortschritte. Ein feindlicher Vorstoß im Labyrinth (nördlich Ecurie) wurde abgewiesen.

1. Juli.

Nördlich von Arras nahmen die Kämpfe um die Gräben unter andauernden Artilleriegefechten einen für uns günstigen Fortgang.

2. Juli 1915.

Ein nächtlicher Angriff auf unsere Stellungen westlich Souchez wurde abgewiesen.

3. Juli 1915.

Die Franzosen griffen in der Nacht unsere Stellungen westlich von Souchez an. Der Angriff wurde abgewiesen.

5. Juli.

Ein französischer Vorstoß auf Souchez wurde blutig abgewiesen.

7. Juli.

Westlich von Souchez wurden zwei nächtliche Angriffe des Feindes abgewiesen. Bei der Beschießung feindlicher Truppenansammlungen in Arras geriet die Stadt in Brand. Der Feuersbrunst fiel die Kathedrale zum Opfer.

8. Juli.

Westlich von Souchez gelang es den Franzosen in einer Breite von 800 Metern in unsern vordersten Graben einzudringen. Durch einen Gegenangriff wurden sie wieder vertrieben. Ein zweiter Angriff des Feindes brach im Feuer zusammen. Um ein kleines Grabenstück, in dem die Franzosen noch sitzen, wird mit Handgranaten gekämpft.

Französische Nachmittagsmeldung: In der Gegend nördlich von Arras haben sich zwischen Angres und Souchez abends und in der Nacht mehrere ziemlich heftige Infanteriekämpfe entwickelt. Nördlich der Straße Béthune—Arras wurde ein deutscher Angriff, dem eine sehr heftige Beschießung vorausging, vollständig zurückgeschlagen. Nördlich der Station Souchez haben wir einen Angriff ausgeführt, der uns gestattete, uns dem Dorf zu nähern. Wir haben uns einer Linie deutscher Schützengräben bemächtigt, nachdem wir alle ihre Verteidiger mit Handgranaten und Petarden niedergemacht hatten. Wir sind darüber hinaus vorgerückt. Wir haben einige Gefangene gemacht und ein Geschütz erbeutet.

Französische Abendmeldung: Zwischen Angres und Souchez hat der Feind diesen Morgen gegen 6 Uhr von neuem unsere Stellungen nördlich der Straße von Béthune—Arras angegriffen; er wurde zurückgewiesen. Nördlich der Station von Souchez versuchte ein sehr heftiger deutscher Angriff uns die Schützengräben, zu deren Herren wir uns an dem vorhergegangenen Abend gemacht hatten, wieder zu nehmen. Es gelang ihm nur etwa 100 Meter auf der ganzen Front von 800 Metern unserer Gewinne wieder zu besetzen.

9. Juli.

Nördlich der Zuckerfabrik von Souchez wurde ein französischer Angriff abgeschlagen; kleine, in unsere Stellungen eingedrungene Abteilungen wurden niedergemacht. Es gelang uns bisher nicht, das vorgestern verlorene Grabenstück westlich von Souchez vom Feinde zu säubern. Die von der französischen Heeresleitung gebrachte Nachricht über Eroberung eines deutschen Geschützes ist unrichtig.

11. Juli.

Hart nördlich der Straße Souchez—Ablain versuchten die Franzosen abends einen Angriff, der auf einen Vorstoß von deutscher Seite traf. Der Kampf ist noch nicht abgeschlossen. Dem französischen Feuer fielen in den letzten Tagen 40 Einwohner von Liévin zum Opfer, von denen zehn getötet wurden.

Ein vereinzelter französischer Vorstoß auf Fricourt, östlich von Albert, wurde leicht abgewiesen.

12. Juli 1915.

Der Nahkampf am Westrande von Souchez schreitet vorwärts. Der südlich von Souchez an der Straße nach Arras gelegene vielumstrittene Kirchhof ist wieder in unserem Besitz. Er wurde gestern abend nach hartnäckigem Kampfe gestürmt. Zwei Offiziere, 163 Franzosen wurden gefangen genommen, vier Maschinengewehre und ein Minenwerfer erbeutet.

Französische Nachmittagsmeldung: Im Abschnitt von Arras versuchte der Feind, nachdem er eine große Zahl erstickender Geschosse abgegeben hatte, gegen Mitternacht südlich von Souchez einen Angriff, der scheiterte. Ein zweiter Angriff gegen 2 Uhr gestattete ihm, den Friedhof und einige dicht anschließende Grabenstücke zu besetzen. Ein sehr lebhafter Kampf mit Granaten entwickelte sich im Schützengraben des „Contact" südwestlich von Neuville-Saint-Vaast ohne nennenswerten Gewinn, weder auf der einen noch auf der andern Seite.

13. Juli 1915.

Ein französischer Handgranatenangriff bei der Zuckerfabrik Souchez wurde abgewiesen. Im Anschluß an den Sturm auf den Kirchhof wurde darüber hinaus unsere Stellung in einer Breite von 600 Metern vorgeschoben und auch das an der Straße von Arras gelegene Cabaret Rouge (die rote Wirtschaft) genommen. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 3 Offiziere, 215 Mann erhöht. Verschiedene Ansätze zu feindlichen Gegenangriffen wurden unter Feuer genommen; ihre Durchführung wurde dadurch verhindert.

14. Juli.

Heute nacht wurden abermalige Handgranatenangriffe bei der Zuckerfabrik von Souchez abgewiesen.

15. Juli.

In der Gegend von Souchez griffen die Franzosen zum Teil mit stärkeren Kräften an verschiedenen Stellen an. Sie wurden überall zurückgeschlagen. Ein französisches Flugzeug wurde beim Ueberfliegen unserer Stellung bei Souchez getroffen und ging brennend in die feindliche Linie nieder. Ein zweites wurde bei Hénin-Liétard heruntergeschossen. Führer und Beobachter fielen verwundet in unsere Hände.

16. Juli.

Am 14. Juli ist bei einem der Angriffe in der Gegend von Souchez ein Grabenstück südlich des Kirchhofs verloren gegangen.

18. Juli.

Ein französischer Angriff auf die Kirchhofhöhe von Souchez wurde abgewiesen.

19. Juli.

In der Gegend von Souchez war nach verhältnismäßig ruhigem Verlauf des Tages die Gefechtstätigkeit nachts lebhafter. Ein französischer Angriff auf Souchez wurde abgeschlagen. Angriffsversuche südlich davon wurden durch unser Feuer verhindert.

20. Juli.

Bei Souchez wurden Handgranatenangriffe abgeschlagen. Nach lebhafter Feuertätigkeit ihrer Artillerie in der Gegend von Albert versuchten die Franzosen abends einen Vorstoß gegen unsere Stellungen bei Fricourt. Sie wurden zurückgeschlagen.

21. Juli.

Ein deutscher Kampfflieger zwang ein französisches Flugzeug bei Bapaume zur Landung. Das Flugzeug ist unversehrt in unserem Besitz.

23. Juli.

Nächtliche Handgranatenangriffe des Feindes nördlich und nordwestlich von Souchez wurden abgewiesen.

24. Juli.

Bei Souchez wiederholten die Franzosen auch heute nacht ihre erfolglosen Handgranatenangriffe.

27. Juli 1915.

Schwache französische Handgranatenangriffe nördlich von Souchez waren erfolglos. Bei Roncq (nordwestlich von Tourcoing) wurde ein französisches, bei Péronne ein englisches Flugzeug zum Landen gezwungen; die Insassen wurden gefangen genommen.

28. Juli 1915.

Nordwestlich von Souchez wurden einzelne von früheren Kämpfen her noch in der Hand der Franzosen befindliche Teile unserer Stellung nachts von schlesischen Truppen erstürmt. Vier Maschinengewehre sind erbeutet.

29. Juli.

Westlich von Souchez wurde ein französischer Angriff abgewiesen. Bei Givenchy sprengten wir mit Erfolg Minen.

31. Juli.

Die Franzosen griffen bei Souchez abermals erfolglos mit Handgranaten an.

1. August.

Nächtliche Vorstöße der Franzosen gegen Souchez hatten keinen Erfolg. Ein deutscher Flugplatz bei Douai wurde ergebnislos von einem feindlichen Geschwader angegriffen; einer unserer Kampfflieger schoß hier ein feindliches Flugzeug ab.

7. August.

Französische Handgranatenangriffe in der Gegend von Souchez wurden abgewiesen.

11. August 1915.

Nördlich von Souchez wurde ein französischer Handgranatenangriff abgeschlagen.

Der erste Teil der Schlacht von La Bassée und Arras (Die Lorettoschlacht) vom 9. bis 21. Mai 1915

Die zusammenfassenden Berichte aus dem deutschen Großen Hauptquartier vom 6. Juli und 21. August 1915.

Das Schlachtfeld und die Kämpfe am 9. Mai 1915

Während in Galizien die verbündeten Armeen von Sieg zu Sieg eilen durften, hatte die Armee des Kronprinzen von Bayern einen Kampf zu bestehen, der nicht minder heiß, blutig und ruhmvoll war. Doch gab es hier kein Vorwärtsstürmen durch die Reihen des Feindes, keine Verfolgung der flüchtenden Scharen mit des Mannes und Rosses letztem Atemzug. Die vielleicht gerade dem deutschen Soldaten schwerste Aufgabe galt es zu erfüllen: in einer Verteidigungsstellung den Ansturm eines weit überlegenen, mit zahlreicher schwerer Artillerie und unerschöpflicher Munition ausgerüsteten Gegners abzuwehren.

Denn Großes plante der Feind. Nicht etwa eine Ablenkung unserer Stärke von dem in Galizien verblutenden Verbündeten galt es. Die Versammlung so starker Kräfte, die Anwesenheit des französischen Oberbefehlshabers, die gewaltigen Anstrengungen und die Hartnäckigkeit des Angreifers beweisen es, die erbeuteten Befehle bestätigen es: Generalissimus Joffre erachtete den Augenblick für gekommen, die deutsche Front zu durchstoßen, die verlorenen Provinzen und Belgien zu befreien und den Krieg an den Rhein zu tragen. Die Not des östlichen Verbündeten, der Zusammenbruch seiner Armeen in Galizien zwangen dazu, jetzt die Gelegenheit auszunutzen, da Deutschland scheinbar starke Kräfte nach dem Osten hinübergeschoben hatte. Gelang die entscheidende Operation diesmal nicht, so bestand die Gefahr, daß Rußlands Angriffskraft erdrückt, die Kraft der Deutschen auf dem westlichen Kriegsschauplatze vermehrt würde.

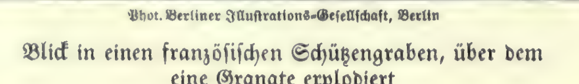
Möglichst starke Kräfte galt es zu diesem großen Ziele zusammenzuziehen, also nicht nur französische, sondern auch englische Truppen dafür zu verwenden. So ergab sich von selbst als Schauplatz des Durchbruchs die Gegend, in der die beiden verbündeten Armeen einander berührten. Hier schien auch die taktische Lage nicht ungünstig für das Vorhaben. Die deutschen Truppen befanden sich nicht in für die Verteidigung sorgfältig ausgewählten Stellungen, sondern hielten im wesentlichen die Linien, wie sie aus der Offensive entstanden waren. So konnte es nicht an schwachen Punkten fehlen.

In dem fast ebenen Gebiet Flanderns zwischen der Gegend Armentières und von La Bassée befand sich zwar kein ausgesprochener Geländevorteil in der Hand der Engländer, immerhin gab es, insbesondere in der Gegend östlich Festubert und bei La Bassée, manche vorspringende Teile unserer Linien, an denen eine Umfassung dem Feinde leicht möglich war. Begünstigt wird hier der Angriff durch die Unübersichtlichkeit des dicht mit baumumpflanzten Gehöften besetzten Geländes. Das im Mai schon hohe Gras verdeckt den geschickt herankriechenden Infanteristen dem Verteidiger. Der Artillerie fehlen natürliche Beobachtungspunkte. Erst hinter unserer Linie, von Radinghem über Aubers—Fromelles, zieht eine leichte Welle nach Violaines.

Ein anderes Bild bietet die südlich davon liegende Landschaft Artois. Hier bildet den südlichen Abschluß der Tiefebene ein etwa senkrecht zu unserer Front verlaufender langgedehnter und steil abfallender Höhenzug. Weithin erblickt man im Tiefland auf ihm den scharf abgesetzten Ostrand des Bois de Bouvigny, weithin leuchtete auch früher, als im Herbst 1914 zuerst unsere Reitergeschwader hierher kamen, die viel besuchte Wallfahrtskirche von Notre-Dame-de-Lorette. Sie lag am äußersten östlichen Rande des schmalen gegen Westen noch ansteigenden Plateaus auf diesem Höhenzug und war in den Kämpfen seit dem Herbst völlig zerstört worden. Hier hatten die Deutschen schon seit dem Oktober 1914 Fuß gefaßt. Schrittweise war es ihnen gelungen, in harten Kämpfen in den Wintermonaten einige hundert Meter weit vorzudringen. Immer aber noch blieb der ganze Wald von Bouvigny im Besitz der Franzosen. So klammerten unsere Badener sich nur an einen kleinen Teil dieses Höhenzuges an, der von beiden Seiten umfaßt war, da unsere von La Bassée über Loos und Angres geführte Stellung von dort mit einer scharfen Spitze vorsprang über die Lorettohöhe zu den beiden südlich davon in zwei durch die niedrige Höhe 125 geschiedenen Bachgründen tief gelegenen Orten Ablain und Carency. Von diesen Dörfern, deren Ausläufer noch in Feindeshand geblieben waren, zog die deutsche Linie scharf nach Südwesten zurück und lief auf die östliche Vorstadt von Arras, Saint-Laurent, zu. Sie führte hier über La Targette dicht östlich des großen Dorfes Neuville im allgemeinen in der Tiefe zwischen zwei Höhenzügen. Der westliche, auf dem die zerschossenen gewaltigen Türme von Mont Saint-Eloy eine Landmarke des ganzen Gebietes bilden, bot den Franzosen treffliche Artilleriestellungen und in den Dörfern Ecurie und Roclincourt gute Stützpunkte.

Der östliche Höhenzug steigt von dem im Carencybachtal tief gelegenen Orte Souchez aus stark zur Höhe 140 empor und senkt sich dann über La Folie zwischen Thélus und Bailleul hindurch gegen die Scarpe. Die Besitznahme dieser Höhen, die die weite Ebene um Douai nach Westen abschließen und einer von dieser Stadt vordringenden Armee die erste günstige Stellung bieten, war im Oktober 1914 für uns von größter Wichtigkeit gewesen. Ihr Verlust konnte uns schwer treffen. So bot für die Franzosen der Angriff auf den vorspringenden Winkel bei der Lorettohöhe und die anschließenden Stellungen gute Aussichten.

Die ersten Tage des Monats Mai 1915 begünstigten die Franzosen. Das Wetter schränkte die Luftaufklärung sehr ein und hinderte uns daher, das Heranführen der großen Truppenmassen auf der Bahn genau zu erkennen, obschon es beobachtet wurde und auch sonst Anzeichen dafür vorlagen. Sehr geschickt verheimlichten die Franzosen auch sonst diese Verschiebungen. Keine Patrouillen durften ihre Gräben verlassen. Bisher hatten in dem Abschnitt von der Grenze zur englischen Armee südlich La Bassée bis Arras den Deutschen $3^1/_4$ französische Armeekorps (58. und 92. Infanteriedivision, 21., 33. und $^1/_4$ vom 10. Armeekorps) gegenübergestanden. Am 8. Mai 1915 deuteten zum ersten Male bei einem gefallenen Franzosen gefundene Briefe auf die Anwesenheit des 17. Armeekorps. Dagegen lag bereits seit dem 1. Mai sehr schweres feindliches Artilleriefeuer hauptsächlich auf dem Abschnitt von der Lorettohöhe nach Süden bis gegenüber Roclincourt.

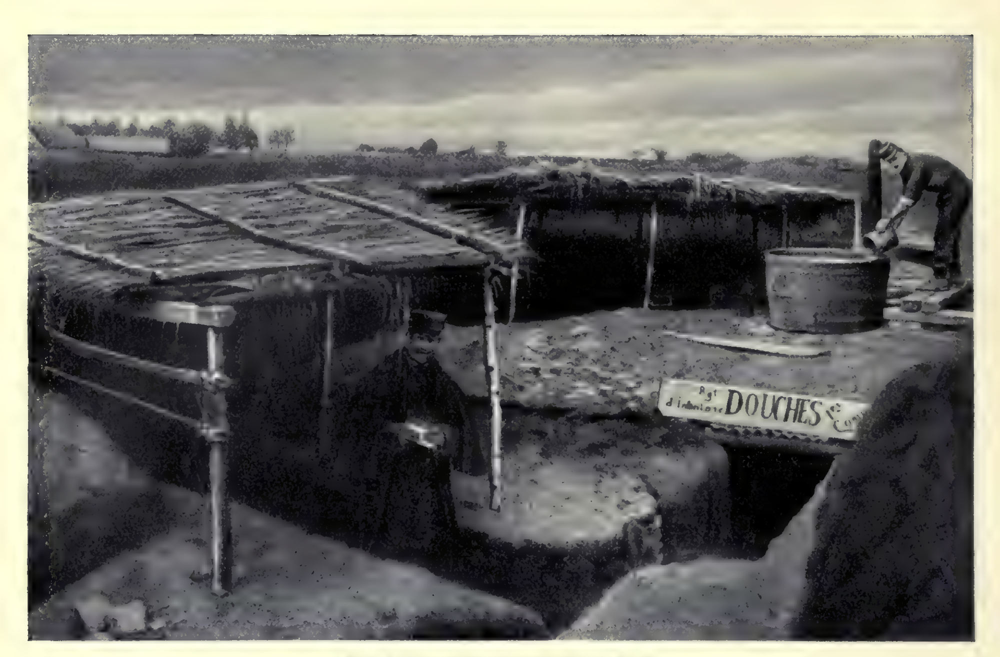


Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Blick in einen französischen Schützengraben, über dem eine Granate explodiert

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französische Soldaten mit Aluminium-Masken, die zum Schutze gegen giftige Gase mit Säure getränkte Watte enthalten



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Badeanlage in einem französischen Schützengraben



Phot. Paul Wagner, Berlin

Französische Soldaten beim Ausheben eines Schützengrabens



Uebersichtskarte über das südliche Kampfgebiet der Schlacht von La Bassée und Arras (Lorettoschlacht). (Vgl. auch die Karte S. 105).

Am 6. Mai 1915 schätzte ein Armeekorps, daß der Feind 13500 Schuß gegen seine vorderen Linien abgegeben habe, am 8. Mai erhöhte sich die Zahl auf 17000. Dazu traten jetzt neuerdings schwere Wurfminen auf, deren am 8. Mai nicht weniger als 1800 gezählt wurden. Schwer litten unsere Gräben und Drahthindernisse, die wiederherzustellen unsere Leute bei dem ununterbrochenen Feuer trotz aller Aufopferung keine Gelegenheit fanden. Südlich Carency sappierte der Feind sich auch näher heran.

Zum Angriff kam es aber vorerst nur am 8. Mai 1915 in der Nähe von Liévin, wo französische Jäger nach einem starken Artilleriefeuerüberfall in ein kleines Grabenstück eindrangen. Im Laufe der Nacht warfen die Badener den Feind wieder hinaus und nahmen ihm 100 Gefangene ab.

So brach der strahlend schöne, schwüle Sonntag des 9. Mai 1915 an. Planmäßig, aber wirkungslos weckten Bombenwürfe feindlicher Flieger einige höhere Kommandobehörden und das Personal aller wichtigen Bahnhöfe. Die Absicht, durch Zerstörungen Verwirrung in der Befehlsgebung zu erzielen und den Antransport von Verstärkungen zu vereiteln, war dem Feind mißglückt.

Auf den Stellungen nördlich Arras lag von 4 Uhr morgens ab schwerstes Feuer. Auch auf alle Beobachtungsstellen unserer Artillerie und in die Verbindungen nach vorwärts fiel Geschoß auf Geschoß. Bald versagten die Drähte zu den Schützengräben, selten und langsam kamen Meldegänger zurück. Daß der Feind seine Hindernisse wegräume,

teilten sie mit. Von der Höhe von La Folie aus sah man, wie unsere Gräben in dichten Rauch gehüllt waren. Eine feindliche Granate nach der andern fuhr in die schwarze Wolke, die sich bald haushoch türmte. Höher noch schleuderten Minenwürfe Erdschollen und Trümmer des weißen Kalkgesteins in die Luft.

Gegen 8 Uhr schweigt das Feuer auf einen Schlag. Rasch eilen die schon stark gelichteten Reste der Grabenbesatzung, niederrheinische Landwehr sowie bayerische Chevaulegers und Infanterie, an die Brustwehr, bereit, dem anstürmenden Feind Auge in Auge entgegenzutreten. Sofort schicken die vorne befindlichen Kommandeure zu den Unterstützungen, die in der zweiten Stellung liegen, den Befehl, vorzurücken. Unsere Artillerie legt starkes Sperrfeuer auf die französischen Gräben. Doch statt des Angriffs erfolgt ein neuer, noch heftigerer Feuerstoß der feindlichen Artillerie. Wieder bedeckt Rauch und Qualm das ganze Gesichtsfeld. Da, um 9 Uhr, sieht die Artillerie von La Folie aus an der zufällig etwas rauchfreien Stelle zwischen Carency und La Targette mehrere Minen in die Luft gehen. Die Franzosen greifen an! Unter dem Rauch hindurch dringen sie in Massen vor.

Im Abschnitt zunächst nördlich der Scarpe brechen sie in unserem Feuer zusammen. Haufen von Toten und Verwundeten der französischen 19. Division und des 17. Armeekorps liegen vor den Drahthindernissen. 1600 feindliche Leichen zählte ein einziges unserer Regimenter vor seinem Abschnitt. Gegenüber Roclincourt dringt ein kleiner Teil ein. Bayerische Bajonette werfen ihn hinaus.

Allzu mächtig aber ist der Ansturm auf den durch Artilleriefeuer besonders beschädigten Abschnitt zwischen La Targette und Carency. Mit gewaltiger Ueberlegenheit überrennen hier das 20. und 33. französische Armeekorps und mitten zwischen ihnen die marokkanische Division die schwache Besatzung der zertrümmerten Gräben. Verzweifelt wehren sich die wenigen Ueberlebenden. Schwerverwundet fällt der Regimentskommandeur der Landwehr, der die Unterstützungen persönlich vorführt, in Feindeshand.

Unsere zweite Stellung ist entblößt. An den vorgeschobenen Geschützen nördlich Neuville und südlich Souchez bricht sich die Brandung kurze Zeit, bis der letzte Kanonier zu Boden sinkt. Dann geht der Ansturm weiter. Die Franzosen dringen auf der Höhe von La Folie vor. Die Artilleriebeobachtungsstellen bei La Folie sind in ihrer Hand, schon nähern sie sich dem Ostabfall des großen Höhenzuges. Und auch gegen Norden gewinnen sie Boden. Von der Höhe stürmen sie hinab in das Dorf Souchez. Der Kommandeur eines bayerischen Jägerbataillons mit 10 Mann hielt hier vorläufig allein den Südeingang.

Westlich davon dringen Zuaven und Fremdenlegionäre über den Carencybach, nehmen die Mühle Malon, bedrohen die Lorettohöhe von Süden und umschließen auch von Osten das Dorf Carency, gegen das von Süd und Westen die 10. Division anstürmt.

Um 12 Uhr mittags scheint es fast, als sei hier den Franzosen der Durchbruch gelungen. In einer Breite von vier Kilometern und einer Tiefe von drei Kilometern ist das Gelände zwischen den Dörfern Neuville, Carency und Souchez in ihrer Hand. Auch südlich Neuville ist der Feind in das Grabengewirr eingedrungen, das sein Bericht bezeichnenderweise „Labyrinth" nennt. Bis über die Straße, die im Hohlweg von Ecurie nach Norden führt, ist er gelangt. Ein von uns kunstvoll mit Dach versehener Verbindungsweg bietet ihm nun Schutz.

Aber jetzt zeigt unsere Truppe, welch Geistes sie ist. Nördlich Ecurie machen die von Süden und Westen angegriffenen Söhne des Allgäus nun auch nach Norden Front, und wehren dem Feind in erbittertem Nahkampf das Vordringen gegen den Rücken des Regiments. Kein Mann denkt daran, die Stellung zu räumen. In Neuville werfen sich die Verteidiger in die Häuser und halten die östliche Hälfte des Orts. In einem

Garten steht ein Geschütz, dessen Bedienung gefallen ist. Ein Pionierleutnant und zwei Pioniere feuern damit auf nächste Entfernung in den Feind. Am Weg von Neuville nach La Folie bildet sich eine Schützenlinie, die den eingedrungenen Feind von Süden flankiert. Von Norden her lösen eine badische Batterie und ein bayerischer Haubitzzug, auf 600 Meter feuernd, glänzend diese Aufgabe, bis auch im Dorfe schwache Unterstützungen, zuerst ein einziger Jägerzug, der Handvoll Verteidiger zu Hilfe kommen. Von Ablain her verhindern Badener das Vordringen des Feindes gegen Norden.

Gegen die Front des Durchbruchs aber werfen sich auf den Höhen westlich Givenchy und Vimy die Reserven des Abschnitts. Jeder Mann weiß, worum es sich handelt. Sieht doch der hier kommandierende General von La Goulette aus schon französische Schützen auf dieser Höhe im Vorgehen. Wer nur Waffen hat, schließt sich den Kompagnien an, Mannschaften der Kolonnen und Pferdewärter stürmen den steilen Osthang hinauf. Und es gelingt. Auf den Höhen 119, 140 und an den Waldrändern südlich davon gebietet unsere Artillerie und Infanterie den Eindringlingen Halt, nachdem deren vorderste Abteilungen niedergemacht sind.

1 Uhr ist vorbei, die erste Krisis hier überwunden und bis zum Abend ändert sich die Lage nicht.

Inzwischen aber tobt auch an anderer Stelle der Front der Kampf. Auf den nördlich anschließenden Teilen lag seit dem Morgen heftiges feindliches Artilleriefeuer. Die von Gräben, unzähligen Geschoßlöchern und Minentrichtern durchfurchte Lorettohöhe bildete sein hauptsächlichstes Ziel. Dann folgte auch hier der Angriff. Auserlesene Jägerbataillone des französischen 21. Armeekorps führen ihn. Sie dringen in die gräben ein. Trotz tapferster Gegenwehr müssen die Badener die vorderste Stellung räumen, nur eine Kompagnie hält sich dort, trotzdem der Feind sie umringt.

Auch weiter nördlich in der Gegend von Loos gelangte ein Angriff in unsere Linie. Wieder wurde hierbei ein neues französisches Armeekorps, das 9., festgestellt.

Ueberall auf diesem Teil des Schlachtfeldes war der Feind nicht über unsere erste Stellung durchgedrungen. Seine Erfolge blieben daher weit hinter dem erstrebten Ziele zurück.

Nicht unmittelbar im Anschluß an die Franzosen erfolgte der englische Angriff. Vom 9. Mai morgens ab beschossen sie unsere Gräben heftig, besonders westlich der großen Straße La Bassée—Estaires und nördlich Fromelles. Allerdings erleichterte ihnen der hohe Grundwasserstand in dieser Gegend die Arbeit. Die Brustwehren mußten seinetwegen hier größtenteils auf den gewachsenen Boden mit Sandsäcken aufgeschüttet werden. Kein Wunder daher, wenn bald alles verschüttet war. Um 6 Uhr 30 Minuten vormittags sprangen vollkommen überraschend in der Brustwehr der Bayern nördlich Fromelles zwei Minen. An dieser Stelle und an zwei anderen in der Nähe gelegenen drangen sofort starke englische Schützenlinien ein, überrannten die vereinzelten überlebenden Verteidiger und warfen sich in weiter hinter unserer Front gelegene Gräben und Gehöfte. Welle auf Welle folgte und versuchte sich von den schmalen Durchbruchstellen aus nach beiden Seiten in den Gräben auszudehnen. Aber schon hatten die anschließenden Abteilungen die Gräben verdämmt und schon hinderte das Sperrfeuer der Artillerie die Engländer, weitere Kräfte nachzuschieben.

In wahrhaft musterhafter Weise wirkten die bayerischen Truppen zusammen, um diesen Anfangserfolg des Feindes zunichte zu machen.

Um die Mittagsstunde war jede Gefahr beseitigt, bis zum Abend das ganze Gelände wieder zurückgenommen. An einer Stelle hatte die vorderste Linie durch Angriff von beiden Seiten mit Handgranaten und Bajonett die eingedrungenen Feinde aus eigener Kraft hinausgequetscht, an den beiden anderen hatte der Einsatz von Reserven dieses

Ziel erreicht. Der Versuch, dem Schicksal zu entgehen und in die eigenen Gräben zurückzufliehen, kostete die Engländer zahllose Tote. Ganz erbitterte Nahkämpfe gegen die durchgebrochenen, verzweifelt sich wehrenden Engländer spielten sich hinter unserer Front unterdessen ab. An jeden alten Graben, an jedes Wasserloch, jeden Trümmerhaufen klammerten sich ihre Reste an. Vielfach mußten Ober- und Niederbayern zur heimischen Waffe greifen, um den Widerstand zu brechen. Von der Erbitterung der Kämpfe zeugt es, daß nur 140 Gefangene mit sieben Maschinengewehren in unsere Hand fielen, während 1500 englische Leichen allein hinter unserer Front begraben wurden. Nicht weniger als 143 tote englische Offiziere zählten wir, eine Zahl, die nur unerheblich unter der unserer gefallenen Mannschaften blieb. Glänzend hatte eine bayerische Division den Angriff des dreifach überlegenen verstärkten 4. englischen Armeekorps abgewiesen.

Nicht gleichzeitig setzte der kommandierende General des durch eine indische Division verstärkten 1. englischen Armeekorps seinen Angriff gegen den Abschnitt Gehölz von Biez—La Quinque Rue (Cinq Rues) an. Nachdem am Vormittag seine Infanterie nur schwächlich herangetastet hatte, steigerte er von 4 Uhr 30 Minuten nachmittags an sein Feuer zur äußersten Heftigkeit. Am 5 Uhr 15 Minuten brach der Angriff los. Voran eine Welle farbiger Engländer, dann weiße, stürzen aus den vom Feind für große Massen sehr geschickt angelegten Versammlungsgräben heraus; noch einmal farbige und wieder weiße Engländer folgen ihnen. Bis in unsere Drahthindernisse stürmen die Tapfersten. Aber stärker als des Feindes Wille ist das Feuer unserer Westfalen. Kein einziger Feind gelangt in unseren Graben. Massen von Engländern verschiedener Rassen decken das Feld.

So war es trotz eingehendster Vorbereitung, genauester Kenntnis der schwachen Besetzung unserer Linien, großer Ueberlegenheit an Zahl, gewaltigen Munitionsaufwands und rücksichtslosen Einsatzes guter Truppen dem Führer der 1. englischen Armee nicht gelungen, irgendwo Vorteile zu erringen. Was er beabsichtigt hatte, war nicht etwa nur eine Demonstration zugunsten der Verbündeten.

Was er gewollt hatte, darüber geben uns seine Befehle Aufschluß: „Die geplanten Operationen zielen auf einen entscheidenden Sieg, nicht auf einen lokalen Erfolg ab. Das Ziel der 1. Armee ist: Durchbruch der feindlichen Linie, um sich in den Besitz der Straße La Bassée—Fournes zu setzen und dann auf Don vorzustoßen."

Aber auch die Erfolge der Franzosen blieben weit hinter dem zurück, was der kommandierende General des 33. Armeekorps seinen Truppen angekündigt hatte:

„Nach neunmonatiger Feldzugsdauer ist es an der Zeit, eine endgültige Anstrengung zu machen, die feindlichen Linien zu durchbrechen und zunächst als erstes die Deutschen von Frankreichs Boden zu verjagen. Der Augenblick ist günstig. Niemals war das Heer stärker, noch von größerem Mut beseelt.

Der Feind scheint nur einige Divisionen vor unserer Front zu haben, unsere Kräfte sind viermal so stark als die seinigen. Wir verfügen über die stärkste Artillerie, die je auf einem Schlachtfeld verwendet worden ist.

Es handelt sich heute nicht um einen Handstreich oder um die Wegnahme von Schützengräben. Es handelt sich darum, den Feind mit äußerster Heftigkeit anzugreifen, ihn zu schlagen, mit beispielloser Hartnäckigkeit und Zähigkeit zu verfolgen, ohne Rücksicht auf Strapazen, Hunger, Durst und Leiden."

Das wollte der Feind, dazu hatte der französische Generalissimus Joffre einen der besten seiner Unterführer, den General Foch, mit der Leitung des Angriffs betraut, dazu hatte er Frankreichs ganze verfügbare Kraft vereinigt.

Schon am 9. Mai 1915 abends stand es fest, daß sie selbst nicht die schwachen deutschen Kräfte, die hier sofort zur Hand waren, über den Haufen werfen konnte.

Die große Sturmflut war überwunden, doch der Kampf nicht beendigt.

Die Kämpfe nördlich Arras und La Bassée vom 10. bis 21. Mai 1915

Drei Stellen in der Schlachtfront der Armee des Kronprinzen von Bayern waren es, an denen am 9. Mai die französische Granate dem Bajonett einen Weg gebahnt hatte.

Den Feind bei Loos wieder hinauszuwerfen, konnte der Oberbefehlshaber den dort stehenden Badenern ruhig überlassen. Er hat sich nicht getäuscht. Einige Kompagnien stellten sich den Franzosen frontal gegenüber und wichen langsam zurück, mit dem Auftrag, sie gegen die zweite Stellung nach sich zu ziehen. Die Artillerie legte hinter den Feind Sperrfeuer, das jede Verbindung unterbrach. Von Nord und Süd aber gingen in unseren Gräben je ein Bataillon, die Kommandeure an der Spitze, mit Handgranaten gegen Flanke und Rücken der Franzosen vor. Als am Morgen des 10. Mai die überlebenden 700 des französischen Regiments 114 mit ihren sechs Maschinengewehren die Waffen streckten, erblickten sie an den Helmüberzügen der Sieger dieselbe Nummer, die sie am Kragen trugen. Der tapfere, tödlich verwundete Kommandeur und ein Major des französischen Regiments fanden ihre letzte Ruhestatt im Friedhof des deutschen Truppenteils mitten unter den badischen Helden.

Weiter südlich genügte die eigene Kraft der dort stehenden deutschen Truppen nicht, um die eingedrungenen Massen des Feindes zurückzudrücken. Dort mußte die oberste Führung ihre Reserven einsetzen.

Sorgfältige Vorbereitung des hier im französischen Kohlenrevier dichten Bahnnetzes gestattete ihre schnelle Verschiebung. Bereits um die Mittagsstunde des 9. Mai nahm ein sächsisches Jägerbataillon die Badener auf der Lorettohöhe auf, bayerische Jäger verstärkten die schwache Besatzung von Souchez. Am Abend standen mehrere Infanterieregimenter in der Gegend südlich Lens zur Verfügung, weitere Regimenter führten Zug auf Zug heran. Die Straßen bedeckten die berittenen Truppen, Kolonnen und Trains der bisher in Reserve stehenden Truppenkörper. Bis zum Mittag des 10. Mai konnte der Oberbefehlshaber alle im Armeebereich verfügbaren Truppen dort vereinigen. Ein frisches Armeekorps etwa hatte er damit zur Hand. Das möchte wohl viel scheinen; winzig genug war aber diese Verstärkung gegenüber der feindlichen Uebermacht. Und wie im deutschen Heere es stets als vornehmste Pflicht galt, den Kameraden zur Seite zu stehen, so sandten die kommandierenden Generale der nicht angegriffenen Nachbararmeekorps aus freien Stücken ihre, bei den breiten Fronten nur recht spärlichen Reserven bereitwilligst an die bedrohten Stellen.

Alles zu vereinigen, um mit einem großen Schlag den eingedrungenen Feind hinauszuwerfen, dieser Gedanke lag nahe. Die Wirklichkeit verbot seine Ausführung. War auch der Feind zwischen Souchez und Neuville an den Höhen 119, 140 und den Waldrändern südlich davon zum Stehen gebracht, so hätten vielleicht die schwachen bayerischen Truppen hier einem neuen großen Angriff nicht widerstehen können. Sie bedurften der Unterstützung.

Schon am späten Abend des 9. Mai schoben sich die ersten Regimenter in ihre Linie ein. Sie begnügten sich nicht, sie zu halten und zu verstärken. Südöstlich Souchez streicht eine tief eingeschnittene Mulde nach Süden, zwischen dem Rücken, auf dem unsere Schützen lagen, und der Höhe, deren südlichsten Ausläufer der Kirchhof dieses Dorfes krönt. Artilleriemulde hieß sie in unseren Stellungskarten. Hier standen noch einige bayerische Feldgeschütze und zwei schwere Feldhaubitzen, die der Feind überrannt hatte, aber nicht hatte zurückführen können. Bayern und Elsaß-Lothringer gingen von Givenchy aus vor, bis in die Mulde warfen sie den Feind zurück. Schon sind die Geschütze zwischen beiden Linien. Heftige Einzelkämpfe entspinnen sich um sie in der Nacht und am nächsten Vormittag. Immer wieder versuchen die Unseren die Geschütze zu nehmen. Ein Tapferer nach dem andern fällt unter dem Feuer von Maschinengewehren, die der

Feind eigens zum Schutze der erhofften Beute aufgestellt hat. Den Franzosen gelingt es aber ebensowenig, die Geschütze in Sicherheit zu bringen. Die schweren Haubitzen verankern sie mit Eisenketten, die bis in ihren westlich der Mulde gelegenen Gräben zurückgespannt sind. Das Schicksal will es, daß den Söhnen des Reichslands, die so wacker ihre Pflicht für ihren Kaiser und ihre Heimat tun, ein Fremdenregiment der marokkanischen Division gegenübersteht, das mit fast völliger Vernichtung den Lohn der Vaterlandslosen erntet.

Weiter südlich, in Neuville und nördlich davon tragen Kurhessen, Lothringer und Westfalen die bayerische Linie weiter vor.

So hatte der Einsatz dieser wenigen Regimenter nicht nur unsere Linie der großen Einbruchsstelle gegenüber gefestigt, sondern die Franzosen verhindert, am 10. Mai hier den Angriff in großem Maße zu erneuern. Nur bei Neuville griff er mit kleineren Abteilungen immer wieder erfolglos an, während südlich des Dorfes das in seinen Gräben von West, Nord und Süd umfaßte bayerische Regiment, vom feindlichen Artilleriefeuer und Minenwürfen überschüttet, im erbitterten Nahkampf mit der feindlichen Infanterie seine Stellung hielt. Von dort bis zur Scarpe getrauten sich nach der blutigen Lehre vom Tage vorher das 17. französische Armeekorps und die 19. Infanteriedivision am 10. Mai nicht anzugreifen.

Bedrohlicher erschien die Lage an der Lorettohöhe. Noch mehr als früher schon war nach dem französischen Einbruch südlich Carency unsere Stellung hier durch den Feind umfaßt. Seine Artillerie, die am 9. Mai der Infanterie gefolgt und nordwestlich La Targette in Stellung gegangen war, schoß sogar in den Rücken unserer Gräben bei der Kapelle. Jeder Verkehr südlich der Höhe entlang nach Ablain und Carency war bei Tage unter diesem Feuer unmöglich, bei Nacht ein großes Wagnis.

Als am Nachmittag des 10. Mai sehr starkes Artilleriefeuer auf diesen Stellungen lag, rückte ein sächsisches Infanterieregiment zur Unterstützung der Badener in den gefährlichen Abschnitt ein.

Dem südlich Souchez kommandierenden General standen daher nur mehr zwei frische Infanterieregimenter zur Verfügung, mit denen er am Abend zwischen diesem Dorf und Neuville anzugreifen Befehl erhielt. Artillerie bereitete den Angriff vor. Ihr Aufmarsch an der einzig möglichen Stellung beiderseits Vimy konnte der französischen Luftaufklärung nicht verborgen bleiben, der Einsatz der Beobachtungsstellen in die Infanterielinien nicht ohne beträchtliche Verluste abgehen. Und doch war es eine Lust für die Truppe; heraus aus der Einförmigkeit der Stellungsschlacht zu kommen und auffahren zu können, beinahe wie man es in der Herbstfeldschlacht getan, für die Sommerfeldschlachten erhoffte. Da ertrug man leicht Verluste an Mann, Roß und Gerät.

Um 7 Uhr abends brach der Angriff los, die frischen Regimenter, ein württembergisches von Givenchy aus, ein sächsisches über Höhe 140 mitten zwischen den im Gefecht stehenden Teilen. Ueber die feindwärts abfallenden Hänge galt es vorzustürmen gegen die feindliche Infanterie, die sich in unseren vorderen Stellungen und in neu angelegten Gräben einzurichten mehr als 24 Stunden Zeit gehabt hatte, gegen die gewaltige feindliche Artillerie, deren hier eingelebte Feuerleiter jeden Baumstumpf, jeden Erdaufwurf besser kannten als auf einem jahrelang gewohnten Schießplatz.

Ein Feuersturm empfängt daher unsere Schützenwellen. Hier und dort reißt er Lücken in die Tapferen. Aber jeder weiß, daß es gilt, in jedem einzelnen lebt nur der Drang an den Feind. Und es geht! Aus Souchez heraus, unterstützt von den von Givenchy her stürmenden Württembergern, nehmen bayerische Jäger den Kirchhof, der das Dorf beherrscht. Weiter südlich in die Artilleriemulde stoßen Bayern, Württemberger und Elsaß-Lothringer, mitten unter den Schützen die Kanoniere. Der erste will jeder sein,

die Waffe, die ihm sein Kriegsherr anvertraut, die überlegene Kraft ihm entriß, wieder zu gewinnen. Diesmal gelingt's! Unser sind die Kanonen, unser die angeketteten schweren Haubitzen. Und westlich der Mulde gräbt sich die zerfetzte Schützenlinie ein, hinter sich die überrannte erste französische Linie lassend.

Bot hier die tiefe Mulde einigen Feuerschutz, so fehlte er weiter südlich, wo die Sachsen vordrangen. Mit schweren Verlusten nur konnte das tapfere Regiment die Höhe 123 stürmen und halten. Ihr zum Schutz unserer Artilleriebeobachter notwendiger Besitz lohnte die Opfer.

Auch in Neuville bringt der Kampf Mann gegen Mann, Haus um Haus uns Gewinn. Vor allem aber hat unser Angriff am Abend des 10. Mai den Franzosen gezeigt, daß wir nicht gewillt waren, ihre Angriffe in der Verteidigung zu erdulden, sondern daß die an Zahl so schwache Truppe sich nicht scheute, selbst anzugreifen.

Die Eigenschaft, die den Sieg im Kriege verbürgt, den eisernen Willen, unsere Führer und Truppe hatten sie bewiesen.

Die nächste Sorge der Führung bildete Carency. Fast einer Insel gleich, umbrandet von wilder, an den Gestaden fressender See, lag dieses Dorf vor unserer Front. Auf der Lorettohöhe zwar erreichte der Einsatz der Sachsen Erfolge. Einige Gräben nahmen sie zurück. Am Morgen des 11. Mai befreiten sie dadurch die badische Kompagnie, die, seit zwei Tagen rings vom Feinde umschlossen, unter schwersten Verlusten und Entbehrungen ihre Stellung gehalten hatte. Als einziges Getränk hatte sie das Kühlwasser der Maschinengewehre benützen können, da auf der kalkigen Höhe Brunnen fehlten.

Südlich der Lorettohöhe gelang es an demselben Vormittag badischen Grenadieren, die Mühle Malon und die beiden dort am 9. Mai von den Franzosen genommenen Feldkanonen zurückzuerobern. Doch eine gesicherte Verbindung zwischen Carency und Souchez war damit noch nicht erreicht. Auf der Höhe westlich des Kirchhofs Souchez weiter vorzudringen, war nicht geglückt.

Die Frage, ob Carency geräumt werden solle, konnte gestellt werden. Die Antwort fiel dem Soldaten leicht, dem Menschen schwer. Das Opfer der tapferen Besatzung war notwendig. Denn solange wir den Ort hielten, verzögerten wir das Vorwärtskommen des Feindes und nahmen ihm schwere Blutopfer ab. Das aber war hier unser Gefechtszweck.

Durch den Einsatz weiterer Kräfte die Verbindung dorthin zu verbessern, war die Absicht. Sie konnte nicht zur Ausführung gelangen, da am 11. Mai nachmittags wieder große französische Angriffe erfolgten. Nach heftigster Beschießung durch Artillerie griffen die 17. französische Infanteriedivision und Teile der 58. zwischen der Straße Hulluch-Vermelles und Lens—Mazingarbe in breiter Front an; den vordersten Wellen folgten dichte Kolonnen. Vor unseren Hindernissen brachen sie im Feuer unserer Geschütze und Gewehre zusammen. Noch einmal erneuerten frische Truppen in gleicher Form den Versuch, nur um ebenso zu scheitern. „Das französische Regiment 125 ist erledigt" konnten die Badener melden. Gefangene des 9. französischen Armeekorps, die später gemacht wurden, gaben an, daß die 17. Infanteriedivision an diesem Tage 6000 Mann habe liegen lassen.

Auch auf der Lorettohöhe setzte das französische 21. Armeekorps zum Angriff an. Er brach zusammen. Am gewaltigsten tobte jedoch die Schlacht am 11. Mai nachmittags südlich von Carency. Zwischen diesem Dorf und der Scarpe einheitlich vorzubrechen, war die Absicht des Feindes. Schwerstes Artilleriefeuer aus allen Geschützen leitete sie ein. Doch durch die Wand von Rauch und Feuer hindurch sah unsere Artillerie aus dem Wäldchen südlich Carency und aus den Trümmern von La Targette die Massen vorbrechen. Unter den Garben unserer Schrapnells zerstob die französische 77. Division und was von der marokkanischen Division noch mit angriff. Was hier Kanone und

Haubitze leisteten, das fiel von Roclincourt nach Süden dem Gewehr zu. Trotzdem hier das 17. und 10. Armeekorps in dichten Scharen bis an die durch das französische Artilleriefeuer stark zerstörten Hindernisse herankam, trotzdem die bayerische Grabenbesatzung durch die Beschießung stark gelitten hatte, sanken die stürmenden Regimenter vor unserer Linie niedergemäht zu Boden, ohne irgendwo einzudringen.

Einzig und allein bei und südlich Neuville, wo man schon in engster Gefechtsberührung stand, kam es zu Nahkämpfen. Sechs französische schwere Minenwerfer feuerten in diesem Orte seit dem Morgen des 11. Mai schon auf die von uns besetzten Häusergruppen; nichts diesem gewaltigen Nahkampfmittel Gleichwertiges hatten wir an dieser Stelle entgegenzusetzen. Da sieht in dem durch uns wiedergewonnenen Ortsteil der Adjutant eines thüringischen Bataillons, ein Reserveoffizier der Feldartillerie, eine bayerische Feldkanone. Am 9. Mai hatten die Kanoniere sie verlassen müssen, Verschluß und Munition aber vorher versteckt. Auch diese findet der Offizier. Mit zwei Infanteristen bedient er auf das wirksamste diese Feuerwaffe im Häuserkampf, mit ihr tritt er auch dem Nachmittagsangriff entgegen. In Neuville selbst kann der Angriff zu keinen großen Ergebnissen führen. Ob das eine oder andere Haus mehr dem Feind zufällt, das entscheidet keine Schlacht. Aber aus dem Dorf heraus gegen Thélus möchten die Franzosen vordringen. Hier liegt 200 Meter östlich Neuville der Kirchhof, mit Mauern umgeben, im freien Feld. Achtzig Mann des anhaltischen Bataillons, das hier kämpft, halten ihn besetzt. Gegen 3 Uhr nachmittags sehen sie südlich Neuville starke viergliedrige Schützenlinien, denen dichtauf Unterstützungen folgen, vorgehen. Unser Feuer weist den Feind ab. Noch nicht 4 Uhr ist es, da greift von Südwesten Infanterie an, und auf der Straße aus Neuville heraus brechen Turkos hervor mit Handgranaten. In raschem Lauf wollen sie die kurze Strecke zurücklegen und den Verteidiger überrennen. Kaltblütig schießen unsere Musketiere die Feinde nieder. Die sehen, so geht es nicht. Man muß andere Mittel holen. Artillerie und Minenwerfer setzen ein. Grabsteine splittern, Kreuze, Kränze und Särge werden zerrissen, die Besatzung fast vernichtet. Um halb 7 Uhr abends beschließt der Kompagnieführer den Rückzug. Nicht weit geht es, nur gerade aus der Geschoßgarbe heraus. Freiwillig aber bleiben ein Unteroffizier und zwei Mann zurück, um in der Westspitze des Kirchhofs mit Handgranaten die Kameraden zu decken und für sie Zeit zum Eingraben zu gewinnen. Dann erst kann der Feind nachdringen, um einer neuen lebenden Mauer gegenüberzustehen.

Im Labyrinth sind noch dieselben Truppen, die dort am 9. Mai gekämpft haben. Auch sie haben nur mehr eine bei Tag nicht gangbare Verbindung nach rückwärts. Wie es bei Neuville steht, ahnen sie nicht. Sie sehen dort nur Rauchschwaden und Flammen. Ob wir das Dorf besitzen oder der Feind, ist ihnen nicht bekannt; ob sie im Osten schon abgeschnitten sind, sie wissen es nicht. Von allen Seiten hageln Granaten, Minen, Infanteriegeschosse in die Trümmer, die einst ihre Gräben waren. Von West, Nord und Süd versuchen die Franzosen vorzudringen. Das Regiment hält aus und erfährt am Abend, daß der große feindliche Angriff abgeschlagen ist, daß die Kameraden auch gehalten haben.

So war an diesem Dienstag, einem herrlichen, warmen Sommernachmittage, der zweite gewaltige Ansturm der Franzosen zusammengebrochen. Was sie gewollt, ergab ein Befehl, den ein östlich Grenay gefangener Offizier bei sich trug. Hiernach rechnete Generalissimus Joffre unbedingt damit, daß am heutigen Tage, 11. Mai, Loos, am folgenden Freitag die große Kohlenstadt Lens in die Hände seines linken Flügels fallen müsse. Die Abendmeldungen dürften den französischen Oberbefehlshaber etwas enttäuscht haben. Statt der Nachricht eines Erfolges werden sie die Kunde enthalten haben, daß die französischen Truppen zu einem großen einheitlichen Angriff für die nächste Zeit überhaupt unfähig seien.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französischer Soldat beim Abschießen eines Lufttorpedos



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französische Reservetruppen sind mit dem Bergen ihrer Verwundeten und Gefallenen beschäftigt



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Eine französische Gasbatterie mit giftigen Gasen zu Angriffszwecken



Phot. G. Bruennlein, Berlin

Algerische Schützen mit Minenwerfern im Angriff gegen einen deutschen Schützengraben

Daher finden wir in den folgenden 14 Tagen eigentlich nur mehr an zwei Stellen Kämpfe, in der Gegend der Lorettohöhe und bei Neuville.

Aber was die Schlacht damit an Ausdehnung eingebüßt hatte, das verlor sie durchaus nicht an Heftigkeit. Immer wieder vermochten die Franzosen auf diesen schmalen Fronten neue, teils ganz frische, teils lange ausgeruhte Kräfte heranzuziehen. Zum ersten Male traten in diesen Kämpfen das 3. französische Armeekorps, die 53. und 55. Infanteriedivision uns hier gegenüber. Zwar trafen auch auf deutscher Seite einige Verstärkungen ein, doch weder Infanterie noch Artillerie konnte sich an Zahl mit dem Gegner messen. Diese zählte außerdem beim Feinde besonders viele schwere Kaliber und wurde durch eine anfänglich weit überlegene Luftaufklärung unterstützt. Trotz größtem Schneid vermochten unsere Flieger mit den vorerst zu Gebote stehenden Maschinen den schwer bewaffneten Kampfflugzeugen der Franzosen nicht gleichwertig entgegenzutreten.

Die Kämpfe im einzelnen zu schildern, ist hier nicht der Platz. In den Regimentsgeschichten der beteiligten Truppen werden diese Tage eine Glanzzeit des Heldentums und der Entsagung sein. Gerade hier zeigte der Einzelne, was er wert war. Ein Leutnants- und Soldatenkrieg spielte sich in den Gräben und Ruinen ab.

Vergeblich versuchte man am 12. Mai die Verbindung mit Carency zu verbessern. Die Mühle Malon, die die Franzosen wieder genommen hatten, wird am Morgen erneut erobert; aber ein Angriff bayerischer Jäger am Abend vom Kirchhof Souchez aus auf dem Höhenrande mißlingt.

Und zu dieser Zeit erfüllt sich das Schicksal der tapferen Verteidiger von Carency. Noch einmal hat in der Nacht vorher niederrheinische Landwehr sie mit einiger Verpflegung und Munition versehen, dann aber ist der Feind auf der Höhe 125 nördlich des Dorfes durchgebrochen. Einige Häusergruppen sind in seiner Hand. Bei Einbruch der Dunkelheit dringen von Osten Zuaven ein und reichen den Sturmkolonnen der anderen Fronten die Hand. Die letzten Tapferen fallen in Feindes Gewalt. Gleichzeitig nimmt der Feind wieder die Mühle Malon. Damit ist der Besitz des Hauptteils von Ablain wertlos geworden. Der hier kommandierende General befiehlt, das Dorf bis zur Kirche zu räumen, wo Anschluß an die Lorettostellung ist. Ohne gedrängt zu werden, gelingt den Badenern die schwierige Ausführung. Auch oben auf der Lorettohöhe nahm der Feind an diesem Tage den Steinhaufen, der die Reste der Kapelle darstellte. Weitere Vorstöße von dort herab führten zur Vernichtung der Franzosen. Ein tapferes schlesisches Reserveregiment konnte sogar im Sturm in der Nacht vom 14. auf 15. Mai wieder einen Teil der Gräben auf der Höhe nehmen, nachdem am Abend ein Angriff von fünf französischen Bataillonen an der Straße Souchez—Aix-Noulette abgewiesen war.

Nur wer die Lorettohöhe gesehen hat, kann ermessen, was unsere Truppen in diesen Kämpfen geleistet haben. Vor allem aber versteht es der zu würdigen, der sie kennt aus der Oktoberzeit des Jahres 1914, als die stattliche Allee von Souchez nach Aix-Noulette mit ihren mächtigen belaubten Baumkronen zwischen den in den glänzenden Farben des Herbstlaubs prangenden Gehölzen an der Höhe entlang führte, auf der zahlreiche lebende Hecken die Steilabfälle besetzten und die Grenzen frisch bestellter Felder bildeten. Und jetzt im Frühling kein Laub mehr an diesen Hecken und Bäumen, von denen nur einzelne Stümpfe in die Luft ragen, grau und kahl, ohne Graswuchs liegt die Höhe da, ein Trichter schwerer Geschosse und Wurfminen liegt neben dem andern! Wo sie tiefer eingedrungen sind, da haben sie den Kalkstein aufgewühlt und weiße Flecke hingeworfen auf den Berghang. Die weißen Striche der Schützen- und Laufgräben aber sind fast verschwunden, denn das feindliche Feuer hat gut gearbeitet, unsere Leute jeden Schutzes zu berauben. Von dem, was einst ein Waldstück östlich der großen Straße war, zieht eine Mulde gegen die Kapelle hinauf. „Schlammulde" hieß sie bezeichnenderweise auf unsern

Karten; redlich hatte sie sich im feuchten Winter Nordfrankreichs diesen Namen verdient. Als gedeckter Annäherungsweg auf die Höhe war sie damals unersetzlich. In ihr hatte deutsche Pietät den zahlreichen gefallenen Kameraden dicht am Feind schön geschmückte Kirchhöfe gerichtet. Nun rissen die feindlichen Granaten unsere Helden aus der Ruhe. Die Schlammulde bildete nach dem Verluste der Kapelle die Hauptverteidigungsstellung unserer Infanterie auf dem Osthang der Lorettohöhe. Nicht nur mit Front nach Nordwesten, sondern auch gegen die Höhe zu und bald mit Front nach Südosten ward dieser schmale, von allen Seiten durch Feuer umfaßte, von der Kapelle der Länge nach bestrichene Raum zum Brennpunkt des Kampfes. Eine Hölle war es für die badischen, sächsischen und schlesischen Truppen, die hier standen und, fortwährend beschossen, Tag und Nacht angegriffen, ohne Wasser und ohne warme Nahrung aushielten. Aber sie haben nicht nur ausgehalten, immer wieder gingen sie zum Angriff vor, brachten täglich Gefangene ein, am 18. Mai 1915 sogar zwei Maschinengewehre. Trefflich unterstützte sie unsere brave Artillerie in dieser schweren Zeit, zum Ruhmesfeld vollends wurde die Lorettohöhe für unsere Pioniere. Was diese Truppe in opfermütiger Arbeit, in heldenhaftem Kampfe dort geleistet hat, wird unvergeßlich bleiben.

Dieselbe Rolle spielte südlich der Lorettokapelle der sogenannte „Barrikadenweg", (die „weiße Straße" vgl. S. 109), der von der Höhe gegen die Kirche von Ablain herabführte. Seine Verteidiger befanden sich in nicht besserer Lage als die Kameraden in der Schlammulde. Ja sie wurde sogar noch schlechter, als die feindliche Stellung bei den Ruinen der Kapelle stärker wurde. Von hier aus kam man in den Rücken der deutschen Gräben. Immer wieder versuchten es die Franzosen. Am 21. Mai 1915 gelang es. Der Barrikadenweg fiel in ihre Hand.

Anders spielte sich bei Neuville die Schlacht ab. Der Häuserkampf nahm hier einen besonders hartnäckigen Charakter durch eine Eigenart des Dorfes an. Unter ihm durchfurchten das Kalkgestein die Gänge und Höhlen alter Bergwerke. Als Unterstände ausgebaut, boten sie selbst gegen schwere Beschießung sicheren Schutz. Deutsche und Franzosen nützten ihn aus. So konnte man wochenlang ausharren gegenüber dem Feind, den nur eine schmale Straße von den Mauerresten trennte, die die eigene Stellung bildeten. Minenwerfer und Feldgeschütze standen in vorderster Linie. Immer wieder griff man mit ihrer Hilfe die Trümmerhaufen an, ohne daß der Besitzstand wesentlich wechselte. Bayern, Badener und Lothringer wetteiferten in diesen Kämpfen. Jetzt kam rheinländische Unterstützung. Der auf diesem Abschnitt des Schlachtfeldes den einheitlichen Befehl führende General beschloß, am 22. Mai 1915 mit diesen Truppen das Gelände zwischen Neuville und dem Labyrinth zu säubern und möglichst viel vom Dorf zurückzuerobern. Der Abendangriff hatte teilweise Erfolg. Einige Häusergruppen und Gräben fielen in unsere Hand, zwei Maschinengewehre und 100 Gefangene nahm ein niederrheinisches Regiment.

Der wichtigste Erfolg aber war, daß, wie sich ergab, man gerade in die Vorbereitungen zu einem großen französischen Angriff hineingestoßen war und sie erheblich gestört hatte.

Daß er bald kommen würde, wußte man ja. Stand doch Pfingsten vor der Tür. Hohe Feste aber, das war Erfahrung, lockten den Feind stets zum Angriff.

* * *

In der Zwischenzeit waren die Engländer nicht ganz untätig geblieben. Von ihren Schlägen am 9. Mai hatten sie sich zwar nicht so rasch erholt wie die Franzosen. Erst am 14. Mai veranlaßten starkes englisches Artilleriefeuer und andere Wahrnehmungen den Kronprinzen von Bayern, Maßnahmen gegen einen Angriff anzuordnen. Die Kunst des Verteidigers, vorauszusehen, was der Feind will, bewährte sich.

Als nach heftigster Artillerievorbereitung am frühesten Morgen des 16. Mai zwei

englische Divisionen südlich der Straße La Bassée—Estaires angriffen, waren die vom Oberkommando entsandten Verstärkungen bereits im Eintreffen hinter der dünnen Linie begriffen, die bisher hier gestanden hatte. Die Brustwehren der wegen des Grundwassers nur 40 Zentimeter in den Boden eingeschnittenen Gräben hatte das Artilleriefeuer hinweggefegt. Trotzdem schlug ein westfälisches Bataillon in der Mitte der Angriffsfront den Sturm ohne weiteres ab, rechts und links davon aber brach der weit überlegene Feind durch. Seinen Massen gegenüber versuchten tapfer, aber vergeblich, sächsische Bataillone den Feind zurückzuwerfen. Gewaltiges Artilleriefeuer brachte ihn zum Stehen. Der hier kommandierende General befahl dem vereinzelt vorne stehenden Bataillon am 17. Mai 1915, die unhaltbar gewordene Stellung zu räumen. So nahmen die Engländer am Wald südlich Neuve-Chapelle bis la Quinque Rue drei Kilometer unserer vorderen Stellung in Besitz, aber dicht dahinter in der zweiten Linie standen die Unseren. Weiter nördlich war jeder Versuch vergeblich gewesen. Unter dem Gesang der Wacht am Rhein hatten die Westfalen dort die Sturmkolonnen niedergeschmettert und waren keinen Schritt gewichen, als ihre Nachbarn zurück mußten.

Teilangriffe am 17. und große Stürme am 18. Mai 1915 gegen unsere zweite Linie hatten auf der ganzen Front denselben Mißerfolg. Mit großer Tapferkeit, aber in ungelenken dichten Massen versuchte die englische Infanterie uns zu überrennen. Wie musterhaft unsere Artillerie mitwirkte, beweist ein schriftlicher Dank, den die Musketiere eines westfälischen Infanterieregimens den Kanonieren ihres Nachbar-Feldartillerieregiments zusandten. Es hatte seine volle Pflicht getan. Dreimal wurde ein Offizier verwundet, ohne daß er seine Geschütze verließ.

Trotzdem war der Kampf nicht leicht. Schwere Verluste erlitt das meist aus Lippe stammende Infanterieregiment bei der Abwehr der Engländer. Singend aber rückte es nachts nach zehntägigem Halten in vorderer Linie in die Ablösungsquartiere und stand am nächsten Morgen zusammengeschmolzen und zerrissen, aber siegesbewußt und ungebrochen in Parade vor seinem Landesherrn.

Weiter südlich hatten pfälzische Bataillone und hannoveranische Landwehr wiederholte Stürme abgeschlagen.

Dasselbe Schicksal fanden die Wiederholungen der englischen Angriffe, die aber erst am 21. Mai 1915 einsetzten und besonders heftig in der folgenden Nacht fortdauerten. Eine indische Brigade griff östlich Richebourg-l'Avoué an; 50 bis 60 Gurkhas von ihr drangen in ein Einzelgehöft ein und wurden niedergemacht. Nur ein kleines Grabenstück gegenüber Festubert fiel in Feindeshand.

Die Kraft zu wirklich großen Offensivstößen der hier versammelten englischen Armee hatte damit aber überhaupt ihr Ende gefunden. Das 1., 4. englische und das indische Armeekorps hatten sich eine Schlappe geholt, die ihr Gehalt an innerer Kraft nicht mehr zu überwinden vermochte.

Wieder konnte in diesem vierzehntägigen Zeitabschnitt General Joffre ebensowenig wie am 9. Mai zufrieden sein mit dem, was seine Verbündeten geleistet hatten. Die Erfolge der Engländer waren gering. Nicht einmal einen einzigen deutschen Soldaten hatten sie von dem Punkt weggezogen, an dem Frankreich das Schicksal des Krieges noch immer zu wenden hoffte. Jetzt, 14 Tage nach Beginn der Schlacht, hatte es 20 starke Infanteriedivisionen zur Stelle, große Kavalleriemassen zur Ausnutzung des Durchbruchs dahinter bereit.

Noch herrschte, so sagten die Gefangenen aus, Zuversicht in den französischen Reihen, daß der Durchbruch gelingen würde. Noch war der französische Führer nicht bereit, seinen Plan aufzugeben.

Es bedurfte neuer Beweise deutscher Kraft und deutschen Heldenmuts, ihn davon zu überzeugen, daß sein Spiel verloren war.

Aus dem ersten Teil der Schlacht von La Bassée und Arras
Nach englischen Berichten.

Die englische Schlappe bei Neuve-Chapelle am 9. Mai 1915

Aus dem Brief eines Augenzeugen, der den Kämpfen bei Aubers am 9. Mai 1915 beigewohnt hat, ist die außerordentliche Schwere dieser blutigen und verlustreichen englischen Niederlage zu ersehen. Die „Daily Mail“, die diesen Bericht veröffentlicht, tröstete ihre Leser allerdings mit der Versicherung, daß erst durch die heldenmütigen Angriffe der Engländer die französischen Erfolge bei Carency und Ablain ermöglicht worden seien, was aber nur aufs neue die Tatsache bestätigt, daß der geringfügige französische Erfolg mit unverhältnismäßig großen Opfern erkauft worden ist.

„An einem Teil der Front,“ so berichtet der englische Teilnehmer an den Kämpfen, „südlich der neuen Linie bei Neuve-Chapelle sah ich in der frühen Morgendämmerung des 9. Mai die Bataillone lautlos in die vordersten Laufgräben einziehen. Es ist zuviel gesagt, wenn man diese Verschanzungen Gräben nennt, denn der Boden macht es unmöglich, tief zu graben, da man schon in einer Tiefe von ein bis zwei Fuß Wasser antrifft und der Graben zu einem kleinen Kanal wird. Deshalb wird nur ein bis zwei Fuß tief gegraben und Deckung hinter einer Brustwehr von Sandsäcken gesucht. Meilenweit ziehen sich diese Gräben hin, und Millionen von Sandsäcken sind teils der Länge, teils der Breite nach aneinander gereiht. Blickten wir von unserem vordersten Graben rückwärts, so konnten wir nichts von dem lebhaften Treiben, von den Truppenmassen sehen, mit denen die Unterstützungs- und Reservegräben vollgepfropft waren — nichts als die Wälle der gelblich-braunen Sandsäcke, die im warmen Sonnenschein hinter uns lagen.

Gegen 5 Uhr morgens fingen zwei britische Batterien an, gemächlich und in großen Zwischenräumen zu feuern. In ungefähr 10 Minuten raffte sich eine deutsche Batterie auf und bellte als Antwort auf die Geschütze der „Terrier“ (ein englischer Spitzname für Territorials) zurück. Die Granaten der Territorials pfiffen und sausten über unsere Köpfe hinweg, die deutsche Antwort kam aus den Feldgeschützen — Kanonen mit flacher Schußbahn und großer Geschwindigkeit. Die Geschütze der Territorials setzten ihr schwaches Feuer noch ungefähr fünf Minuten lang fort, worauf die gesamte Artillerie auf einer Front von mehreren Meilen mit furchtbarem Donner einsetzte. Es war eine Wiederholung von Neuve-Chapelle in größerem Maßstabe. Feldgeschütze, Haubitzen, schwere und Belagerungsstücke fielen in den furchtbaren Chor ein, der die lachende Frühlingslandschaft von Grund aus erschüttern ließ. Die Granaten schossen krächzend und zischend über uns hinweg und die deutschen Linien waren bald in weiße, schwarze, grünliche und gelbe Rauchwolken gehüllt.

Die Deutschen hatten sehr rasch den Zweck der Beschießung erkannt, sie verstanden sofort, daß ein Angriff bevorstand, daß alle unsere Gräben und Barrikaden mit Truppen vollgepfropft waren. Mit einzelnen Geschützen und ganzen Batterien stimmte ihre Artillerie in den Höllenchor ein und bald krachten ihre Granaten inmitten unserer Brustwehren und der Infanterie, die des Befehls zum Angriff harrte.

Eine halbe bis dreiviertel Stunde lang bearbeiteten die britischen Granaten die deutschen Linien, und die vorderste Brustwehr schien unter dem anhaltenden Feuer zusammenzustürzen; aber die Barrikaden waren sehr stark gebaut, und als die Geschütze ihr Feuer weiter rückwärts richteten, waren noch immer Befestigungen da, die von der Infanterie angegriffen werden mußten. Niemand zögerte, als die Zeit gekommen war. Mit einem Male belebte sich die britische Brustwehr mit kletternden Khakigestalten, die offene Fläche zwischen den beiden Linien füllte sich mit stürmenden Soldaten, die in aufgelöster Linie geradenwegs auf die deutsche Brustwehr zuliefen. Bis jetzt hatte es wenig

Gewehrfeuer gegeben, aber das Erscheinen der Gestalten auf der englischen Brustwehr war das Signal für einen plötzlichen Ausbruch von ununterbrochenen Gewehrsalven und dem mörderischen Rattern der Maschinengewehre.

Von den englischen bis zu den deutschen Gräben betrug der Zwischenraum ungefähr 200 Yards — 200 Yards pfeifender, hagelnder Kugeln und berstender Schrapnells. Die Linie der Angreifer wurde zerschlagen und zerschmettert und bis zur Unkenntlichkeit auseinandergerissen. Es war nicht mehr Sturmlinie, sondern nur noch eine Reihe auseinander gerissener Glieder einer zerbrochenen Kette. Dennoch gingen die Ueberreste der Kette weiter dem Tode entgegen. Die laufenden Gruppen schmolzen und schrumpften immer mehr zusammen, die Leute fielen in Klumpen und ganzen Haufen, bald häuften sich Berge von Leichen, während die Verwundeten zurückwankten, humpelten und krochen, um vor dem entsetzlichen Kugelregen Schutz zu finden. Bis dicht vor die deutsche Brustwehr gelangte der Angriff, aber dort erstarb er. Der Rasen war mit Toten und Verwundeten bedeckt, aber von Kämpfenden reingefegt. Der Angriff war abgeschlagen.

Bald darauf nahmen die Kanonen ihre Arbeit wieder auf, und beide Parteien überschütteten die feindlichen Gräben mit Schrapnells und schweren Granaten. Langsam wurden die Vorbereitungen zu einem neuen Versuch getroffen. Die Unterstützungsregimenter gingen in die vordersten Gräben, die Gefallenen und Verwundeten wurden fortgeräumt, das Geschützfeuer wurde immer heftiger. Hier und da stürzten einige vor, um die Verwundeten einzubringen; einige der Retter kamen mit ihrer Bürde zurück, andere fielen und starben mit dem Gefährten. Zwischen den Gruppen von Toten, die vor den englischen Gräben lagen, konnte man die Kugeln der deutschen Scharfschützen einschlagen sehen. Einer unserer Leute, der die Deckung der Gräben verließ, um zu sehen, ob sich noch Lebende unter den Toten befanden, wurde, kurz bevor er die Deckung wieder erreichte, erschossen. Der neue Angriff erfolgte spät am Nachmittag, abermals füllte sich der offene Zwischenraum mit laufenden Gestalten und mit dem Getöse des Gewehr- und Maschinengewehrfeuers. Wieder fielen die Stürmer in Haufen und zahlreiche Flecke in Khaki auf dem Gras bezeichneten die Bahn der vorstürmenden Linien. Diesmal gelang es den Angreifern, die Brustwehr zu erreichen, zu erklettern und in den dahinter befindlichen Graben hinunterzuspringen. Es war offenbar geplant, hier festen Fuß zu fassen, worauf die Schotten sich mit Bomben den Weg in die übrigen Teile der Linie bahnen sollten. Sie führten eine Fahne mit, und von der britischen Seite aus konnte man sehen, wie diese in einer Wolke von Rauch und Staub hin und her schwankte. Aber die deutsche Linie dehnte sich stark und ungebrochen auf beiden Seiten des eroberten Abschnittes aus. Jede Verstärkung, die hinübergesandt worden wäre, wäre einem Sturm von Gewehr- und Maschinengewehrfeuer ausgesetzt gewesen. Anscheinend kam man zu der Einsicht, daß der Preis die Opfer nicht wert war, und es wurde daher der Befehl zum Rückzug gegeben. Dieser Rückzug war ein furchtbares, entsetzenerregendes Schauspiel. Die Linie schwärmte wieder über die durchbrochene Brustwehr aus und eilte wieder zu den englischen Linien zurück. Einige liefen rasch, andere langsam und zögernd, hier und da schleppten Einige verwundete Kameraden, auf sie alle aber hagelten die deutschen Kugeln und ein Schauer von Bomben mit krachenden, tödlichen Blitzen nieder.

Ich habe hier viel Schreckliches gesehen; aber dieser Rückzug bot den entsetzlichsten und traurigsten Anblick. Viele Soldaten, mit denen ich später sprach, waren über die Sache aufgebracht; sie glaubten schon einen Fuß in der Türe gehabt zu haben. Warum hatte man ihnen keine Hilfe gesandt? Aber sie bekamen keine Antwort. Wertvolle Leben wurden geopfert, ohne zu wissen warum. Aber an demselben Tage konnten die Franzosen weiter südlich durchbrechen. Die deutschen Kanonen, die den englischen Angriff abzuwehren hatten, schwächten die deutsche Verteidigung gegen die Franzosen."

Nach der Schilderung eines englischen Offiziers, der dem 13. Kensington genannten Bataillon des bei diesen Kämpfen fast völlig aufgeriebenen Londoner Regiments angehörte, hatten die Engländer bereits bei ihrem ersten Ansturm in den deutschen Stellungen Fuß fassen können, was dem Berichterstatter der „Daily Mail" wohl entgangen war. Aber auch dieser Erfolg war vergebens; auch hier mußten die Engländer unter entsetzlichen Verlusten zurück. Der Offizier schreibt nach der „Times": „Unser Kampf am vergangenen Sonntag, dem 9. Mai 1915, war derjenige, auf den sich die heftigen Klagen im Parlament über mangelnde Munition bezogen. Was aber die amtlichen und nichtamtlichen Berichte verschwiegen, bedeutete für uns einen 15½ Stunden währenden verzweifelten und blutigen Kampf. Wir bildeten den Mittelpunkt des ganzen Angriffs, denn unser Bataillon war das einzige, das seine Aufgabe erfüllte. Sobald unsere einleitende Artilleriebeschießung zu Ende war, stürmten wir aus unseren Gräben hervor und nahmen im Bajonettangriff die erste, zweite und dritte Linie der vor uns liegenden feindlichen Gräben, während rechts und links von uns zwei Kompagnien mit dem Bajonett die Hunnen (!) zurücktrieben.

Dann richteten wir uns in den neugewonnenen Stellungen häuslich ein und machten uns daran, das Errungene zu sichern. Nach dem festgesetzten Plan sollten die uns benachbarten Bataillone in gleicher Weise vorgehen und ihre Front in Uebereinstimmung mit uns vortragen. Sie konnten aber nicht durchdringen und sind niemals durchgekommen. Inzwischen wehrten und wehrten wir verzweifelt die ständig wachsenden und immer heftiger werdenden deutschen Gegenangriffe ab. Unser Major ging selbst mit der Handgranatenkolonne in die deutschen Gräben zu unserer Linken, wo er die Feinde so lange in Schach hielt, bis unsere Grabenmörser zur Stelle waren. Aber unsere Rechte schwebte bereits in der Luft. Acht Stunden oder noch länger hielten wir an jenem Sonntagnachmittag hartnäckig stand. Bei Gott, es war ein Sonntag, den ich nie vergessen werde. Ueberall platzten in unseren Reihen die Granaten, und wir bekamen scheußliches Flankenfeuer aus Maschinengewehren, die wir nicht ausfindig machen konnten, und von einzelnen Scharfschützen. Unser Brigadegeneral sandte uns eine Botschaft: „Ihr habt euch glänzend gehalten, Verstärkungen sind unterwegs." Nun, wir hielten auch aus, obwohl die Leute um uns in unheimlicher Weise fielen. Wir harrten von Stunde zu Stunde aus. Wir sahen unsere Verstärkung herankommen, und wir sahen sie dahinschmelzen, ehe sie uns erreicht hatte. Zugleich kamen die Deutschen in großer Macht auf beiden Flanken über uns. Nun mußte der Befehl zum Rückzug gegeben werden, es blieb uns nichts anderes übrig, obwohl es sehr bitter war.

Nun kam aber erst das Schwerste: Wir mußten uns durch die deutschen Linien durchkämpfen, um wieder zu unseren Hauptstellungen zu gelangen. Es ist unmöglich, alle Einzelheiten des Rückzuges an diesem höllischen Nachmittag zu schildern — stundenlang standen wir bis an die Hüften im Schlamm und im fauligen Wasser der Verbindungsgräben, isoliert und abgeschnitten durch einen Feind, den wir nicht sehen konnten, der aber durch seine ausgezeichneten Schützen unausgesetzt unsere Reihen lichtete.

Der letzte Teil des Weges, zurück zu unseren Linien, über das offene Vorfeld — es war inzwischen Abend geworden —, war das Furchtbarste vom Ganzen. Etwa 120 bis 150 Meter durch ein Labyrinth von deutschen Drahthindernissen und über eine ungeschützte Fläche, die von verzehrendem Kreuzfeuer besät war. Ringsum ein Hagel von Blei; der Boden aufgewühlt von einschlagenden Kugeln, in der Luft ein Pfeifen und Summen wie von zornigen Bienen, und dazu der Höllenlärm der platzenden Granaten. Ich durchlebte einige qualvolle Sekunden, als ich mich in einem Drahtnetz verstrickt sah. Aber wunderbarerweise gelang es mir, mich loszureißen. Während ich vorwärts kroch, die Nase stets auf die Erde gedrückt, fielen die Leute rings um mich wie die Fliegen.

Ich weiß noch heute nicht, wie ich über die Brustwehr hinüberkam. In der Nähe befand sich eine kleine Erhöhung, die einigen Schutz bot. Es war erst kurz vor 8 Uhr und noch nicht ganz dunkel, ich riet daher meinen Leuten, noch ein wenig zu warten, ehe sie den letzten Durchbruch über die Sandsäcke hinweg in unsere Linie unternahmen. Kaum 20 Meter von der Brustwehr, unserem rettenden Hafen, getrennt, sank ich vor Erschöpfung zusammen und brachte es tatsächlich fertig, inmitten des Bleihagels ein halbstündiges Schläfchen zu halten. Dann kroch ich über die Wehr und fiel in die Hände der Kameraden, die mich bereits zu den Toten gerechnet hatten. Ich erkundigte mich nach den Freunden. John —? Tot! William —? Gefallen! Tommy —? Tot! usw. Und dabei standen wir auf demselben Fleck wie am Morgen — das war das Traurigste und Tragischste an dem Ganzen.

Zum Schatten eines Bataillons herabgesunken, verließen wir die Laufgräben und bezogen hinter der Front unsere Ruhequartiere."

Aehnlich berichtet Major F. G. Langham, der Kommandeur des 5. Cinque Ports Territorial Bataillons des Royal Sussex Regiments in einem Briefe, den die „Morning Post" veröffentlicht hat. Es heißt darin: „Nach einem Bombardement von 40 Minuten begann der Vorstoß. Dann wurde ein mörderisches Gewehr-, Maschinengewehr- und Schrapnellfeuer eröffnet, und keiner konnte vor oder zurück. Die Leute sagen, daß das Feuer von Mons und Ypern im Vergleich hierzu nichts war. Unsere Leute waren tapfer, aber hilflos; sie mußten einfach darauf warten, getötet zu werden. Nach beträchtlicher Zeit erhielten wir den Befehl, zurückzugehen, aber das war leichter gesagt als getan. Manche Leute waren 300 Yards vor unserem Schützengraben, die meisten verwundet. Wir wurden dann zurückbeordert, um einen Schützengraben zu halten. Den Black Watch und 1. Camerons, die darnach angriffen, ging es genau so schlecht wie uns. Wenn einige hinüberkamen, so war es doch nur, um bajonettiert zu werden."

Aus den Kämpfen bei Festubert vom 16. bis 21. Mai 1915

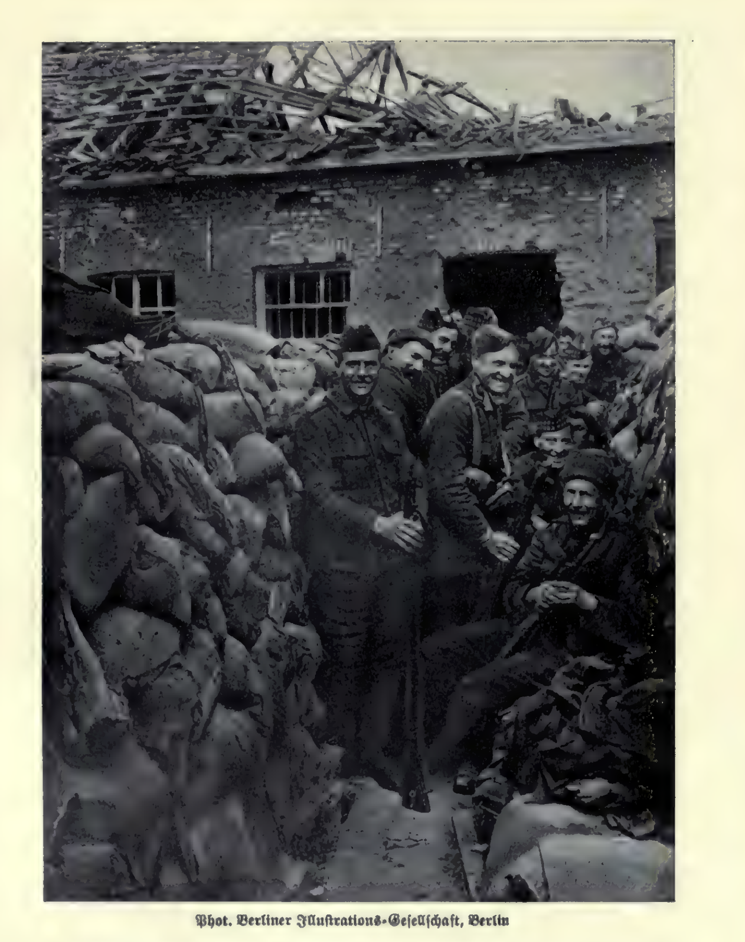
Die Gefechte bei Festubert vom 16. bis 21. Mai 1915 sind, was die entsetzlichen Verluste der Engländer anlangt, ein Gegenstück zu den Kämpfen von Neuve-Chapelle, mit dem Unterschied, daß hier die angeblichen Fortschritte noch unbedeutender und noch weniger im Verhältnis zu den gebrachten Opfern waren. Ein Bericht der „Daily Mail" gibt das auch offen zu; ihr Berichterstatter Valentine Williams schreibt: „Der Angriff wurde mehrere Tage hindurch durch Beschießung der deutschen Linien mit unseren schweren Geschützen eingeleitet, die die Drahtversperrungen fortfegen und so weit wie möglich die Brüstungen der feindlichen Gräben zerstören sollten. Der Angriff begann am 16. Mai 1915 mit einem Sturm auf die deutschen Gräben südlich von Richebourg-l'Avoué, der zuerst keinen Erfolg hatte. Es folgte ein Angriff weiter südlich vor Festubert, wo es gelang, einen Keil in die deutsche Linie zu treiben.

Der Verlauf der Aktion war auf beiden Flügeln ungefähr derselbe: erst das Herausstürmen der Infanterie aus den Gräben, um die erste feindliche Linie zu erobern, dann die langsame, mühselige Niederzwingung der Gräben mit Bombe und Bajonett. Unter solchen schwierigen Umständen, auf sumpfigem Boden, inmitten eines Labyrinths von Drahtverhauen kämpfend, bewährten sich unsere Truppen glänzend. Eine ganze Kompagnie der Schottischen Garde starb lieber, als daß sie den stolzen Wahlspruch, daß die Garde noch niemals einen Graben verloren habe, Lügen gestraft hätte. Ein großes, weites Grab unweit der Rue du Bois enthält die Ueberreste der Kompagnie nebst ihren beiden Offizieren. Sie bildete einen Teil des zweiten Bataillons dieses berühmten Regiments, das zugleich mit der übrigen Infanterie durch die grünen Lydditwolken gegen die deutschen Werke anstürmte. Die Verluste, die die Scots Guards in diesem Kriege

erlitten haben, vermochten nicht, ihren hervorragenden Kampfwert zu beeinträchtigen; es war in der Tat ein prächtiger Menschenschlag, der Seite an Seite mit den Borderers (auch ein berühmtes Regiment) inmitten eines mörderischen Feuers vorstürmte.

Die Borderers kamen in ein böses Kreuzfeuer von Maschinengewehren und mußten den Sturm aufgeben. Die schottischen Garden hatten dagegen mehr Glück und gingen weiter vor, wobei eine Kompagnie sich zu weit entfernte. Später fand ein Offizier, der auf die Suche gegangen war, zwei roh gefügte Kreuze über den Gräbern der beiden Offiziere und daneben die Leichen von achtzig Mann. Kameraden, die die beiden Führer beerdigt hatten, mußten die Leichen der Leute unbeerdigt zurücklassen." . . .

Auch die wallisischen Schützen machten ihrem Wahlspruch: „Unbeirrt durch Hindernisse" bei Festubert alle Ehre. Eine lebhafte Schilderung der hervorragenden Leistungen des Wallisischen Füsilierbataillons findet sich in einem Reuterschen Bericht aus dem britischen Hauptquartier, in dem es heißt: „Das Bataillon kam am Samstagabend (15. Mai) in den ihm angewiesenen Schützengräben an, mit dem Auftrage, sobald die den Feind beschießende Artillerie ihr Feuer einstelle, einen Sturm zu beginnen. Als dieser Zeitpunkt kam, kletterte die führende Kompagnie die Leitern hinauf und stürmte in vollem Laufe über die ungedeckte Ebene, während die zweite und dritte auf den Leitern folgte und den Vorgängern nacheilte. Die Deutschen ließen sich jedoch nicht überraschen. Kaum erhob der erste Mann der Angreifer seinen Kopf über der Brustwehr der deutschen Gräben, da begann ein furchtbares Gewehrfeuer auf die anstürmenden Kompagnien, die sich überdies durch die dichten Rauchwolken durchzuschlagen hatten, die das Platzen der eigenen Lydditgeschosse an den feindlichen Stellungen verursacht hatte. Es war ein wunderbarer Anblick, so berichtete ein Offizier später, das tapfere Vorstürmen unserer ersten Kompagnie über die von Granaten beschossene Fläche anzusehen. Jeder Mann brannte vor Begierde, zum Bajonettkampf zu kommen. Die Linie wurde zusehends dünner, aber die Begeisterung schwand nicht. Sie rückten vor, bis sie im Zwielicht die von unsern Geschossen gerissenen Breschen in der deutschen Stellung erkennen konnten, worauf sie mit Hurra unwiderstehlich eindrangen und die Besatzung niedermachten. Gleich darauf aber wurden sie mit gewaltigen Schrapnellmengen überschüttet. Trotzdem erreichte eine Kompagnie nach der andern den Schutz des feindlichen Grabens, und nach einigen Minuten der Ruhe rückte ein Teil der Leute sogar weiter vor. Diese Tapferen hatten jedoch noch keine 300 Meter zurückgelegt, als ein Wirbelsturm von Maschinengewehrfeuer schwere Lücken in ihre Reihen riß. Halt wurde befohlen, und die Leute legten sich für etwa eine Stunde platt auf den Boden. Der kleine Trupp zählte 60 Köpfe; Späher wurden ausgesandt und stießen nach rechts hin auf Unterstützung. In diesem Augenblick wurde ein deutscher Offizier mit zwei Mann bemerkt, die ein Maschinengewehr nach einem Verbindungsgraben in der Nähe des Standpunktes der Füsiliere trugen. Ehe sie aber ihre Tätigkeit beginnen konnten, erstürmten die Füsiliere den Graben, töteten die drei Deutschen und erbeuteten das Maschinengewehr. Darauf arbeiteten sie sich diesen Graben hinauf, der zu einem Baumgarten und einem Häuserblock führte, wo der Feind sich stark verschanzt hatte. Eine derart befestigte Stellung zu stürmen, waren sie zu schwach. Ein Häuschen, dessen Insassen sie durch Bomben verscheuchten, konnten sie noch besetzen; aber alle Versuche, den Feind aus den übrigen Häusern zu vertreiben, scheiterten. Die nächste deutsche Stellung war 30 Meter entfernt, und von dort aus erhielten die Walliser heftiges Feuer; gleichwohl hielten sie sich einen ganzen Tag hartnäckig in ihrer Stellung, trotzdem die Verbindung mit den rückwärtigen Truppen nur unter den größten Schwierigkeiten aufrecht erhalten werden konnte und nur der vierte Teil der zur Unterstützung gesandten Leute am Bestimmungsort ankam. Am Sonntagabend um 7½ Uhr wurde der Rückzug angeordnet, und die tapfere Schar zog ab."



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Englische Soldaten (Schotten) in einem durch Sandsäcke geschützten Graben



Phot. G. Bruennlein, Berlin

Französische Soldaten im Schützengraben beim Abendessen



Phot. H. Bensemann, Metz

Deutsche Kraftfahrer mit Ersatzteilen auf dem Wege zur Front nach Flandern



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Von den indischen Hilfstruppen der Engländer. Ein indischer Fürst mit seinem Stab

Auch die Cameron-Hochländer hatten, nach dem Bericht der „Daily Mail", einen schweren Stand. „Die von den Deutschen besetzten Häuser, die von den Camerons gestürmt werden sollten, erwiesen sich als zu stark befestigt und verteidigt. Da ihre Frontlinie schwere Verluste erlitten hatte, wurden Boten um Unterstützung durch Bomben und Maschinengewehre entsandt. Aber der schwierige Boden verzögerte die Hilfeleistung. Als die Unterstützungstruppen schließlich eintrafen, zeigte es sich, daß die Deutschen auf beiden Flanken zum Gegenangriff vorgegangen waren. Die Camerons mußten zurückgehen. Auch die Warwicks, zumeist Leute aus Birmingham, erlitten schwere Verluste."

Daß die Engländer bei allem Heldenmut doch leider auch vor unehrlichen Kampfmitteln nicht zurückschreckten, beweist nachstehende amtliche deutsche Meldung: „Wie durch eidliche Aussagen von fünfzehn deutschen Soldaten festgestellt ist, haben die Engländer am 18. Mai 1915 bei La Bassée in ihren Schützengräben eine Fahne mit den deutschen Farben aufgezogen und in deutschen Uniformen, bekleidet mit deutschen Helmen, Mänteln und Tornistern, die Deutschen angegriffen."

Der zweite Teil der Schlacht von Arras

Von Ende Mai bis etwa 26. Juni 1915

In der „München. Augsburger Abendzeitung" hat ein bayrischer Mitkämpfer ein vorzüglich klares und übersichtliches Bild der ganzen gewaltigen Schlacht gegeben. Der erste Teil der Kämpfe vom 9. bis etwa 21. Mai 1915 ist in den zusammenfassenden Berichten aus dem Großen deutschen Hauptquartier, in den amtlichen französischen Berichten und den Schilderungen englischer Kriegsteilnehmer ausführlich dargestellt worden; über den zweiten Teil der Schlacht von Ende Mai bis etwa 26. Juni 1915 fehlen derartige Berichte. Um so willkommener sind die nachfolgenden Schilderungen des bayrischen Mitkämpfers:

„Schon nach wenigen Tagen Pause trat die Schlacht bei Arras in ihr zweites Stadium, das nach wochenlanger Dauer am 16. Juni 1915 mit einer nochmaligen Gewaltanstrengung seinen Gipfelpunkt erreichte. Was während dieser langen Dauer unsere deutschen Truppen an eiserner Ausdauer und gelassener Todesverachtung, an Zähigkeit des Widerstandes und wildester Entschlossenheit geleistet haben, das zu beschreiben ist nicht möglich. Nur Einzelbilder vermag man zu geben, die aber ohne Unterlaß und ausnahmslos an allen Stellen der Schlachtfront sich während der langen, heißen Wochen abspielten und sich in ihrer Gesamtheit zu einem schaurigen Gemälde menschlicher Höhen und menschlicher Niederungen, von Not und Tod, von Angst und Pein, von Haß und Feindschaft, von Vernichtung und Verwüstung vereinigen, das dennoch überstrahlt erscheint von dem hehren Schein schönster menschlicher Tugenden, von Mut und Tatkraft, von Liebe und Vertrauen und höchster Opferbereitschaft. Und das alles nicht nur auf unserer, sondern auch auf der Seite des Gegners. Denn wenn die Franzosen glaubten, die Kraft unserer deutschen Truppen unter ihrem, mit einem ungeheueren Munitionsaufwand geführten Artilleriefeuer zusammenbrechen zu sehen, so trugen doch auch die deutschen Geschütze ausreichend Sorge, den Gegner die Schrecknisse zumindest vollwertiger Wiedervergeltung fühlen zu lassen. Hüben wie drüben, das kann ruhig gesagt werden, wird keiner, der diese Wochen erbittertsten Ringens durchlebt hat, das Gedenken daran verlieren. Zu keiner Stunde des Tages, die vielen Wochen lang, schwieg die feindliche Artillerie. Jede ihrer zahlreich gehäuften Batterien war unablässig, vielfach unter Ausnützung ihrer höchsten Feuergeschwindigkeit, tätig, um vor allem unsere Verteidigungsanlagen zu zerstören und ihre Besatzungen der Deckung zu berauben. Keine, auch noch so fest gefügten Erdbauten vermögen solchem Beginnen lange standzuhalten. Daher: Die Schützengräben meist eingeebnet, in den Unterständen keine Sicherheit, das unauf-

hörliche Bersten in nächster Nähe einschlagender Granaten bis zum schwersten Kaliber, schon das heulende Pfeifen bis zum tiefgrollenden Gurgeln der in dichter Fülle heransausenden Projektile, die Erschütterungen der Einschläge, das haushohe Aufwerfen von Staub und stickigen Rauchwolken, das Platzen der Schrapnells über den Köpfen, bald hier und bald da ein zu Tode getroffener Kamerad im Niedersinken, oftmals mehrere mit einander durch aufgewühltes Erdreich verschüttet und nur mit Mühe wieder befreit, und über dem allen eine sengend heiße Sonne, deren brennende Strahlen die Verwesung der zwischen den Gefechtsfronten liegenden ungeheuren Zahl der Gefallenen noch beschleunigen und die Verwesungsgerüche bis zum Uebelwerden steigern. Das reißt nicht nur an den Nerven, das peitscht auch das Blut, wühlt und wirkt in der Brust und hämmert im Gehirn. Und dennoch bleibt die Willenskraft Meister. Es wird ausgeharrt, Minute um Minute, Stunde um Stunde. Nur wenn die Schatten der Nacht herniedersinken, tritt einige Erleichterung ein, die aber kaum ausreicht, um die Schäden der Beschießung auszubessern und die Gräben wieder halbwegs verteidigungsfähig herzurichten. Meist läßt der Gegner aber auch dazu nicht Zeit und greift hindernd ein, wo und wie er es kann.

So vergeht Tag um Tag und jeder Tag eine neue, harte Prüfung menschlicher Willenskraft und Leistungsfähigkeit. So viel nur möglich, sucht die eigene Artillerie Entlastung zu bringen. Aber es fiel ihr schwer, der feindlichen Artillerie beizukommen; nicht nur, daß dieser weit mehr unübersichtliches Gelände zur Verfügung stand, um ihre Batterien in Geländefalten zu verbergen, sondern der Feind nutzte auch hier bei Arras die deutsche Humanität, der mutwillige Zerstörung ein Greuel ist, in unverschämtester Weise aus, indem er seine Batterien vorzugsweise innerhalb der menschlichen Kultstätten aufstellte. Aus selbstgewonnenen Anhaltspunkten wissen wir, und durch Gefangenenaussagen wurde es bestätigt, daß innerhalb der Mauern von Arras eine ganze Reihe französischer Batterien stand und unter diesem vermeintlichen Schutze unsere Stellungen beschoß. Es mußte hier einmal ein Exempel statuiert werden. Kennt der Gegner in diesem Kriege kein Gebot mehr, so brauchen auch wir es nicht achten. Rücksichtslose Niederkämpfung seiner Artillerie waren wir dem Leben unserer braven Infanterie schuldig, die fürwahr Uebermenschliches in diesem schweren Stellungskampfe zu ertragen hatte.

Wurden die gegnerischen Versuche, seine Infanterieangriffe vorzutragen, während des ganzen Mai auch nie ganz eingestellt — Neuville und Souchez sind da bekannte Namen geworden — so glaubten die Franzosen doch nach beinahe einmonatiger Artillerievorbereitung die deutsche Stellung soweit erschüttert zu haben, um mit besserer Aussicht auf Erfolg vorgehen zu können. In den ersten Tagen des Juni setzte zwischen Lens und Arras von neuem eine gesteigerte Angriffstätigkeit des Gegners ein. Immer wieder steigerte sich das andauernde feindliche Artillerie-Massenfeuer zu äußerster Heftigkeit und im Anschluß daran setzten die Infanterieangriffe ein. Aber die ganze deutsche Linie ist nur noch Wachsamkeit und Entschlossenheit, den Gegner auch keinen Schritt breit vorkommen zu lassen. Auch im schwersten Eisenhagel ist jedermann an seinem Gewehr, jeder Artillerist an seinem Geschütz. Vielfach gelang es so schon unserer Artillerie, die feindlichen Sturmkolonnen noch in ihren Gräben zu fassen und sie einfach nicht herauszulassen. Und wo die Angriffe dennoch gewagt wurden, brachen sie meist im deutschen Artilleriefeuer zusammen. Aber unter Heranführung immer frischer Truppen und ungeachtet schwerster Verluste, wurde die Angriffsbewegung unabläßig erneuert. So richteten sich am 6. Juni 1915 gegen die Linie Noulette—Souchez—Carency allein fünf Angriffe, die bis in die Nacht hinein dauerten, aber ausnahmslos zusammenbrachen; was aus dem deutschen Artilleriefeuer herauskam und noch in unsere Gräben gelangte, wurde leicht von der Grabenbesatzung abgewiesen. Auch am 7. Juni 1915 wurden morgens südlich Neuville zu beiden Seiten der Straßen Lille—Arras, aus den feind-

lichen Gräben laute Kommandorufe und Geschrei gehört. Deutlich konnte beobachtet werden, wie auf unser sofort einsetzendes Artilleriesperrfeuer die feindlichen Angriffskolonnen in ihre Gräben zurückfluteten; vergebens versuchten die französischen Offiziere ihre Leute wieder vorzutreiben. Aehnliches wiederholte sich am gleichen Tage noch mehrmals, und auch weiter nördlich war eine bereitgehaltene zweite französische Angriffslinie nach Zurückweisung der ersten Linie nicht mehr vorzubringen. Außerordentlich hitzig ging es dagegen am 8. und 9. Juni 1915 südlich Neuville zu, wo die Franzosen ganz verzweifelte Anstrengungen machten, vorwärts und damit in den Rücken der rechten Flügelstellung einer bayrischen Division zu gelangen. Wiederholt drangen an diesem Tage die Gegner in Teile unserer Schützengräben, wurden aber immer wieder im heftigsten Nahkampf mittels Bajonett und Handgranaten hinausgeworfen. Zum Teil dauerten diese erbitterten Nahkämpfe die ganze Nacht hindurch an, besonders bei einem bayrischen Infanterieregiment, das am schärfsten bedrängt wurde; an seiner überaus tapferen Haltung scheiterte die feindliche Absicht. Auch bei Souchez hatte der Gegner an diesem Tage Angriffsabsichten, doch wurden seine sich sammelnden Sturmtruppen durch unsere wachsame Artillerie am Vorbrechen verhindert. Aber immer heftiger und in immer dichteren Massen versuchten die Franzosen ihre Angriffe vorwärts zu tragen. Es wurde immer klarer, daß sie unter Daransetzung großer Opfer gewillt waren, die anfängliche, aber von uns schnell und durchaus dicht geschlossenen Durchbruchsstellen wieder zu öffnen, südlich bei Neuville und nördlich bei Souchez. Wilde Angriffe und Gegenangriffe folgten einander in unaufhörlicher Folge und jedesmal gerieten die zurückflutenden feindlichen Massen in unser verheerendes Artilleriefeuer. Doch unter fortwährender Steigerung ihres Artilleriefeuers bis zu äußerster Heftigkeit und nichtachtend der schwersten Verluste, die sie erlitten, setzten die Franzosen ihre Angriffe auch am 14. Juni 1915 fort, doch wieder vergebens, wobei es von hohem Kampfinteresse war, zu beobachten, wie fast nach jedesmaligem mißlungenen Angriff die feindliche Artillerie wie wütend über unsere Batterien herfiel und sie stets mit einem Hagel von Granaten und Schrapnells überschüttete, gewissermaßen um sie das Fehlschlagen aller französischen Hoffnungen entgelten zu lassen. Unsere Artillerie hatte da schon Tage erlebt, wo in der Stunde bis zu 600 Schuß aller feindlichen Kaliber über einzelne Batterien niedergingen, ohne daß aber die Franzosen damit etwas Besonderes erreicht hätten. Es muß für die Franzosen eben doch eine überaus bittere Empfindung sein, zu sehen, wie statt ihrer Artillerie die deutschen Batterien das ganze Schlachtfeld beherrschen und mit ihrem wohlgezielten Schnellfeuer jedes französische Vorgehen zu einem aussichtslosen Unternehmen machen. Ob nach den Tagen vom 14., 15. und 16. Juni die französische Artillerie immer noch der Versicherung Joffres glaubt, sie sei die mächtigste, die jemals auf einem Schlachtfeld vereint gewesen?! Es brachten diese Tage gewissermaßen ein Messen der Höchstleistung beider Artillerien. Ohne daß unsererseits auch nur entfernt der enorme Munitionsaufwand eingesetzt worden wäre, mit dem die französische Artillerie die Feuerüberlegenheit an sich zu reißen suchte (nach dem französischen Bericht belegte sie allein die kurze Linie nördlich bis südlich Neuville mit 300000 Granaten), vermochte der Gegner doch keine Vorteile zu erringen.

Es sah dann der 16. Juni 1915 seit Beginn der Schlacht bei Arras wohl die Höchstleistung kriegerischer Arbeit, welche die Franzosen unter den für sie gegebenen Umständen zu vollbringen vermochten. Stand schon die beiden vorhergehenden Tage die ganze eigentliche Kampflinie von Liévin (nahe Lens) bis Arras unter einem unausgesetzten Granatregen, so erfüllte doch am 16. Juni ein solch entsetzliches Tosen und Brüllen und Krachen die Luft im ganzen weiten Raum, daß es schien, als wären alle höllischen Kräfte entfesselt. Bis gegen Mittag auf der ganzen Linie die französische Infanterie — nachdem sie sich Mut getrunken, denn die Gefangenen waren ziemlich stark berauscht — zum

Angriff überging. Der Angriff erfolgte in solcher Dichte und auch mit solchem Ungestüm, daß selbst unser schärfstes Artillerieschnellfeuer die Massen nicht vollständig niederzulegen vermochte. An einigen Stellen drang der Feind in unsere Linien ein und es kam westlich Liévin, nördlich Neuville und östlich Arras zu heißen, erbitterten Nahkämpfen, die bis in die Nacht hinein und noch während dieser fortdauerten. So wild es dabei hergeht, so werden doch gerade diese Kämpfe, wo es Mann gegen Mann geht, von unserer Infanterie — beinahe könnte man es sagen — als eine Art Befreiung begrüßt; denn nun muß die feindliche Artillerie schweigen und der persönliche Kampfesmut tritt in seine Rechte. Namentlich die bayerischen Truppen sind in diesen Nahkämpfen beinahe unwiderstehlich und von den Franzosen geradezu gefürchtet. Wie es bei solchen Nahkämpfen hergeht, das spottet jedem Versuch einer Beschreibung. Nur ein schwaches Beispiel: Am 16. Juni gelang es den Franzosen, auch in einen Graben eines bayerischen Infanterieregiments östlich Arras hineinzukommen. Möglich war das nur dadurch, daß kurz vor dem Angriff zwei Maschinengewehre durch Granaten verschüttet worden waren und nicht mehr rechtzeitig ausgegraben werden konnten. Auch ging der Angriff bei den kurzen Entfernungen so überaus schnell vor sich, daß die Unseren sich teilweise noch in den Unterständen befanden. Was sich nicht vor den eingedrungenen Franzosen in Sicherheit zu bringen vermochte, wurde von diesen niedergemacht. Der Gegenangriff unsererseits setzte sofort ein, um die Eindringlinge wieder hinauszuwerfen. Der Anblick ihrer hingemordeten Kameraden versetzte unsere Leute in eine derartige Raserei, daß das, was nun folgte, nur als Ausfluß höchster Erbitterung zu verstehen ist. Jedem blitzte das griffeste Messer in der Faust. Mit Handgranaten wurde der erste Raum geschaffen. Dann folgte im engen Graben das entsetzlichste Handgemenge. Auf und nieder sauste die mit der blanken Waffe bewehrte Faust. Die Hinteren besorgten mit Handgranaten die gröbste Arbeit, die Vorderen stachen nieder, was übrig blieb; mitunter besorgten sie auch beides zugleich. Die entsetzten Franzosen verbargen sich in den Unterständen. Mit Gewalt suchte man die versperrten Türen einzudrücken. Sie widerstehen und die eingeschlossenen Feinde beginnen durch die Türe durchzuschießen. Schnell entschlossen wird eine Handgranate vor die eine Türe gesetzt. Sie sprengt sie auf. Und in den Haufen Dahinterstehender fliegt Handgranate auf Handgranate, alles zerfetzend; die letzte Arbeit besorgt auch hier das Messer. Entsetzt versuchen an die 150 Feinde durch eine Sappe zu entweichen; die Maschinengewehre mähen sie nieder. Kaum drei vermögen zu entrinnen und die Kunde von dem grausigen Gemetzel ihrer Kameraden drüben zu bringen. Aber auch anderwärts tragen die Nahkämpfe das gleiche Gepräge der Erbitterung. Jeder Schritt Boden wird dem Feinde, wo er Fuß zu fassen vermochte, mit größter Hartnäckigkeit wieder streitig gemacht. Besonders um Neuville breitet sich ein Schauplatz, an dem Tage und Nächte hindurch mit Erbitterung von Hand zu Hand gekämpft wurde und Blut in Strömen geflossen ist.

Noch die nächsten Tage, bis etwa zum 26. Juni 1915, war die nachstoßende Kraft dieses wiederholten verzweifelten Durchbruchsversuches zu spüren. So heftig auch sie noch war, man merkte doch: der Gegner baute ab und bedurfte der Erholung. Einheitliche große Angriffe wurden nicht mehr unternommen. Vielleicht hat er ihre Aussichtslosigkeit eingesehen. Sicher aber hat die zähe Verteidigung, die ihn jeden Fußbreit Bodens mit Strömen von Blut erkaufen ließ, seine Kräfte schwer erschüttert. Freilich waren auch unsere Verluste nicht leicht, gering aber im Vergleich zu denen des Feindes."

„Abermals war," schreibt die „Kölnische Zeitung", „wie in der Champagne, in der Verteidigung ein Sieg erfochten worden von weittragender Bedeutung für den ganzen Feldzugsverlauf, ein weiteres Ruhmesblatt in der Geschichte der rheinischen Regimenter, die dem Feind vor den heiß erstrebten Höhen von Givenchy—La Folie Halt geboten hatten.



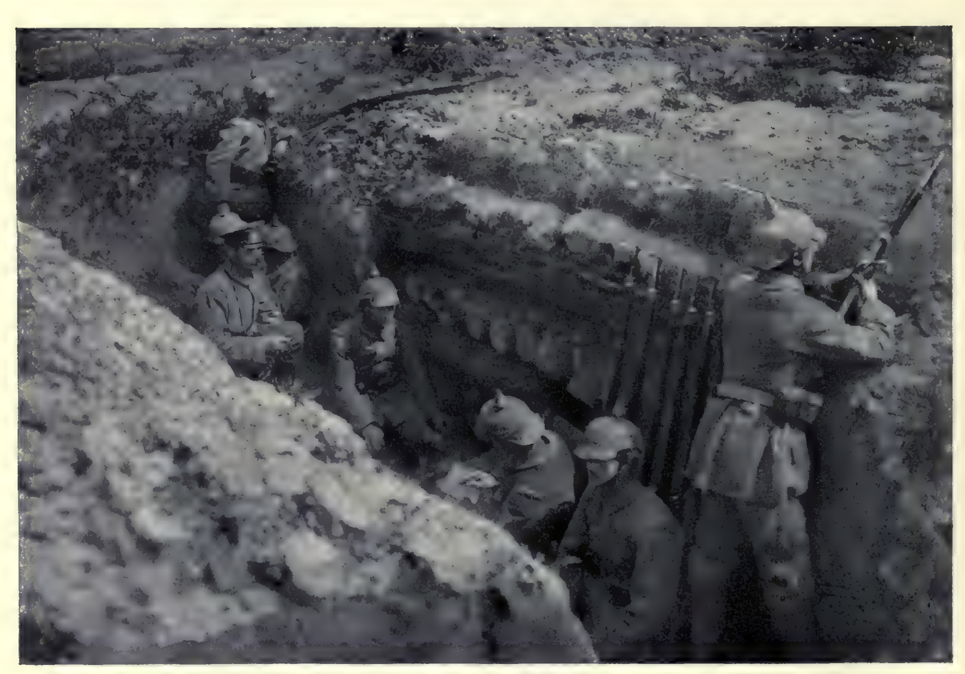
Nach der „Illustration"

Ablain-Saint-Nazaire und Carency von dem nach Souchez sich hinziehenden Abhang des Lorettohügels
(vgl. die Karten S. 105 und 125)



Phot. A. Grohs, Berlin

Deutsche Infanteristen tragen Munition in die Schützengräben in Nordfrankreich



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Aus einem deutschen Schützengraben in Nordfrankreich

Wie ihr Anteil an diesem Siege vom Armee-Oberbefehlshaber bewertet wurde, zeigt der Armeebefehl vom 28. Juni 1915, in dem es heißt: „Schwere Wochen liegen hinter uns. Bei Tage mit der Waffe, bei Nacht mit dem Spaten mußten mühsam ausgehobene Stellungen verteidigt und gehalten werden. Manch braver Offizier, manch tapferer Soldat hat dabei sein Leben für Kaiser und Reich gelassen. Aber der Wall von Eisen, den wir in den letzten Wochen bei Arras errichteten, den unsere Feinde vergeblich zu zerbrechen suchten, der hat gehalten. Und in seiner Mitte standen die Rheinländer."

„Freilich," schließt der bayerische Mitkämpfer seine Schilderung, „es ist ein stilles Heldentum, das bei diesem gewaltigen Kampfe an der Westfront waltet. Und während vielleicht nach siegreicher Heimkehr unserer deutschen Männer die Krieger unserer Ostfront in lustigen Erzählungen von Strapazen und Entbehrungen, von ihren Russenschlachten und Russenjagden auftischen, wird der Kämpfer von der Westfront still und sinnend dabei sitzen und kaum viel reden, denn grausig war das, was seine Seele erleben, was sein Auge schauen mußte. Die Erinnerung an die Schrecknisse dieses ungeheuren Stellungskampfes heißt ihn schweigen. Das ist nicht mehr frischer fröhlicher Soldatenkrieg, nein, das ist Massenmord. Es ist, als ob sich zwei gewaltige Riesen inmitten eines wilden feuerglühenden Chaos umklammert hielten und zu erdrücken suchten; wem die Luft zuerst ausgeht, der muß niedersinken. Der deutsche Kämpfer weiß: Er muß in diesem Ringen aushalten — er wird auch standzuhalten wissen, bis zum krönenden Siegeserfolg."

Die französischen Verluste in der Schlacht von Arras

Der „Times"-Korrespondent an der französischen Nordfront bezeichnete schon am 13. Mai 1915 die Kämpfe um Arras als eine der blutigsten Schlachten dieses Krieges und der militärische Mitarbeiter der Kopenhagener „Politiken" urteilte, daß hier um einige Schritt Boden einer jener blutigen Kämpfe ausgefochten werde, die dem Angreifer unverhältnismäßige Opfer kosteten und die Truppen aufs äußerste ermatteten.

Da aber die französische Regierung es ängstlich vermeidet, ihre Mannschaftsverluste selbst bekannt zu geben, ist es von besonderem Interesse, diese wenigstens schätzungsweise festzustellen. Nach der Schlacht bei Arras ist von deutscher Seite ein Versuch dieser Art gemacht worden. Dabei wurden unter anderem auch die Aussagen der französischen Gefangenen verwertet, deren Truppenverbände an den Kämpfen beteiligt waren. Wie wir der „Gazette des Ardennes" entnehmen, ist der Gesamtverlust der Franzosen an Toten, Verwundeten und Gefangenen in der Schlacht bei Arras nach dieser auf allen erreichbaren Unterlagen beruhenden, gewissenhaften Feststellung wie folgt zu schätzen: 3. Armeekorps Verlust: 15 000 Mann, 9. Armeekorps Verlust: 6 000 Mann, 10. Armeekorps Verlust: 10 000 Mann, 17. Armeekorps Verlust: 4 300 Mann, 20. Armeekorps Verlust: 10500 Mann, 21. Armeekorps Verlust: 8 000 Mann, 33. Armeekorps Verlust: 11 000 Mann, 48. Division Verlust: 6000 Mann, 53. Division Verlust: 4 000 Mann und 55. Division Verlust: 3 500 Mann, insgesamt 78 300 Mann! Wie vorsichtig die Schätzung der „Gazette des Ardennes" ist, beweist auch die Mitteilung des „Nieuwe Rotterdamschen Courant", nach der die französischen Verluste bei den Kämpfen zwischen Lille und Arras bereits am 22. Mai 1915 auf 100 000 Mann geschätzt werden. Diese Riesenverluste werden auch in einem von „Dagens Nyheter" am 4. Juli 1915 veröffentlichten Brief eines schwedischen Freiwilligen im französischen Heer bestätigt, er schreibt, daß sein aus 4 200 Mann bestehendes Regiment in der Schlacht von Arras am 9. Juni 1915 3 400 Mann verloren habe.

Die Geschicklichkeit der Franzosen, an besonders gefährdeten Stellen ausländische Truppen zu verwenden, hatte sich schon bei den Garibaldinern gezeigt (vgl. V, S. 218);

dasselbe Verfahren wurde auch gegenüber den Dänen angewendet. So meldet das Kopenhagener Blatt „Politiken“ aus Paris, daß in den Kämpfen bei Arras am 9. Mai 1915 sämtliche dänische Freiwillige, die auf französischer Seite kämpften, mit Ausnahme von dreien fielen oder verwundet wurden. Aus einer Zuschrift an die „Guerre Sociale“ geht weiter hervor, daß auch von der Freiwilligen Slavenlegion, die der Marokkonischen Division von 28000 Mann zugeteilt und gleichfalls bei den Kämpfen nördlich von Arras angesetzt worden war, von 4000 Mann nur 900 zurückgekommen sind. Alle höheren Offiziere der Division waren gefallen.

Dagegen sollen die jüngsten französischen Jahrgänge, die teilweise bei Arras zum erstenmal ins Gefecht kamen, nach Pariser Nachrichten nur geringe Kampffähigkeit bewiesen haben.

Vergleicht man die Zahlen der „Gazette des Ardennes“ und die sonst bekannt gewordenen Angaben über die französischen Verluste mit dem Ergebnis, das die Kämpfe bei Arras für unsere Gegner gehabt haben, so begreift man, warum die französische Regierung dem Volke die Größe der von ihm gebrachten Opfer zu verbergen sucht.

Das tote Arras

„Arras la morte“, nennen die Franzosen die Stadt, um die ununterbrochen so erbittert gestritten wird. Aber wie lange kann sich eine tote Stadt noch halten!? Das ist die Frage, an die der „Matin“ seine trübseligen Betrachtungen knüpft.

„Arras ist nur noch dem Namen nach da. Seitdem die ersten Granaten auf die Stadt fielen, seit dem 6. Oktober 1914 (vgl. III, S. 118 f.) rollen die Steine des Rathauses und des Stadtturms der Kathedrale und der Glockentürme, all der alten und der neuen Häuser in den Staub; heute ist die alte, ehrwürdige Stadt nichts als eine zerfetzte ehemals kostbare Spitze, die die deutschen Kugeln nach Herzenslust auszacken. Regen und Sturm peitschen die Mauern ohne Dach; es gibt wirklich kein einziges Dach mehr in ganz Arras — und Regen und Frost tragen das ihre zur Zerstörung bei. Aber immer noch steht die Stadt, allen Granaten zum Trotz; doch jeder Tag fügt ihr neue Wunden zu. Jeder Tag färbt ihre Mauern aufs neue rot von Blut, vom Blute der Kinder Frankreichs. Ein Märtyrertum, das nicht endet.“

Noch vor der besonders heftigen Beschießung vom 7. Juli 1915 hatte die französische Heeresleitung einer Anzahl von Berichterstattern französischer Blätter den Besuch des halbzerstörten Arras gestattet. Im „Journal“ vom 8. Juli 1915 erzählt Paul Erio eingehend von seinen Eindrücken. Damals war Arras noch bewohnt. Allerdings hatte die Masse der Bevölkerung schon bei dem Beginn der Beschießung, wie Erio sich ausdrückt, den Kopf verloren. Von ungefähr 25 000 Einwohnern hatten bis zu seinem Besuch 23 000 die Stadt verlassen. Die zurückgebliebenen 2000, unbemittelte Leute, wie Kleinhändler, Ackerbürger und Handarbeiter, hatten sich mit Weib und Kind in die stärksten Keller der von ihren Bewohnern verlassenen Häuser verkrochen und kamen nur nach dem Aufhören der alltäglichen Beschießung daraus hervor. Dann machten die Frauen rasch bei den wenigen Krämern und Bäckern ihre Einkäufe; die Kinder eilten zur oder von der Kellerschule, die 80 Knaben und Mädchen besuchten. Den Unterricht erteilen vier Lehrerinnen und ein Lehrer. Der Unterrichtsbeginn und Unterrichtsschluß hängt vom deutschen Feuer ab. Manchmal bleiben die Kinder über Nacht und werden dann auf den Schulbänken von den Lehrerinnen gebettet.

Um den widerlichen Leichengeruch zu beseitigen, der bei dem oberflächlichen Begraben der Gefallenen in Gärten und Straßen nicht zu vermeiden war, hat das œuvre de cercueil, ein Begräbnisausschuß unter Leitung des Präfekten Brien, vorübergehend die Leichen, ihrer 150, verbrennen lassen. Dann aber richtete man, da der eigentliche Fried-

hof den deutschen Linien zu nahe lag, sich einen Notfriedhof vor der Stadt ein. Jeder gefallene Soldat oder Bürger erhielt seinen notdürftig gezimmerten Sarg, so daß nach dem Kriege die Ueberreste den Angehörigen übergeben werden können. Ganz besonders wichtig wurde allmählich der Feuerlöschdienst. Leider besaß die Stadt Arras keine Dampfspritze. Die Amtsgebäude enthielten nur zwei alte verstaubte Handspritzen."

Arras ist denn auch bald nach Erios Besuch durch die gewaltigen Feuersbrünste, die nach der heftigen Beschießung vom 7. Juli 1915 ausbrachen, fast völlig zerstört worden. Immer neue Explosionen verhinderten jeden Versuch zur Eindämmung der rasch umsichgreifenden Verheerungen. Die Reste der nicht rechtzeitig fortgeschafften englischen Heeresvorräte wurden vernichtet. Und die Artillerie der Verbündeten mußte nach der Zerstörung der Arraser Kathedrale mangels eines nützlichen Auslugpunkts eine andere Aufstellung erhalten. Die wenigen in Arras zurückgebliebenen Familien entflohen. Auch die Präfekturbeamten erhielten von der Militärbehörde den Auftrag, die Stadt zu verlassen.

Der Berichterstatter des „Matin", der Arras darnach Ende 1915 besuchte, erzählt: „In der Stadt waltet das Schweigen. Man glaubt sich in einem riesigen Kloster. Aus der Ferne trägt der Wind das dumpfe Grollen der Schlacht herüber. Die Straßen sind öde, und stumm sind die Häuser. Und doch müssen noch Bewohner da sein, denn die Schornsteine rauchen. Die Schornsteine, das sind in diesen Zeiten die Kellerlöcher. 800 von 25000 Einwohner, meist alte Leute, waren nicht zu bewegen, sich von ihrer Scholle zu trennen. Bereits am Abend ihres Lebens, wollen sie sterben, wo sie geliebt, gelebt und gelitten haben.

An einer Stelle scheinen uns die Häuser noch unversehrt. — „Treten sie ein," meint unser Führer. Wir schreiten über die erste beste Schwelle, nichts als Schutthaufen, unter denen zertrümmerte Möbelstücke sichtbar werden. Eine Granate ist hier geplatzt. Aber wo ist in Arras keine Granate geplatzt! Die Mauern, die noch stehen, sind Kulissen: sie täuschen über den Verfall im Innern. Und neben diesen noch aufrechten, von Kugeln durchlöcherten Wänden gibt es Häuserreihen, die als Schutthaufen die Straße decken. Ein Chaos von Steinen, Höhlen, in denen das Grauen wohnt, leere, bröcklige Gerüste — und alles fällt der Vernichtung anheim.

Auch das Leben hat sich hier verkrümelt, wie die Steine. Keine Bürger, selten nur ein Sicherheitsbeamter oder ein Soldat. In der Hauptverkehrsstraße sind die einzigen noch offenen Läden eine Bäckerei und eine Leihbibliothek, die phantastisch wirken inmitten dieser Welt von Ruinen.

Fast unaufhörlich dauert das Bombardement und manchmal wird es furchtbar. An einem einzigen Tage hat man über 15000 Granaten gezählt. Das Schmuckstück der Stadt, das Rathaus, das nicht seinesgleichen in Flandern hatte, ist jetzt nur noch eine in Grau und Schwarz ins Rote übergehende Ruine. Lange verweilen wir vor dem Rathaus, diesem todeswunden Baudenkmal, vor dem Kranz von zusammengeschossenen Häusern, die sich im Kreise darum gelagert haben, und finden eine ergreifende Schönheit in diesem fürchterlichen Zusammenbruch. Alle benachbarten Straßen sind unter Trümmern begraben, auch die beiden Plätze, die wegen ihrer stolzen Säulenhallen und der Spitzenarbeit ihrer Giebel berühmt waren, sind zu Krüppeln geschossen. Die Kathedrale ist nicht besser daran. Unter dem Feuer und Eisenhagel sind ihre Gewölbe zusammengeknickt. Die Bildsäulen und Glasfenster liegen in Scherben auf den Fliesen. Die Täuferkirche ist vom Erdboden rasiert, der Palast Saint-Vaast in Flammen aufgegangen und mit ihm alle die kostbaren dort aufbewahrten Archive.

Alles, was der Krieg nur Böses antun kann, hat Arras in dieser Zeit seiner Belagerung, die einzig in der Weltgeschichte dasteht, erdulden müssen."

Episoden

Wie der Golfweltmeister Wilding starb.

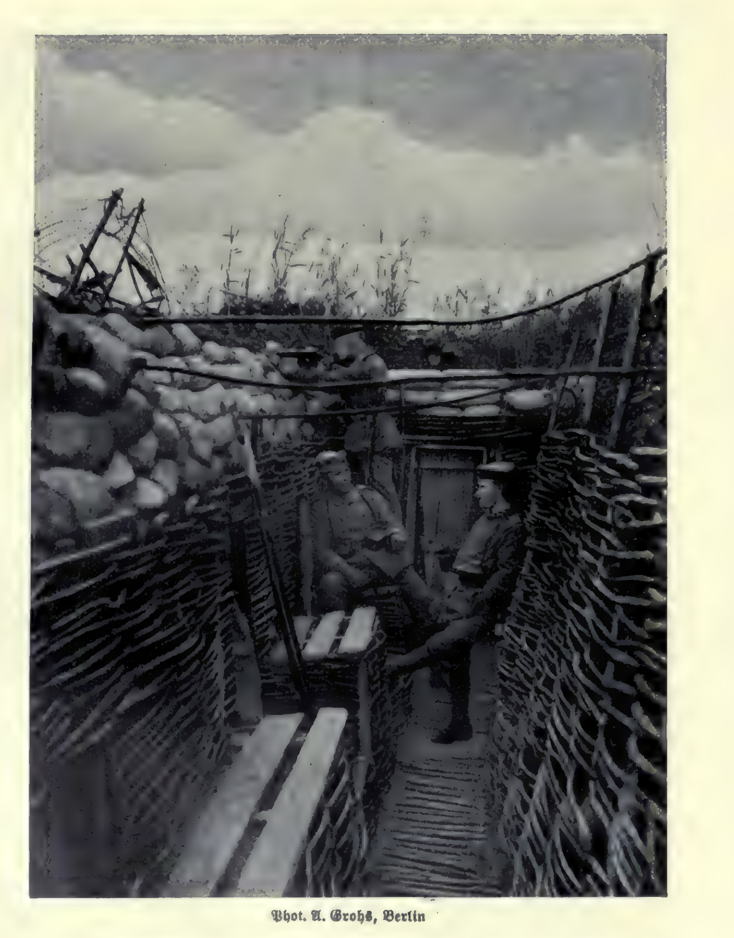
Ueber den Tod des Weltgolfmeisters, des Australiers Captain Anthony Wilding, hat die „Daily Mail" einen ausführlichen Bericht veröffentlicht, dem wir nach der Fachzeitschrift „Lawn-Tennis und Golf" folgendes entnehmen: „Als der Krieg ausbrach, trat Wilding in das dem K. Marineluftdienst zugeteilte Automobilkorps ein und tat bei Antwerpen und an anderen Plätzen Dienst. Einige Zeit später trat er in die Abteilung des Herzogs von Westminster ein, wurde zum Captain befördert und kam direkt an die Front. Da diese Abteilung aber in Dünkirchen längeren Aufenthalt hatte, ärgerte sich Wilding, der begierig war, nach vorn zu kommen, über diese Verzögerung und es gelang ihm, dem Indischen Korps attachiert zu werden. Er hatte sich (für deutsche Begriffe nahezu unfaßbar) selbst ein kleines Geschütz besorgt — a three pounder-gun nennt es die „Daily Mail" — und begab sich nun mit diesem an die Front, um gewissermaßen auf eigene Rechnung Krieg zu führen. Wie einer seiner Kameraden berichtete, hat ihn das Schicksal hierbei sehr bald ereilt. Am Sonntag den 9. Mai war es, als Wilding mit seiner Batterie an der Straße Estaires—La Bassée, 300 Meter entfernt von dem Dorfe Neuve-Chapelle, in einem Schützengraben lag. Morgens um 5 Uhr 20 Minuten hatte er bereits mit dem Feuern begonnen und dies bis nachmittgs halb 4 Uhr fortgesetzt, wobei er selbst das Feuer leitete. Gegen halb 5 Uhr, als Wilding gerade auf die kleine Plattform vor seinem Geschütz gestiegen war, um Ausschau zu halten, kam eine Granate an und tötete ihn und sämtliche Insassen des Grabens. Am Morgen des Tages, an dem er fiel, hatte Wilding noch einen Brief an seine Mutter geschrieben, aus dem hervorgeht, wie leichthin er über seine Beteiligung am Kriege dachte. Allerdings, er wußte ganz genau, daß es ein gefährliches Spiel war, das er spielte. In dem Briefe, der bei seiner Leiche gefunden wurde, heißt es u. a.: „Zum erstenmal in meinem Leben bin ich nun seit siebeneinhalb Monaten in einem Geschäft, bei dem mein Geschütz, ich selbst und mein ganzer Kram sehr leicht zum Teufel gehen können." Die „Daily Mail" bemerkt hierzu: „Er spielte auch den Krieg wie ein Meister."

Ein Sturm auf der Lorettohöhe.

Ein deutscher Bataillonsführer, der einen großen Teil der schweren Kämpfe um die Lorettohöhe in vorderster Linie miterlebt hatte, benutzte einen Besuch im deutschen Großen Hauptquartier, um im Kreise von Kameraden einen Vortrag über seine Erfahrungen zu halten. So weit diese technischen Inhaltes sind, entziehen sie sich hier der Wiedergabe. Aber die folgende Schilderung eines Abschnittes aus den heißen Kampftagen hat wegen ihrer lebendigen Anschaulichkeit Anspruch auf allgemeines Interesse.

Der Vortragende wies, wie W. Scheuermann in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" berichtet, zunächst darauf hin, daß für die Franzosen der Besitz der weithin über der flandrischen Ebene sichtbaren Wallfahrtskirche Notre-Dame-de-Lorette eine doppelte Bedeutung habe. Neben der militärischen eine abergläubische, denn nach einer im französischen Norden weit verbreiteten Sage hänge von dem Besitz dieser Kapelle Sein oder Nichtsein Frankreichs ab.

Das in die Stellung eingesetzte badische Bataillon hatte von vornherein kein leichtes Leben. Die Schützengräben, die in den tiefen, fetten Humus eingegraben waren, bröckelten stark aus und waren tief verschlammt. Sie nachhaltig zu verbessern, verhinderten die fortgesetzten, wenn auch stets abgewiesenen Angriffe, welche die Franzosen auf diesen Punkt richteten. Sehr schwierig war die Ablösung. Ein angefangener Annäherungsweg war nicht zu benutzen. Man mußte auf der Landstraße ohne Deckung bis zum sog. Marokkanerwäldchen gehen, und bog dann in die berüchtigte „Schlammulde"



Phot. A. Grohs, Berlin

In einem deutschen Schützengraben in Nordfrankreich
während einer Gefechtspause



Phot. A. Grohs, Berlin

In einem deutschen Schützengraben in Nordfrankreich
während des Kampfes



Nach der „Illustration"

Die Hauptstraße von Ablain-Saint-Nazaire. Aus dem Mauerloch im Hause rechts auf dem Bilde wurde die Straße durch ein deutsches Maschinengewehr bestrichen



Nach der „Illustration"

Schützengraben und Haustrümmer in Carency

ein, deren Zugang von feindlichem Maschinengewehrfeuer bestrichen wurde. Hier waren eigenartige Unterstände in Granatlöchern eingebaut. Nach einer kurzen Strecke bot dann ein Steilhang, der hunderte von Volltreffern aufgefangen hat, große Sicherheit. Ihm verdanken Unzählige ihre Rettung. Auf diesem schwierigen Wege mußte jedes Stück zum Grabenbau, jedes Brett, jeder Sack Beton nach vorn gebracht werden. Mit Zähigkeit und Beharrlichkeit wurden die Schützengräben schließlich verbessert. Die Sohle wurde mit Lattenrosten belegt, die Wände erhielten Stützung durch Faschinen. Der Humor verließ unsere Leute auch in dieser schwer beschossenen Stellung nicht. Das vorderste Stabsquartier erhielt sogar einen Blumengarten, der freilich nur in einer mit ein paar anspruchslosen Gewächsen bepflanzten Zuckerkiste bestand. Von der Bauarbeit kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß eine einzelne Kompagnie oft in einer Nacht zehntausende Sandsäcke verbaut hat.

Nachdem der Ausbau genügend fortgeschritten war, handelte es sich darum, die feindliche Stellung, soweit sie für uns wichtig war, zu nehmen. Zu diesem Zwecke wurde nach genauem Plane das Bataillon zum Sturm angesetzt. Gegenüber befanden sich fünf hintereinander liegende französische Gräben, die mit großer Emsigkeit und Geschicklichkeit ausgebaut worden waren. Von ihnen mußten die drei vordersten gestürmt werden.

Unsere Pioniere hatten den vordersten feindlichen Graben in der Breite, die gestürmt werden sollte, vollkommen unterminiert. Die Minen waren mit starken Dynamitladungen gefüllt, verdämmt und mit Zündschnüren versehen. Jeder einzelne Mann wußte, was er zu tun hatte, es waren genügend Auftrittstufen und Sturmleitern vorhanden, daß jeder rechtzeitig aus seinem Graben hinaus konnte, Proviant für drei Tage war verteilt. Außerdem waren schwere Minenwerfer angesetzt, zur Zerstörung der weiter hinten liegenden französischen Stellungen, welche man nicht unterhöhlen konnte.

Bis dahin klappte alles vorzüglich. Da aber kam eine Ueberraschung. Das Bataillon erfuhr erst am Abend vor dem Sturm, daß es am nächsten Morgen um 7 Uhr stürmen sollte. Fast gleichzeitig aber kam eine mit einem leichten Minenwerfer abgeschossene Konservenbüchse aus dem französischen Graben herübergeflogen, die folgenden Brief enthielt: „Messieurs les camarades boches, nous vous attendons demain matin à 7 heures.“ (Meine Herren Kameraden Boches, wir erwarten euch morgen früh um 7 Uhr.) Die französische Spionage, die sich damals noch in dieser Gegend sehr lebhaft fühlbar machte, wo über der Erde mit Hunden und Brieftauben (versuchsweise selbst mit Kindern), unter der Erde durch die Stollen der Kohlengruben Nachrichten an die feindliche Linie befördert wurden, hatte also wieder einmal einen guten Erfolg gehabt. Wer daran noch zweifelte, der sollte am nächsten Morgen belehrt werden. Alles stand auf den Punkt 7 Uhr zum Sturme bereit. Da ging plötzlich, wenige Minuten vor 7 Uhr, eine französische Mine hoch. Zum Glück hatten sich die Franzosen verrechnet. Die Mine lag mitten zwischen den beiderseitigen Stellungen, war auch zu scharf geladen und riß nur ein tiefes, spitzes Loch. Aber der Vorfall veranlaßte, daß nun auch unsererseits der Sturm einige Minuten früher begonnen wurde, da man den Absichten des Feindes auf alle Fälle möglichst zuvorkommen mußte. Es gab einen fürchterlichen Krach. Der ganze vorderste französische Schützengraben ging mit einem Male in die Luft. Die Drahthindernisse und dicken Erdklötze flogen zweihundert Meter hoch. Ehe sie noch wieder zu Boden fielen, war die erste deutsche Sturmwelle schon darunter durch. Sie hatte den Auftrag, sich nicht bei den vorderen Gräben aufzuhalten, sondern bis zum dritten vorzufluten und sich dort festzusetzen. Da aber die Franzosen infolge des furchtbaren Eindruckes der Minensprengung panikartig flohen, ließen sich die Leute nicht halten, sondern stürmten bis über den fünften und letzten Graben hinaus und kamen bis in die französischen Artilleriestellungen, deren Geschütze sie vorübergehend in Händen

hatten. Doch wurden sie zurückbefohlen, da lediglich beabsichtigt war, bis zum dritten Graben zu gelangen; und das war erreicht und mußte genügen.

Nur an einer Stelle waren die dort vorstürmenden Leute von dem sehr starken Drahthindernis aufgehalten worden, da dort eine unserer Minen nicht losgegangen war. Sie gerieten in das Feuer eines französischen Maschinengewehres. Da wurde ihnen das Sprengloch, welches die französische Mine gerissen hatte, zur Rettung. Unter Führung eines jungen, selbst schon verwundeten Reserveoffiziers besetzten 17 durchweg verwundete Mann den tiefen Trichter, dessen Spitze mit Sprengtrümmern ausgefüllt war, gruben sich Schießauftritte, sowie als eine Art Unterstand ein einfaches Schlupfloch in der Seitenwand des Trichters und harrten stundenlang kämpfend da aus, bis Hilfe kam. Der schneidige Führer hatte die Verwundeten verbunden und, da das Verbandzeug nicht langte, sich selbst um die blutige Stirn einen abgeschnittenen Hemdsärmel wie einen „Turban" gewunden. So fand man die Tapferen, die sich gegen eine erdrückende Uebermacht behauptet hatten. „Nur Persönlichkeit ist es, die uns diesen Krieg gewinnen läßt," so schloß der Vortragende seinen Bericht.

Der letzte Bauer von N . . .

Aus einem Feldpostbriefe der „Kreuzzeitung".

Die Abendschatten lagen schon auf der Landschaft, die allenthalben die harten Spuren des Krieges zeigte, als wir uns mit unserem Bataillon dem „Bereitschaftsdorfe" näherten, das direkt hinter der vordersten Kampflinie lag. Totenstille herrschte, als wir die Dorfstraße erreicht hatten; nur der helle Aufschlag ziellos abgesandter französischer Infanteriegeschosse unterbrach zuweilen die tiefe Ruhe. Gespensterhaft und traurig standen die Ruinen all der zerstörten Heimstätten gegen den dunklen Nachthimmel, gleichsam als Kläger für das vernichtete Glück ihrer Besitzer; kaum ein Häuschen, das noch leidlich imstande war. Nur wenn der heulende Wind gewaltsam ein Scheunentor öffnete, konnte man ganz verstohlen hier und da erleuchtete Fenster im Innern des Hofes erblicken, und die kräftigen Silhouetten unserer Feldgrauen, die geschäftig ihr warmes Abendbrot verzehrten. Das wirkte in dieser traurigen Umgebung wie Friede, wie eine Versöhnung. So lautlos wie irgend möglich erhielten die Kompagnien ihre Quartiere in den verlassenen Häusern und Kellern angewiesen; als ich das Tor zu meinem öffnen will, geschieht das schon bereits von innen. Ein stattlicher alter französischer Bauer steht vor mir und wünscht mir in seiner wohlklingenden Sprache guten Abend. Ich war vor Staunen ganz sprachlos! In dieser Einöde, wo täglich Granaten bersten, hatte ein Mensch den Mut, bei Haus und Hof auszuharren! Ich werde nun in ein warmes Zimmer geführt, wo ein sauberer runder Tisch und bequeme Korbstühle zur Unterhaltung einladen. Und der Bauer erzählt von den sieben letzten schweren Wochen, in denen alle seine Dorfgenossen Hab und Gut verließen und nur er allein zurückblieb, weil er es nicht vermochte, sich von seiner Scholle zu trennen, mit der sein Leben verwachsen war von Jugend an. Er erzählte, wie erst die Deutschen und bald darauf die Franzosen den Ort ununterbrochen bombardiert hätten, und halbweinend klagte die Bäuerin ihr Leid: ihr einziger Sohn habe mit Pferd und Wagen den Franzosen folgen müssen, um Verwundete mitzunehmen, und sei seitdem verschollen. Ab und an stockt die Unterhaltung, wenn wir, ganz unwillkürlich, auf das Pfeifen der Geschosse über unserem Dache horchten. Dem Bauern freilich macht das nichts aus; er hat in seiner Jugend 1870 bei Orleans als Artillerist mitgefochten und die Angst vor dem großen Knall lange verloren.

So gingen die Tage dahin: immer wenn ich ruhebedürftig vom Schützengraben nach zwei Tagen heimkehrte, fand ich ein trauliches warmes Stübchen vor und plauderte

nach dem Abendbrot ein wenig mit dem alten Bauer. War die Kanonade in meiner Abwesenheit gar zu heftig gewesen, so erkundigte ich mich teilnehmend, ob er sehr in Sorge gewesen sei, worauf er, mit einer geringschätzigen Handbewegung auf sein Scheunendach zeigend, meinte: „Non, non, monsieur, seulement un petit obus sur le toit!“

So kehrte ich wieder einmal eines Abends fröhlich in mein Quartier zurück, als man mich diesmal mit Angst und Sorge empfing. Schon den ganzen Nachmittag hatten die Franzosen mit schwerer Artillerie über das Besitztum hinweggeschossen, und das Nachbarhaus war schon zerstört worden. Man hörte fortgesetzt den dumpfen Abschuß der Batterie und unmittelbar danach das Sausen der Geschosse über dem Dache. Eine Unterhaltung wollte an diesem Abend nicht recht aufkommen, fortgesetzt platzten die schweren Granaten in unserer nächsten Nähe, und das ganze Haus erzitterte in seinen Grundfesten. Der Bauer wischte sich den Schweiß von der Stirn; so schwer war das Bombardement bisher noch nie gewesen. Schon um neun Uhr wünschten wir uns Gute Nacht, jeder mit Sorge im Herzen.

Unruhig schlief ich ein; ich hatte Achtung vor den Bauersleuten und Zuneigung zu ihnen gewonnen, und es war mein aufrichtiger Wunsch, daß dieses kleine Besitztum kein Opfer des rauhen Krieges werden möchte. Plötzlich schrecke ich empor und vernehme ein donnerähnliches Krachen. Balken, Ziegel, Eisenstücke prasseln auf den Fußboden — dann Totenstille —, nur der Wind wirft hier und da noch eine Glasscherbe zu Boden. Ich selbst bin unversehrt; in meinem Zimmer Türe und Fenster zerschlagen und alles in eine dicke graue Kalkschicht gehüllt. Neben meinem Zimmer ein großer Trümmerhaufen und darüber der dunkle Sternenhimmel.

Nach minutenlangem, lähmendem Schweigen ein vorsichtiges Tasten im Schutt: wie durch ein Wunder sind Bauer und Bäuerin unversehrt geblieben. Mich überkam beim Schmerz der alten Leute eine große Traurigkeit; wie im Traum ging ich in dieser Nacht in ein anderes Haus und fand dort keinen Schlaf mehr. Und am anderen Morgen kam der Befehl, daß auch die letzten Einwohner den Ort wegen Lebensgefahr zu verlassen hätten.

Der musikalische Feldwebel

„Daß der Humor im Kriege nicht ausgeht, ist wohlgetan,“ erzählt Oberst Karl Müller in der „Neuen Zürcher Zeitung“. „Ohne Humor wäre der Krieg nicht auszuhalten! Ein Major erzählte mir u. a. von einem musikalischen Feldwebel seines Bataillons, einem Manne von unübertrefflicher Einfachheit des Denkens und Handelns. Eines Sonntags war Gottesdienst für die Truppe in der Kirche angesagt worden. Eine Kompagnie hatte den Auftrag, für das Kirchengeläute und für einen passenden Chorgesang zu sorgen. Der Feldwebel läßt seine Kompagnie antreten, ruft „alle musikalischen Leute vor die Front“! „Drei Mann vom rechten Flügel zum Glockenläuten kommandiert.“ — „Uebrige numeriert euch!“ — „Nummer 1—10 erster Tenor, 11—20 zweiter Tenor, 21—30 erster Baß, 31—40 zweiter Baß, übrige eintreten!“ Der so ausgezogene Kirchenchor soll seine Sache ganz famos gemacht haben.“

Die Kämpfe im Zentrum der Schlachtfront

Chronologische Uebersicht nach den deutschen Generalstabsmeldungen

Die wichtigeren französischen amtlichen Meldungen sind zur Ergänzung beigegeben.

3. Mai 1915.

In der Champagne richteten wir durch erfolgreiche Minensprengungen erheblichen Schaden in der feindlichen Stellung zwischen Souain und Perthes an.

9. Mai 1915.

Ein unter Ausnutzung von Nebelbomben unternommener französischer Teilangriff westlich Perthes wurde mit Handgranaten abgewiesen.

11. Mai.

Nordwestlich Berry-au-Bac in den Waldungen südlich Ville-aux-Bois stürmten unsere Truppen gestern eine aus zwei hintereinander liegenden Linien bestehende Stellung in Breite von 400 Metern, machten dabei eine Anzahl unverwundeter Gefangene und erbeuteten zwei Minenwerfer mit viel Munition.

13. Mai.

Französische Versuche, das von uns nordwestlich von Berry-au-Bac in den Waldungen südlich Ville-aux-Bois genommene Grabenstück wieder zu gewinnen, blieben erfolglos.

14. Mai.

Ein weiterer Angriffsversuch des Feindes, uns das nordwestlich Berry-au-Bac genommene Grabenstück wieder zu entreißen, scheiterte abermals.

16. Mai.

Westlich der Argonnen setzten wir uns abends durch Angriff in Besitz eines starken französischen Stützpunktes von 600 Metern Breite und 200 Metern Tiefe nördlich von Ville-sur-Tourbe und behaupteten denselben gegen drei nächtliche, für den Feind sehr verlustreiche Gegenangriffe. Viel Material und 60 Gefangene fielen in unsere Hände.

Französische Abendmeldung: In der Champagne westlich von Ville-sur-Tourbe brachte uns eine ganz lokale Kampfhandlung einen sehr glänzenden Erfolg ein. In der Nacht von Samstag auf Sonntag vom 15. auf den 16. Mai, brachte der Feind eine Mine hinter unserer ersten Linie zur Explosion, worauf acht deutsche Kompagnien sogleich auf unsere Stellungen stürzten und an einem Vorsprung Fuß faßten. Wir haben sogleich einen Gegenangriff unternommen und einen Teil des verlorenen Bodens wieder genommen, indem wir 77 Gefangene, darunter drei Offiziere, machten. Im Laufe des Tages unternahmen wir einen zweiten Gegenangriff; dieser mit viel Elan, mit Handgranaten und mit dem Bajonett geführte Gegenangriff ergab uns die gesamte Stellung. Der Feind erlitt ungeheure Verluste, die von uns mit Sicherheit festgestellt wurden. In den Schützengräben und auf den Brustwehren haben wir in der Tat über 1000 deutsche Leichen gefunden. Wir haben außerdem 300 Gefangene gemacht, darunter neun Offiziere und sechs Maschinengewehre erbeutet. Es ist also fast die gesamte Stärke der Angriffstruppe in unseren Händen oder auf dem Felde geblieben.

17. Mai.

Französische Nachmittagsmeldung: An der Oise stellten die Deutschen bei Bailly eine grüne türkische Fahne mit dem Halbmond auf, um auf unsere Schützen Eindruck zu machen. Unsere afrikanischen Truppen erwiderten auf die Herausforderung, indem sie die Fahne mit Gewehrschüssen herunterholten. Ein Schütze machte sich sodann auf, sie zu holen und trug sie in unsere Linien.

Französische Abendmeldung: Bei Ville-aux-Bois, in der Nähe von Berry-au-Bac, hat der Feind unsere Schützengräben angegriffen; der Angriff wurde glatt aufgehalten. In dem letzten Gefechte bei Ville-sur-Tourbe haben wir 350 unverwundete und 50 verwundete Gefangene gemacht.

22. Mai 1915.

Französische Meldung: Der Bericht des deutschen Großen Hauptquartiers vom 16. Mai 1915 erwähnte einen Kampf bei Ville-sur-Tourbe (vgl. oben). Als diese Botschaft durch drahtlose Telegraphie verbreitet wurde (4 Uhr nachmittags), war kein Deutscher mehr lebend in dem Werk von Ville-sur-Tourbe. Ueber 1000 lagen tot auf dem Felde; der Rest der Sturmtruppen, neun Offiziere und 400 Mann, darunter 50 ver-

wundet, waren zu Gefangenen gemacht. Fünf Maschinengewehre vervollständigten die Beute. Die französischen Verluste betrugen insgesamt an Toten, Verwundeten und Vermißten nicht mehr als 500 Mann; davon ist mehr als die Hälfte nur vorübergehend kampfunfähig. Keine Verluste an Material. Der deutsche Mißerfolg ist also vollständig und um so bezeichnender, als der Angriff von langer Hand und mit großer Sorgfalt vorbereitet worden war und alle Mittel zur Anwendung gelangten.

27. Mai 1915.

Kleinere feindliche Vorstöße bei Soissons wurden abgewiesen.

1. Juni.

Auf den übrigen Frontabschnitten hatte unsere Artillerie einige erfreuliche Erfolge. Durch einen Volltreffer im französischen Lager südlich Mourmelon-le-Grand rissen sich 300—400 Pferde los und stoben nach allen Seiten auseinander. Zahlreiche Fahrzeuge und Automobile eilten schleunigst davon.

Nördlich Sainte-Menehould flog ein feindliches Munitionslager in die Luft.

6. Juni.

Feindliche Minenstollensprengungen in der Champagne blieben ohne jede Wirkung.

Französische Abendmeldung: Nördlich der Aisne, östlich von Tracy-le-Mont, haben wir auf der benachbarten Höhe bei Moulin-sous-Touvent einen Angriff unternommen, der uns beträchtlichen Gewinn einbrachte. Nach einer sehr wirksamen Beschießung haben wir auf einer Front von einem Kilometer in einem Anlauf zwei aufeinander folgende Linien von Gräben und darauf mehrere feindliche Werke genommen. Drei heftige Gegenangriffe wurden abgeschlagen durch unsere Truppen, die über 200 Gefangene machten und drei 7,7-Zentimeter-Geschütze erbeuteten. In der Champagne sind wir bei Beauséjour mit Minen vorwärtsgekommen.

7. Juni.

Ein breiter französischer Angriff nordwestlich Moulin-sous-Touvent (nordwestlich von Soissons) wurde größtenteils sofort abgewiesen; nur an einer Stelle erreichte er unsere Gräben, um die noch gekämpft wird.

Französische Nachmittagsmeldung: Nördlich der Aisne bei Moulin-sous-Touvent wurden die gestern gemeldeten feindlichen Gegenangriffe die ganze Nacht fortgesetzt. Wir behaupten unsere Gewinne in heftigen Kämpfen und behalten zwei am nämlichen Tage genommene Schützengrabenlinien von ungefähr einem Kilometer.

Französische Abendmeldung: Nördlich der Aisne hat der Feind seine verzweifelten Anstrengungen zur Zurückeroberung der beiden Schützengrabenlinien, die wir ihm gestern genommen haben, vermehrt. Nachdem er auf eine Entfernung von 80 Kilometern in Automobilen Verstärkungen herangeholt hatte, hat er einen wütenden Gegenangriff ausgeführt. Er wurde vollständig zurückgeschlagen; 2000 tote Deutsche lagen auf dem Gelände, darunter ein Artillerieoffizier und 28 Unteroffiziere. Wir haben sechs Maschinengewehre erbeutet, viele andere befinden sich unter den Trümmern. Wir haben mit Melinit drei gestern in unsere Gewalt gefallene 77er Geschütze zerstört; sie standen unterhalb, hinter dem zweiten deutschen Schützengraben, dessen wir Herr sind, und hätten nicht in unsere Linien zurückgeführt werden können wegen der Heftigkeit des Feuers. Zwischen Soissons und Reims haben wir mehrere lokale Angriffe unternommen. Wir sind im Walde nördlich von Ville-aux-Bois um 1000 Meter vorgerückt. In der Champagne bei Le Mesnil haben wir die von den Deutschen von ihrer ersten Linie wahrscheinlich zu einem Angriff herangeführten Truppen durch unsere Artillerie zerstreut.

8. Juni 1915.

Der Angriff nordwestlich von Soissons bei Moulin-sous-Touvent ist durch unseren Gegenangriff zum Stehen gebracht. Bei Ville-aux-Bois, nordwestlich von Berry-au-

Bac, erlitt der Feind bei einem erfolglosen Versuch, seine im Mai verlorene Stellung zurückzuerobern, gestern starke Verluste.

9. Juni 1915.

Französische Abendmeldung: In der Gegend östlich von Tracy-le-Mont bei der Farm Quennevières ist letzte Nacht ein feindlicher Gegenangriff vollkommen gescheitert. Wir haben das ganze, am 6. Juni gewonnene Gelände behalten.

10. Juni.

In der Champagne setzten wir uns nach erfolgreichen Sprengungen in Gegend Souain und nördlich von Hurlus in Besitz mehrerer feindlicher Gräben. Gleichzeitig wurden nördlich von Le Mesnil die französischen Stellungen in Breite von etwa 200 Metern erstürmt und gegen nächtliche Gegenangriffe behauptet; ein Maschinengewehr und vier Minenwerfer fielen dabei in unsere Hand.

11. Juni.

Die in der Champagne am 9. Juni eroberten Gräben versuchten die Franzosen uns gestern abend wieder zu entreißen. Mit starken Kräften und in breiter Front griffen sie nördlich von Le Mesnil bis nördlich von Beauséjour-Ferme an. Der Angriff brach unter schwersten Verlusten für den Feind gänzlich zusammen. Erneute nächtliche Angriffsversuche wurden bereits im Keime erstickt.

14. Juni.

Vorstöße gegen die von uns eroberten Stellungen in der Champagne wurden im Keime erstickt.

15. Juni.

In der Champagne nördlich von Perthes und von Le Mesnil lebte der Kampf stellenweise wieder auf, ohne daß der Feind einen Vorteil zu erringen vermochte.

Nordwestlich von Moulin-sous-Touvent (nordwestlich von Soissons) gelang es uns noch nicht, die am 6. Juni 1915 verlorenen Gräben wieder zu nehmen.

Französische Abendmeldung: Der Angriff, den die Feinde in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni gegen die Schützengräben, die wir in Quennevière, östlich von Tracy-le-Mont, erobert hatten, richtete, wurde von acht Bataillonen ausgeführt. Die Gefangenen erklärten, daß die Verluste des Feindes beträchtlich seien.

16. Juni.

Bei Moulin-sous-Touvent ist der Kampf noch im Gange.

Französische Abendmeldung: Beim Gehöft Quennevières haben wir, nachdem wir mehrere feindliche Gegenangriffe zurückgeschlagen hatten, unsern Gewinn nordwestlich der bereits eroberten Schützengräben ausgedehnt und etwa hundert Gefangene gemacht, darunter sechs Offiziere.

Die Stadt Reims wurde bombardiert. Der Feind gab etwa hundert Granaten ab, darunter mehrere Brandgranaten. Ungefähr zehn Geschosse fielen auf die Kathedrale.

17. Juni.

Französische Angriffe bei Moulin-sous-Touvent endeten mit einem Mißerfolg. Wir nahmen dort fünf Offiziere, 300 Franzosen gefangen.

Die Behauptung im amtlichen französischen Bericht vom 16. Juni 11 Uhr abends, daß die Kathedrale von Reims von uns mit Brandgranaten beschossen worden sei (vgl. oben), ist unwahr. Unser Feuer richtete sich vielmehr gegen die Ostkaserne, sowie gegen die Batterien am Gleisdreieck, nördlich von Reims, die lebhaft auf unsere Stellungen gefeuert hatten.

20. Juni 1915.

In der Champagne wurde eine französische Abteilung, die bei Perthes nach einer

Minensprengung angriff, zusammengeschossen. Ein feindliches Flugzeug wurde in der Champagne über Vouziers heruntergeholt.

21. Juni 1915.

Westlich Soissons scheiterte ein vereinzelter nächtlicher französischer Vorstoß gegen unsere Stellung westlich Moulin-sous-Touvent.

22. Juni.

In der Champagne westlich von Perthes schoben wir nach erfolgreichen Sprengungen unsere Stellungen vor.

Unsere Flieger bewarfen den Flugpark Courcelles westlich von Reims mit Bomben.

26. Juni.

In der Champagne bei Souain sprengten wir Teile der feindlichen Stellung; östlich Perthes vernichteten die Franzosen eigene Verteidigungsanlagen durch Fehlsprengungen.

29. Juni.

Eine feindliche Artilleriebeobachtungsstelle auf der Kathedrale von Soissons wurde gestern von unserer Artillerie beseitigt.

1. Juli.

In der Champagne südöstlich von Reims griffen die Franzosen erfolglos an.

7. Juli.

In der Champagne südwestlich Suippes bewarfen unsere Flieger mit Erfolg ein feindliches Truppenlager.

10. Juli.

Nachts wurde in der Champagne nordwestlich von Beauséjour-Ferme ein vorspringender französischer Graben gestürmt; östlich anschließend unternahmen wir einige erfolgreiche Sprengungen.

Französische Nachmittagsmeldung: In der Champagne, auf der Front Perthes—Beauséjour, zwischen Punkt 196 und dem kleinen Fort wurde ein deutscher Angriff unter unser Infanterie- und Artilleriefeuer genommen und mit sehr empfindlichen Verlusten zerstreut.

11. Juli.

Der gestern nacht nordwestlich von Beauséjour-Ferme dem Feinde entrissene Graben ging am frühen Morgen wieder verloren, wurde heute nacht jedoch erneut gestürmt nnd gegen fünf Angriffe behauptet.

14. Juli.

Die Franzosen sprengten in der Gegend von Troyon (westlich von Craonne) und von Perthes (in der Champagne) erfolglos einige Minen. Unser Handgranatenfeuer hinderte sie, sich in den Sprengstellen festzusetzen.

15. Juli.

Nordwestlich vom Gehöft Beauséjour in der Champagne kam ein feindlicher Handgranatenangriff infolge unseres Minenfeuers nicht zur Durchführung.

19. Juli.

Auf der Front zwischen der Oise und den Argonnen vielfach lebhafte Artillerie- und Minenkämpfe.

23. Juli 1915.

Unsere Flieger griffen das Bahndreieck von Saint-Hilaire in der Champagne an und zwangen feindliche Flieger zum Rückzuge. Bei einem Luftkampf über Conflans wurde ein feindliches Kampfflugzeug vernichtet.

In der Champagne unternahmen wir in der Gegend von Perthes umfangreiche Sprengungen und besetzten die Trichterränder.

24. Juli 1915.

Bei den gestern gemeldeten Sprengungen in der Champagne (bei Perthes) hat der Feind nach sicheren Feststellungen große Verluste erlitten. Seine Versuche, uns aus der gewonnenen Stellung zu vertreiben, scheiterten.

27. Juli.

Französische Sprengungen bei Le Mesnil in der Champagne waren erfolglos.

29. Juli.

Französische Sprengungen in der Champagne verliefen ergebnislos.

30. Juli.

Bei Perthes in der Champagne wurden von beiden Seiten Minen gesprengt, wobei wir einen französischen Flankierungsgraben nordwestlich des Ortes zerstörten.

31. Juli.

Als Vergeltung für die mehrfachen Bombenwürfe der Franzosen auf Chauny, Tergnier und andere Orte hinter unserer Aisnefront wurde der Bahnhof Compiègne beschossen.

3. August.

In der Champagne besetzten wir nach erfolgreichen Sprengungen westlich von Perthes und westlich von Souain die Trichterränder.

10. August.

Französische Minensprengungen in der Gegend des Gehöftes Beauséjour in der Champagne waren erfolglos.

11. August 1915.

Bei Courcy nördlich von Reims versuchten die Franzosen einen von ihnen vor unserer Front gesprengten Trichter zu besetzen. Sie wurden daran gehindert; der Trichter wurde von uns in Besitz genommen.

Aus Ruhe- und Kampftagen in den Schützengräben der Champagne

Vom Ausbau der Unterstände und dem Leben im Schützengraben erzählt ein Feldpostbrief aus der Picardie vom Sommer 1915, der im „Stuttgarter Neuen Tagblatt“ veröffentlicht worden ist. Es heißt darin: „Nicht nur vom Standpunkt der Innenausstattung aus, auch vom militär-technischen aus, hat die frühere Unterstandbaukunst (vgl. III, S. 71) Fortschritte gemacht. Wir stehen also in einer weiteren baugeschichtlichen Periode der Grabenbaukunst, der Periode des minierten Unterstands. Treibende Kraft in dieser Weiterentwicklung ist auf der einen Seite die Wirkung der französischen Artillerie, auf der andern Seite die erhöhten Ansprüche auf Komfort, beides Zeichen höherer Kulturentwicklung!

Zu einem nach heutigen Begriffen standesgemäßen Unterstand laden Dich ein weites Tor und breit ausladende Freitreppen ein. Es wird Dir zwar ein bißchen Schwierigkeiten machen, hievon die richtige Vorstellung zu bekommen, denn diese Freitreppe führt — in die Tiefe. Aber das liegt eben im Begriff des Schützengrabens. Wenn Du nun unten — statt sonst im Leben oben — angelangt bist, findest Du eine schön gezimmerte Tür mit großer Glasscheibe, eine richtige Glastüre, wie etwa im Vestibül eines besseren Hotels — so ungefähr wenigstens und dann befindest Du Dich im Wohn-, Speise- und Rauchsalon der vereinigten Leutnants und „Points“ der soundsovielten Kompagnie.

Es gibt hier einen Tisch und Stühle, und das Tischtuch besteht nicht mehr aus „Kölner“ oder „Frankfurter Zeitung“ sondern aus einem Wachstuch oder gar einem richtigen Leinentuch. Hier wird gemahlzeitet, getafelt, getrunken, Schach gespielt und Skat geklopft, hier werden aus der Grabenperspektive kultur- und weltpolitische Probleme gewälzt, hier wird von der Heimat, von vergangenen Zeiten goldener Jugend geträumt,



Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin

Der von Granaten zerstörte Aussichtsturm von Chiry bei Noyon



Phot. A. Grohs, Berlin

Ein Kreidesteinbruch bei Vaulne an der Aisne, der zu Unterständen ausgebaut ist



Phot. A. Grohs, Berlin

Deutsche Mannschaftsunterstände am Aisnekanal



Phot. Oscar Tellgmann, Eschwege

Bombensichere Unterstände der deutschen Feldartillerie bei Hurtebise auf der Hochebene von Craonne

und wenns auch manchmal wirr und etwas durcheinander zugeht, in einem sind sie alle einig und fest: die Stellung wird gehalten! Und wenn's Zeit ist, dann geht der eine, ergreift — nicht sein Schwert, sondern seinen Stock und die Taschenlaterne, um sich zur Ronde fertig zu machen, und die andern verschwinden hinter den Wänden des Salons. Jawohl, das kann man nämlich, weil diese Wände Vorhänge sind vor weiteren Stollen, die noch weiter in den Boden hineinminiert sind und in denen die Schlafgemächer sich befinden. Die Betten haben sich auch geändert, man schläft jetzt auf Sprungfedermatratzen, die aus Drahtgeflecht, das über einen Holzrahmen gespannt ist, hergestellt sind, also sozusagen auf behelfsmäßigen Paradiesbetten.

Und noch eine weitere freundliche Aenderung hat der Sommer in den Schützengraben gebracht. Die Blumen, nicht bloß die wildblühenden, den Grabenrand säumenden Feldblumen, nein, auch die Gartenblume. Wie man zu Haus auf dem einfachen Stockbrett eines Bauernhauses auf einmal hellleuchtende Geranien oder üppige Nelken findet, so stößt man auch in irgend einem Winkel im Schützengraben auf ein Plätzchen, wo eine unbekannte Hand — wohl in sehnenden Gedanken an einen stillen Gartenwinkel irgendwo zu Haus — einen Nelkenstock gepflanzt hat. Und er wird gehegt und gepflegt von Ablösung zu Ablösung, und der Nelkenstock dankt mit duftenden Blüten. Aber die Blumen sind nicht beschränkt auf solch idyllische Winkel, man findet sie auch vorgeführt in der hohen Schule der Teppichgärtnerei. Bei einer weiter zurückliegenden Deckung, beim Bataillonsstab etwa, findet man richtige Gartenanlagen; Blumenparkette in Form des eisernen Kreuzes sind besonders beliebt, und vom Blumenbeet zur Erdbeerplantage ist nur ein Schritt. Und in einen Garten gehört natürlich auch eine Gartenlaube. Auch das gibt's — allerdings mit gewissen Vorsichtsmaßregeln. Sonst stellt man das Gartenhaus vielleicht gern auf einen Rosenhügel, wir hier müssen es sozusagen in den Garten „einlassen" und der „Blick ins Grüne" muß erst in der dem Feind abgewendeten Richtung herausgeschnitten werden.

Des weiteren ist von einem raschen Aufblühen von allerlei Kleinkunstgewerbe zu berichten, insbesondere blüht die Andenkenindustrie, die Fabrikation der „Stoâla" (Steinle). Der weiße Kreidestein reizt zur Bearbeitung. Zuerst sahen alle diese Kunstprodukte ganz verdächtig Grabsteinen en miniature gleich, als Schmuckform herrschte überall das Eiserne Kreuz vor, dann wurden aber auch aufgefundene Geschosse und französische Soustücke in Kreidesteine eingelassen und so Erinnerungsdenkmale hergestellt . . .

Das blühendste und technisch vollendetste Gewerbe ist aber die Ringfabrikation. Aus den zusammengesuchten französischen Kupfergeschossen werden Fingerringe geschmiedet. Das Verfahren ist gar nicht so einfach; es hat sich hierin eine ganz bestimmte Technik herausgebildet. Die Form der Ringe ist vielfältig, eiserne Kreuze oder Herzen werden eingeschnitten. Die blank polierten Ringe glänzen wie von Gold — nur schade, daß man grüne Finger davon bekommt."

Ein „Abend im Lager" wird anschaulich von einem ungenannten Mitarbeiter in der „Champagne-Kriegszeitung" geschildert. Er schreibt: „. . . . Die Kompagnie hat den ganzen Tag schwer gearbeitet. Jetzt hat sie einige Stunden Ruhe, bis bei Anbruch der Dunkelheit der Marsch in den Schützengraben angetreten wird. Mit leisem Murren hat mancher die Arbeit begleitet. Eine durchwachte Nacht im Graben, den Tag über auf den harten Bohlen der Unterstände, vom Anbruch der Nacht bis zum Tagesgrauen geschanzt, und nun auch die zwei der Ruhe dienenden Tage zum größten Teil mit Arbeit ausgefüllt. Dabei sind nur die wenigsten der Kompagnie an harte Handarbeit gewöhnt, und Schaufel und Hacke wollen sich nur schwer der Hand fügen, die bisher nur Feder und kleines Handwerkszeug gemeistert hat. Aber jeder kennt ja den Zweck und das Endziel der Arbeit. Gilt es doch, an Stelle der Erdhöhlen, in denen die Serenaden der

Ratten und Mäuse uns so manchmal den Schlaf geraubt haben, wohnliche Hütten, geräumige Heimstätten für Menschen zu schaffen, in denen wir noch manchen Monat, vielleicht gar den Winter zubringen sollen. Und tatsächlich zeigen uns schon die bereits fertigen Hütten den Lohn der Arbeit. Da braucht man sich nicht mehr durch den Eingang zu zwängen, mit staubigen Stiefeln auf dem Stroh der eigenen Lagerstätte und auf der des Nachbars herumzutrampeln, da verfehlt sogar der Witz sein Ziel, der den frühern Unterstand „Villa Bück' dich e' bißche" taufte. Und nun, wenn man gemütlich vor den Unterständen sitzt, eine Liebesgabenzigarre im Mund, im heiter angeregten Gespräch mit den Kameraden, da ist auch jeder Groll vergessen, und das wohlige Gefühl des Bewußtseins der getanen Arbeit bemächtigt sich unser. . . . Noch sitzen wir so gemütlich beisammen und plaudern, da erschallt von der Seite klarer Männergesang; erst ertönt die „Lorelei", dann aber ein Lied von der Heimat, eine sehnsüchtige, langgezogene Weise. . . . „Zur Heimat, zur Heimat." Das fröhliche Geplauder verstummt. Wir gedenken unserer Familien, unseres gemütlichen Heims, der freundlichen Dörfer und Fluren, die ein gütiges Geschick und die Tapferkeit unserer Kameraden vor dem traurigen Los der hiesigen Gegend bewahrt haben, und der Gedanke an all das Schöne daheim stärkt den Mut und führt uns wieder vor Augen, wofür wir kämpfen und die mannigfachen Entbehrungen ertragen. . . ."

Auf fröhliche Ruhetage folgen ernste Stunden höchster Anstrengung und blutigen Kampfes. Ueber die schwere Tages- und Nachtarbeit im vordersten Schützengraben berichtet ein Feldpostbrief der „Hamburger Nachrichten": „Langsam geht der Ruhetag zur Neige. Die Feldküche kommt. Es gibt Erbsen und Speck; wir lassen uns beides vortrefflich schmecken; ein paar Schluck Kaffee drauf; dann ein Pfeifchen. Die Feldpost wird verteilt; aber leider erlaubt es die Zeit nicht, sich an solch erfreulicher Kunde zu ergötzen, denn es geht wieder ran an den Feind, „nach oben" in unsere Stellung.

„Siebte Kompagnie fertig machen, Patronen und Schanzmaterial empfangen!" lautet der Befehl. Jeder erhält seine Last: Sandsäcke und Bohlen, Rundhölzer und Faschinen. Am gefürchtetsten sind Drahtverhaue, weil die spanischen Reiter so schrecklich schwer durch den engen Laufgraben zu schleppen sind. „Erster Zug, Marsch!" Lautlos, einer hinter dem anderen, setzt sich die ablösende Kompagnie in Bewegung.

Linker Hand an sanft geneigter Berglehne öffnet sich ein schmaler Erdspalt: es ist unser Laufgraben. Er ist mit großer Sorgfalt ausgebaut, durch Brücken mit Sandsackpackungen und durch Zickzackkurs gegen Artilleriefeuer gut geschützt. Aber auch der beste Laufgraben wird des Feldgrauen Plage, wenn er halb ersoffen ist. Am Nachmittag war ein schwerer Gewitterregen niedergegangen, nun sind die Talsenken des Grabens voll Wasser, es reicht bis über die Knie, und die Stiefel laufen voll. „Ist alles da?" lautet die Frage unseres Leutnants, der an der Spitze des Zuges marschiert. Von Mann zu Mann geht die Frage. Und: „Jawohl, alles da!" kommt die Antwort. Wir begegnen einem Arbeitskommando, das dabei ist, den Graben auszubessern und das Wasser zu entfernen. Das gibt ein fatales Drängeln in dem finsteren und engen Graben. Die schwüle Luft treibt den Schweiß aus allen Poren; manchem Kameraden fällt die Last schwer. Aber unverdrossen geht es weiter. Zuweilen zeigt der Grabenrand starke Spuren von Granateinschlägen, die sich mehren, je näher wir ans Ziel kommen.

Ein paar feindliche Minen schlagen mit furchtbarem Gedröhn in der Nähe ein; unsere Artillerie schickt dafür ein paar Eisengrüße über die Höhe. Unaufhörlich knattert das Gewehrfeuer, krachen die Minen, schnellen Leuchtraketen in die Höhe. Die französischen Leuchtkugeln sind leicht zu erkennen; sie sind mit einem weißseidenen Schirm versehen, der sich in der Luft selbsttätig entfaltet, so daß der Leuchtkörper längere Zeit schwebt. Unsere Leuchtraketen sind weniger theatralisch, dafür überschütten sie das Gefechtsfeld mit Tageshelle.

Wir sind in der Stellung. Ein Labyrinth von Gängen öffnet sich, in dem nur Eingeweihte Bescheid wissen. Möglichst geräuschlos geht es vorbei an den Posten, die in den sandsackumrahmten Schießscharten stehen und auf die Ablösung warten. „Na, wie war's heute? Viel Minen, was?" „Franzmann war wieder einmal ganz verrückt," meint der abgelöste Kamerad und macht sich möglichst schnell davon, denn ihm stehen noch die Genüsse der Gulaschkanone bevor.

Dann bricht die Nacht herein. Lichter spielen mit der Finsternis. Die Schatten der elend zerschossenen Baumstümpfe huschen gespensterhaft über den weißen Kreidegrund. Man muß scharf aufpassen und sich keiner Sinnestäuschung hingeben. Einige Kameraden haben bemerkt, daß Franzmann drüben arbeitet, das heißt: er schanzt oder versucht, seine arg mitgenommenen Drahtverhaue in Ordnung zu bringen. Dann bleibt es in der Regel beim Versuch, denn wir brennen ihm beim Hochgehen einer Leuchtrakete eins auf die Finger, daß er sich schleunigst in seinen Bau verfügt.

Ein kühler Morgen dämmert auf. Das junge Licht des Tages schleicht in die Gräben und Sappen, kriecht in die zahllosen Sprengtrichter und Granatlöcher, reißt den Nachtschleier von den wüst zerschossenen Baumstümpfen. Die chaotische Szenerie des Minenkrieges tut sich auf. Und tief in der Erde graben unsere wackeren Pioniere, treiben Stollen über Stollen vor, arbeiten mit Pulver und Dynamit. Es ist ein furchtbarer Kampf, der da unten geführt wird. Deutlich hört man, wie der Franzmann pickt und bohrt und mit fieberhafter Eile versucht, seine Stollen unter unsere Stellung zu treiben, um sie dann zu sprengen. Aber unsere Kameraden mit dem schwarzen Mützenband, die im Minenkrieg geradezu Unglaubliches vollbringen, minieren sich dem Franzmann entgegen, quetschen oder sprengen seine Stollen, so daß aus seinen unterirdischen Annäherungsversuchen nichts wird. Eben wird durchgesagt: Um 6 Uhr 20 Min. Sprengung. Jeder weiß, was er zu tun hat. Das Arbeitskommando legt Schaufel und Beilpicke beiseite und begibt sich mit Gewehr auf seinen Posten, die Handgranaten- und Minenwerfer ebenfalls. Wenn auch eine Sprengung für uns nichts mehr Aufregendes bietet, so vergehen doch ein paar spannungsvolle Minuten. Da scheint es für einen Augenblick, als ob der Boden unter unseren Füßen wegsackt, ein unterirdisches Rollen, dann braust und brodelt eine Feuersäule von gewaltiger Höhe und Breite auf; die Luft erzittert unter dem Druck der Gase, und Sprengstücke fliegen in weitem Umkreise.

Es ist, als ob sich plötzlich ein Vulkan aufgetan hätte. So schnell wie es gekommen, ist auch das Riesenfanal erloschen. Wir sehen auf den ersten Blick, daß die Sprengung recht wirksam war; eine weitere Strecke des französischen Grabens ist verschüttet. Ein gewaltiger Trichter hat sich aufgetan, dessen weißer Rand weithin leuchtet. Die Bestürzung der Franzosen mag groß gewesen sein; kaum hat sie sich aber gelegt, als sie auch schon sämtliche Register ihrer Kriegsmaschine spielen lassen. Handgranaten und wütendes Gewehrfeuer bilden das Vorspiel, dann legen sämtliche Minenwerfer los; schwere Artillerie bildet das Finale. Wir bleiben unsere entsprechende Antwort nicht schuldig. Unsere eisernen Grüße sitzen fest in den feindlichen Gräben. Trotz des Hagels von Blei und Sprengstücken gehen wir unverzüglich an den Ausbau des Geländes, das durch die Sprengung gewonnen wurde. Eine Sappe wird vorgetrieben. Spitzhacke und Schaufel arbeiten fieberhaft; Sandsäcke gehen von Hand zu Hand. Unser Kompagnieführer gibt entsprechende Anweisungen und faßt gelegentlich selbst kräftig zu. Schon gleichen wir Feldgrauen mehr Kalkbrennern; die Temperatur wächst fast zur Backofenhitze an. Aber, wenn auch die Kräfte beinahe versagen wollen: die Arbeit wird geschafft und der Trichter von uns besetzt.

Jetzt ist es erlaubt, sich abwechselnd etwas Ruhe zu gönnen. Auch Franzmann hat mit seiner Schießerei aufgehört. Dafür bringt er uns eine Morgenmusik; dumpfer

Trommelwirbel und helle Hörnersignale trägt der Wind zu uns herüber. Löst er seine Truppen ab, oder zieht er Verstärkungen heran? Uns kann's gleichgültig sein. Mehr Aufmerksamkeit wird der heftig einsetzenden Kanonade geschenkt, die Franzmann einem Abschnitt unserer Nachbardivision widmet. Das ist vielleicht die Artillerievorbereitung zu einem Angriff. Es heißt also, auf der Hut zu sein. Da kommt auch schon der Befehl unseres Zugführers, der sich in vorderster Stellung Eisernes Kreuz und Leutnantspatent geholt hat: „Alles gefechtsbereit!" Es hilft nichts. Auch die Allzumüden müssen raus aus dem Unterstande auf ihre Posten. Die dreimal einsetzende Kanonade greift indessen nicht auf unseren Abschnitt über. Träge fließen die Stunden dahin. Tausende von Augenpaaren richten sich auf den jenseitigen Grabenrand, der weiß und grau in der Sonne liegt. Es naht die Zeit, wo die französischen Minenwerfer mit ihrer Arbeit beginnen, der sie sich mit fanatischem Eifer hingeben. Auch hier bevorzugt Franzmann das Salvenschießen. Ein Dutzend dumpfer Abschüsse in dichter Folge, dann prasselt auf uns ein Minenhagel nieder, der mitunter jeder Beschreibung spottet. Scharfzackige Sprengstücke und spitze Nägel sausen in den Graben und auf die Deckungen. Dabei verursacht das Einschlagen der Minen einen Höllenlärm, namentlich der großen, die in der Sprache unserer Feldgrauen „Schusterböcke" heißen. Warum sie so genannt werden, weiß eigentlich niemand. Der lange Stiel am zylinderförmigen Geschoß und die beiden Steuerungsflügel machen das Teufelsding kaum schusterbockähnlich. Ein bis zwei Stunden dauert gewöhnlich eine Minenkanonade. Sie ist fast immer eine harte Nervenprobe; auch hinterläßt sie in den Gräben und Sappen recht sichtbare Spuren, die sofort ausgebessert werden müssen; der Spaten kommt daher nie zur Ruhe.

Die Abendschatten huschen über das zerwühlte Kampffeld. Der Sonnenball verschwindet allmählich in der Tiefe. Und wieder beginnt das Spiel der roten und grünen Lichter. Aufgepaßt! Drüben, wo die Sprengung vom Morgen so schaudervolle Spuren hinterließ, tauchen, wie aus dem Boden gestampft, die Umrisse dunkler Gestalten auf. Raus mit den Flinten, fort mit den Handgranaten. Das Gefecht beginnt. Das trommelt und donnert, zischt und pfeift, knattert und rattert; das blitzt und dampft. Immer wilder wird die Schlachtenmusik und geht bald in ein wildes Fortissimo über. Nur immer reingepfeffert, was das Zeug hält. Mit furchtbarem Geheul preschen die schweren 21 Zentimetergranaten über die Brustwehr, schlagen dicht hinter uns ein und überschütten uns mit einem Hagel von Eisen und Kreideklumpen. Das Getöse der aufschlagenden Minen wächst zum Orkan an. Minendampf und Pulvergase legen sich dick und schwer auf das Schußfeld und ballen sich zur undurchdringlichen Feuerwolke. Die Gewehrläufe sind heiß zum Zerspringen. Da geht das Kommando durch: „Langsamer feuern!" Allmählich geht die Höllenmusik der schweren Kaliber in das eintönige Gewehrgeknatter über.

Ein sanfter Nachtwind streift die Höhe, kühlt unsere heißen Köpfe und vertreibt die Feuerwolke. Unsere Kameraden vom Roten Kreuz sind an der Arbeit; sie werden zum Glück nicht allzuviel in Anspruch genommen. Die Franzleute haben sich blutige Köpfe geholt; es ist sehr still drüben geworden. Die haben für heute genug.

Wieder geht es durch die vielverschlungenen Pfade. Im Laufgraben stoßen wir auf einen Trupp Pioniere mit schweren Kisten auf den Schultern; es ist die Dynamitladung für eine Sprengung am nächsten Morgen. Ermüdet setzen sie die schwere Last zu Boden. Unsere derben Stiefel nehmen trampelnd das gefährliche Hindernis. Nur fort in unsere primitive Erdhütte, die uns aber wie ein Palast dünkt, wo uns auf spärlichem Stroh ein paar Stunden erquickenden Schlafes winken und die aufgeregten Nerven nach zweistündiger Anspannung sich erholen können.

Die Wacht in der Champagne ist schwer, aber fest und treu."



Phot. Oscar Tellgmann, Eschwege

Ruhestellung eines Reserve-Infanterie-Regiments 200 m hinter der Aisne-Front



Phot. A. Holznagel, Berlin

Bombensichere Sandsack-Bereitschaftslager in der Champagne

Phot. A. Grohs, Berlin

Blick auf die vom Feinde zerstörte Zuckerfabrik in Cerny a. d. Aisne



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Deutscher Schützengraben an der Aisnefront

Die Kämpfe bei Moulin-sous-Touvent vom 6. bis 10. Juni 1915

Als es sich mehr und mehr herausstellte, daß der beabsichtigte Durchbruch der deutschen Front nördlich von Arras trotz der unerhörten Blutopfer und trotz der Anwendung der gewaltigsten Kampfmittel mißlungen war, versuchte Generalissimus Joffre sein Ziel an jener Stelle zu erreichen, wo die Deutschen wenig über 80 Kilometer von Paris entfernt stehen. Bei dem kleinen Orte Moulin-sous-Touvent, 20 Kilometer nordwestlich von Soissons, kam es vom 6. bis 10. Juni zu erbitterten Kämpfen, die französischerseits so sorgfältig vorbereitet und mit solcher Energie eingeleitet wurden, daß man daraus auf die weitgehenden Absichten der französischen obersten Heeresleitung schließen kann.

Unter dem 13. Juni 1915 hat das französische Pressebureau eine Schilderung von der Eroberung der deutschen Schützengräben bei Touvent auf dem Plateau von Artois veröffentlicht, der wir folgendes entnehmen: „Unsere Artillerie zerstörte nach einer prächtigen Vorbereitung das Verteidigungssystem des Feindes, das in einem Zeitraum von sechs Monaten ausgebaut worden war und vom 17. badischen Regiment verteidigt wurde. Der Sturm wurde am 7. Juni auf einer Front von 1200 Metern aufgenommen. Am 8. Juni wurde der Gewinn nach Norden verbreitert; am 9. Juni wurden die Verbindungsgräben gesäubert; am 10. Juni haben wir im Sturm eine neue Linie von 500 Metern genommen. Am gleichen Tage wurde der beschlossene Sturm von Bretonen und Alpenjägern ins Werk gesetzt. Trotz des heftigen Feuers des Feindes war der Ansturm der Franzosen unwiderstehlich. Sie überschritten in zehn Minuten zwei Schützengrabenlinien und erreichten den für ihre Verschanzung vorgesehenen Punkt. Die eroberten Stellungen wurden unter einem Granatenhagel hergerichtet, der von den französischen Soldaten mit Scherzworten aufgenommen wurde. Das Gefecht kostete dem Feind sieben Kompagnien, ungerechnet die Verluste bei den spätern Gegenangriffen, die sämtlich abgewiesen wurden. Wir machten 580 Gefangene, darunter zehn Offiziere."

„Bereits am 5. Juni 1915 nachmittags begann der Franzose zu trommeln," berichtet der Dichter Kellermann nach den Erzählungen eines deutschen Oberleutnants im „Berliner Tageblatt", „und er trommelte volle drei Stunden lang. Am 6. Juni, am Sonntag, trommelte er weiter von sieben Uhr bis zehn, ein halb elf. Die Drahtverhaue müssen eingetrommelt sein, die vordersten Gräben, denn anders ist ein Sturm unmöglich, will man nicht, daß ein ganzes Regiment in den Drähten hängen bleibt. Dazu hielt er alle Zugänge und Verbindungswege unter Feuer, damit niemand vor und zurück konnte. So ist es jedesmal, die Taktik steht fest. Und dann kamen die Schwarzen angefegt! Das Plateau ist eben, Gras und Halme, so kamen sie heran, die schwarzen Kugelfänger der Franzosen, die den ersten Regen von Geschossen mit ihren dicken Mäulern schlucken sollen. In einer Breite von 1200 Metern, in mehreren Kolonnen, kamen sie näher. Erst die Granaten, dann die Schwarzen, es ist immer das gleiche Rezept. Der Franzose weiß wohl einen Unterschied zwischen Schwarz und Weiß zu machen! O, ganz gewiß. Afrika brütet. Die dunkelhäutigen Mütter sind Tiere, die Junge werfen, und die dunkelhäutigen Mütter haben keine Augen, um Tränen zu vergießen. Nein! Dein schönes, edles Antlitz, Frankreich, auf das du so stolz bist, und das du so gern bewundern läßt, es ist geschändet. In deinen Salons und Parlamenten, in denen soviel gesprochen wird von Menschenwürde, Menschlichkeit und Gleichheit und ähnlichen Dingen, wird für ewig ein Gestank sein, der Gestank von hunderttausend schwarzen, faulenden Kadavern, die du in diesem Kriege zynisch geschlachtet hast. Nie, nie wirst du diesen Gestank mit deinen Parfümen ersticken können, niemals, du weißt es wohl . . . Afrika wird dir nie vergeben, denke an mich! Es wird dir ja nicht gelingen, alle Schwarzen abzuschlachten, und einige werden wohl oder übel zurückkehren in ihre Dörfer. Sie sprechen deine

Sprache nicht, aber dort können sie sich verständlich machen, und man wird sie verstehen. Man wird dir die Rechnung vorlegen, und du wirst erbleichen, denke an mich! Sie werden deine Bataillone niedermetzeln und ihre Köpfe auf Spieße stecken. Dann wirst du schreien, sie sind Tiere, und das unwissende, belogene und verlogene Europa wird dir glauben, daß sie Tiere sind, und vor Empörung beben.

Kurz und gut, die Schwarzen müssen vor! Ein gerader, nicht mißzuverstehender Blick ins Auge, ein Griff an den Revolver — du verstehst mich wohl! — Maschinengewehre im Rücken, der Schwarze versteht. Er schnellt vor, wie ein Tier, das um sein Leben läuft, Maschinengewehre voraus, Maschinengewehre im Rücken, der Todesschweiß glänzt auf den dunkelhäutigen Gesichtern.

So kamen sie heran bei Moulin-sous-Touvent in den heißen Stunden der Schlacht. Sie fielen wie Hammel, in die der Blitz schlägt. Dann erst fluteten die Wellen der französischen Infanterie heran. Die Uebermacht war so groß, daß es Wahnsinn gewesen wäre, sie in zerschossenen Gräben und Granattrichtern zu erwarten. Man ging zurück. Aber die flankierenden Gräben standen wie Festungen und gaben Flankenfeuer. Verlängerungen wurden vorgetrieben, um die Flankenstellungen auszudehnen. Die Schlacht war im Gange. Reserven kamen blitzschnell heran, vorwärts, Sturm! Um 6 Uhr abends war der Feind wieder zurückgeworfen. Was er noch hielt, waren zwei zusammengetrommelte Gräben von etwa 100 Meter Tiefe. Die ganze Nacht hagelten die Granaten bis 8 Uhr morgens. Die Kämpfe wogen hin und her. Die Gewehre peitschen, die Maschinengewehre hämmern, Minen, Handgranaten. Unsere Grauen hocken in rasch aufgeworfenen Gräben, Sandsäcke vor, es ist heiß, staubig und stickig. Sappen, Gräben, man beißt sich langsam durch die Erde näher. So geht es fort, ohne Pause, bis zum 16. Juni. Es ist immer das gleiche. Das heißt, es ist immer gleich furchtbar, gleich blutig, es erfordert immer den gleichen Mut, die gleiche Ausdauer, die gleiche Anstrengung!"

Ueber den weiteren Verlauf der Kämpfe schreibt Max Osborn in der „Vossischen Zeitung": „Am 14. Juni machten plötzlich die Unseren einen Gegenstoß, entrissen dem Gegner abermals ein Stück des an sich schon winzigen Gewinnrestes vom 6. Juni — und dabei blieb es. Blieb es auch trotz gewaltiger Anstrengungen der Franzosen am übernächsten Tage. Denn noch einmal trieben sie ihre schwarzen Hilfstruppen vor. Noch einmal machten sie krampfhafte Bemühungen, an dieser Winkelecke die Deutschen aus der unbehaglichen Nähe der Hauptstadt zurückzudrängen und dadurch womöglich ihre ganze Front nach und nach ins Wanken zu bringen. Wieder alles umsonst!

Aber es war ein schweres Ringen. Der Führer einer Kompagnie, die sich dabei heldenhaft auszeichnete, erzählte mir davon: „Drei Angriffe machten sie an diesem einen Tage, dem 16. Juni. Abermals mit der gewohnten Trommelfeuereinleitung, die am Abend vorher schon mit mörderischem Spektakel begann und am 16. Juni selbst sich wieder über den ganzen Morgen ausdehnte. Dann ging's los. Zuerst, noch am Vormittag, kam ein Sturm — nach dem oben gekennzeichneten Plan — gegen den nördlich an den früheren Angriffsstreifen ansetzenden Teil unserer Stellungen. Da hätten Sie unsere Leute sehen sollen! Der Stoß mißlang unter furchtbaren Verlusten für den Feind. Er konnte ihn nicht wieder aufnehmen. Aber man darf die zähe Tapferkeit der Franzosen wahrhaftig nicht unterschätzen," fuhr mein Erzähler fort. „Schon am Mittag versuchten sie es an einer anderen Stelle, nun wieder im Zentrum. Umsonst. Und um 3 Uhr nachmittags noch einmal in dicken Kolonnen, jetzt an der anschließenden Stellung im Süden. Abermals vergeblich. Von besonderer Wirkung war an diesem Tage, daß unsere Artillerie mit großer Exaktheit die nachdrängenden feindlichen Reserven durch Sperrfeuer vollständig eindeckte. Einer von den wenigen, die dabei nicht davonliefen oder getötet wurden,

sondern heil in den Kampf nach vorn kamen, ward später gefangen genommen und gab Bericht von der tollen Wirkung dieses Feuers auf der anderen Seite. Der Kommandant seines Bataillons habe selbst, von Entsetzen gepackt, gerufen: ‚Sauve qui peut!'"

Am 17. und 18. Juni ward es dann ein wenig stiller. Aber ganz gibt der Feind das Rennen doch noch nicht auf. Er bohrt immer aufs neue, wenn er gleich täglich an dieser Stelle wie an so vielen einsehen muß, daß mit den Deutschen nichts zu machen ist. Was ist dabei sein Resultat? Ein völlig unbeträchtlicher lokaler Vorsprung von minimaler Tiefe, der noch dazu so eingeklemmt zwischen unseren Stellungen sitzt, daß man den Franzosen das Vergnügen dieses geringen Besitzes ohne Neid gönnt, und den sie darum auf die Dauer gar nicht halten können. Lohnt das die furchtbaren Verluste?

Unsere Truppen haben an dieser exponierten Stelle gegen die Uebermacht wieder Unglaubliches geleistet. Vom 6. bis zum 16. Juni 1915 mit geringen Unterbrechungen in erbarmungslosem Kampf einem zur letzten Anstrengung, zu den letzten Opfern bereiten Feinde gegenüber. Zum Teil, während das Gefecht hin und her wogte, in der Zwangslage, sich im Feuer neu einzugraben und zu befestigen, um im geeigneten Augenblick wiederum vorzustürmen . . .

Dies ist klar: nur mit solchen Mannschaften und Offizieren läßt sich die Riesenaufgabe lösen, die auf den Schultern unseres Westheeres ruht. Was sie in diesem Ertragen wuchtigster Angriffe einer Ueberzahl, hageldichter Granatengüsse, wüster Nahkämpfe mit messerstechenden schwarzen Halbtieren für Deutschland leisten, kann nie oft und laut genug gepriesen werden."

Die Beschießung von Reims

Die Stadt Reims ist auch in der Zeit von Mai bis August 1915 wie früher (vgl. V, S. 22) mit Erfolg beschossen worden, besonders heftig am 16. Juni, (vgl. S. 154) am 27. Juni sowie am 22. und am 27. Juli 1915 und den darauf folgenden Tagen. Nach dem „Nouvelliste" erzählten aus Reims eingetroffene Flüchtlinge, daß die Beschießung am 22. Juli mit größter Heftigkeit den ganzen Nachmittag über angehalten habe und an den beiden darauffolgenden Tagen etwas weniger kräftig fortgesetzt worden sei. Im ganzen seien etwa 1000 Schuß gegen die Stadt abgegeben worden. An vielen Stellen der Stadt seien Brände ausgebrochen, die aber dank der Aufopferung der Feuerwehr gelöscht werden konnten. Besonders groß sei die Zahl der Brände in der Nacht vom 22. auf 23. Juli gewesen. Allein in sieben Stunden seien über 200 Granaten großen Kalibers auf die Stadt gefallen. Auch die Zahl der Toten und Verwundeten in der Zivilbevölkerung sei groß gewesen.

Am 27. Juli 1915 setzte die Beschießung wieder mit großer Kraft ein. Die Stadt erhielt in weniger als vier Stunden 600 Granaten. Das Bombardement wurde am 28. und 29. Juli jedoch weniger stark fortgesetzt. In der Nacht vom 29. auf 30. Juli erhielt die Stadt abermals einen reichen Granathagel; wiederum sollen gegen 200 Brandbomben eingeschlagen sein. Auch diesmal forderte die Beschießung unter der Zivilbevölkerung viele Opfer.

Von den Zuständen in der Stadt gibt ein Reimser im „Petit Journal" eine anschauliche Schilderung, in der es heißt: „Reims entvölkert sich zusehends. Wer nicht rechtzeitig das Weite sucht, muß früher oder später ein Opfer der deutschen Granaten werden. Bei den letzten Beschießungen wurden jedesmal vier bis fünf Personen getötet und viele verletzt. So geht Reims dem sicheren Tode entgegen. Jeden Tag wird aufs neue ein Haus geschlossen, jeden Tag aufs neue eine Straße verödet und verwüstet. Die Granaten reißen Mauern ein und fegen Häuser vom Erdboden hinweg. Wenn die Beschießung auf einige Stunden verstummt, dann eilt alles herbei, um die Straßen

von dem Schutt zu säubern. Da, wo die Brandbomben alles dem Erdboden gleichgemacht haben, sprießt zwischen den Pflastersteinen friedlich Gras empor, das neben der unheimlichen Stille, die in fast allen Straßen herrscht und die einem fast das Herz zusammenschnürt, das wichtigste Zeichen von der Verlassenheit und der Oede der Stadt ist.

Mit dem Anblick der Stadt stimmt der Seelenzustand der Einwohner überein. Man weint nicht und lacht nicht in Reims. Man ist einfach ernst, im Hinblick auf die Gefahr, der man täglich ausgesetzt ist, und in dem Bewußtsein, daß man alle Willenskraft anstrengen muß, um einer nervösen Spannung, die nun schon zehn Monate anhält, zu widerstehen, und mit dem sicheren Gefühl, daß man morgen und alle folgenden Tage wieder beschossen werden wird. In einer solchen Stimmung kann man weder den Tränen noch dem Lachen Raum geben. Seit Reims sich in der Feuerlinie befindet und ihr so nahe ist, daß man das Geschrei der anstürmenden Truppen vernehmen kann, ist es von dem übrigen Frankreich abgeschnitten. Briefe und Zeitungen bleiben in Châlons liegen und kommen mit großer Verspätung an. Man muß sein Gedächtnis ordentlich auffrischen, um sich zu erinnern, daß Reims einst ein Telegraphen- und Telephonamt und einen Bahnhof hatte. Die Wirkung der Beschießung, seit die Deutschen die Stadt fächerartig unter Feuer nehmen, ist furchtbar. Da aber die Bevölkerung jetzt bedeutend weniger dicht ist, ist auch die Zahl der Opfer im Verhältnis zu den früheren Beschießungen geringer. Jene, die noch in der Stadt weilen, hegen Tag und Nacht nur den einen Gedanken: Jetzt endlich Reims zu verlassen. Seit Monaten nimmt die Zahl der Geburten ab, während die Todesfälle zunehmen, so daß im Juni 1915 im Standesamtsregister neun Geburten und 85 Todesfälle verzeichnet wurden. Während früher die deutschen Batterien zwischen den einzelnen Beschießungen größere Ruhepausen eintreten ließen und die Beschießungen zu ganz bestimmten Stunden stattfanden, sausen jetzt Tag und Nacht fast unaufhörlich Granaten in die Stadt."

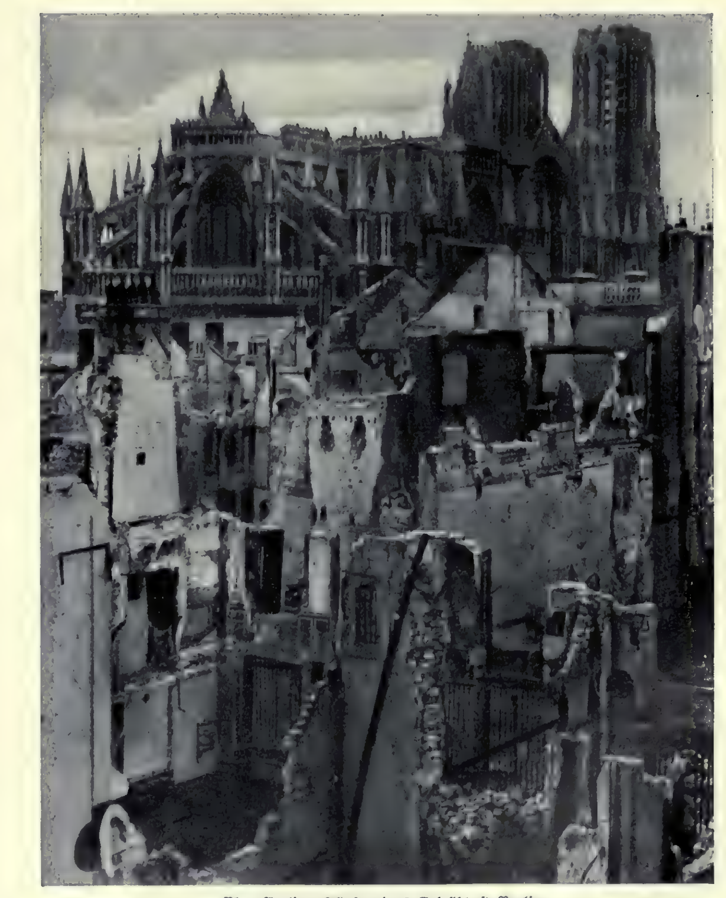
So war es wohl erklärlich, daß die französische Regierung nach einem Pariser Bericht der „Tribune de Genève" unter dem Eindruck der fortdauernden Beschießung von Reims den Befehl zur völligen Räumung der Stadt erließ.

Die Wahrheit über die Beschießung der Kathedrale von Reims

Ohne sich um die bestimmten und unzweideutigen Erklärungen der deutschen Regierung über die Notwendigkeit einer Beschießung der Kathedrale von Reims zu kümmern, fährt die französische Welt fort, jene sinnlosen und unberechtigten Anklagen gegen Deutschland zu wiederholen, die nach der Beschießung der Stadt am 20. September 1914 der französische Minister des Auswärtigen erhoben hatte (vgl. II, S. 115). Der Ton und die Glaubwürdigkeit dieser Mitteilung richtete sich schon durch den Satz: „Zur jetzigen Stunde ist die berühmte Kirche nur noch ein Trümmerhaufen", eine Behauptung, die der Bericht der von dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts ausgesandten Sonderkommission unter dem Vorsitz des Unterstaatssekretärs der schönen Künste, M. Dalimier, schon nach wenigen Tagen dementieren mußte. Der Schmerz der französischen Kunstfreunde über die Beschädigungen eines der erlesensten Denkmäler ihres Landes und auch die leidenschaftlichen Auslassungen von Einzelnen und Korporationen unter dem unmittelbaren Eindruck des Verlustes, ehe der Tatbestand zu übersehen war, sind erklärlich. Nicht entschuldbar aber ist es, diese Anklagen heute noch fortzusetzen, angesichts vor allem der ausgedehnten Zerstörungen, die umgekehrt französische und englische Granaten an den französischen und belgischen Kunstdenkmälern der Westfront, entsprechend der gleichen militärischen Notwendigkeit, haben hervorrufen müssen. Nach einer Reihe von namenlosen Sonderveröffentlichungen, die keine Erwiderung verdienen, erschien

Phot. Phototek, Berlin

Die Kathedrale von Reims zum Schutz gegen die Beschießung mit Sandsäcken verkleidet



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Aus dem zerstörten Reims mit dem Blick nach der Kathedrale



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Eine Pferdeoperation an der Westfront.
Das Pferd befindet sich in Rückenlage zu einer Kehlkopfoperation



Phot. A. Grohs, Berlin

Kücheneinrichtung in einem deutschen Schützengraben

Mitte des Jahres 1915 eine neue Anklageschrift unter dem Titel „Les Allemands Déstructeurs de Cathédrales et de Trésors du Passé", unterzeichnet von einer Reihe der angesehensten Persönlichkeiten aus dem Lager des geistigen und künstlerischen Frankreich. Unter den Gelehrten und Literaten finden sich die Namen André Antoine, Maurice Barrès, Emile Boutroux, Paul Claudel, Georges Clémenceau, Camille Flammarion, Anatole France, Paul Hervieu, Pierre Loti, Edmond Rostand, an der Spitze der Künstler stehen Albert Bartholomé, Albert Besnard, Antonin Mercié, Claude Monet, Auguste Rodin, Claude Debussy, Camille Saint-Saëns.

Wenn Männer von einem solchen Rang sich einer solchen Erklärung anschließen, so hätte man erwarten dürfen, daß sie die Klagepunkte sorgfältig prüfen und wägen und wenigstens den Versuch machen, die militärische Situation zu verstehen. Die Broschüre übersieht aber sogar geflissentlich die Auslassungen in der eigenen, der verbündeten und der neutralen Presse, die ganz ausdrücklich der französischen Auffassung widersprechen und die hier gebrachten Behauptungen widerlegen.

Auf die Erklärungen der deutschen Obersten Heeresleitung vom 23. September 1914 (vgl. II, S. 115), daß die Beschießung der Kathedrale veranlaßt und bedingt gewesen sei durch den Mißbrauch des einen Turms zu einem Beobachtungsposten, hat am selben Tage der französische Generalstab geantwortet, „daß der militärische Kommandant von Reims niemals einen Beobachtungsposten auf der Kathedrale aufgestellt habe".

Dem widersprechen, nach einer vom preußischen Kriegsministerium herausgegebenen kleinen Schrift „Die Beschießung der Kathedrale von Reims" (Verlag von Georg Reimer, Berlin), die übereinstimmenden Beobachtungen von deutscher Seite, die durch die nochmaligen eidlichen Vernehmungen der betreffenden militärischen Autoritäten erhärtet sind. Am 19. September 1914 ist zwischen 10 und 11 Uhr morgens auf dem Nordturm der Kathedrale von dem Beobachtungsstand des betreffenden Fußartillerieregiments durch den Batteriechef ein Winkerposten festgestellt worden, der mit zwei Winkerflaggen Signale gab. Fliegeroffiziere brachten dieselbe Meldung. Dieselbe Beobachtung wird unabhängig davon von dem zuständigen Divisionskommandeur gemacht. Das Generalkommando entscheidet, daß, wenn einwandfrei die Benutzung des Turmes festgestellt ist, der Posten unter Feuer zu nehmen sei. Es wird noch ein Generalstabsoffizier der betreffenden Division auf den Beobachtungsstand entsandt, der wiederum den Posten auf dem Nordturm feststellt. Erst dann wird schweren Herzens der Befehl gegeben, den Posten durch Artilleriefeuer zu vertreiben.

Schon vor dem 19. September 1914 ist von verschiedenen Seiten die Benutzung des Turmes für einen Beobachtungsposten festgestellt worden. Die „Frankfurter Zeitung" hat damals den Brief eines vor Reims kommandierenden Generals vom 15. September 1914 publiziert, der diese Klage und die wachsende Besorgnis aussprach; eine große Wiener Zeitung hat unabhängig Aehnliches berichtet. Vor allem aber haben die französischen Zeitungen und Zeitschriften dies selbst bestätigt. Die „Illustration" vom 26. September 1914 berichtet, daß am 13. September ein elektrischer Scheinwerfer auf dem Nordturm der Kathedrale aufgestellt gewesen sei. In der Nummer der gleichen Zeitschrift vom 10. Oktober 1914 hat dies der Abbé Thinot, maître de chapelle an der Kathedrale, der während der ganzen Beschießung in Reims anwesend war, ausdrücklich in einem von ihm unterzeichneten Artikel bestätigt. Dieser Scheinwerfer ist zum mindesten die ganze Nacht des 13. September in Tätigkeit gewesen. Auch nach dem Bericht eines Herrn Frank Hedges Butler von der Firma Hedges and Butler Ltd. in London, Regentstraße, in der englischen Fachzeitschrift „The Wine and Spirit Trade Record" vom 8. November 1914 haben sich Mitte September 1914 auf der Turmspitze, von wo aus er den Gang des Gefechts beobachtet hat, neben der Roten-Kreuz-Flagge Telephon, eine elektrische

Lichtanlage und Soldatenbetten befunden. Es ist bezeichnend, daß die ganze französische Protest-Literatur diese Tatsachen geflissentlich verschweigt.

Wie durch das Zeugnis der Krankenschwester Alwine Ehlert in Berlin, des Stabsarztes Dr. Pflugmacher in Potsdam und des Vikars Johannes Prüllage in Stadtlohn i. W. festgestellt ist, wurden am 17. September 1914 aus der zu einem Lazarett eingerichteten Mummschen Sektkellerei und anderen Lazaretten zahlreiche und, wohl verstanden, nur deutsche Verwundete in die Kathedrale zusammengetragen. Der hiermit verfolgte Zweck ist unverkennbar: Durch die Einlagerung von Verwundeten gewann man die Berechtigung, die Fahne mit dem Roten Kreuz auf der Kathedrale zu hissen, und unter dem Schutze dieses von allen Nationen bisher heilig gehaltenen Abzeichens sollte dann der Beobachtungsposten das verderbenbringende Feuer der französischen Artillerie leiten. Es war ein teuflischer Plan. Als der Aufenthalt in der raucherfüllten Kathedrale unerträglich wurde, gelang es einem Teil der Eingeschlossenen, sich auf den Hof der Kathedrale zu retten und in den dort befindlichen Gebäuden Schutz zu finden. Als aber auch diese Gebäude durch das Feuer gefährdet wurden, versuchten die dort Untergekommenen, sich ins Freie zu retten. Der Platz vor der Kathedrale war leer, doch waren die einmündenden Straßen dicht von Menschen besetzt, die durch Postenketten zurückgehalten wurden. Beim Anblick der mit erhobenen Händen auf den Platz heraustretenden Verwundeten erhob die Volksmenge ein wütendes Gebrüll, durchbrach die Postenlinie und veranlaßte die Mannschaften, auf die Deutschen zu schießen. Die von den Posten abgegebenen Schüsse trieben die Unglücklichen wieder in den Hof zurück. Der Hof wurde dann durch Posten umstellt, so daß es nun kein Entrinnen mehr aus ihm gab. In den vom Feuer noch nicht ergriffenen Gebäuden des Hofes suchten die Eingeschlossenen in den Ecken, unter Tischen und hinter Möbelstücken vergeblich Schutz vor dem Rauch und vor den Angriffen der drohenden Volksmenge und des Militärs. Sie wurden in ihrer kläglichen Lage ohne Erbarmen von französischen Soldaten feige ermordet. Nur ein geringer Teil von ihnen blieb unversehrt und wurde später unter den wütendsten Beschimpfungen und unter den Tätlichkeiten der wütenden Volksmenge und der Begleitmannschaft abgeführt (vgl. auch Barzinis Schilderung dieser empörenden Vorkommnisse in Band II, S. 116).

Eine Erklärung des Generalvikariats des Erzbischofs von Reims schließt sich der voreiligen Erklärung des französischen großen Generalstabs an und besagt daneben, daß „in keinem Augenblick Batterien auf dem Parvis (dem Platz vor der Hauptfront der Kathedrale) aufgestellt gewesen seien, noch weniger, daß ein Lagern oder die Aufstellung von Truppen in der Umgebung der Kathedrale stattgefunden hätte". Daß Batterien auf der kleinen Place du Parvis in Feuertätigkeit gestanden hätten, ist von deutscher Seite nie behauptet worden. Die Anwesenheit von Kolonnen, von einem Wagen- und Munitionspark, ist aber durch die Beobachtungen unserer Flieger zu wiederholten Malen auf den Hauptplätzen und Straßen in der Nähe der Kathedrale festgestellt worden. Die Aufstellung einer großen Artilleriegruppe in unmittelbarer Nähe der Kathedrale in östlicher Richtung ist auch deutlich und einwandfrei sowohl durch den Feuerschein wie durch die Rauchentwicklung festgestellt worden. Die Aufstellung war, wie der Bericht unserer obersten Heeresleitung (vgl. II, S. 115) damals schon feststellte, so angeordnet, daß bei jedem zu hoch gehenden Geschoß notwendig die Kathedrale getroffen werden und daß diese so als Kugelfang dienen mußte.

Dann aber wird die Behauptung jener Erklärung des Generalvikariats wiederum widerlegt durch französische und englische Zeitungen selbst. Der Pariser Korrespondent der „Times" — sicher ein unverdächtiger Zeuge — berichtet am 22. September 1914: „Das Bombardement der Kathedrale war offenbar hervorgerufen, auf alle Fälle theoretisch,

durch die Tatsache, daß die Franzosen ihre Artillerie in der inneren Stadt aufgestellt hatten und daß sie den feindlichen Kanonen mit großer Kraft antworteten". Der Korrespondent sah beim Verlassen der Kathedrale „at the head of the main street", am Kopfe der Hauptstraße, einen französischen Artilleriepark mit einer starken Schutztruppe von Infanterie dahinter. Die Soldaten, die in den Straßen biwakierten, hielten die deutschen Bomben für etwas Selbstverständliches. Eine deutlichere Widerlegung jener Reimser Behauptungen ist kaum möglich.

Es braucht kaum noch einmal in Erinnerung gebracht zu werden, daß die beklagenswerten Verluste an den Skulpturen der Hauptfassade nicht unmittelbar durch die Beschießung, sondern durch den Brand des großen hölzernen Gerüstes herbeigeführt worden sind, das den Nordwestturm bis zu zwei Drittel seiner Höhe bekleidete. Dieses Gerüst hat am 19. September 1914 Feuer gefangen und ist in sich zusammengestürzt. Der mächtige Haufen von brennenden Balken hat fünf Stunden vor der Front gebrannt, ohne daß das geringste getan wurde, diesen gefährlichen Feuerherd zu zerstören. Es wäre für die Feuerwehr, für die Pioniere oder für irgend eine französische Truppe ein leichtes gewesen, die brennenden Balken auseinanderzureißen. So hat diese dauernd einwirkende große Hitze die Figuren des linken Seitenportals völlig ausgeglüht und auch den plastischen Schmuck der Innenfront auf dieser Seite schwer beschädigt. Niemand hat daran gedacht, dieses Portal unter die Einwirkung der Feuerspritzen zu setzen, wodurch die größte Zerstörung der Skulpturen unzweifelhaft hätte vermieden werden können.

Der „Cri de Paris" hat nach schweizerischen Zeitungsmeldungen deshalb auch die städtischen Behörden von Reims wegen ihrer Unterlassungssünden mit Recht auf das heftigste angegriffen. Die städtischen Behörden hatten es vor allem unterlassen, die Portale durch Umbauten und Sandsäcke zu schützen. Das ist dann erst nachträglich, im April 1915, aber zu spät, durch die Franzosen geschehen. Daß das Dach der Kathedrale bei der Beschießung der Stadt Feuer fing, und daß dieses Feuer auch jenes Restaurationsgerüst ergriff, ist ein beklagenswertes und nicht gewolltes Unglück, daß aber dieser Brand so große Dimensionen annehmen konnte und so wesentliche Zerstörungen des bildhauerischen Schmucks im Gefolge hatte, ist vor allem aus der Sorglosigkeit und der mangelnden Aufsicht und Fürsorge der französischen Behörden zu erklären.

Episoden

Hurra Oesterreich-Ungarn!

Ueber die Aufnahme der italienischen Kriegserklärung in den deutschen Schützengräben in Frankreich erhielten die „Leipziger Neuesten Nachrichten" einen interessanten Bericht, in dem es heißt: „Es war am ersten Pfingsttag 1915 abends, etwa gegen 8 Uhr. Die Sonne neigte sich dem wolkenlosen Horizont zu und verbreitete noch einmal über dem Kampffeld ihre goldenen Strahlen. Da beginnt plötzlich im feindlichen Schützengraben ein Geschreie und Gejohle. Was mag das bedeuten?, fragt ein Kamerad den andern. Dazwischen knattern die Gewehre, und Granaten jagen heulend durch die Abendlandschaft. Dann ertönen minutenlange Trompetensignale und Trommelwirbel, und da hört man vom Schützengraben der Franzmänner aus dem Stimmengewirr einzelne Rufe: „Vive l'Italie! Allemagne kaput!" „Aha!" meint ein Kamerad, der ständig Zeitung liest und deshalb immer gut unterrichtet ist, „da hat Italien sicherlich den Krieg erklärt". Aber keiner will es für möglich halten. Da plötzlich erscheint im Graben eine Ordonnanz. Der Kamerad gibt eine Mitteilung des kommandierenden Generals bekannt: „Italien hat Oesterreich-Ungarn den Krieg erklärt. Punkt 1/2 12 Uhr nachts soll die Besatzung des Schützengrabens im Armeebereich heraustreten und auf unsern Bundesgenossen ein dreifaches Hurra ausbringen!"

Also ist es doch wahr. Im Schützengraben bilden sich Gruppen. An Schlaf ist vorläufig nicht zu denken. Jeder will dabei sein, wenn aus Hunderten von Kehlen den Franzmännern da drüben das donnernde Hurra entgegendröhnt.

Inzwischen ist es im feindlichen Graben still geworden. Nur ganz vereinzelt knattert noch ein Gewehr oder heult eine Granate. Da, eben ist es ½12 Uhr, hört man von weitem bereits das kräftige „Hurra Oesterreich-Ungarn!", und wie eine Welle pflanzt es sich die ganze Front entlang fort. Durchdringend wirkt diese kurze markige Kundgebung deutscher Feldgrauer. Dann stimmt ein einzelner „Deutschland, Deutschland über alles" an. Sofort stimmt alles in den einzelnen Grabenabschnitten ein, bis das Lied weithin in der Ferne verhallt. Die Franzosen mochten glauben, die deutschen Linien treten zum Sturm an, und begannen deshalb ein mörderisches Feuer. Infanterie und Artillerie suchten sich im Abfeuern von Salven zu überbieten. Platzende Schrapnells und Leuchtraketen erhellten die Nachtlandschaft ...

Im deutschen Graben aber ist nach der Kundgebung für unsern Bundesgenossen wieder Ruhe eingetreten. Es herrschte nur eine Meinung, besser ein ehrlicher Feind, als ein falscher Freund. Viel Feind', viel Ehr'!"

Ein Ehrentag des Res.-Inf.-Regts. Nr. 29.

Die Champagne Kriegs-Zeitung, das Blatt des VIII. Reservekorps, der Armeegruppe Fleck, schreibt: „Das haben sich die Herren Franzmänner doch wohl nicht träumen lassen, daß wir sobald von ihrer freundlichen Aufforderung Gebrauch machen würden. Sie hatten nämlich einige Wochen vorher uns und unsern Nachbarn zur rechten Seite, den 65ern, zugewinkt und zugerufen, wir möchten doch unser miserables Kartoffelmehlbrot liegen lassen und bei ihnen drüben dafür schönes französisches Weißbrot empfangen. Wir könnten ja dann auch gleich bei ihnen bleiben, sie würden uns gern da behalten. Mit uns wäre es doch bald aus!

Wir haben uns diese Einladung lange und gründlich, wie nun einmal die Deutschen sind, überlegt und uns endlich dazu entschlossen, ihr Folge zu leisten. Am Abend des 9. Juni 1915 — unsere Artillerie, Pioniere und Minenwerfer hatten vorher erst einmal drüben gründlich „angeklopft" — erschien plötzlich, ohne erst auf das „Willkommen" zu warten, unsere Sturmkolonne und war im Nu nicht allein erst im „Empfangsraum" der Franzosen, sondern stieß durch bis zu deren Reserveständen. Wir hatten also mit einem Schlage die ganze nördliche Hälfte der „Traube" in der Hand, von der wir nach dem Gefechtsplan nur die vordersten „Beeren abpflücken" wollten. Der Angriffsgeist unserer Truppen hatte sich abermals ein neues, schönes Denkmal gesetzt. Darauf waren unsere Gegner allerdings nicht gefaßt. Wir hatten sie — wieder einmal in recht unhöflicher Weise — ausgerechnet beim Abendessen überrascht. So mußten sie denn ihre wohlgefüllten Reisschüsseln im Stiche lassen, und auch die angefangene Verteilung der Abendpost konnten sie nicht mehr recht zu Ende führen. Ihre nach hinten führenden Verbindungsgräben waren im Augenblick von Flüchtlingen verstopft, und so blieb den meisten nichts anderes übrig, als übers freie Feld mitten durch unser Artillerie- und Maschinengewehrfeuer Reißaus zu nehmen. Die noch besetzten Gräben wurden durch unsere Handgranaten rasch ausgeräuchert, ernsthaften Widerstand leisteten nur wenige, die andern gaben sich gern gefangen. Einer von diesen küßte sogar seinem deutschen Kameraden dafür dankbar die Hand. Einer unserer Offiziere rief einem solchen Gefangenentrupp zu: „malheur" „Oh non, bonheur, grand bonheur" (großes Glück!) war die Antwort. Schnell wurde die genommene vorderste Linie durch Posten gesichert, so daß dahinter das Einebnen der feindlichen Gräben und die Befestigung unserer neuen Stellung ungestört erfolgen konnte.

Beim Morgengrauen war das Werk vollendet, die Sturmtruppe rückte frohgemut zur Ruhe ab. Unsere Verluste waren nur gering und die große Mehrzahl der Verwundungen leicht. Wie immer im offenen Kampf hatten die Franzosen blind darauf los geschossen. Die Beute war überraschend groß: sechs Minenwerfer, ein Maschinengewehr und 16 Gefangene. Die waren noch immer ganz verdutzt, daß man ihre scherzhafte Einladung so ernst hatte auffassen können. Aber ihr Weizenbrot, auf das sie damals so stolz gewesen waren, haben wir ihnen dankend zurückgegeben: solch strohtrockenes, geschmackloses Zeug ißt ein deutscher Krieger nicht."

Der Waldkrieg in den Argonnen

Chronologische Uebersicht nach den deutschen Generalstabsmeldungen

Alle wichtigeren französischen amtlichen Meldungen sind zur Ergänzung beigegeben.

8. Mai 1915.

In den Argonnen finden zeitweise heftige Artilleriekämpfe statt.

9. Mai.

In den Argonnen verlief der Tag ohne besondere Ereignisse.

22. Mai.

In den Argonnen verwandte der Feind Minen mit giftigen Gasen.

3. Juni.

Französische Abendmeldung: 29 französische Flugzeuge bombardierten morgens zwischen 4 und 5 Uhr das Hauptquartier des Kaiserlichen Kronprinzen. Sie warfen 178 Bomben ab, von denen viele ihr Ziel erreichten, ebenso mehrere Tausend Pfeile. Alle Apparate wurden stark beschossen, kehrten aber unversehrt zurück.

7. Juni.

Unsere Stellung bei Vauquois südöstlich von Varennes wurde gestern abend angegriffen. Trotz Anwendung von Brandbomben, die unsere Gräben mit einer leichtbrennenden Flüssigkeit überzogen, gelang es den Franzosen nicht, in unsere Stellung einzudringen. Mit schweren Verlusten flutete der Feind in seine Gräben zurück.

18. Juni.

In den Argonnen wiesen wir schwache feindliche Vorstöße ab. Bei Vauquois haben sich örtliche Gefechte entwickelt.

19. Juni.

In den Argonnen wurden örtliche Vorstöße des Gegners im Bajonettkampf abgewiesen. Die Kämpfe bei Vauquois haben zu keinem Ergebnis geführt.

21. Juni 1915.

Am Westrande der Argonnen gingen wir zum Angriff über. Württemberger und norddeutsche Landwehr erstürmten auf zwei Kilometer Frontbreite mehrere hintereinander liegende Verteidigungslinien und fügten den Franzosen bei ihren vergeblichen Gegenangriffen die schwersten Verluste zu. Die Beute dieses Kampfes beträgt an Gefangenen sechs Offiziere, 623 Mann, sowie drei Maschinengewehre und drei Minenwerfer.

Französische Abendmeldung: Am Westrand der Argonnen haben die Deutschen rittlings der Straße von Vienne-le-Château nach Binarville am Sonntag abend einen heftigen Angriff unternommen, der durch ein heftiges Bombardement mit erstickenden Geschossen vorbereitet worden war. Unsere vorgeschobene Linie hat an einigen Punkten nachgegeben, da zwei Kompagnien in eingestürzten Schützengräben verschüttet worden waren. Ein sofortiger Gegenangriff gestattete uns, fast unsere gesamten anfänglichen Stellungen zurückzuerobern. Der rein lokale Kampf war äußerst heftig.

23. Juni 1915.

Französische Nachmittagsmeldung: Im Westen der Argonnen, bei der Straße von Binarville nach Vienne-le-Château dauert der Kampf in den Annäherungsgräben mit Handgranaten fort. Auf dem Rest der Argonnenfront verbrauchten die Deutschen viel Munition; doch unternahmen sie keinen Infanterieangriff.

25. Juni.

Am Westrande der Argonnen brach der Angriff eines französischen Bataillons gegen unsere vorgeschobenen neuen Stellungen unter schweren Verlusten zusammen. Im Nachstoße entrissen wir dem Feind noch einen Graben mit zwei Blockhäusern. Drei weitere Maschinengewehre und drei Minenwerfer fielen in unsere Hand.

27. Juni.

In den Argonnen nordwestlich von Vienne-le-Château wurde ein Grabenstück gestürmt und gegen mehrere französische Gegenangriffe gehalten.

28. Juni.

Im Westteil der Argonnen versuchten die Franzosen gestern abend, ihre verlorene Stellung wieder zu nehmen. Trotz Masseneinsatzes von Artillerie scheiterten ihre Angriffe gänzlich.

30. Juni.

Französische Abendmeldung: In den Argonnen haben die Deutschen nach einem seit drei Tagen ununterbrochen andauernden Bombardement unsere Stellungen zwischen der Straße von Binarville und dem Four de Paris angegriffen; sie wurden zweimal zurückgeschlagen. Erst bei ihrem dritten Angriff gelang es ihnen, in einigen Bestandteilen unserer Linien gegen Bagatelle Fuß zu fassen. Im übrigen wurden sie überall nach heftigem Kampf zurückgewiesen.

1. Juli.

Französische Abendmeldung: Es hat sich bestätigt, daß die Deutschen am 30. Juni 1915 zwischen der Straße nach Binarville und dem Four de Paris mit äußerstem Nachdruck angriffen, in der Absicht, unsere Verteidigungslinien zu durchbrechen. Unsere ersten Schützengräben konnten nur erreicht werden infolge der durch die großkalibrigen Geschosse bewirkten Zerstörung und infolge der Anwendung erstickender Bomben. Der Feind wurde aufgehalten dank der festen Stellung unserer zweiten Linie und alsbald durch einen Gegenangriff unserer Infanterie zurückgedrängt, die sich auf einer Front festgesetzt hat, die etwa 200 Meter von zerstörten Teilen unserer ersten Linie entfernt verläuft. Das feindliche Bombardement dauert fort. Heute wurden zwei neue Angriffe durch unsere Artillerie glatt aufgehalten.

2. Juli 1915.

Im Westteil der Argonnen hatten Teile der Armee S. K. Hoheit des Kronprinzen einen schönen Erfolg: Die feindlichen Gräben und Stützpunkte nordwestlich von Le Four de Paris wurden in einer Breite von drei Kilometern und einer Tiefe von 200 bis 300 Metern von württembergischen und reichsländischen Truppen erstürmt. Es wurden 25 Offiziere, 1710 Mann zu Gefangenen gemacht und 18 Maschinengewehre, 40 Minenwerfer sowie eine Revolverkanone erbeutet. Die Verluste der Franzosen sind beträchtlich.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Argonnen dauerte der Kampf während der ganzen Nacht sehr heftig fort. Aber nur ein einziger Angriff wurde versucht mit Unterstützung von großen Bombenwerfern, die erstickende Geschosse warfen. Dieser Angriff wurde abgewiesen.

Französische Abendmeldung: In den Argonnen versuchte der Feind diesen Morgen nach einer heftigen Beschießung einen neuen allgemeinen Angriff zwischen den

Straßen von Binarville und Monblainville. Nach einem besonders erbitterten Kampf, an verschiedenen Punkten Mann gegen Mann, wurden alle unsere Stellungen behauptet.

3. Juli 1915.

Französische Nachmittagsmeldung: Der Kampf dauerte in den Argonnen die ganze Nacht mit der gleichen Hartnäckigkeit fort. Wir behaupteten unsere Stellungen, indem wir dem Feinde schwere Verluste zufügten.

Französische Abendmeldung: In den Argonnen war der Tag ruhiger. Der Feind hatte nach dem Scheitern seiner letzten Versuche keinen Infanterieangriff mehr unternommen.

4. Juli.

In den Argonnen haben unsere Truppen ihre Offensive fortgesetzt. Die Beute hat sich erheblich erhöht: Sie beträgt für die beiden ersten Julitage 2556 Gefangene (darunter 37 Offiziere), 25 Maschinengewehre, 72 Minenwerfer und eine Revolverkanone.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Argonnen die ganze Nacht hindurch unablässiges Geschütz- und Gewehrfeuer von der Straße von Binarville nach Vienne-le-Château bis zum Four de Paris. Einige stark lokalisierte Infanterieaktionen wurden gemeldet in der Gegend von La Fontaine-aux-Charmes, ohne Veränderung der Linie.

8. Juli.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Argonnen dauerte das Gewehr- und Geschützfeuer die ganze Nacht über an. Bei Tagesanbruch versuchten die Deutschen, in der Gegend des Werkes von Marie-Thérèse aus ihren Gräben herauszugehen, wurden jedoch zurückgeschlagen.

13. Juli.

Französische Abendmeldung: In den Argonnen hat die Armee des Kronprinzen die Offensive von der Straße Binarville—Vienne-le-Château bis zur Gegend von La Haute Chevauchée wieder aufgenommen und eine neue Schlappe erlitten. Nach einem sehr heftigen Bombardement und Sperrfeuer mit Bomben von erstickenden Gasen hat der Feind mit beträchtlichen Streitkräften angegriffen. Fünf Infanterieregimenter des 16. Korps wurden bereits festgestellt. An jenen Punkten, wo unsere Linien für den Augenblick durchbrochen wurden, haben energische Gegenangriffe unserseits den Fortschritt des Feindes gehemmt und ihn wieder zurückgetrieben.

14. Juli 1915.

In den Argonnen führten deutsche Angriffe zu vollem Erfolge: Nordöstlich von Vienne-le-Château wurde etwa in 1000 Metern Breite die französische Linie genommen; ein Offizier, 137 Mann wurden gefangen, ein Maschinengewehr, ein Minenwerfer erbeutet. Südwestlich von Boureuilles stürmten unsere Truppen die feindliche Höhenstellung in einer Breite von drei Kilometern und einer Tiefe von einem Kilometer. Die Höhe 285 (La Fille Morte) ist in unserem Besitz. An unverwundeten Gefangenen fielen 2581 Franzosen, darunter 51 Offiziere, in unsere Hände. Außerdem wurden 300 bis 400 verwundete Gefangene in Pflege genommen; zwei Gebirgsgeschütze, zwei Revolverkanonen, sechs Maschinengewehre und eine große Menge Geräte wurden erbeutet. Unsere Truppen stießen bis zu den Stellungen der französischen Artillerie vor und machten acht Geschütze unbrauchbar, die jetzt zwischen den beiderseitigen Linien stehen.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Argonnen wurden die Angriffe der Deutschen, die sich in der Gegend zwischen Marie-Thérèse und La Haute Chevauchée konzentrierten, endgültig zum Stehen gebracht.

Französische Abendmeldung: In den Argonnen griffen wir an: von der Gegend westlich der Straße von Binarville nach Vienne-le-Château bis nach

Marie-Thérèse westlich des Argonnenwaldes. Unsere Angriffe überschritten die Straße nach Servon und sicherten uns den Besitz eines kleinen Gehölzes, genannt Bois de Beaurain. Zwischen Marie-Thérèse und der Haute Chevauchée gewann der Feind gestern an keinem Punkte mehr als 400 Meter.

15. Juli 1915.

Die Franzosen machten gestern bis in die Nacht hinein wiederholt Versuche, die von uns eroberten Stellungen im Argonnenwalde zurückzuerobern. Trotz Einsatzes großer Munitionsmengen und starker, aufs neue herangeführter Kräfte brachen sich ihre Angriffe an der unerschütterlichen deutschen Front. An vielen Stellen kam es zu erbitterten Handgranaten- und Nahkämpfen. Mit ungewöhnlich hohen Verlusten bezahlte der Gegner seine ergebnislosen Anstrengungen. Die Zahl der französischen Gefangenen hat sich auf 68 Offiziere, 3688 Mann erhöht. Der Erfolg unserer Truppen ist um so bemerkenswerter, als nach übereinstimmenden Gefangenenaussagen die Franzosen für den 14. Juli, den Tag ihres Nationalfestes, einen großen Angriff gegen unsere Argonnenfront vorbereitet hatten. Auch östlich der Argonnen herrschte gestern erhöhte Gefechtstätigkeit.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Argonnen ist der Kampf beschränkt westlich des Waldes, wo wir gestern Fortschritte machten, nördlich der Straße von Servon. Nach einer Reihe von Gegenangriffen gelang es den Deutschen wieder, im Gehölz Beaurain Fuß zu fassen. Auf dem Rest dieses Abschnittes ist die Lage unverändert.

16. Juli.

Wiederholte Versuche der Franzosen, uns die in den Argonnen erstürmten Stellungen zu entreißen, schlugen fehl. Die Stellungen sind fest in unserer Hand. Die gestern und vorgestern hart westlich der Argonnen geführten starken französischen Angriffe scheiterten gegenüber der tapferen Verteidigung durch norddeutsche Landwehr, die dem Feind in erbitterten Nahkämpfen große blutige Verluste zufügte und ihm 462 Gefangene abnahm. Seit dem 20. Juni haben unsere Truppen in den Argonnen und westlich davon mit kurzen Unterbrechungen erfolgreich gekämpft. Neben dem Geländegewinn und der Materialbeute ist bisher die Gesamtzahl von 116 Offizieren, 7009 Mann französischer Gefangener erreicht worden. Auf unserer an die Argonnen östlich anschließenden Front fanden lebhafte Feuerkämpfe statt. Feindliche Angriffe wurden mühelos abgewehrt.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Argonnen verwehrte unser Sperrfeuer dem Feinde jeden Angriffsversuch.

17. Juli.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Argonnen Bomben- und Petardenkämpfe. In der Gegend von Marie-Thérèse heftiges Geschützfeuer in der Meurissonschlucht. Zwei deutsche Angriffe gegen unsere Stellungen von Punkt 263 westlich von Boureuilles wurden zurückgeschlagen.

18. Juli.

Im Argonnenwalde wurde durch kleine Erfolge die gewonnene Linie noch verbessert.

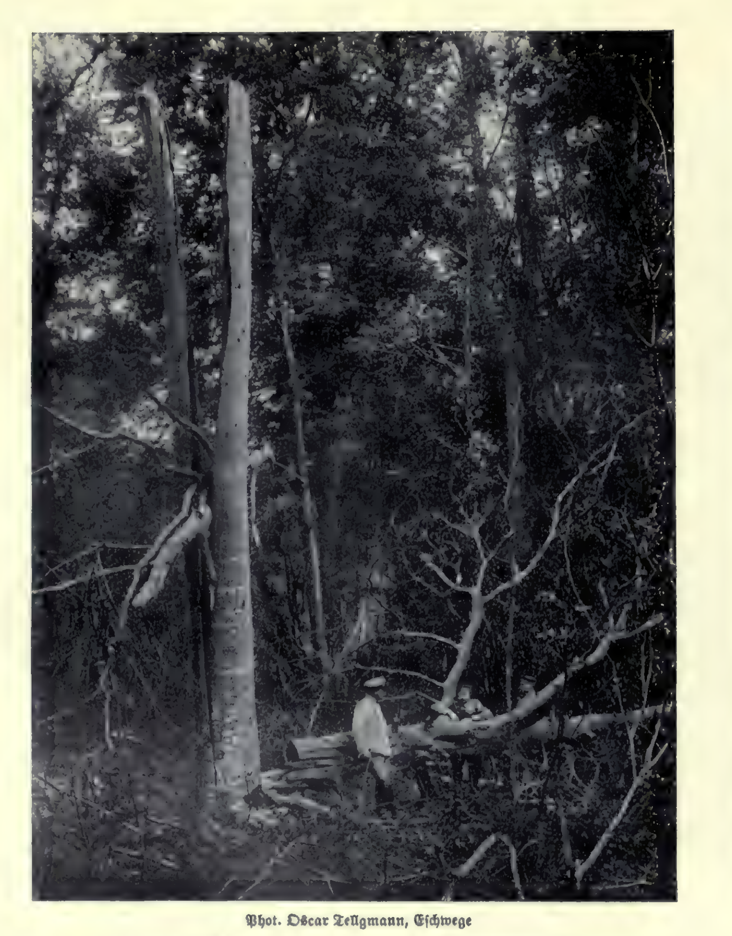
19. Juli.

Im Argonnenwalde schwache Angriffsversuche des Gegners ohne Bedeutung.

21. Juli 1915.

Im Ostteil der Argonnen stürmten unsere Truppen zur Verbesserung ihrer neuen Stellung noch mehrere französische Gräben, nahmen fünf Offiziere, 365 Mann gefangen und erbeuteten ein Maschinengewehr.

Französische Abendmeldung: An den Ostgrenzen der Argonnen ist es dem Feinde gelungen, in einem Schützengraben, der einen Vorsprung unserer Linien bildete, Fuß zu fassen.



Phot. Oscar Tellgmann, Eschwege

Die Wirkung einer Granate im Argonnenwald



Phot. A. Grohs, Berlin

Eine deutsche Patrouille im Gefecht mit französischen Vorposten



Phot. A. Grohs, Berlin

Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches in den Argonnen

22. Juli 1915.

Im Westteil der Argonnen machten unsere Truppen weitere Fortschritte.

23. Juli.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Argonnen Gewehr- und Geschützfeuer in der Gegend von Bagatelle, wo es einer unserer Kompagnien gelang, die Front zu unsern Gunsten zu berichtigen, indem sie sich eines feindlichen Grabens teilweise bemächtigte.

25. Juli.

Am Ostrand der Argonnen sprengten wir ein Blockhaus des Feindes.

27. Juli.

In den westlichen Argonnen besetzten wir einige feindliche Gräben.

29. Juli.

In den Argonnen und bei Vauquois sprengten wir mit Erfolg Minen.

1. August.

In den Argonnen heftiges Artilleriegefecht. In den Argonnenkämpfen vom 20. Juni bis 20. Juli 1915 nahmen wir 125 Offiziere, 6610 Mann gefangen und erbeuteten 52 Maschinengewehre, sowie sehr zahlreiches sonstiges Material.

2. August.

Im Westteil der Argonnen setzten wir uns durch einen überraschenden Bajonettangriff in Besitz mehrerer feindlicher Gräben, nahmen dabei vier Offiziere, 142 Mann gefangen und erbeuteten ein Maschinengewehr.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Argonnen versuchten die Deutschen in der Gegend von Marie-Thérèse und von Saint-Hubert nach einem heftigen Kampf mit Bomben und Petarden mehrere Angriffe. Sie wurden zurückgeschlagen.

Französische Abendmeldung: In den Argonnen lebhafte Infanteriegefechte. Am Ende der Nacht vom 1. auf den 2. August bemächtigten sich die Deutschen in der Gegend des Punktes 213 eines unserer Schützengräben; aber ein Gegenangriff unserer Truppen hat ihn teilweise wieder genommen. Im Laufe des Tages warf der Feind, nachdem er von brennender Flüssigkeit Gebrauch gemacht hatte, heftige Angriffe gegen unsere Schützengräben in der Gegend von Marie-Thérèse. Es gelang ihm, in einem von ihnen Fuß zu fassen. Wir haben unverzüglich einen Gegenangriff unternommen und den größten Teil des verlorenen Geländes zurückerobert.

3. August.

In den Argonnen wurden nordwestlich von Le Four de Paris einige feindliche Gräben genommen und dabei 60 Gefangene gemacht. Bei dem gestern gemeldeten Bajonettangriff sind im ganzen vier Offiziere, 163 Mann gefangen genommen und zwei Maschinengewehre erbeutet worden.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Argonnen, im Abschnitt Saint-Hubert, Marie-Thérèse, Fontaine-aux Charmes, Côte 213 dauerte der Kampf während der Nacht fort. Die Deutschen versuchten mehrere Angriffe, die nicht gelangen.

8. August.

Französische Handgranatenangriffe gegen einen vorgestern dem Feinde entrissenen Graben in den Westargonnen wurden abgewiesen.

9. August.

In den Argonnen scheiterten französische Vorstöße.

11. August 1915.

Französische Abendmeldung: In den Argonnen hat sich die Heftigkeit des im vorigen Bericht gemeldeten Bombardements verdoppelt mit ausgedehnter Verwendung von Stickgranaten. Bei Tagesanbruch erfolgte ein sehr heftiger Angriff

der Deutschen, der durch mindestens drei Regimenter gegen unsere Stellungen gegen die Straße von Binarville nach Vienne-le-Château und der Schlucht von La Houyette ausgeführt wurde. Im Zentrum dieses Abschnittes gelang es den Deutschen, in unsere Stellungen einzudringen; sie wurden daraus durch Gegenangriffe im Laufe des Tages verjagt und behielten nur einen Teil unserer Gräben erster Linie. Wir haben Gefangene gemacht, die einem württembergischen Korps angehören. Weiter östlich gegen Fontaine-aux-Charmes hat der Feind ebenfalls gegen unsere Schützengräben einen Angriff unternommen, der vollständig zurückgewiesen wurde.

12. August 1915.

In den Argonnen eroberten wir nördlich von Vienne-le-Château eine französische Befestigungsgruppe, das „Martinswerk", machten 74 unverwundete Gefangene, darunter zwei Offiziere und erbeuteten zwei Maschinengewehre und sieben Minenwerfer. Der Feind erlitt große blutige Verluste.

Bei der Wegnahme eines feindlichen Grabens nordöstlich La Harazée fielen einige Gefangene in unsere Hand. Unter Zurücklassung von 40 Toten floh der Rest der Besatzung.

Französische Abendmeldung: In den Argonnen haben wir durch neue Gegenangriffe einen Teil der verlorenen Gräben im Osten der Straße Vienne-le-Château—Binarville zurückerobert.

13. August.

In den Argonnen wurden mehrere französische Angriffe auf das von uns gewonnene Martinswerk abgeschlagen.

14. August.

In den Argonnen wurden am Martinswerk neue Fortschritte gemacht. Die Zahl der Gefangenen stieg auf vier Offiziere, 240 Mann.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Argonnen hat der Feind am Abend einen Angriff auf der ganzen Front des Abschnittes Marie-Thérèse unternommen. Ueberall wurde er durch unser Feuer zurückgeworfen und erlitt merkliche Verluste. Ein neuer deutscher Angriff wurde gegen Tagesanbruch unternommen. Er war weniger heftig und wurde rasch aufgehalten.

15. August 1915.

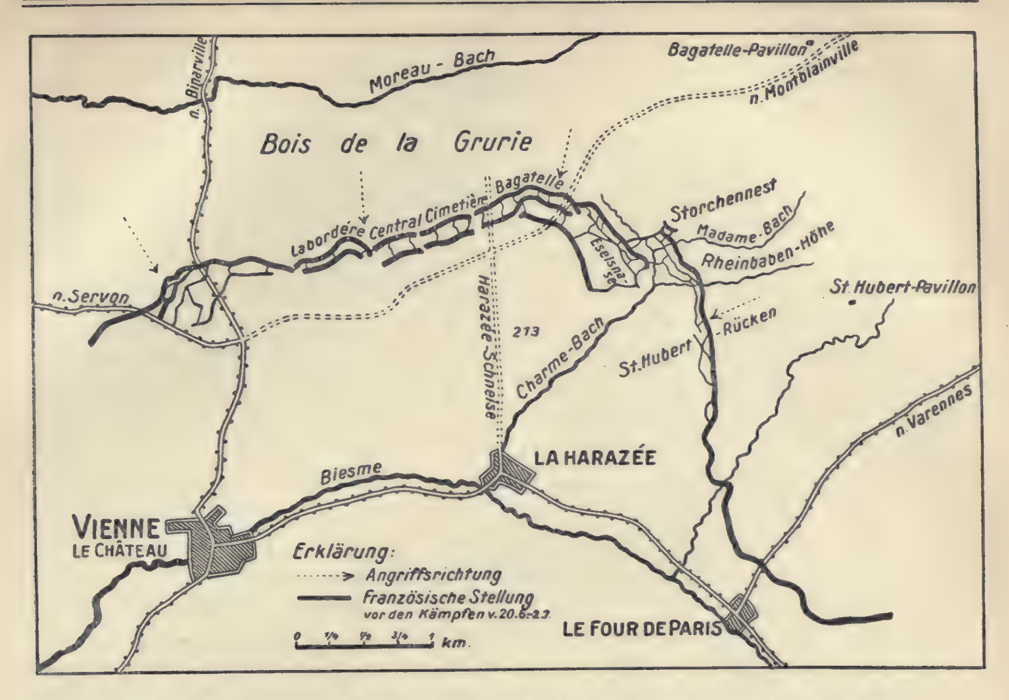
In den Argonnen wurde das Martinswerk ausgebaut. 350 in ihm gefallene Franzosen wurden beerdigt.

Die Argonnenkämpfe vom 20. Juni bis 2. Juli 1915

Zusammenfassende Berichte aus dem deutschen Großen Hauptquartier.

Der Bericht vom 29. Juli 1915:

Unter geschickter Ausnutzung des unwegsamen Argonnen-Waldgebirges war es den Franzosen Ende September 1914 gelungen, starke Kräfte wie einen Keil zwischen die westlich und östlich der Argonnen kämpfenden deutschen Truppen zu treiben. Gleichzeitig von Montblainville und Varennes aus östlicher Richtung und von Nordwesten über Binarville drangen die Deutschen in die Wälder ein. Den geringsten Widerstand fanden die Teile, die an der Straße Varennes—Le Four de Paris durch die Osthälfte der Argonnen vorgingen. Hier gelang es schnell, die Franzosen bis an das Tal der Biesme bei Four de Paris zurückzuwerfen. Um den Rest des Keils in den westlichen Argonnen zu beseitigen, mußte die über das Moreautal—Bagatelle-Pavillon—St.-Hubert-Pavillon vorgebogene Stellung eingedrückt werden. Die beiden genannten Pavillons wurden nach einigen Tagen weggenommen. Dann aber kostete es Wochen und Monate der erbittertsten und blutigsten Nahkämpfe, um die Franzosen Schritt für Schritt und Graben für Graben



Uebersichtsskizze über die französischen Stellungen in den Westargonnen vor den Kämpfen vom 20. Juni bis 2. Juli 1915
(Vgl. auch die Karte Band III, S. 155)

zurückzudrängen. Es vergingen in den Wintermonaten 1914/15 keine acht Tage, ohne daß irgendwo dem Feind ein Graben, ein Blockhaus oder ein Stützpunkt entrissen wurde, bald von kleinen Pionier- und Infanterieabteilungen, bald von größeren Verbänden bis zu Brigaden und Divisionen. Während die Franzosen sich mit zäher, unermüdlicher Widerstandskraft immer wieder an jedes kleine Grabenstück und Postenloch klammerten, benutzten sie die so gewonnene Zeit, um sich hinter ihrer Front als neuen Rückhalt eine Reihe von Stützpunkten zu schaffen, die sie mit allen Mitteln moderner Feldbefestigungskunst ausbauten. Im Dezember 1914 hatten die von Osten vordringenden Truppen den Rand des tief eingeschnittenen Charmebachtales erreicht. Bald darauf, am 29. Januar 1915, stürmten württembergische Regimenter drei starke hintereinander liegende französische Stellungen südlich des Moreautales. So waren die Deutschen von beiden Seiten vor der Linie der neuen feindlichen Befestigungen angekommen. Auf dem Höhenrücken, der sich aus der Gegend des Bagatellepavillons nach Westen über den Argonnenrand bis nach Servon hinzieht, lagen die befestigten Werke Labordère, Martin, Central, Cimetière und Bagatelle. Nach Südosten zweigt sich von diesem Höhenzug die sog. Eselsnase ab, auf deren Rücken die Franzosen ebenfalls außerordentlich starke, etagenförmig angeordnete Stellungen ausgebaut hatten, die in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Bagatellewerk standen. Nach Osten und Südosten fallen die steilen Hänge der Eselsnase in das tief eingeschnittene Charmebachtal ab. Auch östlich von dieser Schlucht saßen die Franzosen noch in einigen zähe verteidigten Stützpunkten, genannt „Storchennest", „Rheinbabenhöhe" und „St.-Hubert-Rücken". Ein Blick auf die Karte zeigt, welchen Wert für die Deutschen die Wegnahme der feindlichen Anlagen haben mußte. Wurden doch dann die Franzosen ihrer überhöhenden, von der natürlichen Bodengestaltung zu Festungen geschaffenen Stellungen beraubt und auf die in das Biesmetal abfallenden Berghänge in eine erheblich ungünstigere Lage zurückgedrängt.

So war also die Erstürmung der französischen Werke nördlich von der Straße Servon—Montblainville und an den Hängen des Charmebachtales das Ziel der unter der Führung des Generals v. Mudra in den Argonnen kämpfenden Truppen.

In mühsamer Arbeit und unter fortgesetzten Kämpfen arbeiteten sich Infanterie und Pioniere auf der ganzen Front mit Sappen und Minenstollen Schritt für Schritt bis auf Sturmentfernung an die feindliche Hauptstellung heran. Die Franzosen ahnten, was ihnen blühte, denn sie schoben in letzter Zeit immer mehr Truppen in den schmalen Abschnitt der Westargonnen. Außer dem seit Januar 1915 dort befindlichen 32. Armeekorps wurden nacheinander die neuformierte 126. Infanteriedivision aus der Gegend nordwestlich von Verdun und die 150. Infanteriebrigade aus dem Bereich des 5. Armeekorps herangezogen. Mitte Juni 1915 war es schließlich so weit, daß der große Angriff ausgeführt werden konnte. Um für den entscheidenden Stoß gegen die Werke Central—Cimetière—Bagatelle—Eselsnase die nötige Ellbogenfreiheit zu gewinnen, mußten zunächst das in der rechten Flanke gelegene Labordèrewerk und die starken Stellungen an der Straße Binarville—Vienne-le-Château weggenommen werden. Dieser vorbereitende Angriff wurde am 20. Juni, der Hauptstoß am 30. Juni und 2. Juli ausgeführt.

Der Bericht vom 30. Juli 1915:

An der von Binarville nach Vienne-le-Château führenden Straße ist das Gelände übersichtlich, der Wald ist ziemlich licht und zudem im Laufe der Zeit derartig zerschossen, daß hier die in drei Terrassen übereinander liegenden französischen Gräben deutlich zu sehen sind. Der vorderste Graben war etwa 100 Schritt von der deutschen Stellung entfernt. Weiter nach Osten wird der Wald außerordentlich dicht, Dorngestrüpp und dickes Unterholz bedecken den Boden. Man kann kaum zehn Schritte weit sehen. Die deutsche und französische Kampfstellung war hier durch ein kleines Tal getrennt, dessen Sohle nicht einzusehen war. Auf der ganzen Front dieses Abschnittes hatten Patrouillen festgestellt, daß die Franzosen im Talgrund ein 30 Meter breites Hindernis angebracht hatten, bestehend aus einem Gewirr von Stacheldraht, einer Wand aus Drahtmaschen und einem breiten Wassergraben. Jenseits dieses Hindernisses auf halbem Hang befand sich im dichten Unterholz die französische Hauptstellung, mehrere hintereinander liegende Gräben mit starken Eindeckungen, Blockhäusern und Maschinengewehrständen. Außerdem hatte der Feind diesseits des Drahthindernisses in Postenlöchern und einzelnen Sappenköpfen kleinere Abteilungen bis nahe an die deutsche Stellung vorgeschoben.

Ruhig und klar bricht der Morgen des 20. Juni 1915 an. Hüben und drüben ist heute alles früher munter als sonst: bei den Deutschen in Erwartung des bevorstehenden Kampfes, bei den Franzosen, weil sich im Morgengrauen gerade die Regimenter 55 und 255 in der vorderen Linie ablösen. Punkt 4 Uhr morgens eröffnen die deutschen Batterien ihr Feuer. Etwas später beginnt das Schießen der Minenwerfer. Von Stunde zu Stunde steigert sich die Heftigkeit des Feuers; die Wirkung des Artillerie- und Minenfeuers ist verheerend. Beim Feinde drängt sich alles in den Unterständen und eingedeckten Teilen der vordersten Linie zusammen, denn weiter rückwärts legt die deutsche Artillerie mit ihrem rasenden Feuer über die Verbindungslinie eine Sperre, die so leicht kein Mensch lebend durchschreiten kann. In den deutschen Gräben werden die letzten Vorbereitungen getroffen: Hunderte von Sturmleitern zum Erklimmen der vorderen Grabenwand stehen bereit, die Bajonette werden aufgepflanzt, jeder legt sich seine Handgranaten zurecht, die Pioniere sind mit Drahtscheren und mit Gerät zum Ueberwinden der Hindernisse ausgerüstet. Alle Uhren sind auf die Sekunde gleich gestellt. Um 8 Uhr 30 Minuten vormittags wird das Artillerie- und Minenfeuer bis zur letzten, größten Heftigkeit gesteigert, und dann — um 8 Uhr 50 Minuten vormittags —

bricht auf der ganzen Front der Sturm los. Fortgerissen von glühendster Begeisterung und dem todesverachtenden Willen zum Siege stürzen sich die braven Leute auf den vordersten französischen Graben. Ohne selbst zu wissen, wie, durchbrechen sie im Handumdrehen das Drahthindernis. Viele bleiben im Stacheldraht hängen, zerfetzen die Kleider, fallen hin, springen wieder auf, und weiter geht's, den feuerspeienden Blockhäusern entgegen. Zur gleichen Zeit hat die Artillerie ihr Feuer weiter nach rückwärts verlegt. Zu beiden Seiten der Straße nach Vienne-le-Château gelingt der Sturm am schnellsten, hier hat das vorbereitende Feuer am furchtbarsten gewirkt; in einem einzigen Anlauf werden die drei französischen Gräben und die Wagenbarrikade drüben auf dem nächsten Höhenrücken genommen, die ersten Offiziere und etwa 100 Mann fallen in den genommenen Gräben und Unterständen den Siegern als Gefangene in die Hände. Im dichten Walde geht es langsamer vorwärts. Hier kommt es im vordersten französischen Graben zu einem heißen, erbitterten Nahkampf. Jedes Maschinengewehr, jedes Blockhaus, jede Schießscharte, jeder Unterstand muß hier einzeln angegriffen und genommen werden. Unsere Leute vollbringen in dem ihnen unbekannten Grabengewirr, mitten zwischen den Hindernissen, im Kampf gegen einen unsichtbaren, wohlgedeckten Feind Heldentaten voll Kaltblütigkeit und Todesmut. Ein Trupp Württemberger mit ihrem tapferen Führer, Leutnant Sommer, erstürmt ein Blockhaus, legt sich trotz des heftigsten, von allen Seiten auf sie niederprasselnden Feuers oben auf das Dach und macht mit Revolverschüssen und Handgranaten durch die Schießscharten die Besatzung und ihr Maschinengewehr unschädlich. Von einem Nachbargraben aus zu Tode getroffen, fällt der junge Offizier. Eine kleine Abteilung stürmt bis weit in die feindlichen rückwärtigen Stellungen hinein, verliert aber die Verbindung mit den Kameraden und wird abgeschnitten. So sind es oft gerade die tapfersten, die im Drang nach vorwärts allzuweit vorstürmen und dann dem Feind in die Hand fallen. An einer anderen Stelle des Labordèrewerkes, an der der Sturm auf ganz besonders starke Hindernisse und Befestigungen stößt, gelingt es Leutnant Walker, mit einer Kompagnie in ein schmales Stück der feindlichen Stellung einzudringen. Von vorne und auf beiden Seiten durch den überlegenen Feind eingeschlossen, ohne rückwärtige Verbindung zu seinem Bataillon, hält er sich stundenlang im rasendsten Feuer. Endlich um 8 Uhr abends brechen aus beiden Flanken neue Kompagnien zu ihren todesmutigen Kameraden durch. Alles, was sich in den Weg stellt, wird niedergemacht oder gefangen genommen. Ebenso heiß und blutig tobt der Nahkampf im östlichen Teil des Labordèrewerkes. Zwei der tapfersten jungen Führer, Leutnant von Spindler und Fähnrich Kurz vom Infanterieregiment „Kaiser Wilhelm" Nr. 120, gelingt es, mit wenigen Leuten in den feindlichen Graben hineinzuspringen und ihn nach rechts und links aufzurollen. Beide müssen ihren Heldenmut mit dem Leben bezahlen. Ihr gutes deutsches Blut ist nicht umsonst geflossen. Als es Abend wird, ist der größte Teil des Labordèrewerkes und die gesamten Stellungen zu beiden Seiten der Straße nach Vienne-le-Château im Besitz der Württemberger und der preußischen Landwehr. Mehrere heftige Gegenangriffe der Franzosen werden abgewiesen. Sieben Offiziere, 627 Mann, sechs Maschinengewehre, 15 Minenwerfer, mehr als 1000 Gewehre und viel Gerät, Waffen und Munition sind die Beute der Sieger.

Der Bericht vom 3. August 1915:

In den Tagen vom 21. bis 29. Juni 1915 machten die Franzosen fast täglich Versuche zur Wiedereroberung ihrer Stellungen. Sie überschütteten die deutschen Truppen in den neu eroberten Gräben Tag und Nacht mit einem Hagel von Granaten und Minen, setzten ihre Infanterie immer wieder zum Gegenangriff an, übergossen am 28. und 29. Juni mehrere unserer Gräben mit einer brennenden, ätzenden Flüssigkeit, alles vergebens; die am 20. Juni gewonnenen Stellungen blieben fest in der Hand der Deutschen.

So kommt der in der Geschichte der Argonnenkämpfe denkwürdige 30. Juni 1915 heran: die Erstürmung der französischen Hauptstellung von Labordère bis zur Eselsnase.

Am Abend des 29. Juni 1915 sind die letzten Vorbereitungen beendet. In gleicher Weise wie am 20. Juni 1915 beginnt bei Tagesgrauen das Feuer der Artillerie. Diesmal sind die Verhältnisse günstiger für das Sturmreifmachen der feindlichen Stellungen; die Werke Central, Cimetière, Bagatelle und die Stützpunkte auf der Eselsnase, dem Storchennest und der Rheinbabenhöhe liegen offen da, der Wald ist in dieser ganzen Gegend unter dem monatelangen Feuer- und Bleihagel fast völlig verschwunden. Dementsprechend kann das vereinigte Feuer der Batterien und aller Arten von Minenwerfern planmäßig eine Anlage nach der anderen zerstören und eine Verwüstung anrichten, die sich gar nicht beschreiben läßt. Noch am späten Abend und am nächsten Tage machten die Gefangenen, die stundenlang in dieser Hölle haben aushalten müssen, einen ganz gebrochenen und geistesabwesenden Eindruck. Alte Unteroffiziere und Offiziere versichern, dieses Artillerie- und Minenfeuer in den Morgenstunden des 30. Juni sei das furchtbarste Erlebnis des ganzen Feldzuges gewesen. Ein großer Teil der französischen Gräben wird vollständig eingeebnet, Unterstände und Blockhäuser liegen voll von Toten, mehrere Handgranaten- und Minenlager fliegen in die Luft, Minenstollen und unterirdische Unterkunftsräume werden verschüttet und begraben ihre Insassen unter den Trümmern. Trotz dieser schwierigen Lage halten die Besatzungen der vordersten französischen Gräben stand; wer nicht fällt, bleibt auf seinem Platz am Maschinengewehr oder an der Schießscharte bis zum allerletzten Augenblick, bis die Deutschen im Graben sind und nur noch die Wahl zwischen dem Tod oder der Gefangennahme bleibt. Jeder deutsche Soldat, der da vorne mitgemacht hat, erkennt es mit ehrlicher Hochachtung an: die Franzosen haben sich brav geschlagen!

Nach der letzten, äußersten Feuersteigerung beginnt um 8 Uhr 45 Minuten vormittags der Sturm. Nicht wie zu Hause auf dem Exerzierplatz mit vorgehaltenem Bajonett stürzen die Sturmkolonnen vor, sondern zum größten Teil mit umgehängtem Gewehr, in der Rechten einige Handgranaten, in der Linken wie die alten Germanen den Schutzschild (allerdings nicht aus Bärenhäuten, sondern aus Stahl), vor Mund und Nase eine Maske zum Schutz gegen das giftige Gas der französischen Stinkbomben. Der Sturm gelingt gut: in kaum einer halben Stunde ist das ganze Central- und Cimetièrewerk genommen. Eine Kompagnie des Infanterieregiments Nr. 124 stürmt noch weiter über die zweite Linie hinaus und folgt den weichenden Franzosen bis hinab auf den in das Biesmetal abfallenden Berghang. Als der tapfere Kompagnieführer, Oberleutnant Bertsch, fällt, übernimmt Offizierstellvertreter Jaeckle das Kommando. Nur seiner Umsicht ist es zu verdanken, daß die Kompagnie nicht abgeschnitten wird und sich noch rechtzeitig auf die neue Stellung des Regiments zurückziehen kann. Ebenso schnell ist die erste und zweite Linie des Bagatellewerks, — der sog. schwarze und rote Graben, — das Storchennest und die Stellung am Osthang der Eselsnase in deutschem Besitz. Der Hang, der aus dem Charmebachtal nach Westen zur Eselsnase hinansteigt, ist so steil wie der rote Berg bei Spichern. Das, was die unvergleichlich tapferen Bataillone des Königs-Infanterieregiments Nr. 145 beim Sturm über den Charmebach auf diese Höhe, unter dem flankierenden Maschinengewehrfeuer vom St.-Hubert-Rücken her, geleistet haben, bleibt immerdar ein Denkstein für deutsche Angriffskraft und Todesverachtung.

Hinter dem Bagatellewerk machen die stürmenden Truppen vor einer neuen starken Stellung des Feindes, dem „grünen Graben", vorläufig halt. Hier wird der Wald wieder dichter. Auf der ganzen Front wird die vorübergehende Gefechtspause zum eiligsten Ausbau der neugewonnenen Linien und zum Nachführen von Maschinengewehren und Munition benutzt. Zu dieser Zeit greifen nun auch die auf der Rheinbabenhöhe

und weiter südlich auf dem St.-Hubert-Rücken liegenden deutschen Truppen — zum Teil aus freiem Entschluß — den Feind an. Dasselbe geschieht nachmittags auf dem rechten Flügel der Angriffsgruppe. Hier erstürmen unter Führung des Leutnants Schwenninger württembergische Freiwillige den Teil des Labordèrewerks, der am 20. Juni noch in Händen der Franzosen geblieben war. Die Franzosen setzen sich mit Zähigkeit und Widerstandskraft zur Wehr. Besonders heftig entbrennt der Kampf am Südwesthang der Rheinbabenhöhe auf dem St.-Hubert-Rücken. Hier gehen am späten Nachmittag die Franzosen mehrmals zum Gegenangriff über. Ganz besonders zeichnen sich bei diesem heißen Ringen die Vizefeldwebel Schäfer und Reinartz der 4. Kompagnie des Infanterieregiments Nr. 30 aus, die zusammen mit wenigen Leuten im Madamebachtal die starke Besatzung eines französischen Blockhauses im wütenden Handgranatenkampf vernichten. Es ist unmöglich, alle Heldentaten dieser blutigen Kämpfe aufzuzählen, da eigentlich jeder einzelne, der beteiligt war, ein Held ist. Ebenso wie stets früher tun sich auch diesmal wieder ganz besonders die Pioniere durch glänzenden Schneid und Gewandtheit hervor. So entdeckte z. B. der Unteroffizier Hauff der 4. Kompagnie des Pionierbataillons Nr. 29 beim Sturm in einem Blockhaus ein flankierend feuerndes Maschinengewehr. Er stürzte tollkühn auf das Blockhaus zu und stopfte ungeachtet der höchsten Lebensgefahr durch die Schießscharte eine Handgranate, die in den nächsten Sekunden der gesamten Bedienungsmannschaft den Tod bringt.

So wird es Abend, und langsam kommt der heiße Kampf zum Abschluß. Nur am St.-Hubert-Rücken dauert das Gefecht bis in die Dunkelheit. Auf den übrigen Teilen der Front tritt bald völlige Ruhe ein. Die Franzosen sammeln die Trümmer ihrer völlig zerrissenen und durcheinander gewirbelten Verbände; in fieberhafter Eile graben sie sich mit der ihnen eigenen Gewandtheit und technischen Geschicklichkeit während der Nacht ein, wo sie liegen. Sie richten mit allen Mitteln den schon vorher stark befestigten „grünen Graben" zum äußersten Widerstand her.

In der Nacht gelingt es den deutschen Patrouillen, alle Einzelheiten der neuen feindlichen Stellung und der Hindernisse, die am Tage im dichten Wald nicht zu sehen waren, zu erkunden. Der „grüne Graben" ist mit einem zehn Meter breiten Drahthindernisse und einer großen Anzahl Blockhäuser versehen.

In der Erkenntnis, daß der „grüne Graben" ohne nachhaltige Feuervorbereitung noch nicht sturmreif ist, wird der für den 1. Juli 1915 geplante Angriff auf den 2. Juli verschoben. Am 1. Juli kommt es auf der ganzen Front nur zu kleinen Einzelkämpfen, die zu keinem neuen Ergebnis führten. Im übrigen wird der Tag mit dem Ausbau der neuen Stellung, dem Bergen der Leichen und dem Heranschaffen von Wasser und Lebensmitteln hingebracht.

Am Vormittag des 2. Juli wiederholt sich gegen den „grünen Graben" und die französischen Stellungen ein ähnliches Massenfeuer der deutschen Artillerie und Minenwerfer wie am 30. Juni. Um 5 Uhr nachmittags brechen dann Teile der Infanterieregimenter Nr. 30 und 173 zum Sturm gegen die feindlichen Stützpunkte am Hang der Rheinbabenhöhe und auf dem St.-Hubert-Rücken los und werfen den Feind auf der ganzen Linie aus seiner vordersten Stellung. Bis 7 Uhr 30 Minuten abends ist kein Franzose mehr auf der Rheinbabenhöhe. Der Kampf dauert auf diesem Teil des Gefechtsfeldes bis spät in die Nacht. Wie schon am 30. Juni, halten sich hier die französischen Truppen, die der 42. Division angehören, mit besonderer Zähigkeit und Tapferkeit.

Um den berüchtigten „grünen Graben" von rückwärts angreifen und dort einen beträchtlichen Teil der feindlichen Kräfte abschneiden und einkesseln zu können, durchbricht um 5 Uhr 30 Minuten nachmittags Major Freiherr von Lupin mit seiner Kampfgruppe die feindlichen Stellungen in Richtung auf das Wegekreuz nördlich von Harazée:

Unter Führung des Hauptmanns Hausser und des Hauptmanns Freiherr von Perfall dringen die württembergischen Grenadiere bis mitten in die französischen Lager an der Harazéeschneise und darüber hinaus vor. Inzwischen schwenken hinter den Grenadieren zwei weitere Bataillone nach Osten ein, fassen den „grünen Graben" im Rücken und rollen ihn auf. Alles, was sich von den Franzosen noch in den Lagern am Wegekreuz befand, stürzt jetzt in planloser Verwirrung nach vorne in den „grünen Graben", in den gerade in diesem Augenblick von Nordosten und Osten her die 67er und 145er eindringen. Von allen Seiten völlig eingeschlossen und in unmittelbarer Nähe von den deutschen Bajonetten bedroht, gibt sich der größte Teil der Besatzung gefangen. Nur noch ein kleiner Rest kämpft in wilder Verzweiflung gegen die ringsum anstürmenden Deutschen. Mitten unter diesen Braven der Kommandeur des 1. Bataillons des französischen Infanterieregiments Nr. 151, Major Remy, der sich trotz mehrfacher mündlicher Aufforderung nicht ergeben will und schließlich in dem erbitterten Handgemenge den Heldentod stirbt.

Langsam wird es Abend. Auf der ganzen Front im Bois de la Grurie ist der große Sturm glänzend geglückt. Nachdem mit dem „grünen Graben" auch das letzte Bollwerk gefallen ist, schieben sich die deutschen Truppen ohne weiteren Widerstand vor. Mit Einbruch der Dunkelheit tritt vollkommene Ruhe ein. In der neuen Linie wird eifrig am Ausbau der Gräben gearbeitet, damit der Morgen des nächsten Tages die Deutschen wieder in fester, sicherer Kampfstellung findet, die allen Gegenangriffen des Feindes einen eisernen Riegel vorschieben kann. Doch weder in dieser Nacht noch am nächsten oder den nächsten Tagen wagen die Franzosen einen Versuch, den Deutschen ihre Beute wieder zu entreißen. Mehrere Tage kein Artillerie- und Minenfeuer, keine Handgranaten, keine Stinkbomben, keine Minensprengung, das ist für die alten Argonnenkämpfer ein Zustand, den sie seit Monaten nicht kannten.

* * *

Erst nach einigen Tagen ließ sich die Beute der Kampftage vom 30. Juni bis 2. Juli überblicken: 37 Offiziere, darunter ein Major und vier Hauptleute, 2519 Mann von Truppen dreieinhalb verschiedener Divisionen, 28 Maschinengewehre, mehr als 100 Minenwerfer, eine Revolverkanone, annähernd 5000 Gewehre, mehr als 30 000 Handgranaten, mehrere Pionierparks und Munitionsdepots, voll von Waffen, Munition und Kampfgerät aller Art. Jeden Tag werden neue Beutestücke aus den verschütteten Unterständen und unterirdischen Depots zutage gefördert. Bis zum 8. Juli 1915 wurden etwa 1600 gefallene Franzosen beerdigt. Rechnet man die Gefangenen vom 20. Juni bis 2. Juli 1915 auf rund 3200 Offiziere und Mannschaften, die Toten und unaufgefundenen Verschütteten auf 2000, so ergibt sich mit der geschätzten Zahl der Verwundeten als Gesamtsumme der französischen Verluste während dieses Kampfabschnitts 7000 bis 8000 Mann.

Die militärische Bedeutung des Erfolges liegt im Gewinn einer günstigen, überlegenen Stellung, in der außerordentlich hohen Zahl der feindlichen Verluste und im Festhalten starker französischer Kräfte, die nach Aussage von Gefangenen zum Teil bereits zum Abtransport und zur Verwendung an anderen Stellen der Heeresfront bereitgehalten worden waren. Gleich schwerwiegend ist der moralische Erfolg: die Truppe hat im heißen Ringen dieser Tage wieder gespürt, daß sie noch genau so draufgehen kann wie früher. Von neuem hat sich das feste Vertrauen der Waffen untereinander und das Band der innigen, treuen Kameradschaft zwischen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften als stahlhart erwiesen.

Wenige Tage später, am 9. Juli 1915, waren Abordnungen sämtlicher, an den ruhmvollen Kämpfen vom 20. Juni bis 2. Juli beteiligten Regimenter, etwa 2000 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, südöstlich Lançon am Rande der Argonnen zu feierlichem



Phot. A. Menzendorf, Berlin

Die Parade der siegreichen württembergischen Regimenter vor dem deutschen Kronprinzen in den Argonnen südlich von Lançon am 9. Juli 1915
Hinter dem Kronprinzen Generalfeldmarschall Graf Haeseler



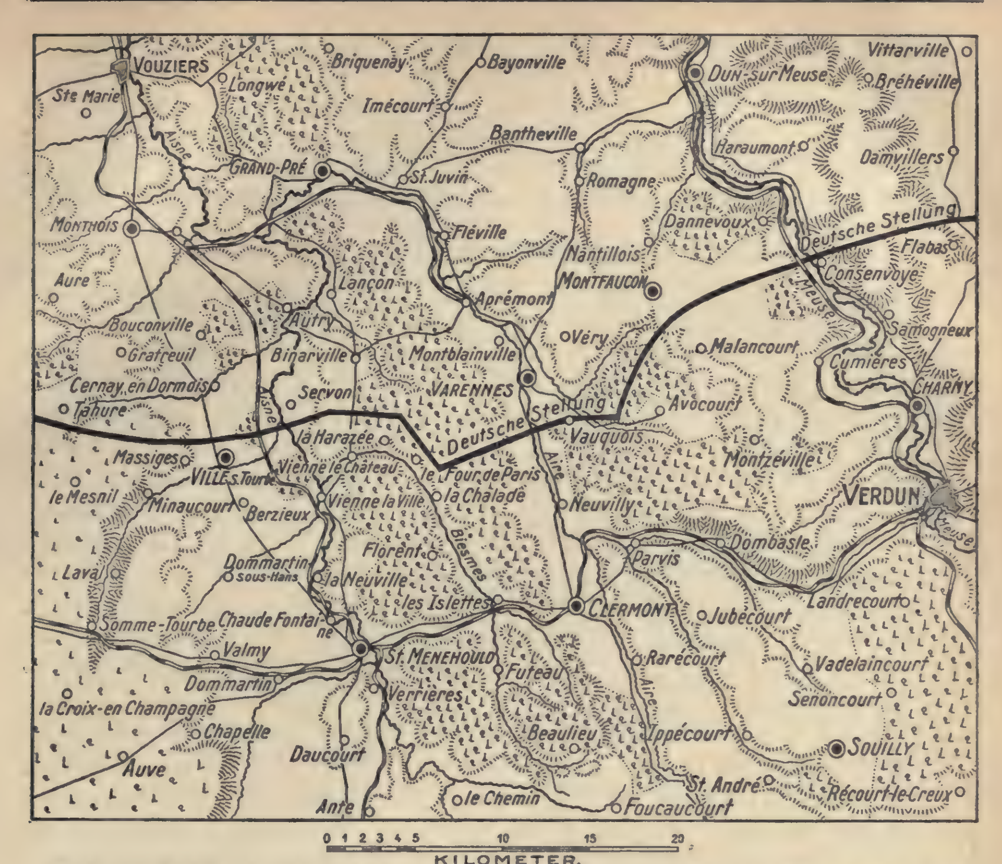
Phot. A. Menzendorf, Berlin

Der Dankgottesdienst der siegreichen württembergischen Regimenter in den Argonnen südlich von Lançon am 9. Juli 1915



Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin

Deutsche Soldaten vor einem zerschossenen Hause in Margny (Argonnen)



Uebersichtskarte über die deutschen Argonnen-Stellungen nach den Kämpfen vom 20. Juni bis 2. Juli 1915. (Vgl. auch die Karte Band III, S. 155.)

Dankgottesdienst in stiller Waldschlucht vereint, um dem obersten Lenker der Schlachten die Ehre zu geben und im Namen Seiner Majestät des Kaisers durch den hohen Armeeführer die wohlverdienten Eisernen Kreuze zu empfangen. Ein strahlend blauer Himmel wölbte sich über den in weitem Viereck aufgestellten Truppen, deren mit frischem Eichenlaub geschmückte Fahnen einen aus Birkenholz gezimmerten Feldaltar zu beiden Seiten säumten. Als der Divisionsgeistliche Pfarrer Langhäuser darauf hinwies, daß der herrliche Siegeszug im Osten nur möglich geworden sei, weil in dem festgefügten Bollwerk des Westens nie verzagte, treue, schlichte Helden in unerschütterlichem, nimmer müdem, selbstlosem Kriegstum den unaufhörlichen Angriffen der überlegenen Feinde eiserne Schranken setzten, und selbst diese Leistungen durch die letzten kühnen und erfolgreichen Kämpfe in den Argonnen übertroffen wären, da leuchteten auf den hart gewordenen Soldatengesichtern all der Tapferen Befriedigung und Dank gegen die Vorsehung, die sie zu dieser blutgetränkten, ehrenvollen Walstatt geführt hatte. Reiche Anerkennung zollte auch der Kronprinz in knappen Worten dem mustergültigen Verhalten der erprobten Truppen, die nach monatelangem Stellungskampfe altpreußisches und württembergisches Draufgehen nicht verlernt hatten und die einst in frischem, allseitigem Angriff erneut dem Feind entgegenzuführen sein Herzenswunsch sei. Diesen bekräftigte er mit einem dreifachen Hurra auf Seine Majestät den Kaiser und den König von Württemberg. Anschließend verteilte der Kronprinz an 600 Eiserne Kreuze, schüttelte jedem der braven Krieger die Hand und ließ sich über seine Erlebnisse und Erinnerungen berichten.

Zum Schlusse der Feier fand ein Parademarsch statt. In ausgezeichneter Haltung und strammem Tritt zogen die Truppen an ihrem kronprinzlichen Führer vorbei; der bärtige Landsturmmann neben dem jüngsten Rekruten unter den Klängen des Yorkschen Marsches und dem wieder laut dröhnenden Donner der deutschen und französischen Geschütze; stolze Siegesfreude und Siegeszuversicht in aller Augen, in denen geschrieben stand: „Wir haben den Franzmännern wieder mal gezeigt, wie deutsche Fäuste dreschen können."

Die Argonnenkämpfe vom 13./14. Juli 1915

Zusammenfassende Berichte aus dem deutschen Großen Hauptquartier.

Der Bericht vom 4. August 1915:

Der nördlich und östlich der Biesme gelegene Teil der Argonnen stellt sich als ein langgestreckter, von Nordwesten nach Südosten verlaufender Gebirgsrücken dar, der in schroffen, vielfach zerklüfteten Schluchten zu den Tälern der Aire und Biesme abfällt. Der Verlauf der Römerstraße bezeichnet etwa die Kammlinie. Den am höchsten gelegenen Punkt des Kamms erreicht die Römerstraße auf der Höhe 285, deren nach Nordosten — Höhe 263 — und nach Westen — La Fille Morte — etwa gleichlaufend zur Straße Varennes—Le Four de Paris sich hinziehenden Ausläufer wie ein natürlicher Wall diesen Teil der Argonnen in eine nördliche und südliche Hälfte teilen. Die Höhe 285, die nur spärlich bewaldet ist und kein Unterholz trägt, bildet einen Aussichtspunkt, von dem aus man einen weiten Ueberblick über die Argonnen und darüber hinaus nach Osten auf die Höhen nördlich von Varennes, nach Westen auf das Hügelland der östlichen Champagne hat.

Entsprechend dieser überhöhenden Lage ist der Besitz des Höhenrückens 263—285—La Fille Morte für die in den Argonnen kämpfenden Truppen von hoher militärischer Bedeutung. Als die Deutschen in den letzten Septembertagen des Jahres 1914 von Osten in die Argonnen eindrangen, gelang es einzelnen Patrouillen und kleineren Infanterieabteilungen, vorübergehend die Höhe 285 zu erreichen. Schon am Abend des 29. September 1914 mußten sie vor weit überlegenen französischen Kräften in nördlicher Richtung zurückweichen. Seither waren die Franzosen im Besitz dieses Höhenzuges. Darüber hinaus waren ihre Stellungen nach Norden etwa ein Kilometer weit vorgeschoben. In erbittertem, heißem Ringen warfen Anfang Januar und Mitte Februar 1915 die deutschen Truppen auf der ganzen Front von der Bolante bis zur Höhe 263 den Feind um mehrere hundert Meter zurück. Aus nebenstehender Skizze ist die Lage der von Februar bis Juli von den Franzosen verteidigten Stellungen zu ersehen.

Während in den siegreichen Kämpfen vom 20. Juni bis 2. Juli 1915 drüben in den Westargonnen die Franzosen aus ihren befestigten Stellungen Labordère—Central—Cimetière—Bagatelle hinausgeworfen und auf die in das Biesmetal abfallenden Berghänge zurückgedrängt wurden, bereiteten sich in den Ostargonnen die deutschen Truppen zum Sturm auf die beherrschenden Höhenstellungen 285 und La Fille Morte vor. War dieses Ziel erreicht, so standen auf der ganzen Argonnenfront von der Gegend nördlich Vienne le Château bis Boureuilles die Deutschen in überlegenen Stellungen, als eine eiserne Wand, an der jeder Angriffsversuch der Franzosen zerschellen mußte.

Der Bericht vom 5. August 1915:

Die französischen Stellungen nordöstlich, nördlich und nordwestlich von der Höhe 285, auf dem Riegel, der Bolante und dem in die Vallée des Courtes Chausses vorspringenden Bergnase lagen durchschnittlich 40 bis 50 Schritte, an manchen Stellen auch nur 20 Schritte von den deutschen Stellungen entfernt. Da auf dieser ganzen Front das Gelände im allgemeinen von Süden nach Norden abfällt, von der Höhe 285 nach Nordosten in das Ossontal, von La Fille Morte in den Meurissongrund, weiter westlich in



Uebersichtsskizze über die französischen Stellungen in den Ost-Argonnen bei den Höhen La Fille morte, 285 und 263 bis zum 13. Juli 1915

ein Seitental der Vallée des Courtes Chausses — hatten die Franzosen den Vorteil der besseren Beobachtung und infolgedessen des freieren Schußfeldes gegen unsere Stellungen und rückwärtigen Verbindungswege. In den Tälern des Osson, der Cheppe, des Meurisson, der Vallée des Courtes Chausses und auf den in diese Schluchten abfallenden Berghängen ist der kurzstämmige Waldbestand mit außerordentlich dichtem Unterholz und Dorngestrüpp durchwachsen. Auf den Höhen wird der Wald lichter, der Boden ist von Farnkräutern und hohem Gras bedeckt; hier war im übrigen, ebenso wie drüben im Bois de la Grurie (Westargonnen), während der langen Kampfmonate fast der ganze Bodenbestand vom Infanterie- und Artilleriefeuer weggefegt. Die französischen Stellungen auf diesen Höhen bestanden aus mehreren hintereinanderliegenden, zwei bis drei Meter tief in den Boden eingeschnittenen Schützengräben, die durch ein vielfach verzweigtes Netz von Verbindungsgräben untereinander und mit den auf den Höhen 285 und La Fille Morte gelegenen Reservestellungen verbunden waren. Die Gräben der Kampfstellung waren durch Abstemmen mit starkem Balkenwerk, durch Drahtmaschenwände, Mauern, Zement und Faschinen befestigt, an vielen Stellen mit ein bis zwei Meter hohen Eindeckungen versehen, und alle fünf bis sechs Schritt durch starke Schulterwehren unterbrochen. Dutzende von Blockhäusern mit mehreren neben- und übereinander angebrachten Maschinengewehrständen dienten in den vorderen und rückwärtigen Stellungen sowie im Zwischengelände als Stützpunkte. Zur Unterkunft für die Besatzungen der vorderen Gräben und die Reserven waren geräumige Höhlen tief in den Boden gebohrt. Vor der vordersten Feuerstellung, zwischen den Gräben der rückwärtigen Linien und ganz besonders in dem undurchdringlich dichten Unterholz der mannigfach verzweigten Schluchten und Seitentäler befanden sich breite Drahthindernisse, teils aus gespannten Stacheldrähten, teils aus spanischen Reitern und Drahtwalzen zusammengesetzt.

Von dem ganzen Labyrinth dieser kunstvoll angelegten Befestigungen war aus den deutschen Stellungen weiter nichts zu sehen als ein hellgelber schmaler Streifen aufgeworfenen Lehmbodens, hier und da einzelne Balken eines Blockhauses oder ein Stückchen blanker Stacheldraht. Weit dahinter standen im ganzen Walde verteilt die französischen schweren und leichten Batterien, etwas näher heran die Minenwerfer, Bronzemörser und Revolverkanonen.

Als Zeitpunkt für den Angriff auf diese Stellungen wurde der 13. Juli 1915 bestimmt. Kurz nach Tagesanbruch sollte das Artillerie- und Minenfeuer beginnen, auf 8 Uhr vormittags war der Angriff auf einen vorgeschobenen Teil der französischen Befestigungen vor unserem linken Flügel und auf 11 Uhr 30 Minuten vormittags der Sturm auf der ganzen Front festgesetzt.

Aus späteren Gefangenenaussagen und aus aufgefundenen französischen Befehlen hat sich ergeben, daß der Feind im östlichen Teil der Argonnen schon seit einiger Zeit seinerseits einen großen Angriff plante, der ursprünglich für den 11. Juli 1915 befohlen war, dann aber wieder verschoben und für den 14. Juli, den Tag des französischen Nationalfestes, festgesetzt wurde. Und zwar sollten an diesem Tage sämtliche Truppen des französischen 5. und 32. Armeekorps — mit zugeteilten Verbänden mehr als acht Divisionen — auf der ganzen Argonnenfront und den anschließenden Außenabschnitten angreifen. Im Bois de la Grurie und westlich der Argonnen wurde dieser Angriff auch tatsächlich am 14. Juli ausgeführt und scheiterte unter schweren Verlusten. Inzwischen kam es aber in den Ostargonnen ganz anders, als man gedacht hatte.

Dadurch, daß die Franzosen selbst ein Unternehmen beabsichtigten und daß sie — gewarnt durch die gesteigerte Tätigkeit der deutschen Artillerie und durch andere Anzeichen eines bevorstehenden Angriffs — von unserem Sturm keineswegs überrascht wurden, trafen unsere Truppen den Feind aufs beste vorbereitet. Die französischen Kampfstellungen waren stark besetzt, die Artillerie war mit einer außergewöhnlich großen Menge Munition ausgerüstet. Alle Arten von Nahkampfmitteln waren reichlich bereitgestellt.

* * *

Der 13. Juli 1915 bricht an. Am vorhergehenden Abend und während der Nacht sind in den deutschen Gräben die letzten Vorbereitungen getroffen worden. Jeder einzelne weiß genau Bescheid, welche Aufgabe ihm zufällt. Bei dem Gedanken an den bevorstehenden Sturm klopft das Herz schneller, voll kampfesfreudiger Erregung und Spannung. Was werden die nächsten zwölf Stunden bringen? Vielleicht manchem lieben Kameraden den Tod, aber sicher allen den Sieg. Es kann ja gar nicht anders sein; wo deutsche Fäuste dreingeschlagen haben, hat der Feind noch immer das Feld räumen müssen, wenn er sich auch noch so tapfer wehrte, und wenn auch noch so viel Blut fließen mußte. Damals im Herbst 1914 war's so, und im Januar und Februar 1915 auch. Wer als Freiwilliger vorne bei der ersten Sturmkolonne dabei sein wollte, hatte der Herr Hauptmann gestern abend gefragt. Da hatten sich alle gemeldet. So viele konnte der Hauptmann gar nicht gebrauchen, es mußte gelost werden. Ja, die daheim, wenn die dabei wären, die könnten stolz sein auf ihre Jungens.

Jetzt fängt es an zu dämmern. Es wird ein kühler und trüber Morgen. Noch ist es nicht recht hell, da kommt schlürfend und heulend von weit hinten aus einer deutschen Batteriestellung die erste schwere Granate angesaust, schlägt mitten in die feindliche Stellung ein, berstet mit einem donnernden Krach und überschüttet weit und breit alles mit einem Hagel von Sprengstücken, Lehmklumpen und Steinen. Jetzt geht's los. In den nächsten Minuten meint man, die ganze Hölle täte sich auf, von allen Seiten saust und braust und pfeift und heult es heran und schleudert Tod und Vernichtung in die feindlichen Stellungen, die bald in einen gelbgrauen Nebel von Staub und Qualm ge-

hüllt sind. Neugierig strecken unsere Leute die Köpfe über die Brustwehr und überzeugen sich von der guten Wirkung des Artilleriefeuers. Dieses Zuschauervergnügen dauert aber nur kurz, denn bald eröffnen auch die französischen Batterien und Minenwerfer ihr Feuer, das sich von Stunde zu Stunde bis zur rasendsten Heftigkeit steigert. Dieses stundenlange untätige Aushalten in dem mörderischen Granatenhagel ist viel schlimmer und zermürbender als der ganze Sturm.

Um 8 Uhr vormittags brechen am linken Flügel etwa in der Mitte zwischen dem Punkt 263 und 285 die 5. schlesischen Jäger und ein Metzer Infanteriebataillon zum Sturm gegen den vorgeschobenen französischen Stützpunkt los. In sieben Minuten sind die ersten drei Gräben überlaufen, der Feind wird an dieser Stelle von beiden Seiten eingeschlossen, so daß er von hier aus den späteren Hauptsturm nicht mehr flankieren kann.

Währenddessen erreicht auf der ganzen Front die Heftigkeit des Artillerie- und Minenfeuers ihren Höhepunkt. Viele Gräben werden im Laufe des Vormittags auf feindlicher wie auch auf deutscher Seite einfach eingeebnet. An einer Stelle schlägt eine Mine in ein französisches Handgranatenlager, das mit fürchterlichem Krach in die Luft fliegt. Hinter der Front fand man am nächsten Tage in einem einzigen, durch eine schwere Mörsergranate durchschlagenen Unterstand 105 tote Franzosen. Ohne auf das vernichtende Feuer zu achten, sitzen die Beobachter unserer Artillerie an ihren Plätzen und machen die nötigen Meldungen über die Wirkung des Feuers. An drei verschiedenen Stellen hielten in Sappenspitzen die Leutnants Kayser und Fritsche und der Offizierstellvertreter Bock nur wenige Meter vom feindlichen Graben entfernt den ganzen Morgen aus und leiteten von hier aus das Feuer ihrer Batterien. Kurz vor dem Sturm schleichen sich an einer anderen Stelle zwei Pioniere, der Vizefeldwebel Vansamier und Unteroffizier Tuttenuit, in einer Sappe bis dicht an die französische Stellung heran und bringen hier unter einem Hagel von Handgranaten und Minen in aller Ruhe eine doppelte Sprengladung an. Punkt 11 Uhr 30 Minuten vormittags wird die Zündung in Tätigkeit gesetzt: eine gewaltige Explosion — und im nächsten Augenblick stürmen schon die ersten Musketiere und Pioniere durch die Sprengtrichter hindurch auf den französischen Graben zu. Im Handumdrehen sind die noch unbeschädigten Teile des Drahthindernisses auseinandergerissen und zerschnitten, rechts und links sausen die Handgranaten den Franzosen an die Köpfe, und schon stürzt sich mit tollkühnem Sprung als erster der Pionier Blum der 1. Kompagnie des Pionierbataillons Nr. 16 in den feindlichen Graben. Es vergehen kaum eine oder zwei Minuten, da hat die erste Sturmwelle schon den vordersten Graben überrannt und stürmt weiter gegen die zweite und dritte Linie. Zur gleichen Sekunde ist auf der ganzen Front von der Volante bis jenseits der Römerstraße der Sturm losgebrochen. An vielen Stellen werden unsere Leute in dem Augenblick, in dem sie aus dem Graben vorbrechen, von einem rasenden Infanterie- und Maschinengewehrfeuer empfangen. Alles kommt nun darauf an, so schnell wie möglich die Hindernisse zu überwinden. An einer besonders gefährlichen Stelle springt ein junger Offizier, Leutnant Freiherr von Marschall, seinen Jägern weit voran mit einem einzigen Satz über das vier Schritte breite Drahthindernis. Die andern folgen ihm; vor ihnen liegt ein Blockhaus, aus dem zwei Maschinengewehre Tod und Verderben speien. Die Jäger stürzen sich darauf, schleudern ihre Handgranaten durch die Schießscharten und den rückwärtigen Eingang in das Innere und machen so die Bedienungsmannschaft der Maschinengewehre unschädlich. Drei, vier, fünf Gräben werden überlaufen, dann geht's hinunter ins Meurissontal. Hier steht an einer gedeckten Stelle ein Minenwerfer, den tapfer bis zum letzten Augenblick ein französischer Artilleriehauptmann bedient. Seine Leute liegen tot oder schwer verwundet neben ihm. Gerade will er eine seiner gefürchteten Minen den Heranstürmenden entgegenschleudern, da springt ein Bauernsohn von der schlesisch-polnischen Grenze, der Jäger

Kucznierz, neben ihn und ruft ihm zu: „Hast du uns immer beworfen mit großen Flügelminen, hier hast du Belohnung." Der Offizier reißt seinen Revolver hoch, aber der schlesische Gewehrkolben ist schneller als die Kugel des Kapitäns. Immer weiter stürmen die wackeren Jäger. In der Hitze und Begeisterung des Kampfes merken viele gar nicht, daß sie die Höhe 285, das ersehnte Ziel, überhaupt schon erreicht haben, und dringen darüber hinaus bis in die Vallée des Courtes Chausses vor. Inzwischen haben oben auf der Höhe die Offiziere in richtiger Erkenntnis der Lage einen großen Teil ihrer Kompagnien angehalten und beginnen sofort mit dem Festlegen und der notdürftigen Herrichtung einer neuen Stellung. Nur ein kleiner Trupp allzu Verwegener stürmt bis mitten in die französischen Batterien und Lager, an ihrer Spitze der Leutnant d. R. Englisch der 3. Kompagnie des Jägerbataillons Nr. 6. Die Jäger versuchen, voll Siegesbegeisterung über ihre wertvolle Beute, die eroberten Geschütze — es sind vier leichte und ein schweres — zurückzuschaffen: unmöglich, es geht nicht, die Kanonen sind zu fest eingebaut und zu schwer. So müssen sie sich damit begnügen, mit Aexten, Spaten, Beilpicken und anderem Gerät die Richtvorrichtungen, Verschlüsse und Untergestelle der Geschütze kurz und klein zu schlagen, um wenigstens die preisgegebene Beute in zerstörtem, unbrauchbarem Zustande dem Feinde zu überlassen. Im letzten Augenblick stopfen noch schnell der Jäger Wistoba und der Oberjäger Broll von vorne in die Rohre zweier Geschütze je eine Handgranate und zerstören durch deren Explosion die Laderäume und andere Teile. Broll schleudert eine weitere Handgranate in das in der Nähe befindliche Munitionslager, das mit gewaltigem Krach in die Luft fliegt — und dann geht's marsch, marsch zurück zum Bataillon, denn jede Minute längeren Zögerns hätte die Tollkühnen den heranrückenden französischen Reserven in die Hände geliefert. An einer anderen Stelle hatten die Jäger in aller Eile einen starken Motor, der zum Betriebe der in den Minenstollen führenden Preßluftleitungen diente, gründlich zerschlagen und zerstört.

Dies alles hatte sich in kaum mehr als zwei Stunden abgespielt. In der gleichen Zeit war auch auf allen anderen Teilen der Kampffront ein voller, glänzender Erfolg errungen worden. Ganz besonders hatte ein Bataillon des Infanterieregiments Nr. 135 unter Führung des Hauptmanns Wegener bei der Erstürmung der Höhe La Fille Morte Hervorragendes geleistet. Das Bataillon hatte von der schwarzen Kuppe aus angegriffen und mußte zunächst einen außergewöhnlich stark ausgebauten Stützpunkt des Feindes, die sogenannte „Steinfestung", erstürmen. Das schnelle Gelingen dieses Angriffes ist zum großen Teil dem Leutnant d. R. Breithaupt der 2. Kompagnie zu verdanken, der mit seinem Zuge durch eine geschickte Umgehung durch den Meurissongrund den Feind von hinten fassen und abschneiden konnte. An einzelnen Stellen auf der Bolante wehrten sich die Franzosen mit verzweifelter Zähigkeit und Widerstandskraft. Unseren Truppen war es hier nicht immer möglich, von einer Stellung zur anderen über den gewachsenen Boden vorwärts zu stürmen; sie mußten sich Schritt für Schritt durch das Gewirr von Sappen und Verbindungsgräben vorarbeiten. Am Ausgang eines solchen Grabens hatte sich ein französischer Offizier aufgestellt, der jeden Deutschen, sobald er sich am anderen Ende zeigte, abschoß. Ein Soldat kniete neben ihm mit einem zweiten Gewehr, das er immer wieder nach jedem Schuß seinem Leutnant geladen reichte. Erst nach längerer Zeit gelang es einem deutschen Offizier, durch eine wohlgezielte Handgranate diesen zähen, heldenmütig kämpfenden Feind aus dem Wege zu räumen.

Auf dem anderen Flügel, östlich von der Römerstraße, hatte der Angriff anfangs nur geringe Fortschritte gemacht. Hier erwarb sich Leutnant Johanßen — auch einer der wackeren schlesischen Jäger — großes Verdienst dadurch, daß er im entscheidenden Augenblick die Möglichkeit erkannte, die von den 130ern in der Front angegriffenen Franzosen von Westen her in der Flanke anzupacken und so zum Weichen zu bringen. Gleich-

zeitig durchbrach an einer anderen, 500 Meter weiter östlich gelegenen Stelle Leutnant Nichterlein mit der 1. Kompagnie des Infanterieregiments Nr. 130 die feindliche Linie und drang in einige Blockhäuser ein, in denen er viele Gefangene, ein Maschinengewehr, zwei Eselskanonen und zwei Revolverkanonen erbeutete.

Gegen die Höhe 285 unternahmen die Franzosen am Nachmittag mehrere Gegenangriffe, die aber von den 144ern und Jägern abgewiesen wurden. Der Feind setzte das ununterbrochene schwere Artilleriefeuer unter Aufwand gewaltiger Munitionsmengen und zeitweise unter Verwendung von Granaten mit erstickender Gaswirkung bis zum späten Abend fort. Als dann endlich bei Eintritt der Dunkelheit alle Gegenangriffe zerschellt sind und der Kampf langsam abflaut, liegt die französische Infanterie auf der ganzen Front unmittelbar vor den neuen deutschen Stellungen. Auf beiden Seiten wird mit fieberhafter Anspannung aller Kräfte daran gearbeitet, schnell wieder neue Gräben auszuheben, um am nächsten Tage für eine Fortsetzung des Kampfes gerüstet zu sein. Nach all den unerhörten Anstrengungen und Aufregungen des Kampftages herrscht bei unseren Truppen jubelnde, begeisterte, stolze Siegesfreude. Bis zum Aeußersten und Letzten hatte jeder sein Bestes hergegeben. Im Laufe des Abends und der Nacht stellten sich auf den Verbandplätzen viele Verwundete ein, die schon frühmorgens einen Arm- oder Beinschuß oder sonst eine Verwundung erhalten hatten und trotzdem bis zuletzt mitgemacht hatten, um ja nichts zu versäumen von diesem höchsten Glück des Soldaten, dem Siege. Und alle wissen es ganz genau, daß am nächsten Tage die Kunde von den Heldentaten und dem Ruhm der Argonnenkämpfer in alle Welt hinausklingen wird, drüben zu den Kameraden, die gegen die Russen kämpfen, und weit übers Meer, und vor allem zum Vater und zur Mutter und all den Lieben zu Hause in der Heimat.

* * *

Auf der gesamten Front hatten die deutschen Truppen im heißen Ringen des 13. Juli 1915 die ihnen gesteckten Ziele völlig erreicht. Die Höhenlinie 285 — La Fille Morte — war fest in deutschem Besitz. Der Feind hatte 64 Offiziere, darunter ein Major und neun Hauptleute, mehr als 3400 Mann als Gefangene, zwei Gebirgs- und zwei Revolverkanonen, 34 Maschinengewehre, 51 Minenwerfer, fünf Bronzemörser und eine unübersehbare Menge Munition, Waffen und Gerät in unseren Händen gelassen. Mehr als 200 tote Franzosen bedeckten das Schlachtfeld und wurden von unseren Truppen in den nächsten Tagen beerdigt.

In den Argonnenkämpfen vom 20. Juni bis 13. Juli 1915 wurden 116 Offiziere und über 7000 Mann gefangengenommen, mehr als 4000 tote Franzosen gezählt, die Anzahl der Verwundeten ist auf mindestens 5 bis 6000 zu schätzen. Daraus ergibt sich als Ziffer der gesamten französischen Verluste in diesem Abschnitt rund 16 bis 17000 Mann.

Rückhaltlos erkennen unsere Truppen voll ehrlicher Hochachtung und Bewunderung an, mit welch zäher, todesmutiger Tapferkeit sich die Franzosen Schritt für Schritt, von Graben zu Graben und von einem Granatloch zum andern verteidigt haben. Ob die da drüben wohl alle wissen, für welchen Zweck sie sich schlagen? Ob sie wohl alle an das Märchen glauben, daß die eroberungslustigen deutschen Barbaren diesen Krieg heraufbeschworen haben, und ob sie wohl alle uns Deutsche hassen? Sicher nicht. Aber sie tun ihre Pflicht bis zum äußersten, bis zum letzten Atemzug, als echte Soldaten. Drum Ehre auch dem Andenken der gefallenen Feinde!

Desto tiefer ist bei unseren Truppen die Entrüstung über die unerhörte Verlogenheit der französischen Berichte. Amtlich gibt die Pariser Presse bekannt: „Die Armee des Kronprinzen hat die Offensive in den Argonnen wieder aufgenommen und hat eine neue Schlappe erlitten. Der Feind, der vorübergehend in unsere vordersten Gräben eingedrungen war, wurde durch unsere sofortige Gegenoffensive wieder zurückgeworfen. Die

Gewinne der Deutschen überschreiten in keinem Fall 400 Meter. Punkt 285, der einen Augenblick lang vom Feinde besetzt war, wurde von uns unmittelbar darauf wieder genommen." (Vgl. auch die etwas vorsichtigere amtliche französische Meldung vom 13. Juli S. 171). Wenn man dagegen die Tatsache hält, daß wir nach wie vor im festen Besitz der Höhe 285 sind, daß die feindlichen Gegenangriffe uns auch nicht einen einzigen Zentimeter des gewonnenen Bodens entreißen konnten, daß der Geländegewinn durchschnittlich 7 bis 800 Meter, an einigen Stellen sogar über 1000 Meter beträgt, so muß man sich wundern, daß sich die französischen Kommandobehörden vor ihren eigenen Truppen, die doch das Ergebnis des Kampfes genau beurteilen können, nicht schämen, der Wahrheit derartig ins Gesicht zu schlagen.

„Wenn wir weiter derartige Schlappen erleiden," sagen vorne unsere Leute, „so werden wir uns langsam bis Paris durchschlappen!"

* * *

Nach dem zweiten Siege vom 13. Juli 1915 hat der kommandierende General von Mudra an seine Tapferen folgenden Dank erlassen:

„Wo wir den Franzosen hinausfegen wollen, da muß er Feld geben. Das habt Ihr — ebenso wie Eure Kameraden vor zwei Wochen — am 13. Juli wiederum bewiesen!

Ich nenne keine einzelnen Truppenteile und Waffen; meine stolze Genugtuung über Euer forsches Draufgehen, mein Dank und meine Anerkennung gilt allen, die in den Gräben am Cheppe-Bach, auf Fille morte, der Bolante und Hubertshöhe mit eisernem Besen Kehraus gemacht, die mit eisernen Trompeten den Franzosen den deutschen Argonnenmarsch geblasen haben.

Der Sieg vom 13. Juli zeigt abermals Eure Ueberlegenheit über den Gegner. Wo Ihr zupackt, da gibt's Bruch und Bresche!

So wird's bleiben! Ich kenne meine Argonnenkämpfer."

Der Armee-Oberbefehlshaber Kronprinz Wilhelm erließ am 19. Juni 1915 folgenden Armeebefehl an die Argonnentruppen: „Kameraden! Es ist mir ein von Herzen kommendes Bedürfnis, all den Truppen, welche an den siegreichen Kämpfen der letzten Wochen beteiligt gewesen sind, noch einmal meinen Dank und meine volle Anerkennung auszusprechen. Zehn Monate lang haben wir in schweren blutigen Kämpfen einen zähen und tapferen Gegner Strich für Strich, Graben um Graben nach Süden zurückgedrängt. Mancher tapfere Krieger hat in diesem Walde sein Leben für sein Vaterland dahingegeben. Mit stiller Wehmut und Dankbarkeit gedenken wir unserer gefallenen Kameraden. Durch die siegreichen Sturmangriffe auf eine vom Gegner besonders stark ausgebaute Stellung habt Ihr, meine Argonnentruppen, von neuem gezeigt, daß, obgleich die große Kriegslage uns hier auf der Westfront im allgemeinen ein defensives Verhalten auferlegt, wobei die Namen „Winterschlacht in der Champagne", „Côte Lorraine", „Vogesenkämpfe", „Schlacht von Arras", ein beredtes Zeugnis von unvergleichlicher deutscher Tapferkeit und von treuem Ausharren ablegen, wir doch in der Lage sind, wenn es erforderlich ist, den Franzosen tüchtige Schläge auszuteilen. Mit voller Genugtuung können wir auf die letzten Kämpfe zurückblicken, die uns eine große Beute an Gefangenen und Material aller Art eingebracht haben. Ich bin stolz und glücklich, an der Spitze solcher Truppen stehen zu dürfen, und bin überzeugt, daß, wenn der Augenblick kommt, wo unser oberster Kriegsherr den weiteren Vormarsch befehlen wird, ich mich auf Euch verlassen kann und wir neue Lorbeeren um unsere siegreichen Fahnen winden werden."

Auch der König von Württemberg eilte an die Argonnenfront, um die aufs neue erprobte siegreiche württembergische Division zu begrüßen. Nach dem Abschreiten der Front dankte er den Truppen in längerer Ansprache für ihre Ausdauer und Tapferkeit, die in der Kriegsgeschichte aller Zeiten als Ehren- und Ruhmestaten verzeichnet seien.



Phot. A. Grohs, Berlin

Ein deutscher Unterstand dicht hinter der Argonnenfront



Phot. Oscar Tellgmann, Eschwege

Ein deutsches Munitions-Depot hinter der Argonnenfront



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein deutscher Offiziers-Unterstand hinter der Argonnenfront



Phot. Oscar Tellgmann, Eschwege

Deutsche Mannschafts-Unterstände, Erdwohnungen und Baumhütten hinter der Argonnenfront

Todesrekord und Musterwirtschaft.
Die Schwaben in den Argonnen.
Von Rudolf Hans Bartsch.

Eine seltsame Ueberschrift? Und dennoch bezeichnet gerade dieser Aufsatz das dem Deutschen eigentümliche Wesen mehr, als vielleicht irgendeiner meiner andern. Sein Inhalt ist in kurzen Worten der: Die Württemberger haben die größten Verluste gehabt, und gerade sie haben es sich auf ihrem furchtbaren Kriegsschauplatze, den Argonnen, am heimeligsten einzurichten gewußt.

Der Krieg in den Argonnen ist ein ausgesprochener Waldkrieg mit jenen immerwährenden Kämpfen Brust an Brust und Aug' in Auge, an die sich nur wenige, vollkommene Raufernaturen gänzlich zu gewöhnen verstehen. Es ist nicht so trostlos, wie das wochenlange Erstarrtsein in Ruß, Ziegelmehl und Lehm, bis das Tag und Nacht erlauerte und dennoch stets unerwartet lospolternde Trommelfeuer alle Nerven zum Irrsinn hinaufspannt. Er ist der richtige Busch- und Indianerkrieg, der den Menschen nicht zur Nummer werden läßt, sondern der Schlauheit und Unternehmungsgabe des Einzelnen erquickenden Spielraum gibt. Da ist die Persönlichkeit etwas wert: darum ist dieser Krieg schön, wie der Vogelzug der Flieger schön ist, und das sachte Schweben der Riesenluftschiffe und der Piratenzug des U-Bootsmannes. Aber bei diesen Einzelkämpfen gibt es viel seltener Verwundete oder Gefangene. Es geht buchstäblich bis ans Messer, und so haben die Württemberger den schönsten und tödlichsten Krieg.

Es ist charakteristisch, daß hier das Eiserne Kreuz meist für eine ganz bestimmte einzelne Tat verliehen werden kann, wie in alten Zeiten. Und als der Kronprinz einmal sechshundert solcher Ehrenzeichen mit eigener Hand verteilte und dabei die tapferen Schwaben um ihr Verdienst fragte, da waren Antworten, wie: „I bin halt immer fest druffgange" seltener als solche: „'s Revolverle han i em feindliche Offizier aus der Hand g'schlage und ihn g'fange" oder: „Und i han Handgranate gschmisse; oine om de ander!

Und gerade dort, wo man am meisten Roheit erwarten sollte, nach beständigem Nahkampf mit dem Messer, da haben die Männer ihre Kindlichkeit bewahrt und können sich nicht genug tun, ihre Kriegsheime auszubauen, zu verzieren und in ihren Höhlen Behagen ringsum zu verbreiten, sobald sie sich eingegraben haben. Ich sprach einmal ganz ernsthaft von dem vollkommenen Stil einer eigenen Kriegsarchitektur, der an Schönheit, Wucht und dennoch an Behaglichkeit nicht zu übertreffen wäre. Dieser Stil hat sich in den Argonnen bei den Württembergern bis zur Mustergültigkeit ausgebildet, und von weither kommen die hohen Herren, um sich das köstliche Wirtschaftsleben dieser Bravsten des Schwabenlandes anzusehen. Die Musikkapelle kommt in bestimmten Zeiten bis an die Schützengräben. Wenn sie beginnt, geht es zu wie beim ersten Ton der Zauberflöte. Die Franzosen hören mit Schießen auf und hören sittsam zu. Jedes Musikstück, das natürlich der dreißig Schritt entfernte Feind mit all seinen Feinheiten hört, wird gebührend beklatscht. Ist die Platzmusik zu Ende, dann geht das Stürmen wieder an.

Zwanzig Meter hinter den Schützengräben oder, wenn der Wald lichter ist, deren hundert, steht wohleingedeckt die Schuster- und Schneiderwerkstätte; die Leute bringen alle schwerverwundeten Kleidungsstücke aus den Schützengräben hin und bleiben damit salonfähig. Die Professionisten aber nehmen sich oft gar nicht die Mühe, sich bombensicher zu decken und arbeiten kummerlos draußen in der frischen Luft. Ein unverwüstliches, echt süddeutsches Behagen geht durch die ganze Truppe.

Zu Weihnachten kamen aus Deutschland waggonweise die Tannenbäumchen in die nadelbaumlosen Argonnen; deutsche Frauen hatten sie aus ihren Wäldern gesandt,

und jeder einzelne Soldat bekam so seinen Christbaum. Die Leute weinten vor Freude. Bei der Diensteinteilung (fünf Tage Kampfstellung, fünf Tage Bereitschaft und zehn Tage Ruhe) hat man den Leuten diese zehn schwer verdienten Tage so schön als möglich zu machen gewußt und ganze, gut gedeckte kleine Waldstädte sind so entstanden, wo jede Kameradschaft ihre eigene gute Stube und die Unteroffiziere ihre eigenen Zimmerchen haben. In diesen hübschen Häuschen gibt es eingebaute Möbel, Bäder, Waschräume. Selbstverständlich fehlt auch nirgends das Offizierskasino in der mächtigen, klotzigen Zyklopenschönheit dieser Kriegsarchitektur. Ganz ägyptisch mutet es an mit seinen pylonenartigen Eckpfeilern und der schweren Erddecke, auf der die Blumen wehen.

Dahinter ein Urwaldsbild. Ein Kohlenmeiler raucht; ein richtiger Köhler bedient ihn. Der gibt Holzkohle für jene Schützengräben, die ein Ofenrauch im Winter verraten könnte. Auch die vordersten Unterstände sind nicht nur geheizt, sondern auch elektrisch beleuchtet. Das Kabel, das durch ein selbstgeschaffenes Elektrizitätswerk gespeist wird, läuft bis knapp an den Feind heran, ebensogut wie die Zufuhr frischen Fleisches aus dem eigenen Schlachthause. Denn alle Tage geht der Eiszug mit dem eingekühlten Fleisch bis an die Schützengräben, wo die Gulaschkanone wartet. Weit hinter der Front, wo das Wasser für das elektrische Kraftwerk zu einem kleinen See gestaut wurde, der sich landschaftich ganz entzückend ausnimmt, ist das Freibad der Mannschaft; da tollen und johlen sie im frischen Wasser herum, daß es den Franzosen immer wieder ein paar verärgerte Schüsse ablockt. Immer wieder kommt ein Querschläger bis an das Schwimmbassin und verwundet einen der fröhlichen Badegäste. Der geht sich dann verbinden lassen, die anderen tollen vergnügt weiter.

Weiter hinten haben sie (ich vergesse sicher noch einiges) ihre eigene Geflügelzucht, ihre Viehzucht, ihre Schäferei mit einem alten, echten Schäfer, dem die Uniform des Landstürmers nichts von seiner charakteristischen Haltung zu nehmen vermag, ihre Mahlmühlen und ihre Holzwollfabrik, die das Holz in ganz feine, seidenglänzende Fäden hobelt, die dann massenweise in die vordersten Unterstände gebracht werden, wo es sich die Schwaben sehr mollig austapeziert haben. Wird die Holzwolle schmutzig oder gerät Ungeziefer hinein, so telephoniert man nach einer neuen Ladung, und die alte Wolle wird verbrannt. Weiter ist da eine Stellmacherei und Wagnerei, eine Schmiede und die Möbeltischlerei für die Unterstände sowohl als für die Waldstätte. Ein Sägewerk liefert weitherum Bretter auch an die anderen Truppenteile. An alles ist gedacht, und das köstlichste an der Sache ist, daß eigentlich der eine Mann, der die Seele dieser ganzen Organisation ist, gar kein Baumeister oder Eisenbahner oder Maschineningenieur ist, sondern in seinem Zivilberufe einer der berühmtesten Textilindustriellen Europas; für Deutschland etwa das was Ginzkey für Oesterreich. Der hat sich seinen ganzen Stab selber geschaffen, hat, erst unter Kampf und Schwierigkeiten, dann unter dem Beifall und der Hilfe seiner Vorgesetzten, die ganze mustergültige Organisation aufgebaut. Er selber ist in allem der Unternehmer, aber er hat sich dazu für jeden Zweig die besten Fachleute erbeten, und nun arbeiten diese Männer an einer der furchtbarsten Stellen, die dieser Krieg kennt, Lebensfreude und Ordnung aus.

An einer der furchtbarsten Stellen. Zwar sind die Argonnenfriedhöfe berühmt wegen ihrer künstlerischen Schönheit, aber sie sind auch reich, überreich besetzt! Die prachtvolle Christusgestalt, die sie dort aus einem Riesenblock von Eichenholz geschnitzt haben, segnet immer neue offene Gräber.

Und als der Stuttgarter Gartenarchitekt Berz den schönsten dieser Friedhöfe fertiggestellt hatte und sein wunderbar trauriges und erhebendes Werk überblickte, da winkte er einen Mann herbei und sagte ihm: „Merk' dir's gut, die Ecke dort gehört für mich;

dort will ich liegen, wenn's mich trifft." Andern Tags traf ihn, der sich freiwillig zur Sanität gemeldet hatte, eine Granate und zerriß ihn in Stücke.

Er liegt dort in der Ecke, und über ihm rauschen die Eichen der Argonnen: über ihm und vierhundert Königsgrenadieren.

Das ist von A bis zum Z die Schwabenwirtschaft in den Argonnen.

Episoden

Die treuen Sanitätshunde.

„Fünf Kilometer ist heute unsere tapfere Division in den Argonnen vorgerückt. Schwere Kämpfe waren es. Nun, 8½ Uhr abends, Ruhe. Ruhe? Nun ja, das vereinzelte Geschützfeuer summt doch nur das gewohnte Abendlied. Endlich auch für uns Sanitätshundführer Befehl, eine nahe große Waldschlacht abzusuchen. Meyer mit Ajax und ich mit Tasso arbeiteten bei etwa 300 Meter Abstand nebeneinander. Darum langsam vorgehen, um keinen Braven zu übersehen! Gewiß nicht leicht in dem dicht mit Unterholz bedeckten, von Gräben und Schluchten durchschnittenen Bergwald. Uns folgen je sechs Krankenträger unserer Sanitätskompagnie mit Tragbahren. Also vorwärts! Um uns tiefstes Dunkel, Sturm und peitschender Regen, so daß ein schwacher Hilferuf unser Ohr nicht erreicht. Aber, wo ist Tasso? Gibt er nicht rechts vor uns Laut? Halt! Horch! — Richtig! Schnell dahin! „So brav, Tasso, so brav!" Der Schein der elektrischen Lampe beleuchtet im Dickicht einen schwerverwundeten Deutschen. Beckenschuß! Tasso gibt vom Platz noch Laut, bis wir heran sind. Seinen Retter liebkost dankbar der tapfere Krieger. „Wie oft habe ich gerufen seit heute früh; fast aller Hoffnung bar, als die große Stille um mich eintrat! Gutes Tier", sagt er noch leise, bevor die Ohnmacht ihn umfängt. Zwei Leute bringen ihn zurück.

„Tasso, Revier!" Fort ist er. Da — schon wieder Laut? In ein Gewirr von abgeschossenen, zersplitterten Aesten und Sträuchern müssen wir hinein. Beieinander drei Mann von einer deutschen Patrouille; zwei sehen des Vaterlandes Aufstieg, die liebe Heimat nicht wieder. Von Granaten zerrissen. Der dritte bewußtlos durch den Blutverlust, fiebernd; rechtes Knie zerschmettert. Er wird zurückgebracht.

Da, Laut von Ajax gegeben; vor uns gradeaus! Wir müssen also wieder rechts. Ein Graben, ein Waldweg wird passiert, und schon gibt auch Tasso nach kurzer Zeit wieder Standlaut. An einem kleinen Wildbach ein toter Zuave und ein toter französischer Infanterist, unweit ein verwundeter deutscher Jäger. Lungenschuß, dazu Bajonettstich im rechten Unterschenkel. Seiner Gegner hat er sich noch gerade erwehrt; aber sein Bemühen, einen Verband anzulegen, ist vorzeitig unterbrochen. Nur zweimal ist die Binde umgerollt, den Händen entglitten.

Nun zurück zum Verbandplatz, neue Träger zu holen. Bald sind wir zurück. Stolzes Bewußtsein erfüllt uns nach dem ersten Erfolg. Flugs weiter! Noch dreimal kehren wir nach dem Kompaß erfolgreich zum Verbandplatz zurück. Immer größer werden die Entfernungen. Von Müdigkeit keine Spur. Durchnäßt, zerschunden. — Wer spürt's? Die Pflicht, die Kameradschaft, sie läßt es uns nicht empfinden. — Und als der Morgen durch Regen, Sturm und Nebel graut, sind zwölf Verwundete durch Tasso gefunden und nun sicher geborgen. Ob sie wohl in ihrem Leben ihren braven Retter vergessen. Sie und ihre Lieben daheim? — „Meyer, wieviel hat Ajax?" „Nur neun zwar, doch nur vorläufig. Einer davon möchte seinen Retter aus der Not, meinen Ajax, am liebsten bei sich behalten; geht nicht, es sind der Hilfsbedürftigen noch so viel." Unsere Vorarbeit, so mühsam sie bei der Meldestelle des Deutschen Vereins für Sanitätshunde war, sie ist doch die Grundlage gewesen!"

So erzählt Freiherr v. Niebelschütz in der „Täglichen Rundschau".

Vom Minenkrieg.

Dem Feldpostbrief eines Pionieroberleutnants entnimmt die „Vossische Zeitung" nachstehende Schilderung: Seit Monaten wird in den Argonnen ein unterirdischer Minenkrieg geführt, in dem jeder der Gegner bemüht ist, den anderen in die Luft zu sprengen. So hatten unsere Pioniere am 23. Mai 1915 wieder einmal einen Stollen 14 Meter gegen den Feind vorgetrieben, als sie während des Arbeitens das Geräusch feindlichen Gegenminierens hörten. Unteroffizier Mettin veranlaßte, daß in der Richtung des feindlichen Stollens noch etwas weiter gearbeitet wurde.

Pionier Antpöhler von der 4. Feldkompagnie des Posenschen Pionier-Regiments 29 hatte den Stollen um kaum einen Meter weit vorgetrieben, als plötzlich das Erdreich nachgab und in den feindlichen Minengang stürzte. Der französische Stollen war erleuchtet, und Pionier Antpöhler erkannte in dem Lichtschein zwei feindliche Pioniere. Er kroch schnell zurück, holte sich eine Stinkbombe und warf sie in den französischen Stollen; sie versagte jedoch, und Antpöhler konnte nur noch wahrnehmen, wie der Gegner bestrebt war, in den Stollen eine Ladung einzubringen. Antpöhler ließ sich nun von einem Infanteristen eine Pistole geben, kroch eiligst in den Stollen zurück und gab mehrere Schüsse auf die Franzosen ab. Es galt, einer feindlichen Sprengung zuvorzukommen, und ohne Besinnen begaben sich die Unteroffiziere Mettin und Lefhalm in den Stollen, brachten die Stinkbombe durch Pistolenschüsse zur Entzündung, um dem Feinde das weitere Arbeiten unmöglich zu machen, und schafften eine starke Ladung in den feindlichen Stollen. Hierauf wurde der eigene Stollen gut verdämmt und die Ladung entzündet. Die Wirkung war besonders gut, da sie auch mit dem Stollen den feindlichen Graben, der von der Sprengstätte aus nur noch fünf Meter entfernt war, verschüttete. Während der Tätigkeit unserer Pioniere unter der Erde verstrich eine Zeit banger Erwartung; denn kam der Feind unserer Sprengung zuvor, so war, abgesehen von dem Verlust der braven Pioniere, ein wichtiger Stützpunkt gefährdet.

Von der Wirkung der deutschen Artillerie

Wie schwere Verluste die deutsche Artillerie unausgesetzt unseren westlichen Feinden zufügt, schildert der Brief eines französischen Offiziers aus den Argonnen, der im Genfer „Journal" veröffentlicht wurde: „In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag," so heißt es da, „mußte unser Bataillon die Gräben beziehen. Infolge eines Furunkels verblieb ich vorläufig im Dorf. Während des Sonntages eröffneten die Deutschen ein furchtbares Bombardement, dessengleichen ich noch nicht erlebt habe. Am Nachmittag hielt ich es nicht mehr aus und beeilte mich, meine Kompagnie zu erreichen. Unterwegs erfuhr ich von den zurückflutenden Verwundeten, daß ein heftiger deutscher Angriff im Gange war. Ich treffe den Brigadekommandanten, der mir den Befehl gibt, einen Teil eines anderen Regiments zu übernehmen und vorzugehen. Hier und dort treffe ich zersprengte Leute aus meiner Kompagnie, und ich füge sie meiner Abteilung ein. Die Geschosse schlagen in furchtbarer Weise ein, und drei Leute werden an meiner Seite getötet, acht verwundet. Ueber und über mit Blut bespritzt, stürme ich über sie hinweg. Ich sollte eine Stellung am linken Flügel einnehmen, wo eine schreckliche Lücke in unsere Linie gerissen war, und hatte den Auftrag, den Anschluß mit einem Bataillon herzustellen, das sich an unserer Linken befinden sollte. Die ganze Nacht suchte ich diesen Anschluß, ohne ihn zu finden, denn das Bataillon war verschwunden.

Am nächsten Morgen suchte ich die Trümmer meiner Kompagnie zusammen, deren Befehl ich übernahm. Den Deutschen war es mit Hilfe ihres furchtbaren Artilleriegehämmers gelungen, unsere Linie an einer Ecke zu durchstoßen. Hier hatte das verschwundene Bataillon gestanden, nebst einer Kompagnie von meinem eigenen."

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel

Chronologische Uebersicht nach den deutschen Generalstabsmeldungen

Alle wichtigeren amtlichen französischen Meldungen sind zur Ergänzung beigegeben.

1. Mai 1915.

Zwischen Maas und Mosel kam es zu Infanteriekämpfen nur in der Gegend zwischen Ailly und Apremont. Die französischen Angriffe scheiterten sämtlich unter starken Verlusten.

2. Mai.

Zwischen Maas und Mosel kam es nur im Priesterwalde zu heftigen Kämpfen, wo die Franzosen mehreremale in großen Massen angriffen. Wir schlugen diese Angriffe, die stellenweise bis in unsere Gräben gelangten, unter starken Verlusten für den Feind ab und machten 90 Gefangene. Nordwestlich von Verdun wurde ein feindliches Flugzeug aus einem Geschwader heraus zur eiligsten Landung gezwungen.

3. Mai.

Zwischen Maas und Mosel fanden gestern nur Artilleriekämpfe statt.

4. Mai.

Die Artilleriekämpfe zwischen Maas und Mosel nahmen auch gestern ihren Fortgang.

Französische Abendmeldung: Ein neuer Angriff hat uns gestattet, unseren Gewinn im Priesterwald zu erweitern.

5. Mai.

Zwischen Maas und Mosel herrschte wieder regere Tätigkeit. Im Priesterwald nordwestlich von Pont-à-Mousson griffen die Franzosen gestern mit starken Kräften an. Trotz langandauernder Artillerievorbereitung brach der Angriff mit starken Verlusten für den Feind in unserem Feuer zusammen. Dagegen gingen wir im Walde von Ailly und östlich zum Angriff über, der gute Fortschritte machte. Hier nahmen wir bisher zehn Offiziere und 750 Mann gefangen.

Französische Abendmeldung: Sehr lebhafte Kampfhandlungen ereigneten sich zwischen Maas und Mosel. Seit 4 Uhr früh hat der Feind unsere Stellungen bei Les Eparges heftig bombardiert, ebenso den Graben von Calonne. Gegen 10 Uhr griff er diesen letzteren Punkt an. Seine Niederlage war vollständig, unser Feuer hat ihn vor unserer ersten Linie aufgehalten, die unversehrt blieb. Die deutschen Verluste sind hoch. Wir haben Gefangene gemacht. Am Morgen haben auch drei Regimenter die von uns kürzlich eroberten Stellungen im Aillywalde angegriffen, so den östlichen Teil desselben und das offene Gelände der Südwestkuppe, wobei der Feind in unserer ersten Linie Fuß faßte. Ein Gegenangriff ließ uns jedoch fast die Hälfte der Kuppe wieder zurückgewinnen; wir haben uns dort behauptet und haben gegen Ende des Tages einen zweiten Gegenangriff ausgeführt, um den Rest der Stellungen wieder zu nehmen, in die die Deutschen eingedrungen waren. Das Ergebnis dieses Gegenangriffs ist noch nicht bekannt. Im Gehölz Mortmare haben wir einen charakteristischen Erfolg erzielt, indem wir östlich der von uns gänzlich genommenen Stellungen an der Straße Flirey—Essey zwei aufeinander folgende deutsche Gräben nahmen. Wir haben sie sofort mit unserer eigenen Linie verbunden und uns darin befestigt. Drei Gegenangriffe wurden im Laufe des Tages ausgeführt, die mit schweren Verlusten an Toten und Gefangenen für den Feind zurückgeschlagen wurden.

6. Mai 1915.

Im Waldgelände westlich Combres fielen bei einem Vorstoß vier französische Offiziere, 135 Mann, vier Maschinengewehre und ein Minenwerfer in unsere Hand. Unser gestriger Angriff im Ailly-Walde führte zu dem erstrebten Erfolg. Der Feind wurde

aus seiner Stellung geworfen. Mehr als 2000 Franzosen, darunter 21 Offiziere, zwei Geschütze, sowie mehrere Maschinengewehre und Minenwerfer blieben unsere Beute. Auch die blutigen französischen Verluste waren sehr schwer.

Nördlich Flirey und bei Croix-des-Carmes griff der Feind an. Nördlich des erstgenannten Ortes drang er an einer Stelle bis in unseren Graben. Um ein kleines Stück wird noch gekämpft. An allen anderen Stellen wurden die Franzosen zurückgeworfen.

Französische Nachmittagsmeldung: Im Walde von Ailly machte ein von uns gegen Ende des Tages unternommener Gegenangriff langsame Fortschritte. Wir haben einen neuen Teil der Stellung wiedergenommen, in der die Deutschen am Morgen Fuß gefaßt hatten.

7. Mai 1915.

Zwischen Maas und Mosel behaupteten und befestigten wir den auf den Maashöhen und südwestlich und südlich des Ailly-Waldes errungenen Geländegewinn. Bei Flirey ist ein schmales Grabenstück unserer Stellung noch im Besitz der Franzosen; sonst wurden dort alle Angriffe der Franzosen abgewiesen.

8. Mai.

Auf den Maashöhen zeitweise gesteigerte Artilleriekämpfe.

9. Mai.

Zwischen Maas und Mosel verlief der Tag ohne besondere Ereignisse.

11. Mai.

Feindliche Infanterieangriffe nördlich Flirey und im Priesterwald scheiterten unter erheblichen Verlusten für den Gegner.

13. Mai.

Nach starker Artillerievorbereitung griff der Feind gestern unsere Stellungen zwischen Maas und Mosel bei Croix-des-Carmes an. Es gelang ihm, in einer Breite von 150 bis 200 Metern in unsere vordersten Gräben einzudringen. In bitteren Nahkämpfen wurden unsere Stellungen jedoch wieder völlig von den Franzosen gesäubert. Eine Anzahl Gefangener blieb in unseren Händen.

14. Mai.

Zwischen Maas und Mosel brach ein feindlicher Vorstoß im Priesterwalde vor unseren Stellungen in unserem Feuer zusammen.

15. Mai.

Südlich von Ailly östlich der Maas nahmen wir einige feindliche Gräben, wobei 52 verwundete und 166 unverwundete Franzosen, darunter ein Bataillonskommandeur gefangen genommen wurden. Drei feindliche Angriffe gegen unsere Stellungen an der Straße Essey—Flirey wurden abgewiesen. Im Priesterwald setzten wir uns beim Morgengrauen durch einen Vorstoß in Besitz eines feindlichen Grabens und machten hierbei einige Gefangene.

16. Mai.

Zwischen Maas und Mosel fanden auf der ganzen Front lebhafte Artilleriekämpfe statt. Zu Infanteriekämpfen kam es nur am Westrande des Priesterwaldes, wo der Kampf noch nicht abgeschlossen ist.

17. Mai.

Bei Ailly und im Priesterwald haben sich geringfügigere Infanteriekämpfe entwickelt.

18. Mai 1915.

Bei Ailly kam der Infanteriekampf zum Stillstand. Ein französischer Vorstoß im Priesterwald brach in unserem flankierenden Feuer zusammen.

19. Mai 1915.

Im Priesterwald versuchten die Franzosen um Mitternacht vorzubrechen, wurden aber durch unser Artilleriefeuer niedergehalten.

20. Mai.

Zwischen Maas und Mosel war der Artilleriekampf besonders heftig. Gegen Morgen gingen die Franzosen östlich Ailly in breiter Front zum Angriff vor, der überall, zum Teil in erbittertem Handgemenge, von uns abgewiesen wurde.

21. Mai.

Ein weiterer von den Franzosen gestern nachmittag im Wald von Ailly angesetzter Angriff scheiterte unter erheblichen Verlusten für den Feind, der einige Gefangene in unserer Hand ließ.

22. Mai.

Auf der Westfront fanden nur Artilleriekämpfe an verschiedenen Stellen, besonders zwischen Maas und Mosel, statt.

23. Mai.

Zwischen Maas und Mosel fanden wiederum heftige Artilleriekämpfe statt. Ein Angriff des Feindes im Priesterwald wurde abgeschlagen.

24. Mai.

Zwischen Maas und Mosel dauern die Artilleriekämpfe an. Im Priesterwald erlitten die Franzosen bei einem erneuten erfolglosen Angriff Verluste.

26. Mai.

Ein feindlicher Vorstoß im Ostteil des Priesterwaldes wurde leicht abgewiesen.

27. Mai.

Erfolglose kleinere feindliche Vorstöße im Priesterwalde.

28. Mai.

Im Priesterwald griff der Feind gestern 7 Uhr abends nach längerer Artillerievorbereitung an. Es kam zu erbitterten nächtlichen Kämpfen, die mit einer schweren Niederlage der Franzosen endeten.

29. Mai.

Im Priesterwald nordwestlich Pont-à-Mousson schienen die Franzosen wie am 27. Mai abends wieder einen größeren Angriff vorbereitet zu haben. Unser Feuer hielt den Feind nieder. Vereinzelte nächtliche Teilvorstöße wurden blutig zurückgewiesen.

31. Mai.

Im Priesterwald gelang es den Franzosen nur in einige vorgeschobene, schwach besetzte Gräben einzudringen. Im übrigen ist auch hier der feindliche Angriff gescheitert.

1. Juni.

Im Priesterwald gelang es unseren Truppen, die vorgestern verlorenen Grabenstücke größtenteils zurückzuerobern. Der Feind hatte wieder sehr erhebliche Verluste.

Nordöstlich Verdun flog ein feindliches Munitionslager in die Luft.

Französische Abendmeldung: An den Rändern des Priesterwaldes hat der Feind nach einer heftigen Beschießung uns einige vorgestern eroberte Grabenteile wieder abgenommen. Wir behalten den ganzen Rest unseres Gewinns.

2. Juni.

Im Priesterwald dauert der Nahkampf um einzelne Grabenstücke noch an.

3. Juni.

Im Priesterwald sind die Kämpfe noch nicht abgeschlossen.

4. Juni 1915.

Im Priesterwald ist der Kampf abgeschlossen. Es ist uns gelungen, den größten Teil der verlorenen Gräben wieder zu gewinnen.

Französische Abendmeldung: Der Feind, der mit einem weittragenden Geschütz feuerte und auf Verdun abzielte, schleuderte einige Granaten, die ihren Zielpunkt nicht erreicht haben. Wir haben unsererseits die Südfront des verschanzten Lagers von Metz bombardiert. Die Deutschen haben auch auf Saint-Dié einige Granaten abgesandt, die weder Verluste noch Materialschaden verursacht haben.

Französische Abendmeldung: Ein deutsches Geschütz, welches auf Verdun gestern geschossen hatte, wurde mit Tagesanbruch entdeckt und unter unser Feuer genommen. Wir haben die Wirkung unseres Schießens feststellen können, das den Beton der Plattform beschädigte und ein Munitionsdepot in die Luft sprengte.

5. Juni 1915.

Der Flughafen Dommartemont bei Nanzig wurde mit Bomben belegt.

9. Juni.

Im Priesterwalde wurde ein feindlicher Angriff blutig zurückgewiesen, nur um eine kleine Stelle unseres vordersten Grabens wird noch gekämpft.

Französische Nachmittagsmeldung: Wir haben einen Fortschritt von hundert Metern Tiefe auf einer Front von 350 Metern am Rande des Priesterwaldes gemacht, wo wir zwei und an einigen Punkten drei Linien deutscher Gräben nahmen. Wir haben fünfzig Gefangene gemacht.

10. Juni.

Im Westteile des Priesterwaldes blieb ein Grabenstück unserer vordersten Stellung im Besitze des Gegners.

Französische Abendmeldung: Auf den Maashöhen griffen unsere Truppen in dem Abschnitt des Grabens von Calonne an und nahmen zwei feindliche Linien, machten 70 Gefangene, darunter zwei Offiziere.

21. Juni.

Auf den Maashöhen richteten die Franzosen gegen unsere Stellungen in der Grande Tranchée westlich Les Eparges abends fünf starke Angriffe, die westlich der Straße in unserem Feuer zusammenbrachen. Oestlich der Straße drang der Gegner in Teile unserer Stellung ein. Er ist zum Teil bereits wieder verjagt. 70 Gefangene blieben in unserer Hand.

Französische Abendmeldung: Auf den Maashöhen, im Abschnitt des Grabens von Calonne (Grande Tranchée, westlich Les Eparges, vgl. die deutschen Meldungen), haben wir nach zeitweiser Zurückweisung von Gegenangriffen unsere Gewinne von gestern verbreitert. Ein erster Angriff machte nur wenig Fortschritte, ein zweiter dagegen gestattete uns, neue Schützengräben östlich derjenigen zu nehmen, die wir am Sonntag besetzt hatten. Dieser Gewinn wurde behalten wie die früheren.

22. Juni.

Auf den Maashöhen dauerten die Nahkämpfe unter schwerem Artilleriefeuer den Tag über an. Heute früh gegen drei Uhr schritten wir zum Gegenangriff, säuberten unsere Gräben vom eingedrungenen Feinde fast vollständig und machten 130 Gefangene. Ein kleiner feindlicher Vorstoß bei Marchéville wurde leicht abgewiesen.

23. Juni 1915.

Auf den Maashöhen setzten die Franzosen ihre Durchbruchsversuche ohne den geringsten Erfolg fort. Sämtliche Angriffe wurden unter erheblichen Verlusten für den Feind abgeschlagen. Bisher machten wir 280 unverwundete Franzosen, darunter drei Offiziere zu Gefangenen und erbeuteten sieben Maschinengewehre, sowie 20 Minenwerfer.

Französische Nachmittagsmeldung: Auf den Maashöhen am Graben von Calonne eroberten wir am Ende des Tages einen Teil der zweiten deutschen Linie zurück.



Phot. G. Bruennlein, Berlin

Französische Unterstände in den Wäldern zwischen Maas und Mosel



Phot. W. Braemer, Berlin

Deutsche Feldartillerie in Feuerstellung bei Saint-Mihiel



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Feldlager deutscher Truppen in der Gegend von Verdun



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Deutsche Kavallerie führt ihre Pferde in die Meurthe bei Baccarat in die Schwemme

Französische Abendmeldung: Auf den Maashöhen hat der Feind beim Graben von Calonne diesen Morgen einen heftigen Gegenangriff unternommen, der ihm gestattete, seine frühere zweite Linie wieder zu nehmen. Im Verlaufe des Nachmittags kam es zu einem neuen deutschen Angriff, er wurde sofort gehemmt; dann ergriffen wir unserseits die Offensive und haben in der zweiten feindlichen Linie Fuß gefaßt.

24. Juni 1915.

Auf den Maashöhen kam es zu weiteren erbitterten Zusammenstößen. Wir nahmen noch 150 Franzosen gefangen. Der Feind erlitt bei zwei fehlgeschlagenen Angriffen starke Verluste.

Französische Abendmeldung: Auf den Maashöhen beim Graben von Calonne ist die Lage unverändert. Wir behaupten uns in einem Teil der zweiten deutschen Linie.

25. Juni.

Auf den Maashöhen scheiterten die westlich der Grande Tranchée angesetzten französischen Angriffe vollkommen. Oestlich der Tranchée eroberten wir einen vom Feinde zäh verteidigten Verbindungsgraben zurück.

Französische Nachmittagsmeldung: Auf den Maashöhen haben die Deutschen beim Graben von Calonne am Abend an der ganzen Front einen sehr heftigen Angriff unternommen, bei dem sie Bomben mit vergiftender Gaswirkung und entzündbaren Flüssigkeiten verwendeten. Nachdem es ihnen gelungen war, in jenen Teil ihrer alten zweiten Linie einzudringen, den wir besetzt halten, wurden sie durch einen energischen Gegenangriff unserseits wieder hinausgeworfen. Die Stürmenden wurden unter unser Feuer genommen und mit schweren Verlusten zerstreut.

26. Juni.

Auf den Maashöhen westlich von Combres wurde hart gekämpft. Dort setzte der Gegner beiderseits der Grande Tranchée viermal mit stets neuen Truppen in einer Frontbreite von etwa drei Kilometern zu tief gegliederten Angriffen an. Diese brachen fast überall schon in unserem Feuer zusammen. Wo der Feind in unsere Gräben drang, wurde er unter großen Verlusten im Handgemenge zurückgeworfen. Im Nachstoß eroberten wir westlich der Tranchée eine vorgeschobene feindliche Stellung. Oestlich derselben hält der Feind noch ein kleines Stück des am 20. Juni eroberten Grabens.

Französische Nachmittagsmeldung: Auf den Maashöhen haben die Deutschen östlich des Grabens von Calonne einen Angriff unternommen, der zurückgeschlagen wurde, ausgenommen auf einem Punkte, wo sie in ein Grabenstück eindrangen, das von zwei Sektionen gehalten wurde.

27. Juni 1915.

Nachdem wir auf den Maashöhen in den letzten Tagen die Versuche des Feindes, sich in den Besitz des ihm am 24. Juni entrissenen Geländes beiderseits der Grande Tranchée zu setzen, vereitelt hatten, überraschten wir den Gegner mit einem Angriff auf den Höhenrücken hart südwestlich von Les Eparges, der nach kurzem Kampf in unseren Händen war. Der Gegner machte während der ganzen Nacht Anstrengungen, den Rücken wieder zu nehmen, aber seine Angriffe schlugen fehl.

Französische Nachmittagsmeldung: Auf den Maashöhen dauerte der Kampf beim Graben von Calonne die ganze Nacht an. Unsere Stellungen und unsere früheren Gewinne wurden vollständig behauptet.

Französische Abendmeldung: Man bestätigt, daß die am 26. und in der Nacht vom 26. zum 27. Juni beim Graben von Calonne gelieferten Kämpfe sehr heftig waren und bis zum Kampf Mann gegen Mann führten. Die Deutschen machten von brennenden Flüssigkeiten Gebrauch und gelangten unter dem Schutze der Rauchwolke

zu ihrer frühern ersten Linie. Sie wurden mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Wir behaupteten die ganze frühere erste deutsche Linie und die Teile der zweiten Linie, die wir kürzlich erobert hatten. Oestlich des Grabens von Calonne auf dem Südkamm wurde ein Grabenteil auf einer Front von ungefähr 120 Metern, der gestern abend vom Feinde besetzt wurde, von uns in der Nacht mit Ausnahme von etwa 30 Metern wieder genommen. Der Artilleriekampf dauerte während des ganzen Morgens in dieser Gegend an; er wurde auch nördlich von Flirey und bei La Haye sehr heftig.

28. Juni 1915.

Auf den Maashöhen schlug ein zwei Kilometer breiter Infanterieangriff beiderseits der Grande Tranchée fehl. Nach ungewöhnlich großen Verlusten flüchtete der Feind in seine Stellung zurück.

29. Juni.

Auf den Maashöhen griff der Feind die von uns am 26. Juni gewonnenen Stellungen südwestlich von Les Eparges im Laufe des Tages fünfmal an. Unter großen Verlusten brachen diese Angriffe — ebenso wie ein nächtlicher Vorstoß östlich der Grande Tranchée — erfolglos zusammen.

30. Juni.

Durch fast ununterbrochene Angriffe auf den Maashöhen, westlich von Les Eparges, versuchte der Gegner seit dem 26. Juni abends vergeblich, die von uns eroberten Stellungen wieder zu gewinnen. Auch gestern unternahm er vier heftige Vorstöße, die sämtlich unter großen Verlusten scheiterten.

1. Juli.

Auf den Maashöhen fanden nur lebhafte Artilleriekämpfe statt.

3. Juli.

Bei Les Eparges mißlang ein durch Handgranaten und Stinkbomben vorbereiteter französischer Angriff.

4. Juli.

Auf den Maashöhen wiederholte der Feind trotz aller Mißerfolge viermal seine Versuche zur Wiedereroberung der verlorenen Stellungen bei Les Eparges. Wir wiesen seine Angriffe glatt ab. Nordwestlich von Regnieville eroberten wir die französischen Stellungen in 600 Metern Breite und entrissen nördlich von Fey-en-Haye dem Feind ein Waldstück. Die Fliegertätigkeit war gestern sehr lebhaft. Deutsche Flugzeuge griffen das befestigte Nanzig und die Bahnanlagen von Dombasle an.

Französische Nachmittagsmeldung: Auf der Front von de la Haye machten die Deutschen einen Angriffsversuch gegen unsere Schützengräben. Nördlich von Regnieville verhinderte unser Seitenfeuer einen Sturmangriff am Vorwärtskommen. Vor Fey mußte ein bei den Stacheldrähten angelangtes Bataillon zweimal den Rückzug antreten.

5. Juli 1915.

Beiderseits Croix-des-Carmes (am Westrande des Priesterwaldes) stürmten unsere Truppen gestern die feindliche Stellung in einer Breite von etwa 1500 Metern und drangen durch ein Gewirr von Gräben bis zu 400 Metern vor. Unter schweren Verlusten mußten die sich verzweifelt wehrenden Franzosen Graben um Graben räumen und etwa 1000 unverwundete Gefangene (darunter einen Bataillonsstab), zwei Feldgeschütze, vier Maschinengewehre, drei leichte sowie vier schwere Minenwerfer in unserer Hand lassen. Ebenso gelang ein gleichzeitig ausgeführter Ueberfall auf eine französische Blockhausstellung bei Haut-de-Rupt (südlich von Norroy an der Mosel), die mit Besatzung und eingebauten Kampfmitteln in die Luft gesprengt und dann planmäßig wieder geräumt wurde.

Französische Nachmittagsmeldung: Gestern ergriffen die Deutschen im Laufe des Nachmittags und Abends die Offensive auf einer Front von etwa fünf Kilometern von Fey-en-Haye aus genommen bis zur Mosel östlich von Fey-en-Haye; ebenso im Westteile des Priesterwaldes, d. h. auf einer Front von etwa einem Kilometer. Es gelang ihnen nach einem Bombardement von äußerster Heftigkeit in ihren früheren Linien, die kürzlich von uns erobert worden waren, wiederum Fuß zu fassen, sie konnten sie aber trotz aller Kampfanstrengungen nicht überschreiten; weiter östlich, d. h. von der Croix-des-Carmes bis zum Weiler Haut-de-Rupt an der Mosel scheiterten die deutschen Angriffe vollständig; der Feind erlitt sehr schwere Verluste.

6. Juli 1915.

Nachts wurden zwei französische Angriffe bei Les Eparges abgewiesen. Die Beute des Erfolges im Priesterwald hat sich um ein Feldgeschütz und drei Maschinengewehre erhöht. Außerdem fiel ein Pionierpark mit zahlreichem Material in unsere Hand.

Französische Nachmittagsmeldung: Auf den Maashöhen haben die Deutschen zweimal unsere Stellungen auf der Kuppe südlich der Schlucht von Sonvaux, östlich des Grabens von Calonne, angegriffen. Sie wurden beide Male zurückgeschlagen. In der Gegend des Priesterwaldes hat der Feind ebenfalls die Offensive ergriffen. Es wurden zwei Angriffe ausgeführt, von denen der eine sich nach und nach vom westlichen Teil des Waldes bis Fey-en-Haye ausdehnte, während der andere sich besonders gegen jenen Teil des Waldes richtete, der westlich des Croix-des-Carmes liegt. Beide Angriffe wurden durch unser Artillerie- und Infanteriefeuer aufgehalten, das dem Feinde schwere Verluste zufügte.

Französische Abendmeldung: Auf den Maashöhen, auf der Kuppe südlich der Einsenkung von Sonvaux, haben wir ein Grabenteilstück wieder genommen, in dem die Deutschen Fuß gefaßt hatten und wo es ihnen seit dem 27. Juni gelungen war, sich zu behaupten, und sind darüber hinaus vorgestoßen. Der Feind unternahm nach einem heftigen Bombardement einen Gegenangriff, der unter dem Feuer unserer Maschinengewehre und unserem Sperrfeuer zusammenbrach. Die Deutschen wichen in Unordnung zurück und erlitten schwere Verluste. In der Gegend von Fey-en-Haye Beschießung mit Granaten aller Kaliber mit Unterbrechung.

7. Juli 1915.

Zwischen Maas und Mosel herrscht lebhafte Kampftätigkeit. Südwestlich von Les Eparges setzte der Feind seine Anstrengungen, die ihm unlängst entrissenen Stellungen wieder zu erobern, fort. Bei dem ersten Angriff gelangten die Franzosen in einen Teil unserer Verteidigungslinie. Ein Gegenstoß brachte die Gräben bis auf ein Stück von 100 Metern wieder in unsere Hand. Der Feind ließ ein Maschinengewehr zurück. Zwei weitere Vorstöße des Gegners ebenso wie ein Angriff in der Tranchée scheiterten völlig.

Halbwegs Ailly—Apremont wurde unsererseits angegriffen. Wir eroberten die feindliche Stellung in einer Breite von 1500 Metern und machten dabei mehr als 300 Franzosen zu Gefangenen.

Bei Croix-des-Carmes (im Priesterwalde) erfolgte heute nacht der erwartete feindliche Gegenangriff. Der Gegner wurde abgewiesen.

Französische Nachmittagsmeldung: Auf den Maashöhen wurde gegen 9 Uhr abends ein neuer deutscher Angriff gegen unsere Stellungen der Kuppe südlich der Sonvauxschlucht durch unser Sperrfeuer aufgehalten. Die Deutschen haben zu gleicher Zeit westlich dieser Kuppe angegriffen. Sie wurden auch an diesem Punkt zurückgewiesen. Südwestlich von Saint-Mihiel hat der Feind in dieser Nacht nach einer äußerst heftigen Beschießung die Offensive ergriffen auf der Front, die sich erstreckt von dem das rechte Ufer der Maas südlich von Ailly beherrschenden Hügel bis zu der Tête-à-

Bache genannten Stelle im Walde von Apremont. An einem einzigen Punkt, in der Gegend Vaux-Féry, ist es dem Feind gelungen, auf einer Front von ungefähr 700 Metern in unsere erste Linie einzudringen. Ueberall sonst wurde er mit starken Verlusten zurückgeworfen. Im östlichen Teil des Priesterwaldes haben wir einen neuen deutschen Angriffsversuch, dem das Werfen brennbarer Flüssigkeiten voranging, aufgehalten.

Französische Abendmeldung: Auf den Maashöhen meldet man eine heftige Beschießung unserer Stellung von Les Eparges. Im Walde von Apremont hat nach heftigen Kämpfen, die einen Teil des Morgens andauerten, die im vorhergehenden Bericht gemeldete Infanterieaktion aufgehört. Der Feind, der empfindliche Verluste erlitt, hat auf keinem Punkte einen neuen Gewinn erzielt. Im Westteil des Priesterwaldes haben wir durch einen Kampf mit Handgranaten 200 Meter Schützengräben zurückerobert.

8. Juli 1915.

Gegen die von uns genommenen Stellungen westlich Apremont dauerten die feindlichen Angriffe Tag und Nacht hindurch ohne jeden Erfolg an. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf drei Offiziere und über 400 Mann erhöht.

Auf der ganzen Westfront fanden lebhafte Artilleriekämpfe statt.

9. Juli.

Oestlich von Ailly ergebnislose französische Einzelangriffe. Oestlich anschließend an unsere neugewonnenen Stellungen im Priesterwalde stürmten wir mehrere französische Gräben in einer Breite von 350 Metern, machten dabei über 250 Gefangene und erbeuteten vier Maschinengewehre. Nachts fanden auf der Front von Ailly bis zur Mosel nur unbedeutende Patrouillengefechte statt.

Französische Nachmittagsmeldung: Südlich der Maas und der Mosel war die Nacht belebt. Zwischen Fey-en-Haye und dem Priesterwalde haben wir durch Handgranatenkampf ungefähr 150 Meter der am 4. Juli verlorenen Schützengräben zurückerobert. Bei Croix-des-Carmes griff der Feind abends nach einem Bombardement mit Flugtorpedos und nach dem Ausgießen einer brennenden Flüssigkeit auf einer Front von 350 Metern an. Nachdem es ihm gelungen war, in unsern Stellungen der ersten Linie Fuß zu fassen, wurde der Feind durch unsern unverzüglich einsetzenden Gegenangriff wieder daraus geworfen. Er vermochte sich jedoch in einigen Teilen unserer vordersten Schützengräben zu behaupten.

10. Juli.

Zwischen Ailly und Apremont fanden vereinzelte Nahkämpfe statt.

Im Priesterwalde verbesserten wir durch einen Vorstoß unsere neuen Stellungen. Seit dem 4. Juli sind in den Kämpfen zwischen Maas und Mosel 1798 Gefangene (darunter 21 Offiziere) gemacht, drei Geschütze, 12 Maschinengewehre, 18 Minenwerfer erbeutet worden.

11. Juli.

Zwischen Ailly und Apremont erfolglose französische Handgranatenangriffe. Im Priesterwald brach unter starken Verlusten für den Feind ein durch heftiges Artilleriefeuer vorbereiteter Angriff dicht vor unseren neuen Stellungen zusammen.

12. Juli 1915.

Bei Combres und im Walde von Ailly ging der Gegner gestern abend nach starker Artillerievorbereitung zum Angriff vor; auf der Höhe von Combres gelang es dem Feind, in unsere Linien einzudringen. Er wurde wieder hinausgeworfen; im Walde von Ailly brach die feindliche Infanterie bereits vor unserer Stellung in unserem Feuer zusammen.

Französische Abendmeldung: Im Priesterwalde wurden in der Umgebung von Croix-des-Carmes zwei deutsche Angriffe versucht; der erste wurde mit bedeutenden Verlusten durch unser Artillerie- und Infanteriefeuer zurückgeworfen, der zweite wurde gehemmt, bevor der Feind seine Schützengräben verlassen konnte.

13. Juli 1915.

Zwischen Maas und Mosel entwickelte der Feind lebhafte Artillerietätigkeit. Viermal griff er im Laufe des Abends und der Nacht unsere Stellungen im Priesterwalde an. Die Angriffe brachen unter großen Verlusten vor unseren Linien im Feuer zusammen.

Französische Nachmittagsmeldung: Ein Luftgeschwader, bestehend aus 35 Flugzeugen, überflog am Morgen, trotz eines Windes von 18,5 Sekundenmetern Geschwindigkeit, den strategischen Bahnhof, den die Deutschen in Vigneulles-les-Hattonchâtel eingerichtet haben, und bombardierten ihn. Dieser Bahnhof bedient zugleich die Gegend des Grabens von Calonne und jene des Waldes von Apremont. Sehr beträchtliche Vorräte aller Art, namentlich Munition, waren dort konzentriert. Unsere Flugzeuge schleuderten auf das angegebene Ziel 171 neunziger Granaten. Die Beschießung verursachte mehrere Brandausbrüche. Sämtliche Apparate kehrten trotz des Geschützfeuers zurück.

Französische Abendmeldung: Zwischen der Maas und der Mosel dauert das Geschützfeuer an, besonders im Walde von Apremont und im Priesterwalde, wo die Deutschen nach dem Scheitern ihres Versuches vom 12. Juli ihre Angriffe nicht erneuert haben. Zwischen Fey-en-Haye und dem Walde haben wir in den mittelst Handgranaten in den Verbindungsgängen geführten Kämpfen an Gelände gewonnen.

15. Juli.

Oestlich der Argonnen herrschte gestern erhöhte Gefechtstätigkeit; im Walde von Malancourt wurden Angriffsversuche des Feindes durch unser Feuer verhindert. Im Priesterwald brach ein französischer Vorstoß verlustreich vor unseren Stellungen zusammen.

17. Juli.

Französische Abendmeldung: Auf den Maashöhen haben die Deutschen nach ihrem Bombardement der letzten Nacht einen heftigen Angriff gegen unsere Stellungen vom Graben von Calonne bis zum Dorfe Les Eparges, auf der Kuppe südlich der Sonvaux-Schlucht ausgeführt. Es gelang ihnen, auf einem einzigen Punkte in einem Grabenstück, das wir am 6. Juli genommen hatten, wieder Fuß zu fassen. Einige Gruppen von Deutschen, die in die Schlucht einzudringen vermochten, wurden getötet oder zu Gefangenen gemacht. Zwischen der Kuppe von Sonvaux und dem Graben von Calonne wurde der Feind ebenfalls mit schweren Verlusten zurückgewiesen. Im Walde von Apremont dauert die Beschießung fort.

18. Juli.

Auf den Höhen bei Les Eparges wird gekämpft.

Französische Abendmeldung: Auf den Maashöhen lebhafte Infanteriegefechte. Wir haben heute morgen durch einen Grabenangriff einen Grabenteil, den der Feind gestern auf der Kuppe südlich der Schlucht von Sonvaux besetzt hatte, wieder genommen. Im Laufe des Tages wurde ein neuer, vom Ausgießen brennender Flüssigkeit begleiteter Angriff der Deutschen zurückgeschlagen. Im Verlaufe dieser Kämpfe brachten wir dem Feinde sehr schwere Verluste bei und machten zwei Offiziere und über 200 Mann, die drei verschiedenen Regimentern angehören, zu Gefangenen.

19. Juli 1915.

Auf den Maashöhen südwestlich von Les Eparges und an der Grande Tranchée wurde mit wechselndem Erfolg weitergekämpft. Unsere Truppen büßten kleine örtliche Vorteile, die am 17. Juli errungen worden waren, wieder ein. Wir nahmen drei Offiziere, 310 Mann gefangen.

Französische Abendmeldung: Auf den Maashöhen machten die Deutschen am Nachmittag gegen unsere Stellungen auf der Kuppe südlich von Sonvaux zwei starke Angriffe, die vollkommen zurückgeschlagen wurden. Der Feind bombardierte darauf unsere Schützengräben und unternahm mit schwachen Kräften eine Reihe kleiner Angriffe, die vollständig abgewiesen wurden. Die deutschen Verluste sind bedeutend. Eines unserer Flugzeuge machte Jagd auf ein Aviatik-Flugzeug und holte es mit Maschinengewehrschüssen herunter. Der Apparat fiel brennend in die deutschen Linien; unsere Artillerie vollendete seine Zerstörung.

20. Juli 1915.

Französische Abendmeldung: Zwischen der Maas und der Mosel bei Les Eparges in der Gegend von Fey-en-Haye und im Priesterwalde ziemlich starkes Geschützfeuer. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juli hat eines unserer Luftschiffe 22 Granaten auf den Militärbahnhof und das Munitionsdepot von Vigneulles-les-Hattonchâtel abgeworfen. Unser Luftschiff ist unbeschädigt in unsere Linien zurückgekehrt.

21. Juli.

Französische Abendmeldung: 31 Flugzeuge bombardierten gestern den Bahnhof von Conflans-en-Jarnisy, einen wichtigen Abzweigungspunkt.

22. Juli.

Lebhafte Artilleriekämpfe fanden zwischen Maas und Mosel statt.

23. Juli.

Im Priesterwald mißlang nachts ein französischer Vorstoß. In Erwiderung der mehrfachen Beschießung von Thiaucourt und anderer Ortschaften zwischen Maas und Mosel nahm unsere Artillerie gestern Pont-à-Mousson unter Feuer.

Französische Abendmeldung: Im Priesterwalde faßten wir im Laufe der Nacht vom 22. auf den 23. Juli in der früher verlorenen Schützengrabenlinie wieder Fuß. Zwei deutsche Gegenangriffe wurden mit empfindlichen Verlusten für den Gegner zurückgeschlagen. Eine unserer Fliegergruppen warf gestern Abend 28 Granaten auf den Bahnhof von Conflans-en-Jarnisy und zwang zwei Aviatikflugzeuge, in ihrer Linie niederzugehen.

27. Juli.

Auf die Beschießung von Thiaucourt antworteten wir abermals mit Feuer auf Pont-à-Mousson.

30. Juli.

Im Priesterwald brach ein französischer Angriff beiderseits Croix-des-Carmes im Feuer der Infanterie und Artillerie vor unseren Hindernissen zusammen.

3. August.

Ein vom Gewittersturm losgerissener französischer Fesselballon ist nordwestlich von Etain in unsere Hände gefallen.

10. August 1915.

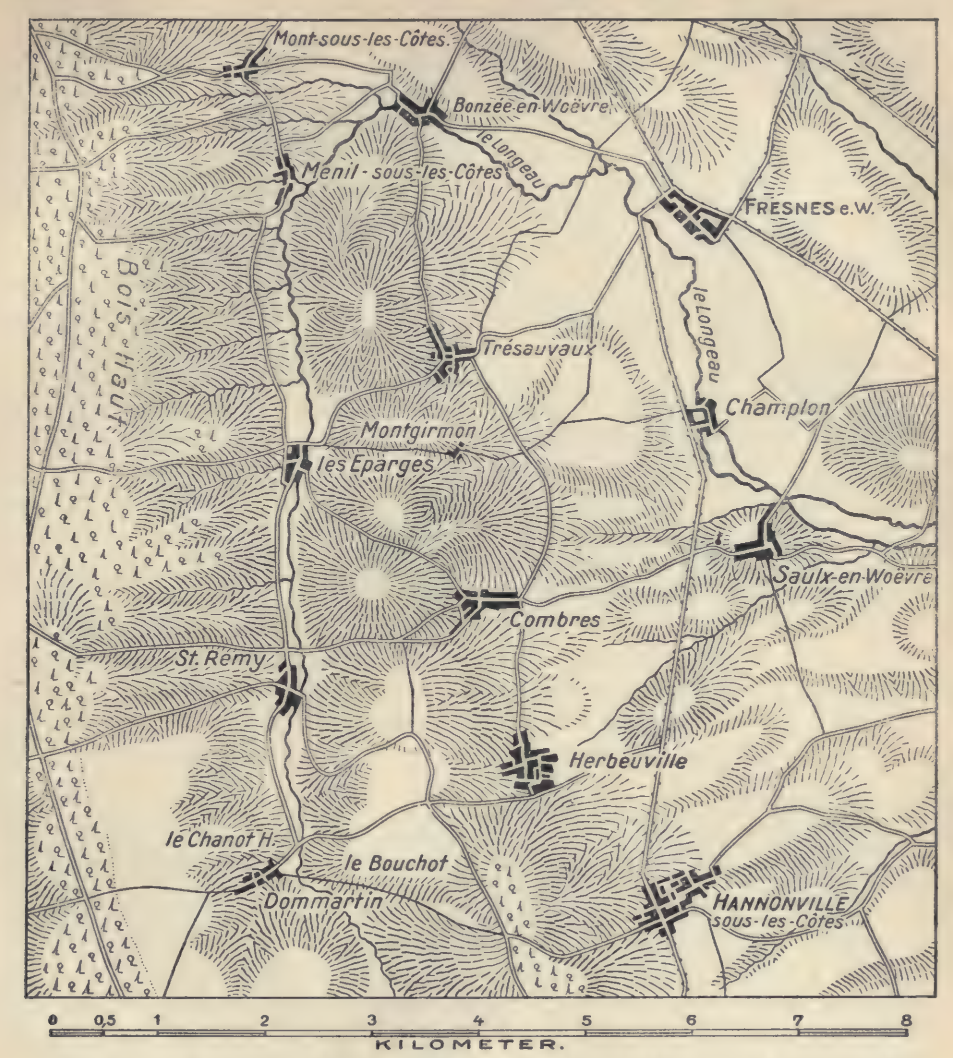
Am Südrande des Hessenwaldes, westlich von Verdun, wurde ein französischer Fesselballon heruntergeschossen.

Die Kämpfe bei Les Eparges vom 20. Juni bis 6. Juli 1915

Zusammenfassende Berichte aus dem deutschen Großen Hauptquartier

Der Bericht vom 1. Juli 1915:

Nachdem es uns Ende April und in den ersten Tagen des Mai 1915 gelungen war, auch unsere Stellungen auf den Maashöhen zwischen dem Dorf Les Eparges und der von dem alten Sommersitz der Bischöfe von Verdun, Hattonchâtel, nach Verdun hinführenden Grande Tranchée de Calonne um ein erhebliches Stück nach vorwärts zu verlegen, war damit zu rechnen, daß die Franzosen die Wiedergewinnung des ihnen an dieser wichtigen



Uebersichtskarte über das Kampfgebiet zwischen Les Eparges und Combres. (Vgl. die Karte Bd. V S. 79.)

Stelle entrissenen Geländes nach Kräften versuchen würden. Zunächst jedoch blieb es dort ziemlich ruhig. Als dann aber das 2. französische Armeekorps, das sich einige Wochen vorher bei seinen vergeblichen Angriffen gegen unsere braven Truppen zwischen der Orne und Combres, insbesondere bei Maizeray und Marchéville blutige Köpfe geholt hatte, wieder gefechtsfähig war, wurde dieses Armeekorps zur Wegnahme unserer neuen Stellungen an der Grande Tranchée bereitgestellt. Seit Mitte Juni kündigte verstärktes französisches Feuer aller Kaliber eine dort beabsichtigte Unternehmung an. Wir hatten uns nicht getäuscht. Als der Feind die Wirkung seiner Artillerievorbereitung für ausreichend hielt, setzte er seine ausgeruhten frischen Truppen am Sonntag, den 20. Juni, nachmittags, zum Angriff gegen unsere Stellungen beiderseits der Tranchée an.

Die Franzosen beobachteten hierbei das von ihnen in der Regel beliebte Verfahren, gegen einzelne Punkte starke Kräfte nacheinander, oft aus verschiedenen Richtungen anlaufen zu lassen. Es gelang ihnen schließlich, in einen Teil unseres vordersten Grabens, in einige Verbindungsgräben nach rückwärts und sogar in einen kleinen Teil der zweiten

Stellungen einzudringen. Noch in der Nacht zum Montag unternahm das von dem Vorstoße betroffene tapfere Regiment einen Gegenstoß, an dem sich alles bis zum letzten Mann beteiligte. Es gelang uns auch, den Franzosen den von ihnen genommenen Teil unserer zweiten Stellung und die Verbindungsgräben wieder zu entreißen und hierbei eine Anzahl von Gefangenen zu machen. Aber auch der Feind ließ nicht nach. Um die Mittagszeit des 21. Juni erneute er mit frischen Kräften seine Angriffe auf der ganzen Linie. Westlich der Tranchée wurde er stets und auch an den folgenden Tagen unter sehr schweren Verlusten abgewiesen. Oestlich der Tranchée dagegen, wo die Eindrucksstelle sich immer noch in seinem Besitz befand, glückte es ihm, durch sie hindurchstoßend, wiederum Gelände innerhalb unserer Linien zu gewinnen. Er mußte hier also wieder hinausgeworfen werden.

Für diese Unternehmung wurde das Morgengrauen des 22. Juni festgesetzt. Der Feind wurde anscheinend überrascht. Er räumte bei unserem Ansturm die Gräben unter Zurücklassung einer beträchtlichen Anzahl von Gefangenen. Nunmehr nahmen die Franzosen unsere gesamten Stellungen unter tagelanges, schweres Feuer. Sie hatten zu diesem Zweck ihre dort schon vorhandene zahlreiche schwere Artillerie durch weitere Batterien schwersten Kalibers von anderen Fronten her verstärkt. Auch verwendeten sie in großen Mengen Geschosse, die bei ihrer Detonation erstickende Gase entwickeln. Die Wirkung solcher Geschosse ist eine doppelte. Sie wirken nicht nur durch ihre Sprengstücke, sondern sie machen durch die Gase auch im weiteren Umkreise sich aufhaltende Personen wenigstens für einige Zeit kampfunfähig. Um sich selbst dieser Wirkung dort zu entziehen, wo derartige Geschosse nahe der eigenen Infanterie einschlagen, trugen in den geschilderten Kämpfen alle Franzosen Rauchmasken. Gefangene geben ferner übereinstimmend an, ihnen sei befohlen worden, als wirksamstes Mittel gegen die erstickenden Gase ihre in menschlichen Urin getränkten Taschentücher vor Mund und Nase zu halten. Mit solchem Feind hatten wir während der nächsten Tage und Nächte unausgesetzt erbitterte Nahkämpfe zu bestehen.

Die neuen Nahkampfmittel mit ihren furchtbaren moralischen Nebenwirkungen spielten auch hier wieder eine große Rolle. Hierher gehören insbesondere die Minenwerfer und Handgranaten verschiedener Konstruktion, diese auch, wie die Artilleriegeschosse, bei den Franzosen mit erstickender Gasentwicklung. Indessen zeigte sich schon am 22. Juni die unbestreitbare Ueberlegenheit unserer Infanterie über die französische. So oft wir zum Angriff schritten, konnten wir auch weit stärkere feindliche Kräfte werfen und besonders im Einzelkampf aus ihren noch so stark erbauten Stellungen vertreiben. Nur gegen das übermächtige Artilleriefeuer hatten unsere Truppen einen überaus schweren Stand. Sobald sie ein Grabenstück wiedergenommen hatten, richtete die feindliche Artillerie dagegen ein mörderisches Feuer, in dem ein Aushalten zu den physischen Unmöglichkeiten gehört.

In diesen hin- und herwogenden erbitterten Kämpfen konnten wir der französischen Infanterie unsere Anerkennung nicht versagen.

Immer wieder ließ sie sich zum Angriff vortreiben, ungeachtet unseres gut wirkenden Artillerie- und Infanteriefeuers und ungeachtet des Feuers ihrer eigenen Artillerie, das rücksichtslos auch dorthin gelegt wurde, wo die französischen Schützen ihren Sturm auszuführen hatten. Rücksichtslos waren die immer wieder frisch von rückwärts aufgefüllten Angriffstruppen, auch gegen sich selbst. Immer wieder stürmten sie über die Leichen ihrer soeben und während der letzten Kampftage gefallenen und in blutgetränktem Waldgestrüpp liegen gebliebenen Kameraden hinweg, immer wieder nützten sie Haufen dieser Leichen aus als Deckung gegen unser Feuer, ja verwendeten die Körper der tapfer Gefallenen sogar als regelrechte Deckungsmittel, wo sie gezwungen waren, sich schleunigst einzunisten und einzugraben. Viele hundert Leichen bedecken den schmalen Raum zwischen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Die Wirkung einer deutschen Granate auf einen französischen Pferdeschuppen im Kampfgebiet zwischen Maas und Mosel



Phot. Leipziger Presse-Büro Leipzig

Deutsche Soldaten im Quartier in einem französischen Bauernhause



Phot. Eugen Jacobi, Metz

Französische Gefangene nach dem Verhör durch deutsche Offiziere



Ph. Oscar Tellgmann, Eschwege

Gottesdienst in der zu einem deutschen Lazarett umgewandelten französischen Kirche eines Dorfes zwischen Maas und Mosel

unseren und den feindlichen Gräben. Als wir am späten Abend des 24. Juni alle zur vorderen Linie führenden Verbindungsgräben in unseren endgültigen Besitz gebracht hatten, waren diese bis oben hin mit französischen Leichen angefüllt.

Tagelang hatten die Franzosen hier neben und auf den Leibern ihrer gefallenen Kameraden ausgehalten. Es mag dahingestellt bleiben, ob mehr die Selbstüberwindung oder mehr die Gefühllosigkeit dabei mitgesprochen haben. Für uns war jedenfalls diese Totenkammer keine Kampfstellung. Wir schütteten die Gräben zu und bereiteten den dort gefallenen Tapferen ein Massengrab.

Nicht unerwähnt in diesem Zusammenhang soll auch sein, daß nach übereinstimmenden Aussagen aller Gefangenen die französische Infanterie in den Tagen vom 20. bis 25. Juni keine warme Kost erhalten hat. Mag diese wie andere Gefangenenaussagen nicht voll zutreffend und darauf berechnet sein, Mitleid zu erwecken, so ist immerhin zu beachten, daß erfahrungsgemäß an Gefangenenaussagen immer etwas Wahres ist. Der jämmerliche Zustand der Gefangenen bestätigte dies.

Vor dem in einer Ausdehnung von knapp 300 Metern noch im feindlichen Besitz befindlichen vorderen Grabenteil kam unser Angriff am 25. Juni zum Stehen.

Am 26. Juni gingen wir östlich von der Stätte der soeben geschilderten hartnäckigen Kämpfe zum Angriff in Richtung Les Eparges vor. Nicht dieses in der Tiefe gelegene Dorf war das Ziel der Unternehmung, sondern der dorthin abfallende bewaldete Bergrücken, auf dem die Franzosen seit längerer Zeit starke Befestigungen angelegt hatten. Diese sollten genommen werden. Nach sorgfältiger Vorbereitung setzten um die Mittagszeit unsere Angriffsbewegungen ein. Der Feind schien Derartiges an dieser Stelle nicht erwartet zu haben. Ohne allzu große Verluste und in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang es uns, die ersten feindlichen Stellungen im Sturm zu nehmen und in ununterbrochenem weiteren Vorgehen auch die dahinter liegende feindliche Hauptstellung zu erobern. Was unserem Feuer und unseren Bajonetten nicht zum Opfer fiel, flüchtete die steilen Hänge nach Les Eparges hinunter, um sich dort wieder zu sammeln. Unsere aufmerksame Artillerie versäumte diese günstige Gelegenheit nicht, das genannte Dorf unter Feuer zu nehmen und die von Norden her dorthin führenden Wege, auf denen der Feind Verstärkungen heranführte, durch wohlgezieltes Feuer zu sperren. Nach kurzer Zeit ging Les Eparges mit dem dort angehäuften Kriegsmaterial in Flammen auf.

Für uns galt es nun, die neu gewonnene vorteilhafte Stellung auf der Bergnase südwestlich Les Eparges zu halten; denn wir mußten mit hartnäckigen Versuchen des Feindes rechnen, das Verlorene wieder zu erlangen. Noch am Abend des 26. Juni begannen die Franzosen Gegenangriffe. Sie währten die ganze Nacht zum 27. hindurch ohne jeden Erfolg. Auch hier wie zu beiden Seiten der Tranchée haben die Franzosen außerordentlich schwere Verluste erlitten. Wie auch die Lage sich hier weiter gestalten mag, das 2. französische Armeekorps und die dort eingesetzten übrigen feindlichen Kräfte haben weder den beabsichtigten Durchbruch an der Tranchée zu erzwingen, noch die beherrschende Höhe südwestlich Les Eparges gegen den überraschenden, unvergleichlich mutigen Ansturm unserer kampferprobten und kampffreudigen Truppen zu behaupten vermocht.

Der Bericht vom 21. Juli 1915:

Der letzte Bericht über die Ereignisse auf den Maashöhen schloß mit dem Hinweis darauf, daß weitere Unternehmungen der Franzosen zur Wiedergewinnung der ihnen entrissenen wichtigen Stellungen bei Les Eparges zu erwarten seien. Schon der folgende Tag brachte die Bestätigung. Seither dauern die erbitterten Kämpfe dort fort. Die furchtbare Wirkung der beiderseitigen schweren Artillerie und der Wurf- und Erdminen hat das Kampfgelände wie bei Combres jetzt auch bei Les Eparges und bei der Grande

Tranchée de Calonne in ein Chaos von Steingeröll und Felsplatten, Baumstümpfen und Gestrüpp, durchsetzt mit Knäueln von zerschossenem Stacheldraht, vernichtetem Gerät aller Art, verwandelt. Dazwischen gesprengte Trichter, die das Gelände schluchtartig zerreißen. Da ist die Aufgabe gleich schwer: für den Verteidiger, sich einzurichten in widerstandsfähigen Gräben, für den Angreifer, sich durch das Trümmerfeld hindurchzuarbeiten.

So einförmig die folgende Beschreibung der Kämpfe bei Les Eparges auch klingen möge, so anspannend und aufzehrend sind die Ereignisse für den, der sie zu erleben hat. Die Kämpfe legen ein beredtes Wort ab von dem inneren Wert unserer Truppen, die tagelang in ihren Gräben das feindliche Feuer über sich ergehen lassen mußten und doch stets bereit blieben, in ihren verschütteten Stellungen, dem Feind, wo er sich vorwagte, die Stirn zu bieten.

Nach starkem Artilleriefeuer gegen unsere Stellungen von Les Eparges bis über die Tranchée hinaus erfolgten am 27. Juni mittags zwei Angriffe gleichzeitig, der eine gegen unsere neu gewonnenen Stellungen südwestlich von Les Eparges, der andere östlich der Tranchée. Beide wurden abgewiesen. Am Abend griff der Feind abermals und zwar diesmal an der Nordfront in ihrer ganzen Ausdehnung an. Auch dieser Angriff wurde zurückgeschlagen.

Während der Nacht zum 28. brachten die Franzosen zur Verstärkung ihrer Artillerie weitere Geschütze schweren Kalibers zur umfassenden Wirkung gegen unsere neuen Stellungen bei Les Eparges und gegen die bisherige Kampfstellung an der Tranchée in Stellung. Am 28., mit Beginn des Morgengrauens, eröffneten sie alsdann ein mörderisches Feuer gegen unsere gesamte vordere und rückwärtige Linie. Kurz nach 8 Uhr vormittags unternahmen sie aus der Sonvaux-Schlucht heraus einen Angriff gegen unsere Höhenstellung bei Les Eparges, den wir ohne allzu große Mühe zurückweisen konnten. Den gleichen Mißerfolg hatten vier weitere, im Laufe des Tages gegen die gleiche Einbruchsstelle angesetzte Angriffe. Der Tag hatte dem Feind zwar wiederum sehr schwere Verluste, aber nicht den geringsten Erfolg gebracht. An der Tranchée fanden Angriffsunternehmungen an diesem Tage von keiner Seite statt.

In der Nacht zum 29. erfolgte ein außerordentlich starker Feuerüberfall auf unsere Stellungen von Combres bis über die Tranchée hinaus. Ein französischer Angriff schien geplant. Unser Feuer verhinderte aber seine Ausführung. Nur östlich der Tranchée stießen die Franzosen noch in der Nacht in schmaler Front vor. Der Angriff brach in unserem Feuer zusammen. Den ganzen Tag lagen dann unsere Stellungen unter heftigem Feuer. Um 12 Uhr mittags griff der Feind erneut bei Les Eparges an. Er verwendete hierzu diesmal besonders starke, anscheinend von anderen Stellen fortgezogene Kräfte. Aber auch mit ihrer Hilfe gelang ihm ein Einbruch in unsere Stellungen nicht. Dieser, wie drei weitere im Laufe des Nachmittags unternommene Vorstöße wurden wiederum mit schweren Verlusten für die Franzosen abgewiesen. Während des Restes des Tages und die ganze Nacht hindurch belegte der Feind unsere gesamten Stellungen mit äußerst heftigem Feuer. Auch sämtliche in die Côtes Lorraines hineinführenden Straßen, sowie die schon längst nicht mehr von uns bewohnten Dörfer auf diesen Höhen und an ihrem Fuß am Rande der Woëvreebene wurden wieder ausgiebig mit Feuer bedacht.

Auch am 30. Juni wurde bei Fortsetzung der starken Beschießung ein Angriffsversuch nochmals wiederholt. Dann schien der Feind das Aussichtslose seiner immerwährenden Angriffe eingesehen zu haben. Vielleicht waren auch seine außerordentlich starken Verluste oder Munitionsmangel die Veranlassung dafür, daß er vom Abend des letzten Junitages an in seinen Bemühungen zur Wiedereroberung der verlorenen Höhe nachließ. Der 1. Juli verlief verhältnismäßig ruhig. Wer jedoch als ein Neuling in unseren Kampfverhältnissen an diesem Tage sich unseren Stellungen auf den Maashöhen genähert hätte,

der hätte wohl geglaubt, daß an den viel umstrittenen Punkten neue schwere Kämpfe im Gange wären. Denn selbst, wenn das Feuer dort nachläßt, ist der Eindruck auf jeden, der nicht an die ununterbrochenen Nahkämpfe und den Widerhall des Feuers aller Kaliber in den dortigen Schluchten gewöhnt ist, der einer regelrechten großen Schlacht. Von Ruhe ist dort Tag und Nacht keine Rede.

Wie die Franzosen in verzweifelter Anstrengung alles daran setzen, ihre dort erlittenen Mißerfolge durch, wenn auch noch so kleine, Gewinne wieder auszugleichen, so ermangeln auch wir nicht, ihre immer wiederholten Unternehmungen durch rechtzeitige Beschießung der Orte, an denen sie ihre Angriffstruppen bereit stellten, ihrer Sturmkolonnen und der Gräben vorderer und hinterer Linie, aus denen die zum Angriff angesetzten Kräfte vorgetrieben werden, unter wirkungsvolles Feuer zu nehmen. Eine besonders lohnende Aufgabe fällt hierbei den Fliegern zu. In dem Wald- und Berggelände, das die unmittelbare Beobachtung außerordentlich erschwert, zum großen Teil gänzlich ausschließt, müssen Führer und Truppen sich auf die Meldungen verlassen, die unsere wackeren Flieger ihnen erstatten. Stundenlang kreisen sie über den ihnen zugewiesenen Aufklärungsabschnitten, beobachten und melden mit verabredeten Zeichen jede Bewegung feindlicher Batterien oder einzelner Geschütze. Der Gegner wiederum kennt die Gefahren, die ihm der feindliche Flieger bringt. Er weiß genau, daß er binnen kurzem das Ziel der feindlichen Artillerie sein wird. Die Bekämpfung der Flieger lassen sich daher beide Parteien angelegen sein. Neben den besonders hierfür bestimmten Batterien, unter Umständen auch Infanterieabteilungen und Maschinengewehren, fällt diese Aufgabe neuerdings besonderen Kampfflugzeugen zu. An anderer Stelle ist bereits festgestellt worden, daß die deutschen Flieger im Luftkampf unzweifelhaft die Ueberlegenheit über die feindlichen Kampfflugzeuge errungen haben. Auch hier, zwischen Maas und Mosel, haben wir den gleichen Erfolg zu verzeichnen. Vor kurzem gelang es einem unserer Kampfflieger, in der Gegend von Essey ein französisches Flugzeug herunterzuschießen. Wo deutsche Kampfflugzeuge erscheinen, räumt seit diesem und anderen Erfolgen der französische Flieger jetzt ohne Besinnen die Luft und gibt damit seine Unterlegenheit zu.

Am 2. Juli 1915 hatten wir Gelegenheit, die Tätigkeit unserer und der französischen Flieger ausgiebig zu beobachten. Wie die Ereignisse der nächsten Tage zeigten, hatte der Feind seine Artillerie zur Bekämpfung unserer Stellungen auf den Maashöhen verstärkt und benützte den Tag vorzugsweise dazu, seine neuen Batterien gegen unsere Stellungen und Anmarschwege mit Hilfe von Fliegern einzuschießen, soweit unsere aufmerksamen Kampfflugzeuge dies zuließen. Mit einer Fortsetzung der dortigen Kämpfe war demnach zu rechnen. Noch während der Nacht steigerte der Feind sein Feuer nicht nur gegen die bisherigen hauptsächlichsten Angriffsziele, sondern auch gegen unsere benachbarten Stellungen auf der Combreshöhe und weiter nordöstlich in der Ebene bis Marchéville und Maizeray.

Der 3. Juli brachte erneute Infanterieangriffe, eingeleitet jedesmal durch heftiges Feuer, besonders mit Stickgasgeschossen, und begleitet durch einen Hagel von Handgranaten deren Anwendung bei den Franzosen neuerdings besonders beliebt ist. Viermal griff der Feind an diesem Tage bei Les Eparges heftig an. Ebenso oft wurde er mit blutigen Köpfen in die Flucht geschlagen.

Es schien dann, als ob er die Unmöglichkeit hier einzudringen allmählich eingesehen und alle weiteren Versuche aufgegeben habe. Denn der 4. und 5. Juli brachte nur Artilleriekämpfe. Aber schon am Abend des 5. ließ die zunehmende Heftigkeit des feindlichen Feuers eine Wiederholung von Infanterieangriffen vermuten.

Nachdem am späten Abend des 5. die zweimaligen Versuche, in unsere Stellungen einzubrechen, an der Wachsamkeit unserer Grenadiere gescheitert waren, brachte der 6. Juli wieder einen über den ganzen Tag ausgedehnten besonders schweren Kampf.

Von den Kämpfen um Saint-Mihiel

Von Saint-Mihiel, dem deutschen Bollwerk an der Maaslinie, und von den verzweifelten französischen Versuchen, diesen störenden Einbruch in ihre Front zurückzudämmen, erzählt der Kriegsberichterstatter G. H. Perris im „Daily Chronicle" Anfang August 1915 folgendes: „Der Keil von Saint-Mihiel sollte in England besser bekannt sein, als es der Fall ist, denn die Kämpfe, die in diesem Abschnitt stattgefunden haben, sind ebenso wichtig und vom militärischen Standpunkt noch interessanter, als die von Neuve-Chapelle, Ypern und Arras. Auf halbem Wege zwischen den französischen Festungen Toul und Verdun warf sich im Herbst 1914 die Armee des Generals von Strantz von Metz aus gegen die Maashöhen. Sie kam nicht weiter als bis Saint-Mihiel und Chauvoncourt, der Vorstadt am linken Maasufer; aber diesen Vorsprung hielt sie, durch alle Wechselfälle des Krieges hindurch, seit dem 23. September 1914 fest. Die Stadt selbst ist ohne Bedeutung. Sie könnte von den höherliegenden französischen Stellungen aus in ein bis zwei Tagen in Atome zerschossen werden, wenn es einen Zweck hätte. Die deutschen Schützengräben laufen um den Ort herum, und am westlichsten Punkte, in der Schleife des Flusses unterhalb Paroches, waren die „Boches" dreist genug, auf ihren Brustwehren drei große Flaggen, die deutsche, die österreichische und türkische, aufzupflanzen, die lustig im Winde flattern.

Die Laufgräben nähern sich einander an einigen Stellen bis auf 200 Fuß, und dazwischen hängen die Ueberreste der Gefallenen in den Stacheldrähten, in denen sie sich vor Monaten verfangen hatten. Die Stärke beider Parteien liegt in dem amphitheatralisch angelegten Kreis der umliegenden Hügel. Auf der deutschen Seite reichen diese bis zu einem Punkte, der seit urdenklichen Zeiten befestigt wurde und als Fort Camp des Romains bekannt ist. Dieses liegt unmittelbar zwischen den Ruinen des französischen Forts Paroches und dem noch intakten Fort Lionville. Die Deutschen haben ihre eigenen Werke auf dem Gipfel der alten römischen Festung gebaut oder in dieselbe eingegraben. Obwohl diese Stellung auf drei Seiten von französischer Artillerie umgeben ist, und obwohl von einem Dutzend Punkten aus Tonnen von Explosivstoffen auf sie geschleudert wurden, scheint die Wirkung eine recht unbedeutende gewesen zu sein. Das ist sicher eine der bezeichnetsten Tatsachen des Feldzuges.

Als die Franzosen gefunden hatten, daß der Keil nur auf Kosten ungeheuerer Verluste gebrochen werden könnte, unternahmen sie eine Reihe von Versuchen, die Seiten einzudrücken. Zwischen Etain und Fresnes im Norden und zwischen Flirey und Pont-à-Mousson im Süden machten sie bald erhebliche Fortschritte, obwohl in der Umgebung des Priesterwaldes und des Waldes Mort-Mare die Erfolge seit April 1915 nicht von Bedeutung waren (vgl. die Karte Band V, S. 79).

Viel verzweifelter und kostspieliger waren die Kämpfe um die Punkte, wo die Maashöhen in das Tal der Woëvre abfallen, zwischen Les Eparges und der Schlucht von Spada, die zum Ziel hatten, an die Feldbahn zwischen Vigneulles und Saint-Mihiel zu kommen. Ein anderer Kampf von furchtbarer Heftigkeit und Hartnäckigkeit war der um den Hügel von Ailly, einen Teil des Waldes von Apremont, drei oder vier Meilen südöstlich von Saint-Mihiel."

Unter den ununterbrochenen blutigen Kämpfen, die hier tobten, waren die vom 5. bis 7. Juli 1915 für die angreifenden deutschen Truppen besonders erfolgreich. Wie die französische Heeresleitung daraus für sich einen Erfolg konstruierte und wie sich die Ereignisse in Wirklichkeit abspielten, das schildert Friedrich Freksa in einem in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichten Feldpostbrief. Er erzählt: „Das wunderlichste Gefühl hat doch der Mensch, wenn er etwas durch Miterlebnis, das gesteigert wurde durch Spannung und Hoffnung, genau weiß und hinterher erfährt: Das, was Du alles weißt und

erlebt hast, war ganz anders; hier schwarz auf weiß, lies und vernimm, wie ein anderer schreibt und urteilt. In dieser wunderlichen Lage befanden wir uns heute an der Divisionstafel, als wir unseren gestrigen guten Erfolg gegen die Franzosen mit einem Schlucke edlen alten Rheinweins feierten, den unsere Exzellenz selbst für die kleine Feier zur Verfügung stellte. Da ward die französische Nachmittagsmeldung vom 7. Juli 1915 gebracht, die uns durch den aufgefangenen Funkspruch vom Eiffelturm regelmäßig vermittelt wird. Unsere Exzellenz las sie mit trockenem Humor selbst vor (vgl. S. 198, 199).

Nach dieser brillanten Leistung des betreffenden französischen Generalstabscoiffeurs, das Bulletin erfolgreich umzufrisieren, sahen wir uns alle starr an. Na, und dann haben wir darauf angestoßen, daß das alte Kulturvolk der Gallier in seinem Unglück wenigstens nicht von der trostreichen Muse der Dichtkunst verlassen worden ist.

Die blutigen Tatsachen aber, die sich unter der Perücke des französischen Coiffeurs verbergen, lauten anders. Nach einstündigem Sperrfeuer setzten sich unsere Sturmkolonnen um 4 Uhr 15 in der Frühe des siebenten Juli mit der Losung „Ganz Deutschland" in Bewegung. Um sechs Uhr bereits waren die drei-, an manchen Stellen vierfach hintereinanderliegenden, französischen Gräben in unserem Besitze. Die letzte Stellung, die wir nahmen, war nur knietief eingegraben. Dahinter kam nichts mehr. Wir waren durchgebrochen auf eine Breite von 1800 Metern und in einer Tiefe von 900 Metern. Wir hätten weiterkommen können, wenn es in unserem Plane gelegen wäre. Auch so war, was Ausdehnung des Durchbruches anlangte, schon mehr geschehen, als in der Absicht der Führung lag. Allein, das bayerische Flügelbataillon hatte sich, als es die Kameraden vorgehen sah, nicht halten lassen und war mitgestürmt.

Im Laufe des Tages machte der Feind sechs heftige Gegenangriffe. Fünf wurden blutig abgewiesen, und ein sechster erstickte in unserem Artilleriefeuer. Nicht das kleinste eroberte Grabenstück ging wieder verloren. Dank der ausgezeichneten Vorbereitung und der wundervollen Haltung der Truppe war, ohne große Verluste, ein voller Erfolg der Lohn der Kampfarbeit.

In unserer Hand blieben nach den Meldungen, die bisher vorliegen: ein Offizier, 340 unverwundete und 90 verwundete Gefangene; zwei schwere und drei leichte Minenwerfer, sechs Maschinengewehre, sechs Bohrmaschinen, drei Zündapparate; dazu Material, Bohrer, Luftschläuche, Windkessel, eine Rollbahn, 40000 Infanteriepatronen, 550 Minen, 3000 Handgranaten, 50 Stinkbomben usw.

Es war ein Kampf, der im Zusammenwirken aller Kräfte verlaufen war. Unser Divisionstagesbefehl sagte darüber: „Die Umsicht der Kommandeure, das vorbildliche Zusammenwirken aller Waffen, insbesondere der Artillerie und Minenwerfer mit der Infanterie, den Pionieren und Mineuren, die glänzende Tapferkeit der Führer und Mannschaften der Sturmtruppen haben den heutigen Tag zu einem Ehrentage der Ersatzdivision gemacht."

Das Fortnehmen von Grabenstücken und Erdbefestigungen im jetzigen Stellungskrieg ist jedesmal eine ebenso schwere Aufgabe wie die Eroberung eines feindlichen Forts. Denn es muß frontal angepackt werden. Was da entscheidet, ist neben der Denkarbeit, die der sorgfältigen Vorbereitung gehört, der Geist, der in der Mannschaft lebt. Und auch dieser Kampf hat wieder einmal bewiesen: Unsere Infanterie ist die bessere. Die Franzosen hatten durchaus keine minderwertigen Truppen gegen uns; ihr 10. Regiment hatte die Kraft, nach dem Trommelfeuer noch an die Grabenbrüstungen zu stürzen und ein starkes Abwehrfeuer zu eröffnen. Die meisten der Gefangenen waren kräftige, junge Leute von 21 und 22 Jahren."

Auch württembergische Truppen hatten ruhmvollen Anteil an diesen Kämpfen, wie aus dem Telegramm hervorgeht, das General der Infanterie v. Benzino an den König

von Württemberg richtete. Es lautet: „Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 120 hat rühmlichsten Anteil am Durchbruch der Ailly-Front am 5. Juli 1915. Der Angriff des Regiments gemeinsam mit seinem Nebenregiment in der Brigade brachte am Ostflügel des Durchbruchs in einem Anlauf alle drei feindlichen Stellungen, zwei Offiziere, 200 Mann Gefangene, drei Maschinengewehre, einen Minenwerfer und wertvolles Mineurgerät in unsere Hand."

Der deutsche Gewinn im Priesterwalde am 4. und 5. Juli 1915

Ueber die Kämpfe im Priesterwald am 4. und 5. Juli 1915 ist aus dem deutschen Großen Hauptquartier am 22. Juli 1915 folgender zusammenfassender Bericht veröffentlicht worden: „In den französischen Tagesblättern vom 30. Mai 1915 erschien ein amtlicher Bericht über „Die Eroberung des Priesterwaldes". Darin waren die schweren Kämpfe geschildert, die die Franzosen in diesem Walde zu bestehen hatten und die für sie „nach sieben Monaten unablässigen Ringens endlich zum Ziele führten". Dieser Priesterwald war in den ersten Julitagen der Schauplatz erneuter schwerer Kämpfe, eines durchschlagenden deutschen Erfolges.

Vom Kamm der Höhe, die steil aus dem Moseltal aufsteigt und dieses nur um etwa 200 m überhöht, erstreckt sich nordwestlich Pont-à-Mousson, ein ausgedehntes Waldgebiet. Dessen gegen Pont-à-Mousson abfallender Teil bis an die Straße Fey-en-Haye—Norroy heißt auf den deutschen Karten „Priesterwald", während auf den französischen nur der südliche Waldteil diesen Namen führt, der nördliche aber Bois Communaux genannt ist. Hierin mag eine Erklärung dafür liegen, daß die Franzosen sich für unbestrittene Herren des „Priesterwaldes" hielten. Am Südrand des Waldes, an der Straße von Pont-à-Mousson—Montauville—Limey liegt der Exerzierplatz, im Walde der Schießplatz der Garnison Pont-à-Mousson. Die Mannschaften der französischen Regimenter, die uns hier gegenüberstehen, stammen aus den Ortschaften der Umgebung, und manch gefangener Franzose konnte in Begleitung von deutschen Landsturmmännern früher, als er gedacht und gehofft hatte, seine Angehörigen in seinem Heimatsort begrüßen.

Der Priesterwald ist der echte lothringische Wald. Nur wenige und schlechte Wege durchziehen ihn. Dieses Unterholz erschwert jegliche Bewegung außerhalb der Wege. Die mangelnde Forstkultur haben unsere und die französischen Granaten nachgeholt. Sie haben dem Walde Licht und Luft geschaffen. Freilich sind sie dabei so weit gegangen, die alten Baumriesen teils mitsamt den Wurzeln herauszureißen, teils inmitten der Stämme zu knicken. Tief eingerissene Schluchten zerklüften den Wald und behindern seine Wegsamkeit. Die höchste Erhebung hat das Waldgelände in einem Höhenkamm, der vom Eintritt der Straße Fey-en-Haye—Norroy in den Wald nach Osten zieht. Auf dem höchsten Punkt steht das Croix-des-Carmes. Auf diesem Höhenrücken liegen die deutschen Stellungen.

In schweren, hin- und herwogenden, monatelangen Angriffen war es den Franzosen dank ihrer Uebermacht Anfang Juni gelungen, auf dem westlichen Teil des Höhenrückens Fuß zu fassen. Sie wieder hinunter zu werfen, war das Ziel unseres Angriffes am 4. Juli. Es war kein leichtes Stück Arbeit, das uns dort bevorstand. Die Franzosen hatten sechs und sieben Stellungen hintereinander in einer Gesamttiefe von 400—500 m ausgebaut. Unser Angriff wurde eingeleitet durch einen Vorstoß aus dem an der Mosel liegenden Abschnitt. In einer Breite von etwa 250 m gelang es hier, in die feindliche Stellung einzudringen und fünf französische Blockhäuser mitsamt ihrer Besatzung in die Luft zu sprengen. Wir zerstörten die eingebauten Kampfmittel und gingen dann, wie vorgesehen, wieder in die alte Kampfstellung zurück, ungestört vom Feinde. Nachmittags begann der Hauptangriff. Die durch unser Artilleriefeuer erschütterte fran-

zösische Infanterie konnte dem Ansturm nicht standhalten. Stellung auf Stellung fiel. Am Abend waren alle französischen Stellungen in einer Breite von 1500 m genommen. Zwölf Offiziere, über 1000 unverwundete Gefangene, drei Geschütze, sieben Minenwerfer, sieben Maschinengewehre, ein Pionierpark mit reichlichem Gerät waren unsere willkommene Beute. Was die Franzosen in monatelangem Ringen erworben, hat unsere stürmende Infanterie, unterstützt durch die vortreffliche Artillerie, ihnen in wenigen Stunden wieder entrissen. Wo man hobelt, fallen Späne. Ohne Verlust ist solch ein Erfolg nicht zu erreichen. Unsere Gesamtverluste einschließlich der nur vorübergehend ausfallenden Leichtverwundeten erreichten aber nicht einmal die Zahl allein der gefangenen Franzosen. Deren Verluste an Toten waren außerordentliche. Nach Aussage der Gefangenen waren die Kompagnien schon vor unserem Angriff nur durch unser Artilleriefeuer auf 60 bis 70 Mann zusammengeschmolzen. In dem eingangs erwähnten amtlichen Bericht ist betont, daß die französischen Soldaten den Priesterwald als „unsern Wald" ungleich sinniger bezeichnen als die Deutschen, die ihn „Todeswald" oder „Wald der Witwen" nennen. Die Phantasie des Berichterstatters in Ehren. Uns ist indessen von einer derartig geschmackvollen Benamsung nichts bekannt. Am 4. Juli ist aber der Priesterwald den Franzosen zum „Todeswald" geworden.

Selbstverständlich mußten wir damit rechnen, daß der Feind uns den Gewinn bald streitig machen würde. Schon in der Nacht zum 5. Juli setzte er zu dem erwarteten Gegenangriff an. Wir konnten diesen, wie auch die späteren, abweisen. Unter den Gefangenen befinden sich auch farbige Franzosen. Söhne der Insel Réunion sind es, die zum Kampfe für Zivilisation und Kultur herangeholt sind. Nicht nur in ihrer Uniform sind sie französische Soldaten geworden, sondern auch in ihrer Gesinnung. Denn gleich diesen sagten sie bei ihrer Vernehmung aus, daß sie den französischen Zeitungen keinen Glauben mehr schenken, daß sie, des Krieges müde, den Frieden wollen, sei er zugunsten Frankreichs oder nicht. Anscheinend ist diese Stimmung auch in der Bevölkerung nicht selten. In Pont-à-Mousson sollen Frauen das Automobil des Präsidenten der Republik mit Steinen beworfen haben unter dem Rufe, sie wollten den Frieden, sie wollten ihre Söhne zurückhaben."

Der Kriegsberichterstatter Wilhelm Hirsch, der die deutschen Stellungen im Priesterwald unmittelbar nach den heißen Kämpfen vom 4. und 5. Juli besuchte, hat im „Neuen Wiener Tagblatt" die Mitteilungen eines Mitkämpfers, eines Beobachtungsoffiziers, veröffentlicht, die als wertvolle Ergänzung des vorstehenden Berichtes aus dem deutschen Großen Hauptquartier folgen sollen. Der Offizier, der mit sechs freiwilligen Artilleristen zusammen mit der stürmenden Infanterie vorging, erzählte: „Ich hatte am Sonntag den 4. Juli 1915, am Tage des Sturmes, den Auftrag, mich bei dem Bataillonsstab eines Gefechtsabschnittes aufzuhalten, um beim Sturm der Infanterie mit zwei Artilleristentrupps vorzugehen und die volle Verbindung zwischen dem Bataillonskommandeur des betreffenden Gefechtsabschnittes und dem Artilleriekommandeur herzustellen, um immer nach rückwärts berichten zu können, wie weit die Artillerie zulegen müsse. Schon in der Nacht vorher hatte ich bis nach vorn, wo unsere Horchposten lagen, drei Fernsprechleitungen auf verschiedenen Wegen von dem Punkt legen lassen, an dem sich der Bataillonsstab während des Gefechtes zuerst aufhalten sollte.

Vormittags bezog ich mit meinen Leuten — Telephonisten und Telephonarbeitern — meinen Posten im vordersten Schützengraben. Das Artilleriefeuer begann morgens in ruhigem, gemächlichem Tempo. So blieb es bis zur Mittagstunde. Auf einmal ging ein kolossales Geschützfeuer los, als wenn ein eiserner Wolkenbruch niederginge. Das dauerte eine Viertelstunde, dann schwieg unsere Artillerie, und dann schoß sie ruhig weiter wie an gewöhnlichen Tagen. Plötzlich neuerliches Trommelfeuer — fünf Mi-

nuten lang — dann eine Pause, nach der wieder ruhig weitergefeuert wurde. Der Feind wußte gewiß nicht, was vorging.

Um 3 Uhr 30 Minuten wurden sämtliche Uhren in der Division verglichen. Gleichzeitig wurde unser Artilleriefeuer um 50 Meter weiter nach vorn verlegt, so daß unsere vordersten Gräben nicht mehr bedroht waren. In der Zeit von 1/24 bis 4 Uhr wurden unsere Sturmtruppen in die vorderste Linie vorgezogen. Ich war mittags mit den Sturmtruppen zurückgezogen worden; um 3 Uhr 30 Minuten bekam ich auch den Befehl, in die vorderste Feuerlinie zu gehen. Auf unserem Zugangsgraben lag starkes Feuer der Franzosen; wir krochen auf allen Vieren durch den Graben, der schon ziemlich voll von Verschütteten und Verwundeten war. Stellenweise war der Graben bereits ganz zugeschüttet, so daß wir uns mit unseren Schippen den Weg neu ausschaufeln mußten. Punkt 4 Uhr standen wir mit der Infanterie in der eigentlichen vordersten Sturmlinie, die tadellos erhalten war. Unsere Leute waren in vier Sturmwellen eingeteilt. In ihren Augen brannte das Feuer der höchsten Erregung, sie waren nicht mehr zu halten. Der Helm wurde fester auf den Kopf gedrückt. Nun kam der Befehl: „Erste Sturmwelle vor! Das Seitengewehr aufgepflanzt!“ Das blitzte; ein wildes Hurraschreien — aber in dem Höllenfeuer war nichts zu hören. Die Leute sprangen auf den kleinen Sturmleitern, die man vorher in den Graben geschafft hatte, auf das Vorfeld, und nun ging's vorwärts! Das Gewehr mit dem Bajonett unter dem linken Arm, in der rechten Hand die Granaten.

Ein Stück unseres Grabens, den die Franzosen vor Wochen besetzt hatten — wir nannten ihn seitdem die Eiterbeule —, wurde zuerst erobert; Schnur auf Schnur wurde aus den Handgranaten abgezogen, und in der Eiterbeule mischte sich Feuer mit Blut.

Zehn Minuten, nachdem die erste Sturmwelle eingesetzt war, kamen schon die ersten Gefangenen, unverwundet und blutüberströmt, in Trupps von 20 und 30, einer stützte sich auf den andern. Auch unsre Verwundeten wurden bereits durch die Gräben nach rückwärts geschleppt. Da müssen sie wegen der Enge des Weges zumeist auf dem Rücken getragen werden. Zehn Minuten nach dem Vorgehen der ersten Sturmwelle konnte ich auch bereits dem Bataillonskommandeur durch Leuchtkugeln anzeigen, daß der erste und zweite Graben der Franzosen genommen sei. Wie verabredet, schoß ich weiße, grüne und rote Lichter aus meiner Leuchtpistole. Und wenn wir einen Schritt vorkamen, wurden Flaggen aufgestellt, die kurz und bündig signalisierten: Wir sind hier! Die Telephonleitung war im Feuer zum Teil unbrauchbar geworden. Meine sechs Leute krochen vor und versuchten sich einzubauen, um neue Leitungen zu legen; es kam aber so heftiges Feuer vom Feinde, daß es nicht möglich war.

Nach weiteren zehn Minuten hörte das französische Infanteriefeuer auf; der dritte und vierte Graben war genommen! Es ist mir heute noch unerklärlich, wie rasch das ging. Am stärksten wurde hinter der sogenannten Sandsackmauer Widerstand geleistet, in einem französischen Graben, der eigentlich miserabel ausgebaut war. Die Sandsackmauer selbst wies Hunderte von Löchern auf, so gut hatte die deutsche Artillerie geschossen. Die französischen Gräben zeigten den Anblick einer wilden Panik: da lagen allerlei Ausrüstungsgegenstände herum, Patronentaschen, Handgranaten, Blechkisten, Stinkbombentrümmer, Gasballons für giftige Gase, Schanzzeug, französische Seitengewehre und ungeheuer viel Infanteriepatronen.

Wie toll unsre Leute vorgegangen sind, beweist die Tat zweier Landsturmmänner, ganz alter Leute, die 400 Meter vorliefen, viel weiter als wir wollten, in ein kleines Wäldchen, in dem sie ein zusammengeschossenes Blockhaus mit viel französischen Toten und sehr viel Munition fanden. Aus einem verlassenen Geschütz nahmen sie das Verschlußstück heraus und brachten es als Siegestrophäe mit.



Phot. A. Grohs, Berlin

Deutsche Soldaten beim Baden vor dem Unterstand in einem Walde zwischen Maas und Mosel



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Deutsche Truppen in den Wäldern zwischen Maas und Mosel in Ruhestellung



Phot. W. Brämer, Berlin

Deutsche Soldaten in Ruhestellung in Fliegerdeckung bei Saint-Mihiel

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Pferdeställe deutscher Kavallerie bei Saint-Mihiel

Abends war es stark dämmerig. Die Nacht wurde mit dem Transport der Toten und Verwundeten aus den eroberten Gräben ausgefüllt. Die meisten Todesopfer hatte wieder die Artillerie gefordert, Brust- und Kopfschüsse hatten die meisten getötet. Der Anblick der Leichenhaufen in den Franzosengräben war schauerlich. Arme, Beine und Kopf lagen oft weit weg vom Rumpf. Wir beerdigten die französischen Toten, ihre Verwundeten wurden von uns mit aller Sorgfalt geborgen. Viele hundert Meter weit schleppten unsre Sanitätssoldaten die ächzenden verwundeten Franzosen durch die engen Gräben bis zu unsern Verbandplätzen.

Kennen Sie den Dank der Franzosen? Sie hatten Deckung im Walde, am Morgen aber hockten sie oben in den Bäumen und schossen auf unsre Leute, die noch immer französische Verwundete wegschleppten."

Episoden

In einem Beobachtungsstand

Wie es in einem Beobachtungsstand der deutschen schweren Artillerie im Priesterwald aussieht und was der Beobachter in den Schießpausen alles erblicken kann, davon erzählt ein kriegsfreiwilliger Student in der „Täglichen Rundschau": „Irgendwo auf einer Höhe liegt der Beobachtungsstand. In das Gestein ist in mühseliger Arbeit eine Höhle geschlagen, die „mit Komfort" und erlesenem Kulturgeschmack eingerichtet ist. Der Fußboden gedielt, die Wände, an denen sich ein Sims von feinen Birkenästen entlang zieht, mit Wellpappe tapeziert. In der Ecke ein requirierter Ofen. Ein Tisch, ein Stuhl und — der Gipfel aller Bequemlichkeit — ein „Kanapö". Das heißt ein schreinerkundiger Soldat hat ein sargartiges Möbel hergestellt, in dem ein Pferdewoilach und darüber eine ebenfalls requirierte rote Steppdecke liegen. Drei Bilder aus der „Jugend" zeugen für den künstlerischen Geschmack des Hausherrn. Eine kleine Tür führt zum eigentlichen Beobachtungsstand. Ein Mann hat gerade Platz darin. Das Scherenfernrohr ist an der Bretterverschalung angeschraubt. Nur die Arme mit den scharfen Objektivgläsern lugen ins feindliche Land.

Gar wundersam mutet den Soldaten die schöne Landschaft an. Lerchen jubeln ihr sehnend Liebeslied. Im Hintergrunde die Vogesen in mattblauen Dunst gehüllt. Das Moseltal mit seinen zartgrünen Weinfeldern, Bäumen und Sträuchern.... Hat die frohe Hand eines jungen, aller Regeln spottenden Malers Farbenkleckse über die Felder gestreut? Mit zierlichen Tanzschritten gleitet die Mosel durchs Tal. An beiden Ufern liegt eine Stadt. Drei Kirchen erheben sich aus dem Häusergewirr. Die eine hat einen schönen gotischen Turm. Abseits auf einem Hügel verwittern die Ruinen eines Schlosses. Hinter der Stadt grasen ein paar hundert scheckige Rinder friedlich und ungestört.... Oestlich liegt ein kegelförmiger Berg, auf dessen abgeplatteter Spitze eine alte Kirche mit einer gewaltigen Statue der Jungfrau von Orleans und Burgruinen stehen. Daneben — weiter nach Osten — die viel umstrittene „kahle Höhe".

Das Scherenfernrohr! — — — Streng tappt es dem Beobachter an die Stirn und zeigt, daß das schöne Tal von französischen und deutschen Schützengräben zerzaust ist, in Hohlwegen und hinter zerschossenen Häusern Batteriestellungen sich befinden, feindliche Truppen ihre Unterkunft in den Dörfern haben.

Schaut man durchs Scherenfernrohr, erblickt man ein einziges Netz von Schützengräben, Drahtverhauen, Laufgräben...

Erkannte Ziele haben der Einfachheit halber Namen. In einem Hohlweg nahe dem christlichen Friedhof steht eine Batterie, kurzweg „der Christ" genannt. Die Batterie hinter der Häusergruppe am jüdischen Friedhof heißt „der Jude". Andere Ziele haben weniger erklärbare Namen. Warum ein alleinstehendes Bauernhaus „Schlachthaus",

ein anderes „Zigarettenfabrik" genannt wird, ist selbst etymologisch nicht ableitbar. Andere Batterien sind nach dem Namen des Dorfes bezeichnet, bei dem sie stehen.

Man bekommt die verschiedensten Bilder zu sehen. Kriegerische und friedliche. Französische Soldaten aller Waffengattungen laufen im Dorf und auf den Feldern herum, Automobile wirbeln in rasender Fahrt Staubsäulen auf, Meldereiter und Radfahrer eilen über Straßen, Wiesen, Gräben .... Artilleristen in der alten blauen Uniform, Infanteristen in ihren neuen graublaugrünen langen Schoßröcken. Selten sieht man rote Hosen, einmal sah ich einen Zuaven mit kurzer goldbetreßter Jacke und weiten roten Hosen über das Feld laufen. ...

Die Franzosen sind äußerst fleißige Schanzarbeiter. Graben um Graben wird angelegt, ausgebaut, befestigt. Schießt man am Tage darauf, wird nachts weiter gearbeitet. In ihren Mußestunden schlendern sie in der Dorfstraße umher und scherzen mit ihren Mädchen. Besonders einem kleinen Mädel hatten's die pious-pious angetan. Dies kam jeden Nachmittag um eine bestimmte Zeit zu den Soldatenbaracken. Flog von Arm zu Arm und gaukelte wohl den armen Parisern Erinnerungen an die kleinen „Midinettes" vor.

Mitunter kann man sogar beobachten, daß auch der feindliche Schützengraben weiblichen Besuch bekommt. Zur Seite eines Soldaten sah ich eines Nachmittags eine Frau in blauem Kostüm, an dem man selbst die weißen Rüschen erkennen konnte.

Das Scherenfernrohr ist ein gefährlich taktloses Ding ... An einem Tor glaubten sich die beiden unbemerkt ... Zärtliche Umarmung ... Sfff ... krack ...

Eines schönen Nachmittags zog ein Trupp kleiner Jungen durch die Straße. Die Trikolore voran. In schnellem Schritt marschierten sie. Nach dem Takt der Marseillaise mochten sie „in den Kampf" (zur Verteidigung zerrissener Hosenböden) ziehen.

Landleute arbeiten unbekümmert auf den Feldern. Sogar zwischen unserem ersten und zweiten Graben (in denen man jede Einzelheit des Lebens im Schützengraben erblickt) sah ich französische Bauern, die ihre Weinfelder mit Erlaubnis des Ortskommandanten bestellten. Nur zwischen den feindlichen Schützengräben wachsen die Pflanzen wild....

Wenn die Sonne untergeht, zittert rötlich-violettes Licht auf der Mosel. Die Weiden spiegeln sich im klaren Wasser, das scharf und funkelnd in dunklen Farben ihre Konturen festhält.

Ein Füchslein huscht über die Wiese, bleibt unter einem Strauch stehen ... und späht vorsichtig nach Beute — als ginge es das ganze närrische Treiben ringsumher nichts an. ... und ist doch närrisch und kraftvoll und ernst zugleich.

Vous savez — nos journaux

„Mein Quartier ist in einem Schloß," erzählt ein Kriegsteilnehmer in den „Münchener Neuesten Nachrichten", „das nicht viel besser aussieht als die anderen Häuser des Dorfes. Nur der Turm verleiht der alten Kate schloßartiges Aussehen. Der Besitzer ist mit seiner Familie kurz vor Ausbruch des Krieges abgereist. Sehr zu seinem Schaden. Die durchziehenden Truppen, die in den Zimmern ihr Nachtlager aufschlugen, verfuhren mit Möbeln und Sonstigem nicht allzu zart. Jetzt werden die Räume als Abteilungs-geschäftszimmer benutzt. Im Haus nebenan wohnt die Haushälterin, eine zänkische Alte, die sich um das Hauswesen wenig kümmert. Ihre Tochter hat sich in den ersten Tagen des Krieges verheiratet. Kriegstrauung. Der Mann fuhr noch denselben Tag in seine Garnison. Vor vierzehn Tagen gebar sie einen kleinen dicken Jungen.

Als ich neulich ins Zimmer komme, sehe ich ein groteskes Bild. Auf dem Stuhl sitzt ein Fahrer von der Artillerie (Rheinländer) und hält auf seinem Arm das Kleine sorglich

in ein Steckkissen gehüllt. Sein Gesicht hat einen kläglichen Ausdruck. „Vatergefühle, Kamerad," rufe ich lachend.

„J der Deubel," antwortet der hilflos, aber nicht böse, „nu is de Olsch rutgangen und ich sitt hier mit dat Lütten." Dabei hält er sich mit der freien Hand die Nase zu.

Inzwischen kommt die junge Mutter und legt das Kleine in frische Windeln.

„Les barbares ne mangent pas les petits enfants, Madame?"

„Oh, Monsieur, qui est-ce qui chante ces bêtises?"

„Vos journaux, Madame."

„Vous savez, nos journaux . . ." Verächtliches Achselzucken."

Die Kämpfe in Lothringen, in den Vogesen und im Sundgau

Chronologische Uebersicht nach den deutschen Generalstabsmeldungen

Alle wichtigeren französischen Meldungen sind zur Ergänzung beigegeben.

3. Mai 1915.

Am Hartmannsweilerkopf machten die Franzosen heute nacht vergebliche Angriffsversuche gegen unsere Gipfelstellung.

Ein französisches Flugzeug landete gestern bei Hundlingen westlich Saargemünd. Die beiden Insassen wurden gefangen genommen. Ein deutsches Flugzeuggeschwader griff gestern die Luftschiffhalle und den Bahnhof Epinal mit anscheinend gutem Erfolg an.

5. Mai.

Französische Abendmeldung: Im Elsaß haben wir auf dem nördlichen Ufer der Fecht fortgesetzt an Gelände gewonnen. Heute früh haben wir uns eines Vorsprunges östlich des Sillackerwasens, Punkt 830, bemächtigt. Von hier aus drangen wir in der Richtung auf das Flüßchen Steinbruck (900 Meter von Metzeral) vor.

6. Mai.

In den Vogesen wurde ein Vorstoß gegen unsere Stellung nördlich Steinabruck abgewiesen.

Französische Nachmittagsmeldung: Während der Nacht machten die Deutschen einen Gegenangriff auf den Ostgipfel des Sillackerwasen, dessen Höhe sie wieder besetzten. Der ganze Rest unseres Gewinnes in der Richtung auf die Fecht wurde behauptet und verstärkt.

7. Mai.

Angriffsversuche des Feindes nördlich von Steinabruck im Fechttale wurden durch unser Feuer im Keime erstickt.

8. Mai.

In den Vogesen Infanteriekampf. Hier griffen die Franzosen unsere Stellungen bei Steinabruck beiderseits des Fechttales nach stundenlanger Artillerievorbereitung abends an. Sämtliche Angriffe scheiterten unter starken Verlusten für den Feind.

Französische Nachmittagsmeldung: Auf dem rechten Ufer der Fecht sind wir auf einer Front von 1500 Metern beinahe einen Kilometer vorgerückt.

9. Mai.

In den Vogesen verlief der Tag ohne besondere Ereignisse.

10. Mai 1915.

Nördlich von Steinabruck im Fechttal warfen wir den Feind, der sich unmittelbar vor unserer Stellung im dichten Nebel eingenistet hatte, durch Angriff zurück und zerstörten seine Gräben.

12. Mai 1915.

Ein Versuch des Gegners, uns den Hartmannsweilerkopf wieder zu entreißen, scheiterte. Nach starker Artillerievorbereitung drangen französische Alpenjäger hier zwar in unser auf der Kuppe gelegenes Blockhaus ein; sie wurden aber sofort wieder hinausgeworfen.

13. Mai.

Zwei französische Blockhäuser auf dem Westhang des Hartmannsweilerkopfes wurden von unserer Artillerie zusammengeschossen.

28. Mai.

In den Vogesen gelang es dem Feinde, in einem kleinen Grabenstück südwestlich von Metzeral sich festzusetzen. Ein französischer Angriff am Reichackerkopf nördlich von Mühlbach wurde leicht abgewiesen.

Unsere Flieger brachten im Luftkampf bei Epinal ein französisches Flugzeug zum Absturz und setzten die Kaserne in Gérardmer in Brand.

31. Mai.

Der Eisenbahnviadukt von Dammerkirch ist gestern von unserer Artillerie mit wenigen Schüssen wieder zerstört worden, nachdem es den Franzosen nach monatelanger Arbeit vor einigen Tagen gelungen war, ihn gebrauchsfertig zu machen.

3. Juni.

In den Vogesen bewarfen unsere Flieger den Etappenort und Bahnhofknotenpunkt Remiremont und feindliche Truppenlager bei Hohneck mit Bomben. Kleinere örtliche Gefechte entstanden heute Nacht in der Gegend des Fechttales bei Metzeral.

5. Juni.

Der Flughafen Dommartemont bei Nanzig wurde mit Bomben belegt.

6. Juni.

Wir belegten gestern den sechsten Flughafen Saint-Clement bei Lunéville mit Bomben.

13. Juni.

Die militärischen Anlagen von Lunéville wurden mit Bomben belegt.

15. Juni.

Ein feindliches Flugzeug wurde bei Schirmeck zum Landen gezwungen.

16. Juni.

Ein feindlicher Durchbruchsversuch in den Vogesen zwischen den Bachtälern der Fech und Lauch scheiterte. Dort wird noch nordwestlich von Metzeral und am Hilsenfirst gekämpft. Im übrigen sind die Angriffe schon jetzt abgeschlagen.

Französische Abendmeldung: In den Vogesen erzielten wir bedeutende Fortschritte auf beiden Ufern der oberen Fecht. Auf dem Nordufer haben wir uns namentlich des Braunkopfes bemächtigt. Der Feind ließ 340 unverwundete Gefangene, darunter 44 Offiziere und viel Kriegsmaterial, darunter zahlreiche Gewehre sowie 5000 Patronen in unsern Händen.

17. Juni 1915.

In den Vogesen dauerten die lebhaften Kämpfe zwischen Fecht- und Lauchtal gestern an, kamen aber am Abend zum Stillstand. Abgesehen von einem kleinen Geländeverlust nordwestlich Metzeral haben wir alle unsere Stellungen behauptet. 100 Gefangene fielen in unsere Hand.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Vogesen haben uns unsere Fortschritte im Verlaufe des gestrigen Tages vollständig zu Herren der das Fechttal beherrschenden Höhenlinie nördlich von Steinabruck und Metzeral gemacht. Im Süden haben wir ebenfalls Boden gewonnen zwischen den beiden Armen der oberen Fecht und auf den Höhen, die das Tal der Fecht von demjenigen der Lauch trennen.

Französische Abendmeldung: Im Elsaß haben wir uns in den gestern eroberten Stellungen eingerichtet. Unsere Front fährt fort, Fortschritte zu machen. Unsere Patrouillen haben gegen Ende des Tages die Dorfränder von Metzeral erreicht. Wir haben auch Boden gewonnen auf beiden Ufern der Fecht und halten die Verbindungen des Feindes zwischen Metzeral und Münster unter Artillerie- und Infanteriefeuer. Wir haben Gefangene gemacht und Maschinengewehre sowie Material erbeutet.

18. Juni 1915.

Die Vogesenkämpfe westlich Metzeral sind noch im Gange.

19. Juni.

Nordöstlich von Lunéville wurde der von den Franzosen befestigte und besetzte Ort Emberménil überfallen und genommen. Nach Zerstörung aller französischen Verteidigungsanlagen gingen unsere Truppen unter Mitnahme von etwa 50 gefangenen französischen Jägern in ihre alten Stellungen zurück.

In den Vogesen wird noch an einzelnen Stellen des Fechttales gekämpft. Am Hilsenfirst nahmen wir über 200 Franzosen gefangen.

Französische Abendmeldung: Im Elsaß haben wir unser Vorrücken auf beiden Ufern der Fecht, trotz dichten Nebels und strömenden Regens, fortgesetzt. Wir halten auf dem linken Ufer der westlichen Fecht das Braunkopfmassiv und auf dem Punkt 83 Leichwaldeck sowie die Dörfer Steinabruck und Altemhof. Wir haben zu gleicher Zeit zwischen den beiden Armen der Fecht die Lichtung von Ablaßwasen besetzt. Auf dem rechten Ufer des östlichen Armes haben wir die Hilsenfirsthöhen erobert, die den Vorberg des kleinen Belchens von Gebweiler (Kahler Wasen) bilden. Wir sind auf den östlichen Abhängen in der Richtung von Landersbach vorgerückt und haben den Bahnhof von Münster beschossen und die Munitionsdepots, die sich dort befanden, in die Luft gesprengt. Am Ende des Tages haben unsere Truppen Metzeral vollständig umzingelt, das die Deutschen, ehe sie es räumten, in Brand gesteckt hatten.

20. Juni.

Unternehmungen der Franzosen gegen unsere Vorposten im Parroywald führten zu örtlichen Kämpfen, bei denen wir die Oberhand behielten.

In den Vogesen wird Münster von den Franzosen heftig beschossen. Erneute feindliche Angriffe im Fechttal und südlich waren erfolglos.

21. Juni 1915.

Oestlich von Lunéville nahmen wir unsere über Gondrexon vorgeschobenen Vorposten vor überlegenen Kräften auf die Hauptstellung nordöstlich des Ortes zurück.

In den Vogesen wurden feindliche Angriffe im Fechttale und südlich blutig abgeschlagen. Nachts räumten wir zur Vermeidung unnützer Verluste planmäßig den Ort Metzeral, der von der französischen Artillerie in Trümmer geschossen ist.

Französische Abendmeldung: In Lothringen haben unsere Aufklärungstruppen unter Aufrechterhaltung der Fühlung mit dem Feinde die Werke westlich von Gondrexon erreicht. Sie fanden sie unbesetzt. Die Deutschen hielten in ihrer Rückzugsbewegung inne auf der Schützengrabenlinie südlich von Leintrey. Im Elsaß setzte sich unser Vorgehen fort. Im Laufe ununterbrochener Kämpfe, nachdem wir den Friedhof von Metzeral erobert hatten, haben wir uns des Bahnhofes bemächtigt. Wir haben sodann den Sturm auf die Ortschaft unternommen, die nach einem heißen Kampfe genommen wurde. Wir haben die Südausgänge der Ortschaft erreicht und unsere Linien östlich, 500 Meter vom Ortsrande, in der Richtung vom Meierhof, vorgeschoben. Wir haben in diesen Kämpfen neue Gefangene gemacht; die Gesamtzahl seit gestern übersteigt 200. Nördlich der Fecht hat der Feind einen Angriff auf unsere Stellung vom Reichackerkopf versucht; er wurde vollkommen zurückgeschlagen.

22. Juni 1915.

Oestlich von Lunéville entwickelten sich bei Leintrey neue Vorpostenkämpfe. In den Vogesen haben wir heute nacht unsere Stellungen planmäßig und unbedrängt vom Feinde auf das östliche Fechtufer östlich von Sondernach verlegt. Am Hilsenfirst erlitt der Feind bei erneuten Angriffen wieder ernste Verluste.

23. Juni.

Die Vorpostengefechte östlich von Lunéville dauern an. In den Vogesen stürmten wir die seit Monaten heiß umstrittene, die Stellung beherrschende Höhe 631 bei Ban-de-Sapt. 193 Gefangene, drei Maschinengewehre, ein Minenwerfer und anderes Material waren unsere Beute. Feindliche Wiedereroberungsversuche blieben erfolglos.

Französische Nachmittagsmeldung: In Lothringen wurden neue Gegenangriffe gegen die Stellungen, deren wir uns bei Leintrey bemächtigt haben, abgeschlagen. Wir behaupteten unsere Gewinne und machten Gefangene. In den Vogesen ist es dem Feinde in La Fontenelle in der Gegend des Ban-de-Sapt abends gelungen, nachdem er in einigen Stunden über 4000 Granaten auf eines unserer vorgeschobenen Werke auf einer Front von 200 Metern geworfen hatte, Fuß zu fassen. Er griff zu gleicher Zeit im benachbarten Graben an. Die deutsche Offensive wurde alsbald gehemmt. Durch einen sehr glänzend geführten Gegenangriff haben wir das verlorene Gelände fast gänzlich wieder genommen und der Feind vermochte sich nur am äußersten Ende des Werkes zu halten. Wir machten 142 Gefangene, darunter drei Offiziere. In der Gegend der Fecht besetzten wir Sondernach und trugen unsere Linien auf die Abhänge östlich des Dorfes fort.

Französische Abendmeldung: In Lothringen haben wir uns zweier Werke bei Leintrey bemächtigt. Wir haben Gefangene gemacht, darunter drei Offiziere. In den Vogesen Gewitter und dichter Nebel.

24. Juni.

Eine Unternehmung gegen die von uns gestern genommene Höhe bei Ban-de-Sapt wiesen wir ab; die Zahl der Gefangenen erhöhte sich um 50.

Französische Nachmittagsmeldung: In Lothringen machte der Feind bei Leintrey einen Gegenangriff. Nach einem ziemlich lebhaften Kampfe wurde er zurückgeschlagen. Auf dem Rest der Front war die Nacht ruhig. Die Zahl der seit dem 14. Juni 1915 in der Gegend der Fecht gemachten Gefangenen erhöhte sich auf 25 Offiziere, 23 Unteroffiziere und 638 Mann.

25. Juni.

Bei Leintrey östlich von Lunéville wurden kleine feindliche Unternehmungen abgewiesen.

Französische Abendmeldung: In den Vogesen wurde ein deutscher Angriff am Hilsenfirst abgeschlagen. Im Verlaufe eines Gegenangriffs, den wir am 23. Juni in der Gegend des Ban-de-Sapt ausführten, erbeuteten wir vier Maschinengewehre und viel Material (Gewehre, Patronen und Handgranaten).

26. Juni.

Angriffe des Gegners auf unsere Vorposten bei Leintrey schlugen fehl.

27. Juni 1915.

Die Angabe in der amtlichen französischen Mitteilung vom 25. Juni über die Fortnahme von vier deutschen Maschinengewehren bei Ban-de-Sapt ist erfunden. Der Feind ist nach seiner Niederlage dort niemals bei seinen Gegenangriffen auch nur bis in die Nähe der von uns eroberten Stellung gekommen. Hingegen hat unsere Beute sich auf 268 Gefangene, 2 Revolverkanonen, 5 Maschinengewehre, 7 größere und kleinere Minenwerfer erhöht.

28. Juni 1915.

In den Vogesen überfielen unsere Truppen die Besatzung einer Kuppe hart östlich von Metzeral. 50 Gefangene und ein Maschinengewehr blieben in unserer Hand.

Besonders gute Erfolge hatten wir in dem südlichen Teil unserer Kampffront gegen feindliche Flieger. Im Luftkampf wurden zwei feindliche Flugzeuge nördlich des Schluchtpasses und bei Gérardmer heruntergeschossen, zwei weitere durch Artilleriefeuer bei Largitzen und bei Rheinfelden auf Schweizer Gebiet zur Landung gezwungen.

29. Juni.

Oestlich von Lunéville gelangten drei von mehreren feindlichen Bataillonen ausgeführte Angriffe gegen unsere Stellungen im Walde Les Remabois und westlich von Leintrey—Gondrexon nur bis an unsere Hindernisse. Der Feind flüchtete unter unserem Feuer in seine Stellungen zurück.

1. Juli.

In den Vogesen fanden nur lebhafte Artilleriekämpfe statt.

2. Juli.

In den Vogesen nahmen wir auf dem Hilsenfirst zwei Werke. Rückeroberungsversuche des Gegners wurden abgewiesen. An Gefangenen fielen drei Offiziere, 149 Mann in unsere Hand.

3. Juli.

Die auf dem Hilsenfirst eroberten Werke gingen gestern wieder an den Feind verloren.

4. Juli.

Deutsche Flugzeuge griffen das Sperrfort Remiremont an. Ein deutsches Kampfflugzeug zwang einen französischen Flieger bei Schlucht zur Landung.

5. Juli.

Unsere Flieger bewiesen erneut im Luftkampf ihre Ueberlegenheit. Nördlich und westlich von Manonviller wurde am 1. und 2. Juli je ein französisches Flugzeug zur schleunigen Landung gezwungen. Mit Erfolg wehrte gestern und vorgestern ein deutscher Kampfflieger den Angriff von Gegnern ab.

6. Juli.

Unsere Flieger griffen den Flugplatz Corcieux östlich von Epinal und ein französisches Lager am Breitfirst östlich von Krüt in den Vogesen an.

7. Juli.

Am Sudel (in den Vogesen) wurde ein feindliches Grabenstück erstürmt und für die feindliche Verteidigung unbrauchbar gemacht.

9. Juli 1915.

Nach starker Artillerievorbereitung griff der Feind die von uns am 22. Juni erstürmte Höhe 631 bei Ban-de-Sapt an. Wir mußten die vollkommen verschütteten Gräben auf der Kuppe räumen.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Vogesen trugen wir in der Gegend von Ban-de-Sapt—Fontenelle merkliche Erfolge davon. Nachdem wir den Feind aus dem Teile unseres früheren Werkes vertrieben, das er am 22. Juni genommen hatte, bemächtigten wir uns aller feindlichen Verteidigungsstellungen von den Hügeln südöstlich von Fontenelle bis zur Straße Launois—Moyenmoutier. Insgesamt rückten wir um 700 Meter in einer Front von 600 Metern vor. Wir nahmen gefangen: 19 Offiziere, darunter einen Bataillonschef, zwei Aerzte und 767 unverwundete Soldaten, die sieben verschiedenen Bataillonen angehören. Unsere Lazarette nahmen an deutschen Verwundeten auf: einen Offizier und 32 Soldaten. Wir erbeuteten eine 37 Zentimeter-

kanone, zwei Maschinengewehre und mehrere Bombenwerfer, sowie viel Munition. Bei Tagesanbruch beschoß der Feind die von ihm verlorenen Stellungen heftig.

10. Juli 1915.

Tagsüber war die Gefechtstätigkeit auf der ganzen Front gering. Drei französische Angriffe bei Launois (am Südhange der Höhe 631 bei Ban-de-Sapt) scheiterten bereits in unserem Artilleriefeuer. Bei Leintrey östlich von Lunéville wurden nächtliche Vorstöße des Feindes gegen unsere Vorposten abgewiesen.

11. Juli.

Ein Angriff auf die deutsche Stellung östlich und südöstlich von Sondernach (südwestlich Münster) wurde zurückgeschlagen.

Unsere Flieger griffen die Bahnanlagen von Gérardmer an.

12. Juli.

Nördlich der Höhe von Ban-de-Sapt wurde ein Waldstück vom Gegner gesäubert.

Bei Ammerzweiler (nordwestlich von Altkirch) überfielen wir eine feindliche Abteilung in ihren Gräben; die feindliche Stellung wurde in einer Breite von 500 Metern eingeebnet; unsere Truppen gingen sodann planmäßig unter Mitnahme einiger Gefangener vom Feinde unbelästigt in ihre Linien zurück.

16. Juli.

In der Gegend von Leintrey (östlich von Lunéville) spielten sich Vorpostengefechte ab. Auf feindliche Truppen in Gérardmer warfen unsere Flieger Bomben.

Französische Nachmittagsmeldung: In Lothringen griffen die Deutschen in einer Front von ungefähr drei Kilometern die bei Leintrey verlorenen Stellungen an. Sie bombardierten zu gleicher Zeit unsere ganze Linie vom Walde von Champenoux bis nach Vezouze und unternahmen mehrere Infanterieangriffe, die überall zurückgeschlagen wurden. Bei Leintrey wurden sie, nachdem sie in einem Gehölz Fuß gefaßt hatten, durch einen unverzüglichen Gegenangriff daraus vertrieben. Im Südosten des Waldes von Parroy gelangten die Angriffe bis zu unsern Eisendrahtverhauen, wo sie durch unser Feuer zerstreut wurden; einige Gefangene blieben in unseren Händen. Die Verluste des Feindes scheinen sehr empfindlich zu sein.

17. Juli.

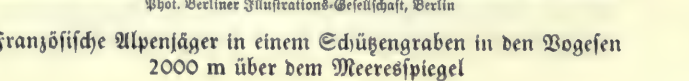
Französische Nachmittagsmeldung: In Lothringen griffen die Deutschen neuerdings unsere Schützengräben im Südostteile des Waldes von Parroy an. Gegen 1 Uhr wurden die Angreifer zerstreut. In den Vogesen richtete der Feind gestern abend auf die von ihm bei Ban-de-Sapt verlorenen Stellungen einen Angriff, der durch unser Sperrfeuer und das Feuer unserer Maschinengewehre aufgehalten wurde. Ein von den Deutschen um 11 Uhr abends gegen unser Werk bei der Ferme Tournies, 500 Meter nordöstlich des Bonhomme, versuchter Handstreich scheiterte vollständig.

18. Juli 1915.

In Lothringen schlugen unsere Truppen Vorstöße des Feindes bei Emberménil (östlich von Lunéville) und in der Gegend von Ban-de-Sapt zurück.

21. Juli 1915.

In den Vogesen fanden in der Gegend von Münster hartnäckige Kämpfe statt. Die Franzosen griffen mehrfach unsere Stellungen zwischen Lingekopf und Mühlbach an. Die Angriffe wurden abgeschlagen. An einzelnen Stellen drang der Feind in unsere Stellungen ein und mußte in erbittertem Nahkampf hinausgeworfen werden. Südwestlich des Reichackerkopfes hält er noch ein Stück eines unserer Gräben besetzt. Tag und Nacht lagen die angegriffene Front und unsere anschließenden Stellungen bis Didolshausen und bis zum Hilsenfirst unter heftigem feindlichem Feuer. Wir nahmen vier Offiziere und 120 Mann, zumeist Alpenjäger, gefangen.




Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französische Alpenjäger in einem Schützengraben in den Vogesen 2000 m über dem Meeresspiegel



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französische Alpenjäger in den Vogesen an einem Maschinengewehr zur Abwehr von Flugzeug-Angriffen



Phot. Carl Eberth, Cassel

Die Schusterei im deutschen Lager bei den „Drei Ähren“ in den Vogesen



Phot. A. Grohs, Berlin

Aus einem deutschen Schützengraben an einem Berghang in den Vogesen.
Im Hintergrund ein Gewehrständer

22. Juli 1915.

In den Vogesen griff der Feind gestern südwestlich des Reichackerkopfes sechsmal an. Er wurde durch bayerische Truppen unter großen blutigen Verlusten zurückgeschlagen. Bei einem Gegenstoß gewannen wir das noch in Feindeshand befindliche Grabenstück zurück und machten 137 Alpenjäger (darunter drei Offiziere) zu Gefangenen. Auch bei Sondernach wiesen wir abends einen feindlichen Angriff ab. Südlich Leintrey brachen französische Angriffe dicht vor den Hindernissen unserer Vorpostenstellungen zusammen. Im Luftkampf über dem Münstertal blieben drei deutsche Flieger über drei Gegner Sieger und zwangen auf der Verfolgung zwei von ihnen zur Landung im Tannertal. Ein feindlicher Doppeldecker stürzte im Feuer unserer Abwehrgeschütze in den Wald von Parroy ab.

Französische Nachmittagsmeldung: In der Nacht vom 20./21. und während des Tages vom 21. wurden auf den Höhen des Reichackerkopfes, westlich von Münster, sehr heftige Kämpfe geliefert. Einem Angriff unserseits folgten neun deutsche Gegenangriffe. Trotz der Erbitterung unserer Gegner haben die beiden Jägerbataillone, die wir in den Kampf führten, den Anstrengungen des Feindes standgehalten, indem sie den Deutschen schwere Verluste beibrachten. Wir nahmen und behaupteten einen Schützengraben auf einer Front von achtzehn Metern. Wir behaupteten unsere früheren Stellungen. Nördlich von Münster richteten sich unsere Truppen in den Stellungen ein, die sie am Lingekopf erobert hatten. Wir machten im Verlaufe dieser Kämpfe 107 Gefangene.

Französische Abendmeldung: In den Vogesen nördlich von Münster haben wir nach einem hartnäckigen Kampfe den Lingekopf besetzt und in den Steinbrüchen des Schratzmännle und des Barrenkopfwaldes Fuß gefaßt.

23. Juli.

In den Vogesen dauerten die Kämpfe fort. Ein feindlicher Angriff gegen die Linie Lingekopf-Barrenkopf wurde nach heftigen Nahkämpfen vor und in den Stellungen der Bayern und Mecklenburgischen Jäger zurückgeschlagen; zwei Offiziere, 64 Alpenjäger wurden dabei gefangen genommen. Auch am Reichackerkopf griffen die Franzosen erfolglos an. Bei Metzeral warfen wir sie aus einer vorgeschobenen Stellung, die wir, um Verluste zu vermeiden, planmäßig wieder räumten. Auf die Kasernen von Gérardmer wurden Bomben abgeworfen.

Französische Nachmittagsmeldung: In der Gegend von Avricourt hat sich eine starke feindliche Aufklärung, die durch das Feuer ihrer Artillerie unterstützt wurde, vor dem Feuer unserer Artillerie und Infanterie zurückgezogen. In den Vogesen wurde ein schwerer Angriffsversuch gegen unsere Stellung südlich von La Faye leicht zurückgeworfen. Auf dem Lingekopf und auf dem Barrenkopf sehr heftiges Bombardement der von uns eroberten Stellungen. Oestlich von Metzeral wurde der Feind, dem es gelungen war, in unsere Linie einzudringen, daraus zurückgeworfen.

24. Juli.

Südlich von Leintrey wiesen unsere Vorposten abermals feindliche Vorstöße ab. Die im Bericht der französischen Heeresleitung vom 22. Juli 11 Uhr abends erwähnte, über die Seille geworfene starke deutsche Aufklärungsabteilung bestand aus fünf Mann, die das feindliche Hindernis durchschnitten hatten und sich unter Verlust eines Mannes zurückzogen. In der Gegend von Münster fanden gestern Kämpfe von geringerer Heftigkeit statt. Nach den Gefechten der letzten Tage sind dort vor unserer Front etwa 2600 gefallene Franzosen liegen geblieben.

25. Juli 1915.

Bei Launois, südlich von Ban-de-Sapt, setzten sich die Franzosen in einem kleinen Teil unserer vordersten Gräben fest.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Vogesen haben wir im Ban-de-Sapt neue Erfolge davongetragen. Wir haben uns gestern abend eines sehr mächtigen deutschen Verteidigungswerkes bemächtigt, das sich zwischen der Höhe von Fontenelle, dem Punkt 627, und dem Dorf Launois ausdehnt, und eine den Südteil des Dorfes bildende Häusergruppe besetzt. Wir haben mehr als 700 unverwundete Gefangene gemacht, die vier verschiedenen Bataillonen und einer Maschinengewehrkompagnie angehören. Das Material ist noch nicht abgeschätzt.

Französische Abendmeldung: In den Vogesen haben sich unsere Truppen trotz der Beschießung die gestern im Ban-de-Sapt eroberten Stellungen eingerichtet. Die Zahl der deutschen Gefangenen beläuft sich auf elf Offiziere und 825 Mann, darunter nur 70 Verwundete. Zahlreiche Leichen blieben in den Schützengräben. Wir hatten unserseits nur zwei Bataillone eines Linienregiments eingesetzt. Sechs Maschinengewehre sind bereits in den eroberten Schützengräben aufgefunden worden.

27. Juni 1915.

In den Vogesen setzte sich der Feind gestern abend in den Besitz unserer vordersten Gräben auf dem Lingekopf (nördlich von Münster).

Französische Nachmittagsmeldung: In den Vogesen ist es uns gestern abend gelungen, unsere Stellungen auf dem Kamme des Lingekopfes auszudehnen und zu befestigen und den zwischen dem Lingekopf und den Steinbrüchen gelegenen Paß zu besetzen. Der Feind hat drei erfolglose Gegenangriffe unternommen. Die deutsche Artillerie bombardierte den Schluchtpaß.

Französische Abendmeldung: Im Elsaß haben unsere Truppen heute die Eroberung der sehr stark eingerichteten Stellung vollendet, welche die Deutschen zweihundert Meter oberhalb unserer Sturmgräben auf dem Kamm Lingekopf-Schratzmännle-Barrenkopf, das heißt auf einer Front von zwei Kilometern, besetzt hielten. Diese Höhen beherrschen das Haupttal der Fecht, sowie die große Straße zu den Dreiähren. Wir machten mehrere Offiziere und über hundert Mann, die zu fünf verschiedenen Regimentern gehören, zu Gefangenen.

28. Juli.

In den Vogesen fanden in der Linie Lingekopf—Barrenkopf erbitterte Kämpfe statt. Französische Angriffe wurden durch Gegenstoß nach mehrstündigem Nahkampf zurückgeschlagen. Dabei sind auch die vorgestern abend verloren gegangenen Gräben am Lingekopf bis auf ein kleines Stück von uns zurückgewonnen.

29. Juli.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Vogesen haben wir am Lingekopf in den am 22. Juli eroberten Stellungen zweihundert deutsche Leichen vorgefunden, außerdem zwei Maschinengewehre, zweihundert Gewehre und eine große Menge Munition und Ausrüstungsgegenstände. Die deutschen Truppen haben auf dem Gelände beim Barrenkopf mehr als vierhundert Leichen zurückgelassen. Die genaue Anzahl der Gefangenen aus den Kämpfen vom 27. und 28. Juli beträgt 201.

Französische Abendmeldung: In den Vogesen, in Ban-de-Sapt, gelang es uns, im Südwestteil von Launois eine neue Häusergruppe zu besetzen. Am Barrenkopf versuchten die Deutschen, uns die Stellungen, deren wir uns bemächtigt hatten, wieder zu nehmen. Ein sehr heftiger Angriff, den sie unternahmen, wurde zurückgeschlagen. Alle unsere Gewinne wurden behauptet. Eine deutsche Batterie, die den Angriff unterstützte, ist unter Feuer genommen und vernichtet worden.

30. Juli 1915.

In den Vogesen griff der Feind gestern nachmittag erneut die Linie Lingekopf-Barrenkopf an. Die Nahkämpfe um die Stellung sind noch nicht abgeschlossen.

31. Juli 1915.

Die erbitterten Kämpfe auf der Linie Lingekopf—Barrenkopf in den Vogesen sind zu einem Stillstand gekommen. Die Franzosen halten einen Teil unserer Stellung am Lingekopf noch besetzt. Schratzmännle und Barrenkopf sind nach vorübergehendem Verlust wieder in unserer Hand. Auf Angriffe französischer Flugzeuggeschwader, die gestern auf Pfalzburg, Zabern, nördlich Hagenau und auf Freiburg Bomben warfen, antworteten am Nachmittag unsere Geschwader mit Bombenwürfen auf Flughafen und Fabriken in Lunéville, die Bahnhofanlagen in Saint Dié und den Flughafen bei Nancy. Der durch die feindlichen Flieger angerichtete Schaden ist unwesentlich.

1. August.

Ein französischer Flugplatz bei Nancy wurde heute früh mit 103 Bomben beworfen, 18 Treffer sind in den Zelten beobachtet worden. Die zur Abwehr aufgestiegenen feindlichen Flugzeuge konnten den Angriff nicht hindern. Sechs deutsche Flugzeuge griffen über Château Salins 15 französische an, in dreiviertelstündigem Kampf wurden mehrere feindliche Flugzeuge zu Notlandungen gezwungen. Als ein weiteres Geschwader in das Gefecht eingriff, zogen sich unsere Flieger ohne Verlust zurück.

Am späten Abend wurden unsere Stellungen auf dem Reichackerkopf in den Vogesen angegriffen; der Feind wurde zurückgeschlagen.

2. August.

Am Abend griffen die Franzosen in den Vogesen abermals die Linie Schratzmännle-Barrenkopf an. Die ganze Nacht hindurch wurde dort mit Erbitterung gekämpft. Der Angreifer ist zurückgeworfen. Auch am Lingekopf sind erneut Kämpfe im Gange. An verschiedenen Stellen der Front sprengten wir mit Erfolg Minen. Südlich von Ban-de-Sapt schoß unsere Artillerie einen französischen Fesselballon herunter. Ein Kampfflieger zwang bei Longemer (östlich von Gérardmer) ein feindliches Flugzeug zur Landung.

Französische Abendmeldung: In den Vogesen wurden seit dem Abend des 1. August eine Reihe von Kämpfen geliefert vor den Stellungen, welche wir auf den Höhen des Lingekopfs, des Schratzmännle und des Barrenkopfes erobert haben. Wir haben uns mehrerer deutscher Schützengräben bemächtigt, wobei wir etwa fünfzig, zwei verschiedenen Regimentern angehörende Gefangene machten.

3. August.

In den Vogesen ist bei den Kämpfen in der Nacht vom 1. zum 2. August ein kleines Grabenstück am Schratzmännle (zwischen Lingekopf und Barrenkopf) an den Feind verloren gegangen. Am Lingekopf ist ein am 1. und 2. August vollständig zusammengeschossener Graben von uns nicht wieder besetzt worden.

5. August 1915.

In den Vogesen ist am Lingekopf und südlich der Kampf von neuem entbrannt. Sonst keine Ereignisse von Bedeutung.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Vogesen fortgesetzte und sehr heftige Beschießung unserer Schützengräben des Lingekopfs. Am Abend des 4. August unternahmen die Deutschen einen heftigen Gegenangriff; trotzdem behaupteten wir alle unsere Stellungen mit Ausnahme einiger Grabenstücke auf dem Kamm des Lingekopfs.

Französische Abendmeldung: In den Vogesen wurden sehr erbitterte Kämpfe geliefert auf den Höhen, welche die Fecht im Norden beherrschen, besonders auf dem Paß des Schratzmännle, wo der Feind, nachdem er sich eines unserer Blockhäuser bemächtigt hatte, durch einen sofortigen Gegenangriff daraus wieder verjagt wurde. Unser Sperrfeuer hat den Deutschen schwere Verluste beigebracht.

6. August 1915.

Der Kampf am Lingekopf und südlich dauert noch an.

7. August.

Südlich von Leintrey (östlich von Lunéville) wiesen unsere Vorposten einen Vorstoß des Gegners leicht ab. In den Gebirgskämpfen nördlich von Münster keine wesentlichen Ereignisse.

8. August.

Die Gefechte in den Vogesen, nördlich von Münster, lebten gestern nachmittag wieder auf. Die Nacht verlief dort aber ruhig.

9. August.

Gestern wurde bei Dammerkirch und am Schwarzen See, heute früh bei Gondrexange und Harbouey je ein französisches Flugzeug durch unsere Kampfflugzeuge abgeschossen.

10. August.

Nach der Zerstörung des Viadukts westlich von Dammerkirch durch unsere Artillerie am 30. Mai haben die Franzosen im Zug einer Umgehungsbahn die Larg südlich von Mansbach überbrückt. Die kürzlich fertiggestellte Brücke wurde gestern durch einige Volltreffer unserer Artillerie zerstört.

11. August.

Unsere Infanterie wies am späten Abend einen Angriff am Lingekopf ab.

13. August.

Bei Rougemont und Sentheim (nordöstlich von Belfort) zwangen unsere Flieger je ein feindliches Flugzeug zur Landung.

15. August.

Die mehrfache Beschießung der Stadt Münster im Fechttale beantworteten wir mit einer Beschießung des Eisenbahnviertels von Saint-Dié. Das daraufhin auf Markirch verlegte Feuer des Feindes wurde eingestellt, als sich unsere Artillerie gegen die französischen Unterkunftsorte wandte.

16. August.

Nördlich von Ammerzweiler (nordöstlich von Dammerkirch) brach ein französischer Teilangriff vor unseren Hindernissen im Feuer zusammen.

17. August.

Französische Abendmeldung: In den Vogesen haben wir die feindlichen Stellungen in der Gegend des Lingekopfes, am Reichackerkopf, auf dem Kamm von Sondernach und Landersbach heftig beschossen. Auf diesem letztern Punkte ist unsere Infanterie zum Angriff übergegangen, hat auf dem Kamm Fuß gefaßt und sich dort eingerichtet. Ein Gegenangriff des Feindes wurde zurückgeschlagen.

18. August 1915.

In den Vogesen erfolgten durch sehr erheblichen Munitionseinsatz vorbereitete französische Angriffe gegen Schratzmännle (nördlich von Münster) und unsere Stellung südöstlich von Sondernach. Durch Gegenstöße wurden eingedrungene feindliche Abteilungen aus unseren Gräben zurückgeworfen; südöstlich von Sondernach sind völlig zerschossene kleinere Grabenstücke im Besitz der Franzosen geblieben.

Französische Nachmittagsmeldung: Unsere gestrige Beschießung der deutschen Stellungen am Lingemassiv hat zwei schwere Batterien zerstört und mehrere Munitionsdepots auf dem Kamm von Sondernach in die Luft gesprengt. Zwei Gegenangriffe, die im Laufe der Nacht gegen die eroberten Stellungen gerichtet wurden, sind vollständig zurückgeschlagen worden. Wir haben etwa 50 Gefangene gemacht.

Französische Abendmeldung: In den Vogesen wurden die von uns eroberten Stellungen bei Sondernach befestigt trotz eines heftigen Bombardements.

19. August 1915.

In den Vogesen erneuerte der Feind gestern seine Angriffe nördlich von Münster gegen unsere Stellungen auf Lingekopf und Schratzmännle. Nach vorübergehendem Vordringen bis in einzelne unserer Gräben auf dem Lingekopf ist der Gegner dort überall zurückgeschlagen. Am Schratzmännle ist der Kampf noch im Gange.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Vogesen dauert der heftige Kampf auf dem Gipfel des Lingekopf an. Wir haben einen Schützengraben auf dem Schratzmännle genommen und einige Gefangene gemacht.

20. August.

Am Schratzmännle in den Vogesen ging ein kleiner Teil unserer vordersten Stellung an die Franzosen verloren.

Französische Nachmittagsmeldung: Auf dem Gipfel des Lingekopfes und Schratzmännle waren die deutschen Verluste sehr bedeutend; man fand auf einem Raume von 250 Metern in den Schützengräben, die wir zuvor erobert hatten, eine große Zahl feindlicher Leichen.

21. August.

Keine besonderen Ereignisse.

22. August.

Die Lage ist unverändert.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Vogesen griff der Feind unsere Stellungen auf dem Kamm von Sondernach an. Er wurde zurückgeschlagen. Auf dem hier am 18. August eroberten Gelände zählten wir Hunderte von deutschen Leichen.

23. August.

In den Vogesen sind nördlich von Münster neue Kämpfe in der Linie Lingekopf—Schratzmännle—Barrenkopf im Gange. Starke französische Angriffe führten gestern abend teilweise bis in unsere Stellungen. Gegenangriffe warfen den Feind am Lingekopf wieder zurück; am Schratzmännle und Barrenkopf dauerten heftige Nahkämpfe um einzelne Grabenstücke die ganze Nacht an. Etwa 30 Alpenjäger wurden gefangen genommen.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Vogesen bemächtigten wir uns nach einem heftigen Kampfe und nach einer besonders wirksamen Vorbereitung auf dem Gipfel des Linge- und Barrenkopfes einiger feindlicher Schützengräben.

24. August.

In den Vogesen nördlich von Münster ruhte tagsüber der Kampf. Am Abend griffen die Franzosen abermals unsere Stellungen am Barrenkopf und nördlich davon an. Die Angriffe sind zurückgeschlagen, eingedrungene schwache Teile des Feindes aus unseren Stellungen geworfen, einige Alpenjäger gefangen genommen. Bei den gestern gemeldeten Kämpfen ist ein Grabenstück am Barrenkopf in Feindeshand geblieben.

25. August.

In den Vogesen wurde am Schratzmännle ein feindlicher Angriff mit Handgranaten abgeschlagen und südöstlich von Sondernach ein Teil der am 17. August verlorengegangenen Grabenstücke zurückgenommen.

27. August.

In den Vogesen wurde ein schwacher französischer Vorstoß leicht abgewiesen.

28. August.

Ein französischer Handgranatenangriff auf den Lingekopf wurde abgewiesen.

31. August 1915.

In den Vogesen nördlich von Münster führte am 31. August unser Angriff zur Wiedereroberung der in den Kämpfen vom 18. bis 23. August an die Franzosen ver-

lorenen Grabenstücke. Die Kammlinie Lingekopf—Barrenkopf ist damit wieder in unserem Besitz. Gegenangriffe wurden abgewiesen. 72 Alpenjäger sind gefangen genommen, drei Maschinengewehre erbeutet.

7. September 1915.

Ein französischer Vorstoß bei Sondernach in den Vogesen scheiterte.

10. September.

In den Vogesen wurden nahe vor unseren Stellungen am Schratzmännle und Hartmannsweilerkopf liegende Gräben gestürmt und dabei zwei Offiziere, 109 Mann gefangen genommen, sechs Maschinengewehre, ein Minenwerfer erbeutet. Ein Gegenangriff am Schratzmännle wurde blutig abgewiesen.

Französische Nachmittagsmeldung: In den Vogesen griff der Feind gestern abend unsere Stellungen am Lingekopf an bis zum Barrenkopf unter Verwendung erstickender Granaten. Am Schratzmännle mußte ein Graben in der ersten Linie infolge Ausgießens brennender Flüssigkeit geräumt werden. Ein Gegenangriff ermöglichte es uns, den größten Teil des verlorenen Bodens wieder zu nehmen und uns etwa zehn Meter von dem Grabenteile entfernt, den wir nicht wieder besetzt haben, zu behaupten. Auf dem Rest dieser Front wurden unsere Stellungen vollständig behauptet.

Zu Ende des gestrigen Tages unternahmen die Deutschen gegen unsere Schützengräben vom Gipfel des Hartmannsweilerkopfes einen Angriff, der es ihnen gestattete, Fuß zu fassen. Während der Nacht machten wir einen Gegenangriff und gewannen die verlorenen Gräben zurück. Wir drängten den Feind in seine Linie zurück.

11. September.

Am Hartmannsweilerkopf wurden die am 9. September gestürmten Gräben gegen zwei französische Angriffe behauptet.

12. September 1915.

Französische amtliche Meldung: Seit dem 26. August haben die deutschen Berichte zu wiederholtenmalen mit schwachen Beständen ausgeführte Erkundungen, mitunter sogar einfache Schützengrabenvorfälle, als bedeutende französische Angriffe gemeldet, die sie zurückgeschlagen hätten. Es ist ratsam, besonders die im deutschen Bericht vom 2. September 1915 enthaltene Behauptung zu dementieren, wonach die Deutschen am 31. August die Linie Lingekopf—Barrenkopf wiedergenommen haben sollen. Die französischen Truppen haben auf dieser Linie fast die Gesamtheit der eroberten Stellungen behalten; auch der heftige Gegenangriff, den die Deutschen gegen sie richteten, hatte nur das Ergebnis, die neue französische Linie von 40 Metern Tiefe auf 200 Meter Front zum Lingekopf zurückzunehmen.

Die Zerstörung des Viadukts von Dammerkirch am 30. Mai 1915

Wie der Bericht der Obersten Heeresleitung erwähnt, ist die große Eisenbahnüberführung westlich Dammerkirch am 30. Mai 1915 von der deutschen Artillerie zusammengeschossen worden (vgl. S. 216). Dieser große Kunstbau war bereits im August 1914, als die Franzosen nach ihrer Niederlage bei Mülhausen auf Belfort zurückfluteten, von ihnen zerstört worden. Unmittelbar nach dieser Schlacht wurden die siegreichen deutschen Truppen nach einer anderen Stelle der Kampffront abtransportiert, worauf es den Franzosen gelang, erneut in die Gegend von Mülhausen vorzudringen, wo sie durch deutsche Landwehr zum Stehen gebracht wurden. In dem Stellungskampf, der nunmehr begann, war es für die Franzosen natürlich von größter Wichtigkeit, den von ihnen zerstörten Kunstbau wieder herzustellen. Die Arbeiten hierzu wurden von den deutschen Fliegern mit Aufmerksamkeit verfolgt. Ende Mai 1915 konnte durch eine Fliegerphotographie festgestellt werden, daß die Ueberbrückung der gesprengten Stelle beendet war. Auch wurde bekannt, daß eine Probe-

belastung der Brücke durch einen Eisenbahnzug stattfand. Nunmehr war es an der Zeit, die eigens zu diesem Zweck hinter die deutschen Linien herangeführte 42-Zentimeterbatterie in Tätigkeit treten zu lassen. Wenige Schuß am 30. Mai 1915 genügten, um die Ueberführung auf einer Strecke von 100 Metern erneut und nachhaltig in Schutt zu legen. Der Kunstbau liegt 7½ Kilometer vor unserer vordersten Infanterielinie.

Ueber den Gang der Beschießung des Eisenbahnviadukts bei Dammerkirch hat ein Augenzeuge im „Démocrate" interessante Einzelheiten berichtet. Er schreibt: „Von der Wirkung der schweren deutschen Geschütze kann man sich einen Begriff machen, wenn man den Zustand der äußersten Häuser von Dammerkirch sieht. Das ganze Gelände ist überstreut mit großen und kleinen Steinen, mit Schutt und Trümmer und allerhand Eisenbestandteilen. Die deutschen Geschosse haben Löcher von vier Meter Tiefe und acht Meter Durchmesser in den Boden geschlagen, in denen nun die Kinder spielen. Der Viadukt hat schwer gelitten, mehrere Bogen wurden zusammengeschossen. Die Beschießung begann am Sonntag, den 30. Mai 1915, morgens 6 Uhr, nachdem schon vorher in aller Frühe drei deutsche Flieger in einer Höhe von 2500 bis 3000 Metern Dammerkirch überflogen und sich lange über der Gegend aufgehalten hatten, d. h. so lange, bis die deutschen Geschosse die Brücke erreichten. Wenige Minuten vor 7 Uhr sauste das erste Geschoß aus einem 155-Millimeter-Geschütz heran und schlug 280 Meter vom Viadukt entfernt in den Boden. Mit drahtloser Telegraphie meldeten die Flieger den Erfolg, und kurz darauf kam das zweite Geschoß, das nur noch 200 Meter vom Viadukt entfernt war. Nachdem die Flieger wiederum nach der bei Walheim—Altkirch stehenden schweren Artillerie gemeldet hatten, dauerte es einige Zeit, bis das dritte Geschoß abging, aber dieses war ein Volltreffer und sauste mitten in einen Pfeiler des Viadukts. Diese Treffsicherheit erregte auf französischer Seite hohe Bewunderung, und mit einiger Besorgnis erwartete man die weitere Beschießung. Plötzlich erfolgte eine furchtbare Detonation; man sah zwei Pfeiler des Viadukts schwanken und nach beiden Seiten zusammenbrechen. Steine und Betonbrocken wurden weit fortgeschleudert und eine dichte Rauch- und Staubwolke verdeckte eine Zeitlang den Trümmerhaufen, bis plötzlich eine zweite Detonation erfolgte, die dem Platzen des Geschosses zugeschrieben wird und durch die eine weite Bresche in den Viadukt geschlagen wurde. Als die Staubwolke sich verzogen hatte, sah man die Pfeilerfragmente in die Luft ragen; hoch darüber in der Luft schwebten immer noch die drei Flieger, die sich nun nach Osten verzogen."

Die Kämpfe um die Höhe von Ban-de-Sapt vom 22. Juni bis Ende Juli 1915

Der Ban-de-Sapt ist ein Hügel oder eher eine sanfte Bodenwelle, die sich zwischen den Weilern La Fontenelle, Launois und Laitre erstreckt, zwischen den letzten Ausläufern der Vogesen, diesseits Raon-l'Etape (vgl. die Karte S. 229). Wie ein gewaltiger geschundener, lehmfarbiger Eselsrücken sieht er aus. Früher war er von Wäldern gekrönt; im Krieg ist er kahl geworden.

Ueber die Erstürmung dieser Höhe am 22. und 23. Juni 1915 hat das deutsche Große Hauptquartier am 1. Juli 1915 folgenden zusammenfassenden Bericht bekannt gegeben: „Aus der Linie Chatas—Saales vorbrechend, hatten unsere Truppen Mitte September 1914 das Vordringen der Franzosen bei Senones, Ménil und Ban-de-Sapt zum Stehen gebracht. In dieser Linie verwehrten unsere tapferen Bayern zusammen mit ihren preußischen und badischen Kameraden seither dem Feinde jedes Vordringen. Indessen hatte im September unsere Kraft nicht ausgereicht, auch die beherrschende Höhe von Ban-de-Sapt den Franzosen zu entreißen. Seitdem bildete sie den Brennpunkt der Kämpfe auf dieser Front.

Die Franzosen verstärkten ihre Anlagen oben auf dem Berge immer mehr und machten aus ihm nach und nach eine regelrechte Festung. Von dort aus hielten sie das Gelände bis weit hinter unsere Stellungen dauernd unter Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, sodaß wir unsere vorderen Linien nur durch Laufgräben oder bei Nacht erreichen konnten. Wir lagen unten auf dem halben Hange des Berges, entschlossen, nicht einen Schritt breit zurückzuweichen, sondern sobald die Kräfte reichten, die Höhe in unsern Besitz zu bringen. So entspann sich ein zäher Kampf, der seit Ende des Jahres 1914 ein Stück der französischen Stellung nach dem anderen in unseren Besitz brachte. Alle Mittel des Nahkampfes kamen zur Anwendung. Man bekämpfte sich Tag und Nacht über und unter der Erde. Vielfach lagen die Schützengräben auf 20 Meter und weniger einander gegenüber. Ungewöhnlich starke Drahthindernisse, bis zu 1½ Meter Höhe, umgaben die Bollwerke der Franzosen und trennten so Freund und Feind. Nur durch ein Gewirr von Gräben der nach und nach vorgetriebenen Infanteriestellungen konnte man unsere vorderen Linien erreichen. Ihrer Eigenart entsprechend hatten hier die unermüdlichen Bayern fast jedem Graben und jedem Waldstück Namen nach einem der ihnen liebgewordenen Führer gegeben. Einen französischen Stützpunkt, in welchem eingebaut und wohlverborgen hinter Sandsäcken französische Scharfschützen auf der Lauer lagen, um jeden, der sich unvorsichtig zeigte, abzuschießen, hatten sie „Sepp" getauft. Ihm gegenüber stand der bayerische „Antisepp" mit seiner das Ziel nicht verfehlenden Büchse auf der Lauer.

Endlich war die Angriffsarbeit so weit gediehen, daß dem Feinde die Höhe endgültig entrissen werden konnte. Lange und eingehende Vorbereitungen waren dazu erforderlich gewesen. Der Feind sollte überrascht werden. Unbedingte Geheimhaltung und genaues Zusammenwirken von Artillerie und Infanterie waren Vorbedingung für ein glückliches Gelingen des beabsichtigten Planes. Der Erfolg war glänzend. Am 22. Juni 1915, punkt 3 Uhr des Nachmittags, nach vorher genau gestellten Uhren, wurde die Höhe von Ban-de-Sapt und das dahinterliegende Dorf Fontenelle, in dem die französischen Reserven vermutet wurden, planmäßig unter Feuer genommen. Gleichzeitig erhoben die „ultima ratio regis" vom leichten Feldgeschütz bis zum schweren Mörser ihre ehernen Stimmen, um die verderbenbringenden Geschosse in die feindlichen Stellungen zu schicken. Preußische, bayerische, sächsische und badische Artillerie arbeiteten Seite an Seite. Ein schauerlich schöner Anblick bot sich hier dem Beobachter. Bald sah man eine schwarze Rauchsäule haushoch emporsteigen, bald wirbelten die einschlagenden Geschosse braune Erdwolken, untermischt mit Balken und Brettern, durch die Luft; zeitweise war der ganze Berg in Rauch und Staub gehüllt. Kein lebendes Wesen war zu erkennen.

Den Franzosen war der Angriff derart überraschend gekommen, daß es über eine halbe Stunde dauerte, bis ihre Artillerie das Feuer eröffnete. Wie später ihre Gefangenen aussagten, ist alles bei Beginn des Feuers in die Unterstände geflüchtet. Jede Befehlserteilung und Uebermittlung hatte aufgehört. Die Ueberraschung bei der feindlichen Artillerie war derart, daß sie planlos im Gelände herumstreute und nach unseren aus allen Richtungen dröhnenden Feuerschlünden vergeblich tastete. So währte ein heftiger Artilleriekampf 3½ Stunden lang. Punkt 6 Uhr 30 Minuten war der Sturm befohlen. In unaufhaltsamem Vorwärts stürmten die tapferen bayerischen Reservetruppen, unterstützt durch preußische Infanterie und Jäger, vor, preußische und bayerische Pioniere und einzelne auf nächste Entfernung herangezogene Geschütze bahnten ihnen den Weg, wo es noch nötig war. Sobald der Feind sich von der Wirkung unseres Artilleriefeuers erholt hatte, leistete er zähen Widerstand mit Handgranaten, Gewehr und Maschinengewehr. Es half ihm nichts. Die vordersten Sturmabteilungen überrannten vier Grabenreihen des Feindes hintereinander und richteten sich in dem eroberten Gelände mit schneller Spatenarbeit ein, um das mit dem Blute ihrer Kameraden getränkte Gelände zu behaupten.



Phot. Carl Eberth, Cassel

Deutsche Truppen auf dem Marsch ins Gefecht in den Vogesen



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Ein deutsches Schanzwerk in den Vogesen, links auf dem Bilde durch vorgestellte Tannenbäumchen maskiert



Phot. Carl Eberth, Cassel

Ein deutscher Waldfriedhof am Hexenweiher in den Vogesen



Phot. Carl Eberth, Cassel

Ein deutscher Verbandplatz in den Vogesen. Verwundete werden hinter die Front gebracht



Uebersichtskarte über die Gegend von Ban-de-Sapt und Saint-Dié.
(Vgl. die Karte Bd. I, S. 241.)

Die folgenden Linien holten aus den Unterständen heraus, was noch lebendig war. Die meisten Gefangenen waren betäubt von der Wirkung der Beschießung. Viele Franzosen lagen unter den Trümmern der zerschmetterten Unterstände begraben. Um 8 Uhr abends war die beherrschende Höhe von Ban-de-Sapt fest in unserem Besitz. Bald darauf nahm der Feind unsere neuen Stellungen unter lebhaftes Artilleriefeuer, das die ganze Nacht anhielt und sich gegen Morgen zu größter Heftigkeit steigerte. Wohl gelang es den Franzosen, die in ein von ihrem überwältigenden Artilleriefeuer beherrschtes Grabenstück eingedrungenen wackeren Schützen zu überraschen, aber die beherrschende Höhe selbst blieb trotz aller Versuche des Feindes ohne Unterbrechung in ihrem vollen Umfange fest in unserer Hand.

Mit einem neuen Gegenangriff mußte gerechnet werden. Es war nicht anzunehmen, daß der Feind die monatelang mit schweren Opfern gehaltene Höhe ohne eine größere Kraftanstrengung uns überlassen würde. Am 23. Juni, gegen 9 Uhr vormittags, setzte ein außerordentlich heftiges Feuer von zahlreicher schwerer Artillerie gegen die neugewonnene Stellung ein. Das Heranziehen von Verstärkungen wurde gemeldet, der beabsichtigte Gegenangriff stand bevor. Woher er kommen mußte, war klar, die Geschütze standen feuerbereit, um die feindlichen Linien zu empfangen. Nach 10 Uhr versuchten dichte Schützenschwärme aus dem Dorfe Fontenelle und dem Walde westlich der Höhe gegen unsere Stellung vorzubrechen, wurden jedoch bereits im Anlauf derart mit Artilleriefeuer überschüttet, daß der Angriff blutig zusammenbrach. Wer nicht tot oder verwundet liegen blieb, flüchtete in den Wald oder in das Dorf Fontenelle zurück. Die dort sichtbaren Reserven wurden durch unsere mitten hineinschlagenden Granaten zersprengt. Nach diesem mit großen Verlusten abgewiesenen Versuch hat der Feind weitere Angriffe

unterlassen. Die in dem französischen amtlichen Bericht angegebene Eroberung von 4 Maschinengewehren ist glatt erfunden. Nicht ein einziges unserer Maschinengewehre ist verloren gegangen. Dagegen erbeuteten wir 278 Gefangene, 2 Revolverkanonen, 5 Maschinengewehre, 7 Minenwerfer verschiedener Größe und eine große Menge von Munition und Kriegsmaterial aller Art, das die Franzosen während langer Monate in ihren Stellungen aufgehäuft hatten. Wahrscheinlich liegt noch vieles andere verschüttet in den französischen Unterständen."

Die deutschen Erfolge ließen der französischen Heeresleitung keine Ruhe und veranlaßten sie zunächst am 8. Juli und dann am 24. Juli 1915 erhebliche Streitkräfte zur Wiedergewinnung des strategisch wichtigen Punktes einzusetzen. Ueber diese erbitterten Kämpfe berichtet Dr. W. M. im Berner „Bund" folgendes: „Am 22. Juni hatten die Franzosen durch einen ungestümen Angriff der Deutschen bei Fontenelle Boden verloren. Am 8. Juli eroberte das andere Regiment der Brigade, das diese Stellung abwechselnd besetzt hält, das Verlorene zurück. Die Franzosen drangen damit bis über Fontenelle vor, bis hart an die Höhe 599, aber die beherrschende Stellung und Launois, an das der Rücken rechts anlehnt, blieben in der Gewalt der Deutschen.

Es war kein voller Erfolg, aber es war ein Fortschritt, der mit Heldenmut errungen war. Das Regiment wurde im Tagesbefehl der Armee genannt. Dieser Auszeichnung rühmten sich die Soldaten mit lauter Freude, und die Kameraden vom andern Regiment mußten sich foppen lassen: „Wenn es Schützengräben zu verlieren gibt, dann seid ihr da; wenn man sie zurückerobern will, dann ruft man uns!" Das konnten sich die andern nicht bieten lassen. Sie waren doch nicht weniger wert, sie kamen aus der gleichen Gegend, aus den Dörfern der Nachbarschaft. Das vordem zurückgeworfene Regiment gab sich das Wort, auch in den Tagesbefehl zu kommen. Bei der nächsten Ablösung am 24. Juli 1915 führte es sein Vorhaben dann auch aus."

„Bereits am 16. Juli waren die Deutschen, nach einem ausführlichen Bericht der „Times", „mit zwei Bataillonen viermal hintereinander gegen die Stellungen angestürmt, die sie auf der Höhe von Fontenelle (627) verloren hatten, holten sich aber eine vollständige Niederlage. Am 24. und 25. Juli entriß dann ein mit gleichen Kräften angesetzter Sturm der Franzosen den Deutschen alle Stellungen westlich von Launois und brachte sie in den Besitz der ersten Häuser dieses Dorfes, nachdem die deutschen Besatzungstruppen niedergemacht oder gefangen genommen worden waren.

Launois besteht aus mehreren Häusergruppen, die staffelförmig an der Straße nach Fraiteux und Saint-Jean-d'Ormont liegen. Diese Straße zieht sich um den Ormontberg. Zwei Häusergruppen liegen auf der Höhe an der Straße nach Laitre, zwei davor an der abfallenden Straße. Von der Mitte des Dorfes mit Kirche und Mairie geht die Straße ziemlich steil bergab; bei den letzten Häusern biegt sie scharf um. Dort war das Ende der deutschen Linie. Um zur Kirche zu gelangen, mußten also die Franzosen zwei Häusergruppen und zwei dazwischenliegende freie Räume auf steil ansteigendem Boden durchschreiten.

Die deutschen Angriffe am 16. Juli 1915 waren in aller Frühe durch das Feuer schwerer Geschütze eingeleitet worden, das gegen acht Uhr mit erschütternder Heftigkeit niederprasselte und den ganzen Tag anhielt. Am späten Nachmittag ließ die Beschießung etwas nach, setzte dann aber mit verstärkter Heftigkeit wieder ein. Es dämmerte schon, als die Infanterie zum Sturm vorging. Dieser war gegen vier verschiedene Punkte angesetzt. Zwei Angriffe entwickelten sich in der Richtung auf Launois, der dritte versuchte sich durch ein infolge der Beschießung stark gelichtetes Wäldchen zu stehlen, das sich an die Westabhänge der Höhe 627 klammert, der vierte folgte der Straße Launois—Moyenmoutier und hatte die Sperrungen, die wir auf ihr angelegt hatten, zum Ziel.

Der dritte wurde durch unsere Artillerie aufgehalten, die feindlichen Kolonnen konnten nicht aus dem Wald heraus, ebenso wurde dem vierten durch Infanteriefeuer der Weg verlegt. Die Hauptangriffe aber wälzten sich auf die französischen Gräben, die wir die Hauptstraße entlang angelegt hatten. Die deutschen Kolonnen, die von Laitre kamen, warfen sich im Laufschritt auf unsere vorspringenden westlichen Gräben. Unsere Mitrailleusen, die trotz des ungünstigen Artilleriefeuers auf der Brustwehr der Gräben aufgestellt waren, zogen einen unüberwindlichen Schutz vor diese, und gleichzeitig nahmen unsere Batterien, die unverzüglich an der Arbeit waren, die Reihen der Stürmenden unter ihr Feuer. Man sah, wie sie auseinanderstoben und dann verschwanden. Der auf die Mitte gerichtete Angriff hatte denselben Erfolg, obwohl die Deutschen hier in sechs Linien hintereinander vorgingen.

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen. Unsere Scheinwerfer suchten mit ihren Strahlen die Abhänge der Höhe 597 ab, und unter ihrer Hilfe leisteten unsere Mitrailleusen und Batterien gleichgute Arbeit. Die deutschen Reihen begannen aus den Fugen zu gehen, man hörte in dem Teufelslärm der Geschütze die Schreie der Verwundeten, die sich in den Schutz der Dunkelheit hinter Sträuchern und Büschen schleppten. Die Offiziere und Unteroffiziere ordneten die Reihen noch einmal zum Angriff, aber das Feuer unserer Geschütze lichtete sie von neuem. Sie schwankten und stürzten dann in voller Auflösung zurück. Als der Morgen graute, lagen noch mehr als hundert Tote vor unseren Gräben, während wir nur vier Tote und 25 Verwundete hatten.

Am 24. Juli 1915 gingen die Franzosen dann zum Angriff über, der sich gegen die deutschen Befestigungen am äußersten Südwestabhange der Höhe 627 und die Häuser im Südteil des Dorfes Launois richtete. Die französische Artillerie hatte die schwersten Kaliber mit größter Treffsicherheit spielen lassen. Am Spätnachmittag richteten die Deutschen, in der Erwartung des Angriffs, heftiges Feuer auf unsere Laufgräben. Fünfzehn Minuten später, genau zur angesetzten Zeit, stürzten unsere Truppen aus den Gräben und stürmten vorwärts, obwohl die Kanonade fast noch einmal so heftig geworden war. In einer halben Stunde waren sie im Besitz aller Punkte, um die der Kampf gegangen war, bis nach Launois hinein, worauf die Reserven sofort die eroberten Gräben einrichteten. Die Deutschen versuchten in der Nacht einen schwachen Gegenangriff, wurden aber leicht abgewiesen. Seitdem sind wir täglich weiter vorgedrungen und besitzen jetzt fast die Hälfte von Launois. Wir nahmen elf Offiziere und 825 Mann gefangen und eroberten acht Mitrailleusen, einen Bombenwerfer, Gewehre und Munition. Die Gefangenen waren niedergeschlagen durch die andauernden Mißerfolge. Die Ueberlegenheit unserer Infanterie hat sich von neuem gezeigt."

„Mit Launois fiel," wie Dr. W. M. im Berner „Bund", die französische, wie stets außerordentlich aufgebauschte Siegesmeldung etwas einschränkend, schreibt, „die dort angelehnte ganze deutsche Stellung; die Höhenlinie des Eselrückens war nun in den Händen der Franzosen. Dagegen konnten sich diese bei der Kirche nicht halten, da sie jenseits des Höhenzuges liegt und ihre Behauptung die Eroberung neuer Schützengräben verlangt hätte."

Von den Kämpfen um das Lingemassiv und Münster vom 20. Juli bis 9. September 1915

„Das Ziel der Franzosen in den Vogesen ist," wie Max Osborn in der „Vossischen Zeitung" in einem Bericht über seinen Besuch an der Vogesenfront schreibt, „vor allem die Stadt Münster. In dem bescheidenen Winkel des Reichslandes, den sie, unter dem Schutz der Forts von Belfort besetzen konnten, sind ihr Stolz die beiden Städtchen Thann und Dammerkirch. Beherbergen sie auch nur ein paar tausend Einwohner —

macht nichts: es sind „Städte". Es ist, wenn ich nicht irre, wenig bekannt geworden, in welcher Weise die Herren Feinde diese Tatsache zu einer großen, feierlichen Aktion benutzt haben. Sie haben nämlich je einen Deputierten für Thann und Dammerkirch ernannt. Nicht wählen lassen, sondern ernannt! In beiden Orten fand sich ein ältlicher Gemeinderat, dessen Eitelkeit es schmeichelte, plötzlich ins Palais Bourbon einziehen zu dürfen. Das ist nicht weiter verwunderlich. Am 14. Juli 1915, am Tage des Nationalfestes, haben dann diese „Deputierten" in Paris unter dem Jubel des Volkes an der Straßburg-Statue der Place de la Concorde Kränze niedergelegt — das Ganze ein „Theater", oder, wie unsere Offiziere gern sagen, ein „Film" echt französischen Kalibers. Wenn man nun der Kammer im September noch einen dritten „elsässischen Abgeordneten" hätte vorsetzen können! Den „Deputierten für Münster"! Das hätte ein Hallo gegeben! Das wäre erst ein „Film" geworden! Bis hinab zu den Pyrenäen hätte er geflimmert . . .

So ging es denn mit leidenschaftlicher Gier gegen die schöne alte Stadt im Tal der Fecht. Systematisch suchten sie sich an sie heranzupürschen. Von dem Kamm der Vogesen, der die deutsch-französische Grenze bildet, führen zwei Höhenzüge, zwei Bergsättel, gleichsam als zwei Brücken so nahe an Münster heran, daß ihr Besitz eine ernstliche Bedrohung der Stadt bilden müßte. Die eine dieser Brücken zieht sich von Westen nach Osten, etwa so, daß die Fortsetzung ihrer Linie das untere Münstertal von Münster selbst bis Türkheim darstellen würde. Sie geht vom Hohneck bis zum Reichackerkopf. Aber diese Kuppe ist fest in deutschem Besitz, und alle Anstrengungen, sie wegzunehmen, erwiesen sich als fruchtlos. So hielt man sich an die zweite „Brücke", die vom Reisberg (auf dem Vogesenkamm) nach Südosten zieht und, nördlich von Münster, in einer Gruppe von drei Höhenkuppen endet, ihrem „Brückenkopf", wie man sie nennen könnte. Das ist die Drei, deren Namen jetzt berühmt geworden: Lingekopf, Schratzmännle und Barrenkopf .... All das zielt auf Münster hin, dessen Besitz mit den umliegenden Höhen die Beherrschung der dort zusammentreffenden Täler und Straßen garantieren und dem Feinde ein ganzes System von Verkehrs- und Verbindungswegen für seine Transporte und Truppenbewegungen in die Hand geben würde."

Mit welchen Mitteln die französischen Führer ihre Truppen zu dem geplanten Angriff aufstachelten, geht aus den Tagesbefehlen hervor, die bei gefangenen oder gefallenen Franzosen gefunden wurden. Oberst Brissand Desmaillet erließ am 15. Juli 1915 folgenden Tagesbefehl an seine Brigade: „Jäger! Die Stunde des großen Angriffs wird bald schlagen! Seit langer Zeit bereiten wir uns darauf vor; es wird uns gelingen! Eine gewaltige Artillerie wird uns den Weg öffnen. Wir werden mit allem modernen Angriffsgerät reichlich ausgestattet sein. Nichts wird uns fehlen. Unsere prächtigen Sturmkolonnen, kriegerisch geschult durch elf Kampfesmonate auf allen Teilen der Front haben Hunderte von Kriegskreuzen erworben: der Augenblick ist gekommen, weitere Hunderte zu verdienen. Jeder von uns muß das Bestreben haben, ein Held zu sein! Die Seelen unserer Kameraden, die glorreich gefallen sind auf den Höhen von Lesseux, am Roßberg, am Buchenkopf, am Col du Bonhomme, in den Wäldern und Wiesen der Weiß, in den Forsten des Fechttales, schweben noch über den Orten, an denen sie im vollen Siegeszug gefallen sind. Andere umschweben die Ebene von Arras, die Bergschluchten von Nompatelize, Belgiens Dünen. Wir werden sie alle nach dem Osten ziehen. Und wir werden siegen, da wir schon den Boden des Elsaß als Sieger betreten haben. Dazu genügt der Wille, das Deutsche mit allen Kräften zu hassen! Denkt vor dem Angriff an alle die Verbrechen, die von unseren wilden Feinden begangen worden sind. Sie haben nichts geschont, nichts geachtet. Die Frauen haben sie geschändet, Kinder verstümmelt, Greise erwürgt, sie haben alles massakriert, alles verbrannt, alles zerstört. Diese Opfer müssen gerächt werden.

Kinder! Vorwärts zum Sturm, Zorn im Herzen, mit dem eisernen Willen, den Feind an der Kehle zu packen, ihn zu beißen und ihn zu zerreißen. Kein Hindernis wird euch aufhalten, ihn zu erreichen und ihn zu vernichten. Denkt daran, daß das Vaterland in diesem Augenblick auf euch rechnet. Jäger! Wir werden die Ehre haben zu stürmen! Vorwärts! Es lebe Frankreich!"

Aehnlich lautete der Befehl des Obersten Lacapelle, des Kommandeurs der 4. Brigade, vom 19. Juli 1915, in dem die Stadt Münster und der Reichackerkopf als Angriffsziel genannt und auf die Unterstützung einer gewaltigen Artillerie hingewiesen wird. Es heißt dann weiter: „Vorwärts also zum Sturm mit dem Bajonett, sobald ihr die Hörner zum Sturm blasen hört. Dringt geschlossen so tief wie möglich in die Linien des Feindes ein, stark und kühn, ohne an das Zurückliegende zu denken. Er wird vor eurem niederschmetternden Angriff fliehen. Marschiert vorwärts, bleibt geschlossen in der Hand eurer Führer, gebt acht auf Ueberraschungen. Seid ihr auf nahe Entfernungen herangekommen, so stürzt euch auf ihn mit dem Bajonett, vernichtet ihn mit Handgranaten. Wenn sie sich ergeben wollen, mißtraut ihnen, entwaffnet sie und laßt sie in kleinen Trupps nach hinten bringen."

Der französische Angriff begann am 20. Juli 1915 und wurde vom 21. bis 23. Juli erneuert; nach sechs- bis siebenstündigem Trommelfeuer stürmten französische Alpenjäger am Lingekopf, Schratzmännle, Barrenkopf und Reichackerkopf, sowie bei Sondernach mit größter Tapferkeit und Todesverachtung gegen die deutschen Linien vor. Aber sie trafen auf Truppen mit noch höheren kriegerischen Tugenden. Zwar gelang es den Franzosen, an zahlreichen Stellen in unsere gänzlich zerschossenen Linien einzudringen, sie wurden aber von den deutschen Truppen, die trotz stundenlangen Ausharrens im schwersten Feuer unverzüglich die Kraft zum Gegenstoß fanden, nach erbitterten Bajonettkämpfen unter ungeheuren Verlusten zurückgeworfen. Ganz besonders glücklich trug die Artillerie der angegriffenen Divisionen in mustergültigem Zusammenwirken mit der Infanterie zur siegreichen Abwehr der französischen Angriffe bei.

Wesentlich anders allerdings lautet der französische zusammenfassende Bericht vom 3. September 1915, der behauptet: „Seit einem Monat wird in den Vogesen eine Reihe glänzender militärischer Aktionen, die eine ununterbrochene Schlacht darstellen, um den Besitz der das Lingemassiv beherrschenden Stellungen fortgesetzt, deren wir uns zum größten Teil bemächtigt haben, trotz erbitterten Widerstands und zahlreicher Gegenangriffe des Feindes. Die Aufgabe war besonders schwer wegen des gebirgigen Geländes und der wenigen Fußwege für die Maultiere, die rasche Truppenbewegungen und genügende Verproviantierung nicht gestatteten; es mußte daher zunächst eine Straße von zwölf Kilometern Länge gebaut werden. Das Angriffsgelände bot außerordentliche Schwierigkeiten, die den Widerstand des Feindes sehr erleichterten. Der erste Angriff fand am 20. Juli statt. Die Alpenjägerbataillone griffen mit unbeugsamem Elan und einem Mut an, dem die Deutschen oft Lob spendeten. Sie rückten Schritt um Schritt gegen den Feind vor, den das Bombardement vor unserem Ueberschreiten der Schützengrabennetze in Verwirrung gebracht hatte. Der zweite Angriff wurde am 22. Juli unternommen. Die Artillerie aller Kaliber setzte die Tätigkeit während der Nacht fort. Die deutschen Reserven erlitten sehr ernste Verluste. Der Sturmangriff entwickelte sich in wirkungsvoller Weise. Die Angriffstruppen bestanden wesentlich aus jungen Leuten, die sich zum erstenmal an einem eigentlichen Kampf beteiligten. Als der kommandierende General sah, mit welchem Mut sie unter dem feindlichen Feuer vorwärts stürzten, empfand er einen Schauer des Stolzes. Mit einem Sprung überrannten sie die feindlichen Gräben, indem sie buchstäblich auf Deutschen marschierten, besetzten diese Gräben und langten auf dem Kamme an. In ihrem Eifer drangen sie über diesen hinaus vor, ohne den nachrückenden Truppen Zeit zu lassen,

sich mit den Angriffstruppen zu vereinigen und sie zu unterstützen. Der Feind benützte diesen Umstand, um einen Gegenangriff zu machen und die Kämme des Linge- und des Barrenkopfs teilweise aufs neue zu besetzen. Weitere Angriffe unternahmen wir in den nächsten Tagen. Unser Angriff vom 29. Juli galt besonders den Stellungen am Lingekopf, wo der Feind fest verschanzt war. Eine unserer Kompagnien erreichte den Eisendrahtverhau, der wegen der Nähe der beiden Linien nicht mehr durch Granatenfeuer zerstört werden konnte. Sie behauptete sich dort im heftigsten Feuer, nur einige Meter von den deutschen Gräben entfernt. Der Hauptmann ließ seinem Kameraden von der Nachbarstellung folgende Mitteilung zugehen: „Ich befinde mich an einem Drahtverhau, von einer Kugel verwundet. Wir verschanzen uns an Ort und Stelle. Die Deutschen werden uns nicht vertreiben. Es lebe Frankreich!" Und tatsächlich widerstand er den heftigsten Gegenangriffen. Vergeblich forderte man sie auf, sich zu ergeben. Die unsrigen hielten sich jedoch während 36 Stunden und ermöglichten es auf diese Weise den benachbarten Einheiten, weiter vorzurücken.

Von nun an wurde ununterbrochen gekämpft. Am 4. August 1915 drang eines unserer Bataillone in die deutschen Schützengräben, die es in einer Länge von 250 Metern besetzte, und eroberte vier Blockhäuser. Der Feind, der einsah, daß ihm die Stellung verloren gehe, machte am 4. und 5. August verzweifelte Anstrengungen und richtete auf alle unsere Linien ein methodisches Bombardement von einer noch nicht erlebten Heftigkeit. 40000 Granaten gingen auf unsere Schützengräben, unsere Unterstände, unsere Verbindungsgräben nieder, und vernichteten diese fast vollständig. Die Jäger und die ihnen beigegebenen Infanteriebestände hielten unentwegt auch unter dieser Flut von Eisen stand. Heftige Gegenangriffe wurden zurückgeschlagen, alle Versuche des Feindes am 7. und 8. August scheiterten vollkommen. Am 17. August nahmen wir unser ununterbrochenes Vorrücken wieder auf; diesmal erfolgte das Fortschreiten rasch und entscheidend. Am 22. August 1915 besetzten wir den Gipfel des Schratzmännle, und am folgenden Tage vervollständigten wir unseren Erfolg durch neue Fortschritte am Barrenkopf und am Lingekopf, was unsere Stellung befestigte und uns gestattete, auf den eroberten Stellungen uns einzurichten. Nach einem Monat harter Kämpfe war das vorgenommene Ziel endlich erreicht."

Und doch war der Durchbruch mißlungen. Was die Franzosen in verlustreichen, überaus blutigen Gefechten von den Kuppenrändern der drei Höhen besetzt hatten, ist ihnen bald darauf in rasch aufeinander folgenden Schlägen wieder entrissen worden. „Die süddeutschen Jungens, die sich hier niederließen, haben Furchtbares erlebt, erleben es noch täglich," schreibt Max Osborn in der „Vossischen Zeitung". „In stürmischem Vorstoß haben sie den Feind in den Anfangstagen des September 1914 vom Rande des Plateaus des Schratzmännle nach Westen hin heruntergeworfen, nach dem Hörnleskopf zu. Dann fegten sie, südlich davon, die Franzosen vom Barrenkopf herunter, dessen Gipfel wenigstens noch Reste des alten Waldbestandes aufzuweisen hat. Und schließlich, am 9. September 1915 machten sie auch, nördlich vom Schratzmännle, auf dem Lingekopf reinen Tisch ... Kommt man näher heran, so hat man das nun schon wohlbekannte grausige Bild des Gebirgsschlachtfeldes vor sich. Der Boden aufgewühlt, zersiebt von Geschoßeinschlägen. Die Bäume zerbrochen, durchlöchert, zersplittert, der Aeste, der Kronen beraubt. Das Moos zerstampft, sein grüner Samt mit Staub und Lehm überzogen. Dazwischen frische Gräber, tiefeingeschnittene Wagenspuren, alte Aufnahmestellungen, die breiten, dunklen Furchen der Zugangsgräben. In der jubilierenden Klarheit des wolkenfreien Spätsommertages, an dem ich da oben weilte, wirkte dieser Anblick der Zerstörung der Kampfwildheit, des Todes, das alles zwischen dem Brummen der Geschütze, dem Geknatter der Gewehre, doppelt und dreifach schrecklich ...

Der Gegner wütet seitdem ohne Erfolg gegen die neuen deutschen Stellungen. Seine Artillerie sucht sie zu fassen, Handgranaten und Wurfminen sausen herüber. Unaufhörlich geht das Ringen. Aber die Unsern halten fest. Sie sind um so mehr guten Mutes, als ihre Verluste bei den letzten Kämpfen ganz geringe waren — so geringe, daß dieselben Truppen, die den Stoß führten, weiter in der vordersten Linie bleiben konnten und noch nicht, wie das meist der Fall zu sein pflegt, in Reserve gezogen wurden. Das war diesmal nicht nötig. Die Franzosen lassen ihre ohnmächtige Wut über den Mißerfolg an der hübschen Stadt Münster aus und schießen sinnlos in den Ort, den sie nicht nehmen können, der vielmehr von ihrer Bedrohung freier ist als zuvor. Sie funken so rücksichtslos hinein, daß bald kein Bewohner mehr darin bleiben wird. Die Frage erhebt sich, woher sie, wenn es ihnen wirklich einmal gelingen würde, Münster zu erobern, überhaupt noch den ersehnten „Deputierten" nehmen sollten. Ganz abgesehen davon, daß sich die Männer von Münster dafür bedanken würden, in die Volksvertretung dieser „Befreier" einzutreten, die ihre schöne Stadt zerstörten."

Am Hartmannsweilerkopf

An eben jenem 9. September, an dem der Lingekopf von den Franzosen gesäubert wurde, gelang an einer anderen Stelle der Südvogesen, ein ganz ähnlicher Schlag am vielumstrittenen Hartmannsweilerkopf. „Der Leser erinnert sich," schreibt Max Osborn in der „Vossischen Zeitung" „meines früheren Berichtes (vgl. V, S. 131), der die Lage auf dieser Bergkuppe zu Anfang Juli 1915 schilderte. Damals hatten die Franzosen von dem Plateau, das zwölf Meter im Durchmesser hat, noch ein Stück von zwei Metern Tiefe in Händen — sie haben es nun verloren. In stürmischem Anlauf warfen die Unsern sie auch hier vom Kuppenrande nach Westen hin in die Talsenke, die zwischen Hartmannsweiler und Molkenrain liegt. Auch hier also haben die Feinde den letzten Platz auf dem Gipfel selbst und damit auch den letzten Blick von der Höhe in die Ebene hinab eingebüßt. Auch hier haben gleich darauf Gegenangriffe eingesetzt — gleichfalls ohne Erfolg, denn die Meldung der französischen Heeresleitung (vgl. S. 226) vom letzten Sonnabend, der Fehlschlag sei wieder ausgeglichen, ist nichts als barer kecker Schwindel."

Von einem der französischen Nachtangriffe am Hartmannsweilerkopf erzählt ein Feldpostbrief, den die „Kölnische Zeitung" veröffentlicht hat. Es heißt darin: „Den ganzen Tag über hatte uns schon die Gewißheit in den Knochen gelegen, daß heute noch etwas passieren würde, zu viele Anzeichen sprachen dafür. Doch wider Erwarten blieb der französische Angriff aus, im Gegenteil, es herrschte bei dem Gegner eine fast friedliche Stille, und wer den Feind nicht gekannt hätte, würde an nichts Böses gedacht haben. Doch wir sind alte Praktiker, und kannten die Schliche und Listen der Franzosen zu genau, um uns übertölpeln zu lassen. Gerade die Stille, die schon an zwei vorhergehenden Tagen geherrscht hatte, weckte unser Mißtrauen. Dazu kam noch verschiedenes, was uns die sichere Voraussicht eines Angriffs gab. Am Tage war es also nichts, na, dann in der Nacht. Da hieß es nun doppelt aufpassen, damit wir früh genug auf dem Posten waren. Zum Glück hatten wir Vollmond, so ließ sich weit sehen, bei dem mattsilbernen Licht Frau Lunas. Gegen 9 Uhr abends hörten unsere Posten, die teilweise nur 30 bis 40 Meter vom Feind entfernt liegen, eiliges Hin- und Herlaufen, sowie gedämpftes Stimmengewirr in den feindlichen Gräben. Aha, jetzt ging's los, die Kerle drüben wurden lebendig! Sofort ging die Meldung zurück: „Bei den Franzosen große Unruhe usw.", worauf der Befehl für den Posten kam, zurückzugehen und sich nach Möglichkeit zu decken. In unsern Laufgräben wurde es nun lebendig; doch es ging so lautlos zu, daß kaum etwas zu hören war. Die Reservemannschaften verteilten sich auf die vorderen Unterstände, verstärkten so die Grabenmannschaften, und alle harrten gut

gedeckt der Dinge, die da kommen sollten. Jeder war auf seinem Posten. Die Artillerie war verständigt, nun konnte es losgehen. Drüben hatte das Laufen und Rennen aufgehört. Die vorherige Stille war zurückgekehrt: die Stille vor dem Sturm! Unsere Schützengräben waren leer, mit Ausnahme der Posten, die, angestrengt hinausspähten, fiebernd vor Erwartung. Und da sahen sie, wie aus den feindlichen Gräben lautlos graue Schatten herauskletterten, mit kurzen schnellen Sprüngen durch die schmalen Gassen, die in dem feindlichen Drahtverhau waren, sich durchwanden, die paar Meter bis zu unserem Drahtverhau im Nu durchmaßen; und schon krachten ihre mitgebrachten Handbomben prasselnd in unsere Gräben. Die waren leer, wir hatten uns vorgesehen. Wieder und wieder krachten die Handbomben, sprühten Rauch und Feuer, bei uns blieb's still. Jetzt sprangen aus den französischen Gräben dichte Scharen grauer Gestalten heraus, die gleichfalls lautlos, das Gewehr mit blitzendem Bajonett in der Hand, heranstürmten. Und nun wurde es auch bei uns lebendig. Unsere Maschinengewehre setzten auf einen Schlag ein, und ihr rasendes Tack-Tack vermischte sich mit dem Krachen unserer Minenwerfer und Mörser. Wir aus den Unterständen heraus, was das Zeug hielt; im Nu stand jeder auf dem ihm bestimmten Platz, und im selben Augenblick krachte auch schon das Gewehr. Fehlen konnte man nicht, denn bei dem herrschenden Mondlicht war gut zu sehen, und das Ziel war nah, so nah fast, daß man's mit den Händen hätte greifen können, nur durch ein paar dünne Stacheldrähte noch von uns getrennt. Die Franzosen hielten sich gut, trotz des rasenden Feuers stürmten immer wieder neue Scharen aus den Gräben heraus, meist schon auf halbem Weg durch unser Maschinengewehrfeuer niedergemäht. Die Ueberlebenden krochen wie die Schlangen über den steinigen, durch das Mondlicht fast weiß scheinenden Felskamm und verstärkten die schon vor unserem Drahtverhau liegenden, wie besessen schießenden Feinde, die sich verzweifelt bemühten, den Drahtverhau durchzuschneiden, oder durch Handbomben in dem Drahtgewirr einen Weg zu schaffen. Sich aufzurichten und die Handbomben stehend zu werfen, wagten sie nicht, es wäre für den Werfer sicherer Tod gewesen, und die aus liegender Stellung geworfenen Bomben richteten, weil sie alle zu kurz gingen, bei uns gar keinen Schaden an. Um aber unserem Drahtverhau beizukommen, dazu gehörte schon etwas, das Kunststück brachte nur stundenlange, hervorragend geleitete Artillerievorbereitung fertig. Denn unser Verhau, der schon viel hundertmal geflickte, und unter den größten Gefahren immer wieder zusammengeschusterte, bildete ein solches Gewirr von Drähten, spanischen Reitern und Drahtverkünstelungen und war so dicht über- und untereinander verflochten, daß ihm mit der Drahtschere überhaupt nicht beizukommen war. Wie gesagt, das Kunststück konnte nur Artillerie fertig bringen, und auf die hatten die Franzosen heute verzichtet. Das bekam ihnen schlecht, der plötzliche Ueberfall, der uns ihrer Meinung nach unvorbereitet treffen sollte, wurde teuer, sehr teuer. Zu allem Ueberfluß begann jetzt unsere Artillerie ein ebenso genaues wie anhaltendes Feuer auf die feindlichen Schützengräben und die dahinterliegenden Reservestellungen zu eröffnen, so daß den vor unserem Drahtverhau liegenden Franzosen der Rückweg abgeschnitten war. Trotzdem hörten die hinter Steinen und in Granatlöchern liegenden tapferen Feinde nicht auf, zu schießen, so daß wir jetzt unsererseits zu Handbomben greifen mußten, um sie von dort zu vertreiben. Das Resultat sahen wir bei kurzem, schnellem Ausblick am andern Tage. Die Franzosen lagen wie gesät auf der kahlen, steinigen Hochfläche, oft mehrere übereinander, tot, starr. Wer noch lebte, war nach dem Nachlassen unseres Artilleriefeuers in die feindlichen Stellungen zurückgekrochen. Der ganze Ueberfall und seine Abwehr hatten nicht länger als 20 Minuten gedauert, eine sehr kurze Zeit und doch so unendlich lang für diejenigen, die, dem furchtbarsten Feuer ausgesetzt, fast wehrlos ausharren müssen, wie es den Franzosen vor unserem Drahtverhau ging. Wir hatten nur sehr wenig Verluste, gottlob war uns



Phot. Carl Eberth, Cassel

Deutsche Gepäckkolonne auf dem Marsch in den Vogesen



Phot. Carl Eberth, Cassel

Ein deutscher Offiziers-Unterstand in den Vogesen



Phot. Carl Eberth, Cassel

Am Sonntagmorgen vor einem deutschen Mannschafts-Unterstand in den Vogesen



Phot. Carl Eberth, Cassel

Morgenstunde in einem deutschen Mannschafts-Unterstand in den Vogesen

das Schicksal diesmal gnädig gewesen. Und als es dann wieder ruhig geworden war, und die Gewißheit bestand, daß in der Nacht nicht mehr angegriffen werden würde, gingen wir durch die in den Felsstein gehauenen Laufgräben zu den Reserveunterständen zurück, glücklich, zu dem Erfolg beigetragen zu haben. Der Mond leuchtete uns auf dem kurzen Wege, und sein gespensterhaftes bleiches Licht zeichnete die kahlen Baumstümpfe auf dem Gipfel des Berges, die wie anklagend die paar Aeste, die ihnen noch geblieben, zum dunkeln Himmel emporreckten, in scharfen Konturen. Uns fröstelte. Es war gut, daß wir in den warmen Unterständen, unter den plaudernden Kameraden unsere Ruhe wieder fanden. Der heutige Abend war eben auch nur eine Episode in dem schrecklichen Völkermorden, weiter nichts!"

Hauptmann a. D. Pietsch hat Mitte Juli 1915 den Hartmannsweilerkopf besucht und in der „Täglichen Rundschau" in einer anschaulichen Schilderung von den Bauten und Unterständen berichtet, die sich die Deutschen als Wohnung und zur Verteidigung auf dem Gipfel und an den Abhängen des Berges errichtet haben. Er schreibt: „Wohlgeordnete, breite, mit Geländer versehene Wege mit abkürzenden Zwischenverbindungen gehen in mehreren Etagen übereinander den Abhang entlang und hinauf, und an ihnen kunstvoll errichtete Gartenhäuser. Blockhäuser mit blumengeschmückten Veranden, mit Tischen und Stühlen darauf, laden zum Betreten ein. Sie kleben wie Schwalbennester am steinigen Abhang! Die traurigen Reste einstiger kraftstrotzender Bäume dienen häufig als Pfosten, mehrere Reihen von Sandsäcken, Balken und Wellblechdecken mit Erde, Eisenbahnschienen sichern gegen Volltreffer, oder aber die Wohnräume sind in den Felsen gelegt, sei es in die Tiefe oder in die Bergwand hinein. Auch die Unterkunftsräume der Mannschaften sind äußerst wohnlich eingerichtet und ganz den Verhältnissen entsprechend.

An einer anderen Stelle sah ich eine rauchende Feldküche im Felsen versteckt eingebaut. Vor den Wohnräumen aber bemerkte ich die verschiedensten Bilder des tiefsten Friedens. Ich sah Leute, die, vor ihrer Behausung sitzend, an ihre Lieben daheim schreiben, wie sie mir auf meine Frage antworten, wieder andere, die sich umziehen und Wäsche waschen — noch nicht hundert Meter vom Feinde. Die ganze Anlage mit ihren schmucken Häuschen und Grottenbauten macht den Eindruck einer Bergkolonie, wo von Haus zu Haus Saumpfade führen, um die Wege abzukürzen, während der Hauptweg dem allgemeinen Verkehr und der Arbeit dient. Zwischen all diesen Häusern fiel mir ein mehrere Meter langer, hoher und breiter Steinhügel besonders auf, der, mit Blumen und Pflanzen geschmückt, mit einem schönen Naturbirkenkreuz versehen auf einem hölzernen Schild Kunde von den Tapferen gibt, die hier im Kampf ums Vaterland fielen.

Neben dieser Stelle des ewigen Friedens wird gehämmert, gezimmert und gearbeitet. Alles ist in Tätigkeit. An einem Ort werden Säcke mit Zement gefüllt oder Steine angefertigt, Holzstämme errichtet, Pfähle für neue Unterstände eingerammt und verankert, Erde und Steingeröll bewegt, um die nötige Tiefe und Deckung für die auszuführenden Bauten zu schaffen; an anderer Stelle ist eine Schmiede tätig, Eisenbahnschienen, Bolzen, Klammern usw. werden kunstgerecht zugerichtet; gebogene Wellblechdecken werden eingebaut, und auf den heraufführenden Wegen kommen und gehen Maulesel und werden Balken von großer Stärke von sechs bis acht Mann getragen, um oben beim Bau von Wohnräumen Verwendung zu finden. Alles geht reibungslos, ohne Schimpfen, fast lautlos vor sich. Nur das Sausen und Pfeifen einzelner Infanteriegeschosse, die Explosion geworfener Minen und die aus der Ebene über uns auf der Höhe hinwegschießende Artillerie — deutlich hören wir das Pfeifen, Gurgeln und Sausen der geschleuderten Granaten — erfüllen die Luft mit ihrem Donner. Wir wissen nicht, woher die Geschosse kommen, wohin sie gehen! Unsere Leute setzen ungehindert ihre Arbeit fort. Nichts hindert sie fleißig zu sein.

In der Nähe des Soldatendorfes ist ein laufender Brunnen mit gedeckter Feuerstelle. Da finden die Leute stets warmes Wasser zum Reinigen des Körpers und der Leibwäsche. Ein Tiefbautechniker aus der Truppe hat die Quelle entdeckt und gefaßt. Etwas abseits des Dorfes liegt die von der Truppe selbst gebaute Waldkapelle. Am Sonntag wird hier stets Waldgottesdienst abgehalten.

Vom obersten Weg, der hinter dem Kuppenrand, d. h. diesseits entlangführt, zweigen die zu den verschiedenen Stellungen und Abschnitten führenden Annäherungswege ab. Sie sind alle durch Namen, ebenso wie die vordersten Stellungen nach Schlachttagen, welche die einzelnen Truppenteile siegreich durchgefochten haben, bezeichnet. Wir finden hier Namen wie Celles, Casino, Donon usw. vertreten.

Aeußerst geschickt sind die einzelnen Gräben angelegt worden, sie bilden ein großes Labyrinth; hier ist eine Riesenarbeit vollendet, durch den felsigen Boden ist man, ungeachtet der teilweise armstarken Baumwurzeln, die noch in die Gräben hineinreichen, in die Erde eingedrungen. Sandsäcke und Zementsäcke sind zu einer zusammenhängenden Mauer aufgeschichtet worden oder bilden Brustwehren, in denen man Schießscharten freigelassen oder Schutzschilde aus Stahl aufgestellt hat.

Unterstände für die wachehaltenden Leute sind geschaffen worden. Hier ruhen sie, während andere Kameraden aufmerksame Wache halten. Alle nur denkbaren Mittel zur Beobachtung sind angebracht."

Auch Oberst Karl Müller, der als Kriegsberichterstatter der „Neuen Zürcher Zeitung" die Vogesenfront besuchte, ist voller Bewunderung für die deutsche Schützengraben-Baukunst. „So viele Schützengräben und Erdbefestigungen man auch begehen mag, man entdeckt sicher fast auf jedem Gange eine Besonderheit, eine neue sinnreiche Einrichtung oder Erfindung. An einer Stelle, wo die französische Linie besonders nahe an die deutsche herantritt und ein nächtlicher Ueberfall gefährlich werden könnte, ist aus dem deutschen Hauptgraben ein Laufgraben durch und vor das der Front entlang laufende Drahthindernis getrieben worden. Am äußeren Ende des Laufgrabens ist ein Unteroffizierposten verborgen, der sich im Falle eines Angriffs durch überlegene Kräfte vom Laufgraben in den Schützengraben zurückzuziehen hat. Um das Nachdrängen und Eindringen des Feindes durch den Laufgraben in den Schützengraben zu verhindern, ist der Laufgraben durch zwei Falltüren gesperrt, die vom Schützengraben aus aufgezogen und heruntergelassen werden können. Die äußere Falltüre besteht aus einer in Form eines „spanischen Reiters" erstellten Stacheldrahtsperre, die innere, unmittelbar am Grabeneingang angebrachte Falltüre besteht aus drei übereinander gestellten, mit Holzrahmen eingefaßten Stahlpanzern, durch deren Schießscharten der „spanische Reiter" unter Feuer genommen werden kann. Wird ein dem zurückgehenden Unteroffizierposten nachdrängender Feind zwischen den „spanischen Reiter" und den Stahlpanzer eingeschlossen, so sitzt er in einer Mausefalle und ist unrettbar verloren. Der „Grabenkrieg" macht erfindungsreich."

Episoden

Ein Kampf in den Lüften

Aus einem Feldpostbrief der „Frankfurter Zeitung"

Unsere Patrouille erledigte gerade einen ihr erteilten schleunigen Auftrag, eine Anzahl Schwerverletzter vom Reichackerkopf zu Tal zum Hauptverbandsplatz der Reservesanitätskompagnie zu tragen. Die Dunkelheit brach stark herein, da die Sonne gerade hinter dem Grenzkamm der Hochvogesen verschwunden war. Da kam am Horizont in stattlicher Höhe von Osten her ein deutsches Kampfflugzeug, ein Doppeldecker, überflog das reizende Badestädtchen Münster und steuerte über unsere Linie direkt der feindlichen

Front zu. Plötzlich tauchte auch ein französischer Doppeldecker auf, der, von Westen kommend, mit seinen Späheraugen offenbar Einblick in unsere Stellungen gewinnen wollte. Beide Fahrzeuge kamen — ein Moment höchster Spannung hub an — einander schnell näher, und uns, die wir Zeugen des nun Kommenden waren, bot sich ein nervenpeitschendes Schauspiel in den Lüften. Der Franzmann mußte bald einsehen, daß ihm sein Gegner überlegen war. Der Führer des deutschen Kampfflugzeuges parierte alle Manöver des französischen Piloten mit erstaunlicher Geschicklichkeit, sodaß dieser sein Heil in eiligster Flucht suchte. Das war für unseren Flieger das Zeichen zum Angriff. Schleunigst heftete er sich dem Fliehenden an den Schwanz und der Beobachter schoß, offenbar mit ruhiger Sicherheit, nach dem Insassen des feindlichen Apparates, der bald bedenklich ins Wanken geriet. Mit kühnem Schwung wandte der Deutsche seinen Doppeldecker ziemlich steil in die Höhe, sodaß er direkt über dem Franzosen stand. Im selben Augenblick sah man, wie der Feind im steilen Gleitflug zur Erde flog. Doch drei Sekunden später schoß eine gewaltige Feuergarbe aus dem Apparat. Man vernahm eine heftige Explosion, die das Flugzeug in Stücke riß. Der Motor und zwei Menschen sausten zur Erde nieder und nur noch Teile der brennenden Tragflächen schaukelten kurze Zeit, wie in der Luft umherwirbelndes Papier, zwischen Himmel und Erde. Vermutlich hatte der Beobachter des deutschen Flugzeuges dem Feinde durch einen gut gezielten Bombenwurf von oben herab den Garaus gemacht. Zwar eröffnete die französische Artillerie, die natürlich den Vorgang gesehen hatte, ein rasendes Feuer auf den abziehenden Deutschen, doch dieser zog unversehrt als stolzer Sieger davon.

Verwundete Armierungssoldaten

In einem längeren Bericht „Zwischen Münster und Hilsenfirst“ in der „Vossischen Zeitung“ erzählt Max Osborn folgendes Erlebnis: „Ein trauriger Zug kommt langsam den Waldsaum hinauf. Verwundete sind es, die von ihren Kameraden vom Verbandsplatz aus auf Tragbahren über den Bergrücken geschafft werden sollen. Die Steigung des Weges hemmt den Schritt der Träger, dadurch erhält das ganze Bild etwas doppelt Ergreifendes und Feierliches. Stumm neigen wir uns vor den armen Burschen, die in der vergangenen Nacht da unten bluten mußten. Einige scheinen schon wieder ein wenig erholt, die Zigarre — nach dem Morphium der willkommenste Tröster — kann sie schon erquicken. Aber andere haben jenen leeren, zu fernen Gestaden schweifenden Blick, den wir nur zu gut verstehen. Sie sehen wohl kaum, daß wir sie ehrfurchtsvoll grüßen. Doch welchem Truppenteil gehören die braven jungen Männer an? Nun, es sind Armierungssoldaten, die an der Verbesserung der Stellungen arbeiteten, und die mitten im fleißigen Schaffen grausame Granatsplitter trafen. Man hat in der Heimat vielfach über die „Schipper“ gelächelt, als sei es eine harmlose und ungefährliche Hantierung, zu der sie entboten würden — man wird nicht mehr lächeln, wenn man hört, wie auch sie, wenngleich ohne Waffen, als Nichtkämpfer, bei ihrer mühevollen und für den Stellungskrieg gar nicht mehr entbehrlichen Tätigkeit ihr Leben einsetzen. Respekt auch vor diesen Jungens mit Hacke und Spaten, Hammer und Beil! Auch von ihnen wird das Letzte verlangt, das sie freudig tun. Auch sie bewähren sich, wenn es sich fügt, als Helden braver Pflichterfüllung. . . .

Kaum sind wir halbwegs über den stark beschossenen Bergrücken, da kommen auch die Träger mit den Verwundeten. Sie müssen hier vorbei. Ich denke: das muß der französische Beobachter doch genau erkennen, daß hier jetzt Schwerverwundete fortgeschafft werden. Nun werden sie doch das Feuer einstellen. O, ich Neuling! Ich Tor! Gerade mit doppelter Heftigkeit wird nun herübergeschossen. Rechts und links streuen die Sprengtrichter ihren tückischen Inhalt aus. „Schonung“? „Menschlichkeit“? „Achtung vor

dem Leid des Feindes"? Du lieber Gott! „Wir wundern uns schon gar nicht mehr," sagt ein Oberleutnant, „die Kerle denken eben: Das ist ein Verwundeter, aber daneben sind vier oder sechs Gesunde! Und feuern ihren Haß auf die wehrlose Gruppe."

Doch die Teufelei bleibt ohne Erfolg. Die Träger tun ihre Pflicht, marschieren so schnell, wie ihre Last es erlaubt, suchen Deckung und machen an geschützter Stelle Halt, so gut es geht, und kommen heil herüber. Wie mag den armen jungen Männern auf den Bahren zumute gewesen sein?... Grimmig, fast ziellos funkt der Franzose weiter in das Gras, in den Sand, in die Enzianstauden. Schweigend, unberührt blicken die Schneefelder der Vogesenkämme über dies dunkle Schauspiel menschlicher Raserei.

Die Lastkraftwagen in den Vogesen

Die Tätigkeit der deutschen Lastkraftwagen in den Vogesen, die als unentbehrliches Hilfsmittel die Leistungsfähigkeit der deutschen Truppen bedeutend gesteigert haben, schildert Wulf Haidyl im „Neuen Stuttgarter Tagblatt" in einem längeren Artikel u. a. wie folgt: „Nach Anbruch der Dunkelheit beginnen die schweren, drei bis fünf Tonnen fassenden Wagen hochbeladen ihre Fahrt. Licht darf nicht angezündet werden, denn die Wege, die sie befahren, liegen meist im Bereich der französischen Geschütze und werden bei Tag und Nacht bald da und bald dort von diesen bestrichen. Solange die Kolonne auf offener Landstraße fährt, geht es: der Weg hebt sich hier als ein heller Streifen von dem umliegenden Gelände ab, so kann man den vorausfahrenden Wagen in normalen Nächten, und wenn die Straße nicht zu sehr staubt, auf 10 bis 20 Meter Entfernung erkennen. Aber auch hier gibt es schon Hindernisse: z. B. hält der vorderste Wagen mit einem Ruck in einem im Laufe des Tages in die Straße hineingeschossenen Granatloch, und nur schwer gelingt es oft den nachfolgenden Führern durch rechtzeitiges Anhalten einen Zusammenstoß zu verhüten. Nun heißt es das verunglückte Fahrzeug wieder flott machen. Mit Hebeln, Baumstämmen, Brettern und Schleppseil arbeitet die ganze Kolonne, wenn sie Glück hat, mit Hilfe vorbeiziehender Mannschaften anderer Formationen, bis das manchmal ziemlich schwierige Werk vollbracht ist, und man kann zufrieden sein, wenn sich herausstellt, daß der Wagen bei dem Unfall nicht gelitten hat. Wie manches Mal müssen in der Dunkelheit Reparaturen vorgenommen werden.

Die Schwierigkeiten häufen sich, wenn man auf die bedeutend schmäleren und dunkleren Waldgebirgswege kommt. Hier muß der Begleiter kilometerlang vorausgehen, um dem Wagenführer Schritt für Schritt den Weg zu zeigen. Mit Munition, Pioniermaterial u. a. m. beladen, arbeitet sich die Kolonne bis dicht zu den Stellungen unserer Truppen durch, vorbei an zahllosen, mit Pferden und Maultieren bespannten Frachtwagen, an Goulaschkanonen und Truppenkörpern. Zu gewissen Nachtstunden bewegt sich auf diesen Straßen eine wahre Völkerwanderung auf- und abwärts, und das aneinander Vorbeilavieren ist mit solchen Schwierigkeiten verknüpft, daß die Autos die drei- und vierfache Zeit brauchen, als wenn ihnen der Weg allein zur Verfügung stünde. Dabei riskieren die Insassen, trotz aller Vorsicht, bei der starken Dunkelheit ständig vom Weg abzugleiten und samt dem Wagen einen steilen Abhang hinunter zu kullern. Denn alles wickelt sich, da die Zeit knapp bemessen ist, mit Hast ab, namentlich wenn über den Köpfen platzende und pfeifende Granaten und Schrapnells zur Eile mahnen. Dazwischenhinein zeigen von den Bergen widerhallende Gewehrschüsse, daß man auch in den Schützengräben auf der Wacht ist. Ist das Auto an seinem Bestimmungsort angelangt und die Last abgeladen, wird dieselbe Fahrt, wenn die Zeit bis zum Tagesanbruch es erlaubt, nochmals ausgeführt. In dringenden Fällen, ist seine Arbeit mit Tagesanbruch noch nicht beendet, fährt man auch am Tage und wird dann nicht selten von feindlichen Geschossen direkt aufs Korn genommen."

Die Franzosen in den von ihnen besetzten Teilen des Elsaß

Der Berichterstatter des Berner „Bund" bei der französischen Armee Dr. W. M., dessen Sympathien für Frankreich nicht zweifelhaft sind, hat auf einer Fahrt in die von den Franzosen besetzten elsässischen Landesteile schon den Geist des neuen Regiments verspürt, der die entrissenen Landeskinder mit versöhnlicher Milde wieder an Frankreich ketten will. In diesem Bericht heißt es u. a.: „Wir waren nicht mehr weit vom Gipfel des Hohneck, einem der schönsten Aussichtspunkte der Vogesen, als einer von unsern Gefährten auf eine weiße hölzerne Stange zeigte, die an der Stelle des früheren Grenzpfahls stand, aber keinerlei Aufschrift trug. „Da wären wir also schon in Deutschland," meinte einer von uns gedankenlos. „Nein, Herr," versetzte unser Führer lächelnd, „Sie befinden sich immer noch in Frankreich."

Dieses Gefühl, man braucht es eigentlich kaum erst zu sagen, herrscht ganz allgemein bei den französischen Truppen, die das Elsaß besetzt halten. Und es erklärt auch die Größe und die abschließende Bedeutung des Werks, das die Truppen in wenigen Monaten vollbracht haben. Militärischer Geist hat hier ein großartiges Wegnetz angelegt, mittelst dessen man auf fahrbaren Straßen die steilsten Gipfel erreicht und durch das die verschiedenen Täler miteinander in Verbindung stehen. Hauptzweck dieser Straßen war die Erleichterung der Verpflegung der Truppen; mehrere werden aber auch nach dem Abschluß des Friedens eine ganz hervorragende Bedeutung behalten, so die Straße, welche die Täler der Thur und der Fecht verbindet.

Der Uebergang von der deutschen zur französischen Verwaltung hat sich sehr leicht vollzogen. Nach 1870 hatten nämlich die Deutschen die französische Verwaltungseinteilung beibehalten, so daß die neuen Herren gewissermaßen nur den unterbrochenen Gang ihrer Schreibereien wieder aufzunehmen brauchten. Ohne alle Ironie ist dies gemeint. Frankreichs Stärke besteht ferner darin, daß es mit dem festen Willen ins Land kam, nichts umzustürzen, alle ehrwürdigen Ueberlieferungen zu respektieren, kurz, die Bevölkerung durch Milde moralisch zu erobern. Dieses Bestreben zeigt sich in sehr vielen Kleinigkeiten. Um der Bevölkerung klar zu machen, daß das republikanische Frankreich von 1915 im Grund eins ist mit dem kaiserlichen Frankreich von 1870, hat man überall, wo es anging, das Material von anno dazumal wieder verwendet. Die Wegweiser tragen wieder, wie einst, die Aufschriften „Département du Haut-Rhin, route impériale". Auf den Siegeln gewisser Gemeindebehörden stehen wieder die alten Worte: „Empire français", und die gleiche Aufschrift liest man auf den Schulwandkarten. Bei alt und jung will man das Gefühl der Fortdauer wachrufen, die Seele des alten Elsaß wieder auferwecken.

Der liberale Geist der neuen Herren macht sich hauptsächlich in der Sprachenfrage bemerkbar. Die schlimmen Erfahrungen der Deutschen haben den Franzosen genützt, die nun auf diesem Gebiet an die vortrefflichen Ueberlieferungen des zweiten Kaiserreichs wieder anknüpfen. Ueberall werden die amtlichen Verfügungen deutsch und französisch angeschlagen, wie einst die Mobilmachungsbefehle und kaiserlichen Erlasse kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1870. Nirgends fühlt man die Absicht durch, als ob die deutsche Sprache geächtet werden sollte oder als wollte man auf die Bevölkerung einen Druck ausüben, das Deutsche aufzugeben. Gewiß hat in der Schule der Französischunterricht die erste Stelle eingenommen, aber der Unterricht selbst wird allgemein auf deutsch erteilt.

In allem und jedem zeigt sich die französische Herrschaft in der Kriegszone und beinahe im Feuer des Feindes weniger streng, als die deutsche Verwaltung in Friedenszeit. Die militärische Gewalt hat keine anderen Strafen verhängt, als den Abschub in das Innere Frankreichs. Alle zweifelhaften Elemente, Zugewanderte oder „Ausgesöhnte",

wurden schon in den ersten Tagen abgeschoben. Es wäre aber falsch, zu glauben, daß man nur diejenigen dabehalten hätte, deren Sympathie für Frankreich offenkundig war oder die sich durch Kundgebungen bemerkbar gemacht hätten. Es muß sogar auffallen, wie wenig die Einwohner ihre Gefühle zeigen, wenn man darunter das Zurschautragen derselben versteht. Der Elsässer hat von jeher kein offenes Wesen besessen, und dieser Charakterzug hat sich in 45 Jahren des Druckes nur noch verschärft. Zudem ist die Furcht vor dem Ausspionieren noch nicht völlig gewichen. Einige Städte im Elsaß, wie Thann, Dammerkirch, und zahlreiche Dörfer liegen ganz nahe an der Front; es genügt ein Ueberfall, um sie wieder in die Gewalt ihrer früheren Herren fallen zu lassen.

In allen elsässischen Dörfern sieht man neben den fast überall hängen gelassenen deutschen Schildern eine große Zahl Wirtshaustafeln in französischer Sprache. Wo die Häuser frisch gestrichen wurden, hat man die Schilder mit blau-rot-weißen Buchstaben bemalt. Die Elsässer haben lange gezaudert, Farbe zu bekennen. Jetzt aber, da die neue Herrschaft schon ein volles Jahr währt, hält man sie nachgerade für unbestritten. Vollkommen gewonnen scheint die Jugend: die Kinder singen auf den Straßen die Marseillaise, daß es eine Art hat.

Die schon früher schwer geprüfte Elsässer Bevölkerung muß gegenwärtig, beiderseits der Kampflinien, die schmerzlichste moralische Prüfung über sich ergehen lassen. Viele Familien haben Angehörige an beiden Fronten. Wenn jedoch etwas diese vielen elsässischen Familien auferlegte Prüfung zu mildern imstande ist, so ist es die Lage des Landes selber, das bislang vor der Kriegsgeißel noch einigermaßen bewahrt geblieben ist. Die Mülhauser Gegend, in der ja große Schlachten geliefert worden sind, hat zwar ziemlich hart gelitten; sonst aber macht es ganz den Eindruck, als ob die beiden Gegner im Rahmen der militärischen Notwendigkeit das Elsaß als eigenes Land ansehen und ihm daher alle unnötige Heimsuchung zu ersparen trachten. Was die Franzosen anbelangt, so liegen Mülhausen und Kolmar im Schußbereich ihrer Kanonen, und doch ist bisher noch keine einzige Granate auf die beiden Städte abgefeuert worden, geschweige denn auf Altkirch und Münster. Eine solche Schonung bedeutet militärisch eine Schwächung."

So schrieb Dr. W. M. am 8. August 1915 und verschwieg oder wußte nicht, daß u. a. die von den Franzosen besetzte Kreisstadt Thann schon vor dem Juni 1915 durch die französische Beschießung schwer gelitten hatte, daß das nahe bei Mülhausen gelegene Trappistenkloster Oelenberg bei Reiningen von den Franzosen von den Vogesenhöhen aus ohne erklärlichen Grund Mitte Juli 1915 mit schweren Granaten in Brand geschossen und mit zahlreichen Kunstwerken, die nicht mehr rechtzeitig nach Freiburg in Sicherheit gebracht werden konnten, zerstört worden war, und daß schließlich auch Münster, nach dem Mißlingen des französischen Durchbruchsversuches Mitte Juli 1915, tagtäglich einem verheerenden französischen Artilleriefeuer ausgesetzt wurde, das viele Gebäude zerstörte und zahlreiche Opfer unter der unschuldigen Zivilbevölkerung forderte. Um diese Zeit wurde auch der Ort Metzeral von den Franzosen zerstört, was durchaus sinnlos war. Der französischen Heeresleitung mochte wohl zum Bewußtsein gekommen sein, daß diese blinde Zerstörungswut nicht das rechte Mittel war, um die unter „deutschem Joch schmachtende" elsässische Bevölkerung für sich zu gewinnen, denn sie log in ihren amtlichen Berichten, daß Metzeral nicht von ihrer, sondern von deutscher Artillerie zerstört worden sei. Womit sie allerdings bei der kundigen Bevölkerung kein Glück hatte; denn die wußte ganz genau, woher die Schüsse kamen, die ihre Häuser in Brand setzten, ihr Hab und Gut vernichteten, sie von der geliebten Scholle vertrieben und zu Bettlern machten.

Wesentlich anders als die für die gläubigen Neutralen frisierte Erzählung des Herrn Dr. W. M. lauten auch die Berichte jener Elsässer, die nach langem Petitionieren endlich nach einem Jahr die Erlaubnis zur Auswanderung nach Deutschland erhielten und dort

nach mancherlei Irrfahrten und Quälereien, und nach vierwöchiger Internierung Mitte Juli 1915 über die Schweiz eintrafen. Vor allem der Bericht einer Elsässerin, der Frau eines altdeutschen Lehrers, Frida M., der in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden ist, läßt erkennen, daß die Franzosen überall in der rücksichtslosesten Weise vorgingen, zahllose Werte vernichteten, und entgegen der Behauptung von Dr. W. M. schon im November 1914 den gesamten Unterricht durch französische Lehrer in französischer Sprache erteilen ließen.

Vom Luftkampf an der Westfront

Deutsche Fliegerangriffe auf Paris

22. Mai 1915.

„Temps" berichtet, daß ein deutsches Flugzeug, das am 22. Mai 1915 abends gegen 7 Uhr in einer Höhe von 2000 Metern das Quartier Gros-Cailloux von Paris überflog, acht Bomben abwarf. Fünf fielen in die Nähe des Eiffelturms, eine davon mitten in eine Schar spielender Kinder, glücklicherweise ohne zu platzen. Es soll nur wenig Schaden verursacht worden sein. Das Flugzeug überflog sodann Javel (im Seine-Departement) und warf noch drei Bomben, die in der Rue Chasseloup-Laubat niederfielen, ohne größeren Schaden anzurichten. Kurz darauf entfloh das deutsche Flugzeug, da sechs französische Flugzeuge zur Verfolgung aufgestiegen waren. Das Flugzeug sei derart hergerichtet gewesen, daß es einem französischen Voisin-Zweidecker ähnlich sah, und erst erkannt wurde, als die Bomben fielen.

24. Mai.

Drei deutsche Flugzeuge haben, nach Mitteilungen des „Petit Journal", vormittags über der Umgebung von Paris einen Flug ausgeführt. Als sie sich den nördlichen Teilen von Paris näherten, wurden sie von französischen Fliegern entdeckt und verjagt. Die deutschen Flugzeuge warfen drei Bomben ab. Es wurde niemand getötet. Ueber den Sachschaden liegen keine Meldungen vor.

26. Mai.

Amtliche französische Meldung: Ein deutsches Flugzeug, das am Vormittag gegen Paris Richtung nahm, stieß auf die Fluggeschwader des verschanzten Lagers und warf ohne Ergebnis Bomben ab auf Villency bei Meaux. Die benachrichtigten Geschwader der Front erwarteten es bei seiner Rückkehr. Der noch mit vier Bomben beladene Apparat wurde durch unsere Flugzeuge bei Braine in der Gegend von Soissons heruntergeholt. Die beiden deutschen Flieger wurden getötet.

Fliegerangriffe auf deutsche Städte und die deutschen Vergeltungsmaßnahmen

27. Mai 1915.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: 18 französische Flieger griffen die offene Stadt Ludwigshafen an. Durch Bombenabwurf wurden mehrere Zivilpersonen getötet und verletzt, Materialschaden aber nur in geringem Maße angerichtet. Das gepanzerte Führerflugzeug wurde östlich von Neustadt an der Hardt zur Landung gezwungen. Mit ihm fiel ein Major, der Kommandant des Flugzeuggeschwaders von Nanzig, in unsere Hände.

Amtliche französische Meldungen: Eines unserer Geschwader, das aus 18 Flugzeugen bestand, von denen jedes 50 Kilo Geschosse mit sich trug, bombardierte am Morgen in Ludwigshafen die Fabrik für chemische Produkte „Badische Anilinfabrik", eine der bedeutendsten Fabriken für Explosivgeschosse von ganz Deutschland.

Die festgestellten Ergebnisse beweisen die Wirksamkeit der Beschießung. Mehrere Gebäude wurden getroffen und zahlreiche Feuersbrünste verursacht. Die Flieger blieben beinahe sechs Stunden in den Lüften, wobei sie mehr als 400 Kilometer durchflogen. Die Expedition gegen dieses bedeutende Militäretablissement diente als Antwort auf die Versuche der deutschen Flugzeuge, Paris anzugreifen.

Nach den deutschen amtlichen Feststellungen wurden bei dem Bombenangriff der feindlichen Flieger in der Anilinfabrik vier Personen getötet und 15 schwer verletzt. In Mundenheim wurden drei getötet, einer schwer verletzt und in Friesenheim zwei getötet und sieben schwer verletzt, im ganzen neun Tote und 23 Schwerverletzte. Amtlich wurde weiter gemeldet: Ein feindlicher Flieger, der hier angeschossen wurde, ist auf dem Rückflug in Geinsheim wegen Beschädigung zur Landung gezwungen worden. Die beiden Insassen wurden gefangen genommen. Nach einer Meldung des „Berliner Tageblatts" stürzten bei dem Fliegerangriff auf Ludwigshafen noch zwei weitere feindliche Flugzeuge, die durch Geschosse getroffen worden waren, ab. Die beiden Insassen des einen Flugzeuges waren tot, die des anderen schwer verletzt.

Nach dem amtlichen Havasbericht vom 28. Mai 1915 warfen die französischen Flugzeuge 47 90er und 200 55er Granaten auf den ersten Zielpunkt, die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen und 36 90er Granaten auf die Werkstätten von Oppau, drei Kilometer von Ludwigshafen. Der Bericht schließt: „Die Expedition, die zeigt, zu welchem Grade von Geschicklichkeit und Mut unsere Flieger gelangt sind, ist die schönste in den Lüften je vollbrachte Waffentat."

1. Juni 1915.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Als Antwort auf die Bewerfung der offenen Stadt Ludwigshafen belegten wir heute Nacht die Werften und die Docks von London ausgiebig mit Bomben.

15. Juni.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Heute ist die offene Stadt Karlsruhe, die in keinerlei Beziehung zum Kriegsschauplatz steht und nicht die geringste Befestigung aufweist, von einem feindlichen Flugzeuggeschwader mit Bomben beworfen worden. Soweit bisher bekannt fielen elf tote und sechs verwundete Bürger dem Ueberfall zum Opfer. Militärischer Schaden konnte natürlich nicht angerichtet werden. Von einem unserer Kampfflugzeuge wurde ein Flugzeug aus dem feindlichen Geschwader herausgeholt; die Insassen sind tot.

Amtliche französische Abendmeldung: Zur Vergeltung der Beschießung offener französischer und englischer Städte durch die Deutschen wurde heute morgen Befehl gegeben, die Hauptstadt des Großherzogtums Baden zu bombardieren. Um 3 Uhr morgens gingen 23 Flugzeuge nach Karlsruhe ab. Obwohl sie durch Ostwind gehemmt wurden, kreisten sie von 5 Uhr 50 bis 6 Uhr 20 über der Stadt. Sie schleuderten 130 90er und 150er Geschosse auf die Zielpunkte, die ihnen angegeben worden waren, besonders auf das Schloß, auf die Waffenfabrik und auf den Bahnhof. Während unsere Flugzeuge die Stadt überflogen, entstand eine große Zahl von Feuersbrünsten. Eine große Panik war im Bahnhof zu konstatieren, wo die Züge eiligst wegfuhren, indem sie sich in östlicher Richtung in Bewegung setzten. Die Apparate wurden heftig mit Kanonen beschossen, besonders auf der Hinfahrt in Zabern, Straßburg, Rastatt und Karlsruhe, und auf der Rückfahrt in Blamont, Pfalzburg und Zabern. Mit Ausnahme von zwei Flugzeugen kehrten alle zurück.

17. Juni 1915.

Halbamtliche deutsche Meldung: „In ihrem amtlichen Bericht vom 15. Juni abends brüstet sich die französische Heeresleitung mit dem bekannten Fliegerangriff auf



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein von den Deutschen an der Westfront herabgeschossenes französisches Flugzeug



Phot. Photobericht Hoffmann, München

Die Großherzogin-Mutter Luise von Baden und ihre Tochter die Königin Viktoria von Schweden besuchen in Karlsruhe die Hinterbliebenen der beim französischen Fliegerangriff Getöteten



Phot. A. Grohs, Berlin

Kronprinz Rupprecht von Bayern beim Vorbeimarsch deutscher Truppen



Phot. A. Grohs, Berlin

König Friedrich August von Sachsen beim Besuch der Westfront mit Generaloberst v. Heeringen

Karlsruhe, den sie als Vergeltungsmaßregel für die Beschießung offener französischer und englischer Städte hinstellt. Dieser Begründung des französischen Angriffs ist die Tatsache entgegenzuhalten, daß von deutscher Seite nur befestigte Punkte und solche im Operationsgebiet liegenden Orte beschossen worden sind, die mit dem Kriege unmittelbar im Zusammenhang standen. Ueberall, wo es sich dabei um offene Städte gehandelt hat, waren unsere Angriffe nur die Vergeltung für gleichartige Maßnahmen unserer Gegner. Wir haben darauf in unseren Berichten auch in jedem Fall ausdrücklich hingewiesen.

Daß die Begründung des französischen Vorgehens somit der Wahrheit widerspricht, wird niemand in Erstaunen setzen, der die Berichte unserer Gegner kritisch zu lesen pflegt. Neu ist dagegen die brutale Offenheit, mit der die feindliche Heeresleitung eingesteht, daß sie ihren Fliegern als Angriffsziel eine fern vom Kriegsschauplatz gelegene friedliche Stadt bezeichnet hat, in der gerade den Franzosen vor dem Krieg so vielfach gastfreundliches Entgegenkommen erwiesen worden ist.

Militärische Gründe können dieses Verhalten nicht rechtfertigen, denn der einzige Verlust, den der Angriff unserer Kriegsmacht zugefügt hat, besteht in der Verwundung dreier in Lazarettpflege befindlicher Soldaten. Die abseits von der Stadt gelegene Munitionsfabrik, deren militärische Bedeutung übrigens nicht allzu groß ist, hat bis auf die Beschädigung eines Baugerüstes nicht gelitten. Obwohl sie als Angriffsziel sehr leicht erkennbar, ist sie auch nur mit wenigen Bomben belegt worden.

Schon daraus geht hervor, daß es den Franzosen gar nicht auf die Gewinnung eines militärischen Vorteils angekommen ist. Mit noch weit größerer Deutlichkeit ergibt sich diese Tatsache aber aus dem Umstande, daß den feindlichen Fliegern nach dem amtlichen Eingeständnis der Franzosen besonders das Residenzschloß als Ziel bezeichnet worden ist. Man hat im Lager unserer durch Spionage so gut unterrichteten Gegner zweifellos genau gewußt, daß das Schloß außer der ehrwürdigen Großherzogin Luise seit mehreren Wochen auch ihre Tochter, die Königin Viktoria von Schweden, beherbergte. Die Anwesenheit dieses, einem neutralen Herrscherhause angehörenden hohen Gastes hat die französischen Flieger jedoch nicht davon zurückgehalten, gerade das Schloß besonders heftig anzugreifen und auch in der Tat erheblich zu beschädigen. Wie groß die Gefahr für die Königin gewesen ist, zeigt unter anderem die Tatsache, daß mehrere Sprengstücke in das Zimmer der schwedischen Baronin Hochschild geflogen sind. Auch die Kinder des Prinzen Max von Baden, über deren Schlafgemach eine Bombe das Dach des Palais zertrümmert und die Decke eingeschlagen hat, sind nur mit knapper Not dem Tode entgangen. Unter der Bürgerschaft hat der Ueberfall, wie bekannt, an Toten und Verwundeten insgesamt 85 Opfer gefordert (25 Tote, 60 Verletzte; gegen 70 Bomben wurden abgeworfen, die an ungefähr 400 Häusern Sachschaden verursachten).

Wir können den Angriff nach diesem Ergebnis und nach der den feindlichen Fliegern erteilten dienstlichen Anweisung über die Angriffsziele nicht als eine militärische Unternehmung, sondern nur als ein Verbrechen bezeichnen, dessen Roheit von der wirklichen Höhe der vielbewunderten französischen Kultur beredtes Zeugnis ablegt."

Auch in Schweden wurde die Nachricht von dem verbrecherischen Ueberfall auf die Residenz in Karlsruhe, das Elternhaus der Königin Viktoria von Schweden, mit Empörung aufgenommen. Besonders „Svenska Dagbladet", „Svenska Morgonblad" und „Aftonbladet" gaben der Entrüstung des schwedischen Volkes scharfen Ausdruck.

Die französische Presse dagegen hat den Fliegerangriff auf Karlsruhe als eine glanzvolle Tat betrachtet, die längst erwartete, wohl berechtigte Vergeltungsmaßregel für die barbarische deutsche Kriegführung; sie erklärte, Karlsruhe sei keine offene Stadt, da dort Waffenfabriken und chemische Fabriken bestünden, außerdem sei Karlsruhe ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. Der „Temps" sagte sogar wörtlich: Karlsruhe ist

keine offene Stadt, denn es besitzt eine Garnison von 4000 Mann. Am schärfsten von allen Zeitungen äußerte sich „Libre Parole", die schreibt: „Wenn wir einige Zivilpersonen in Karlsruhe umgebracht haben, so haben wir uns dadurch von Leuten befreit, die auf wirtschaftlichen Gebieten einen unehrlichen Krieg gegen uns führten." „Libre Parole" fordert sodann auf, Pforzheim, das industrielle Zentrum Badens zu bombardieren, um den französischen Handel zu rächen. Jeder Pforzheimer, der in die andere Welt befördert werde, bedeute einen rührigen, gehässigen Feind Frankreichs weniger.

Im Gegensatz zu diesen Preßstimmen protestiert Gustav Hervé in der „Guerre Sociale" gegen den Fliegerangriff auf Karlsruhe. Er erklärt, der Angriff auf die, wie er selbst zugesteht, offene Stadt, der eine so große Zahl unschuldiger Opfer gefordert habe, sei peinlich. Die französische Heeresleitung sei zwar berechtigt gewesen, nach den deutschen Fliegerangriffen auf die offene (?) Stadt Paris eine solche Vergeltung zu üben, aber man hätte besser getan, statt Karlsruhe Essen, die große Munitionsstadt Deutschlands, zu beschießen. Das hätte auch einen militärischen Zweck gehabt.

Einer englischen Zeitschrift blieb es vorbehalten, die Teilnahme des deutschen Kaisers und des Großherzogs von Baden in niederträchtiger und gemeiner Weise zu glossieren. So findet sich in den „Financial News" vom 19. Juni 1915 der folgende in wörtlicher Uebersetzung wiedergegebene Artikel: „Gewimmer über Karlsruhe: Nach der „Frankfurter Zeitung" hat der Großherzog von Baden nachstehendes Telegramm von der Front an den Bürgermeister von Karlsruhe gesandt: „Der Kaiser telegraphiert mir seine tiefe Entrüstung über den gemeinen Angriff auf mein geliebtes Karlsruhe. Die armen unschuldigen Opfer unter der Zivilbevölkerung haben ihn tief betrübt."

Es lohnt sich, daß wir daran erinnern, daß 1. der Kaiser den deutschen Fliegern den Befehl gab, man müsse sich besonders bemühen, die Kinder des Königs Albert zu töten; 2. daß er befohlen hat, denjenigen Unterseebootsmannschaften, durch die Frauen und Kinder untergingen, eine doppelte Belohnung auszuzahlen; 3. daß er persönlich die Marterung von dreijährigen Kindern befohlen und genau angegeben hat, welche Martern angewandt werden sollen."

Wie sehr das Leben der Königin von Schweden und eines ihrer Enkel gefährdet war, schildert der Berliner Berichterstatter des „Stockholms Dagblad" Herr Torelius in seinem Berichte folgendermaßen: „Was nicht zum mindesten den Angriff auf die offene Stadt Karlsruhe zu einer, milde gesagt, unsympathischen, um nicht zu sagen, unverantwortlichen Brutalität stempelt, ist, daß das Schloß, in dessen Mauern sich fürstliche Personen, unter ihnen die Königin eines neutralen Landes befanden, zum Ziele auserwählt war. Unsere Königin und ihr Enkelsohn Prinz Lennart besuchten, wie bekannt, die Großherzogin-Witwe von Baden und bewohnten, wie immer, den linken Schloßflügel. Man kann von Glück sagen, daß die Königin Viktoria nicht ein Opfer der französischen Bomben wurde, denn drei von ihnen schlugen in unmittelbarer Nähe des Schlosses ein und zerstörten alle Fensterscheiben in den von Ihrer Majestät bewohnten Gemächern. Die Königin wurde durch die Detonation bei der Explosion der ersten Bombe in der Stadt geweckt, stand zuerst auf und begab sich von ihrem Schlafgemach in das nach dem Schloßplatz gehende Zimmer, dessen Fenster sich auf einen Balkon öffneten. Von diesem Fenster aus wurde Ihre Majestät Zeuge, wie gleich darauf Bomben auf dem Schloßplatz selber explodierten und das Monument von Karl-Friedrich beschädigten, und eine nochmalige Explosion knapp 60 Meter vor dem Platz der Königin entfernt erfolgte. Die Königin sah eine mächtige Rauchsäule in die Höhe schießen, Erde und Sand wurden durch die Kraft der Explosion emporgewirbelt. Alle Fensterscheiben in diesem Teil des Schlosses sprangen in tausend Stücke. Ihre Majestät hatte schon Befehl gegeben, daß Prinz Lennart, der sich in einem oberen Raum befand, herunter-

geholt und nach einem sicheren Teil des Schlosses gebracht würde. Sie gab Befehl, daß sich alle in Sicherheit bringen sollten. Sie selbst begab sich, um nach den Vorschriften über das Verhalten der Bevölkerung während eines Luftangriffes mit gutem Beispiel voranzugehen, mit der alten Großherzogin in die geschützten Gewölbe der Kellerwohnung, wo die hohen Personen sich aufhielten, bis alles vorüber war. Wie sehr die Königin dem Angriff ausgesetzt war, geht aus dem Umstand hervor, daß sämtliche Fensterscheiben in dem Gemach der Königin entzweisprangen, ein großer Bombensplitter in den Raum oberhalb der Wohnung der Königin eindrang und in dem Dach über dem Zimmer einer Hofdame der Königin stecken blieb."

Nachdem Herr Torelius dann noch die Wirkung der auf das Palais des Prinzen Max abgeworfenen Bomben geschildert hat, die das badische Fürstenhaus beinahe seines einzigen männlichen Erben beraubt hätten, schließt er: „Zu beachten ist auch der Umstand, daß gar kein Feuer infolge des Bombardements entstand. Man hatte es sicher nur mit Bomben zu tun, die mit Lyddit gefüllt waren, die nur töten, aber kein Feuer verursachen, welch letzteres doch hätte der Fall sein müssen, wenn militärische Einrichtungen, Gebäude und Plätze als Ziel für den Angriff ausersehen gewesen wären."

* * *

Am 18. Juni 1915, einem wundervollen Sommermorgen, fand die gemeinsame Bestattung von 21 Opfern des Fliegerangriffs auf einem vorbehaltenen Teil des neuen Friedhofs zu Karlsruhe statt. Die Leidtragenden waren von der Stadt eingeladen worden, ebenso die sonstigen an der Feier Beteiligten, wozu die höheren Behörden gehörten, auch sämtliche Minister und hohen Militärs. Am ergreifendsten war aber die Beteiligung der Großherzogin Luise mit der Königin Viktoria von Schweden, sowie der regierenden Großherzogin und der Prinzessin Max. Die fürstlichen Damen wohnten der 1½ Stunden währenden Feier in der Sonne stehend bei, auch Großherzogin Luise, die 76 Jahre alt ist. Der evangelische, der katholische und der altkatholische Geistliche hielten nacheinander Ansprachen, die das Thema behandelten: „Gottes Wille geschehe." Musik und Gesang umrahmten die erhebende Feier, durch die die Ruchlosigkeit des Fliegermords noch stärker in das allgemeine Bewußtsein trat.

Als die Königin Viktoria auf der Rückreise nach Schweden am 28. Juni in Berlin sich aufhielt, wurde ihr angesichts der glücklichen Errettung aus der Gefahr des Fliegerangriffs eine eindrucksvolle Huldigung dargebracht. Studenten und Studentinnen der Universität veranstalteten einen Fackelzug, dem sich Hunderte von Bürgern mit ihren Frauen anschlossen.

28. Juni 1915.

Der französische Flieger Gilbert, der als Unterleutnant dem Fluggeschwader der Festung Belfort angehört, mußte nach Mitteilungen der „Frankfurter Zeitung" auf Schweizer Gebiet landen, weil sein Benzinbehälter von einem Posten des deutschen Grenzgebiets angeschossen war. Die Landung erfolgte zwischen Rheinfelden und Möhlin. Die Schweizer Militärbehörden waren sofort in Automobilen zur Stelle. Der Apparat wurde beschlagnahmt und Gilbert dem Platzkommando in Basel zugeführt; er bleibt bis zum Ende des Krieges in der Schweiz interniert.

29. Juni 1915.

Meldung des württembergischen Kriegsministeriums: Am Sonntag den 27. Juni etwa 10.30 Uhr vormittags näherte sich ein französischer Doppeldecker von Konstanz her Friedrichshafen. Schon beim Anflug von Artillerie heftig beschossen, setzte er den Flug nicht bis über Friedrichshafen fort, sondern machte eine Schleife über dem Seeufer westlich der Stadt, wobei er drei Bomben, die keinerlei Schaden anrichteten, abwarf. Eine Bombe fiel in den See bei Manzell, die anderen in das Ge-

lände zwischen Schnetzenhausen, Waggershausen und dem Seeufer. Nach Abwurf der letzten Bombe entzog sich der Flieger dem Artilleriefeuer durch Wegflug in der Richtung Konstanz. Wie aus Schweizer Zeitungen zu entnehmen ist, mußte er später auf Schweizer Boden landen, wo er festgenommen wurde.

Nach einem Bericht der „Neuen Zürcher Zeitung" waren von Lörrach her tatsächlich acht Flieger angesagt worden; in Konstanz wurden jedoch nur zwei gesichtet, von denen der eine Richtung landeinwärts nahm, während der andere seeaufwärts Friedrichshafen zusteuerte. Er flog ständig 3500 bis 3800 Meter hoch. Da er zeitweilig Wolken unter sich hatte, scheint ihm die Orientierung Schwierigkeiten bereitet zu haben; wahrscheinlich hat er die Manzeller Flugzeughalle mit der Zeppelinhalle verwechselt.

20. Juli 1915.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Kolmar wurde von feindlichen Fliegern mit Bomben beworfen, von denen zehn auf Häuser und Straßen der Stadt fielen. Ein Zivilist wurde getötet, eine Frau verletzt.

Amtliche französische Nachmittagsmeldung: Ein Geschwader von sechs Flugzeugen bombardierte vormittags den Bahnhof von Kolmar. Es wurden acht Granaten von 155 Millimeter und acht von 90 Millimeter auf Gebäude, Geleise und Züge abgeworfen. Am Bahnhof und am Güterbahnhof wurden Schäden festgestellt. Keine Granate fiel auf die Stadt. Unsere Flugzeuge kehrten wohlbehalten zurück.

21. Juli.

Amtliche französische Abendmeldung: Zwei Flugzeuge bombardierten gestern nachmittag den Bahnhof von Kolmar. Vier Granaten von 155 Millimetern und vier Granaten von 90 Millimetern fielen auf die Geleise.

Zu den beiden amtlichen französischen Meldungen über die Fliegerangriffe auf Kolmar schreibt die „Straßburger Post": „Als Augen- und Ohrenzeuge müssen wir diese Mitteilungen in verschiedenen Punkten berichtigen. Schon der „Schaden" am Bahnhof und am Güterbahnhof ist lächerlich gering; zehn Mark hat die ganze Ausbesserung gekostet. Was sagen aber die Kolmarer erst zu dem Satz, daß keine Granate auf die Stadt fiel! Der Zufall wollte es, daß eine Bombe sogar in eine Häusergruppe mitten in die Stadt fiel, und — o Ironie des Schicksals! — in unmittelbare Nähe der früheren Druckerei von Wetterlés „Nouvelliste", in der Chausseestraße. Auch andere Bomben fielen in die Stadt; eine sogar nicht weit vom Lazarett und Krankenrevier, trotzdem die Rote Kreuzflagge weithin sichtbar ist. So sieht es also aus mit der Wahrheit der französischen Berichte!

Auch der zweite Tagesbericht über die Beschießung von Kolmar durch feindliche Flieger ist durchaus falsch. Vier 155-Millimeterbomben und vier 90-Millimeterbomben sollen am Dienstag-Abend auf die Schienenstränge unseres Bahnhofs gefallen sein. Von den acht geworfenen Bomben ist nicht eine einzige auf das Schienengeleise, ja nicht einmal auf den ausgedehnten Bodenkomplex des Bahnhofs gefallen. Allerdings war der Schaden bedeutender als am Vormittag, da, wie gemeldet, ein Mann getötet und eine Frau verletzt wurde; der Sachschaden aber war einfach gleich Null."

29. Juli.

Ein größeres Flugzeuggeschwader hat die Gegend von Merkweiler und Waldburg heimgesucht. Es sollen 25 Bomben abgeworfen worden sein, die fast keinen Schaden anrichteten, dagegen einige harmlose Landleute verwundeten.

30. Juli 1915.

Amtliche deutsche Meldung: Heute früh sechs Uhr erschienen drei feindliche Flieger von Südwesten kommend, über Freiburg i. Br. Sie warfen sieben Bomben, durch die eine Zivilperson getötet und sechs, zum Teil schwer, verwundet wurden. Der militärische und sonstige Sachschaden ist nicht erheblich.

Amtliche französische Abendmeldung: In der Nacht vom 29. auf den 30. Juli hat eines unserer Flugzeuge eine Fabrik bombardiert, die in Dornach (Elsaß) Stickgase herstellt, und heute beschoß ein Luftgeschwader den Bahnhof von Freiburg i. Br. Ein Geschwader von 45 Flugzeugen ist diesen Morgen aufgestiegen, das als Zielpunkt die Petrolfabriken von Pechelbronn zwischen Hagenau und Weißenburg erhielt. Bewölkter Himmel und häufige Nebel haben einem Teil der Flugzeuge nicht gestattet, ihr Ziel zu erreichen. Die Fabriken von Pechelbronn und ihre Nebengebäude erhielten 103 Granaten. Sechs Granaten wurden außerdem auf den Bahnhof von Dettweiler bei Pfalzburg und sechs auf den Flugzeugschuppen von Pfalzburg geschleudert. Alle Flugzeuge kehrten zurück.

31. Juli 1915.

Amtliche deutsche Meldung: Morgens gegen 6 Uhr erschienen über Freiburg i. Br. wiederum sechs feindliche Flieger. Es gelang, ein Flugzeug bei Munzingen herunterzuschießen. Die zwei leichtverletzten Insassen wurden gefangen genommen.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Auf Angriffe französischer Flugzeuggeschwader, die gestern auf Pfalzburg, Zabern, nördlich Hagenau und auf Freiburg Bomben warfen, antworteten am Nachmittag unsere Geschwader mit Bombenwürfen auf Flughafen und Fabriken in Lunéville, die Bahnhofanlagen in Saint-Dié und den Flughafen bei Nanzig. Der durch die feindlichen Flieger angerichtete Schaden ist unwesentlich.

Amtliche französische Abendmeldung: Heute vormittag bombardierten sieben unserer Flugzeuge den Bahnhof und die Aviatikwerke in Freiburg i. Br. Eines von ihnen mußte bei der Rückkehr infolge einer Motorpanne in den feindlichen Linien landen.

Der bei Munzingen gefangen genommene französische Flieger, der am Bombenabwurf über Freiburg beteiligt war, hatte eine selbstgeschriebene Notiz bei sich, die in deutscher Uebersetzung lautet: „Der Kapitän Happe (der Führer der Angriffseskadrille M. F. 29 aus Belfort) hat den Bombenabwurf über Freiburg befehligt. Auf die Frage des Bombardiers, auf welche Teile der Stadt die Bomben geworfen werden sollten, hat er geantwortet: Gleichgültig wo, wenn ihnen nur Boches zum Opfer fallen." Dieser Befehl läßt aufs deutlichste Absicht und Grundzug der französischen Fliegerangriffe auf Ortschaften, die außerhalb des Operationsgebietes liegen, erkennen.

1. August.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Nördlich von Saargemünd mußte ein französisches Flugzeug landen; die Insassen sind gefangen.

9. August 1915.

Amtliche deutsche Meldung: Vormittags machten sechs bis acht feindliche Flugzeuge einen Angriff auf die außerhalb des Operationsgebiets liegenden Orte Zweibrücken und St. Ingbert. In Zweibrücken wurden 15 bis 20 Bomben beobachtet. Es wurde nur unbedeutender Sachschaden verursacht; in St. Ingbert acht Tote und zwei Verwundete.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Heute früh wurden bei Gondrexange und bei Harboueý durch unsere Kampfflugzeuge je ein französisches Flugzeug abgeschossen, die beide einem Geschwader angehörten, das vorher auf die offene, außerhalb des Operationsgebietes liegende Stadt Saarbrücken Bomben geworfen, natürlich keinerlei militärischen Schaden angerichtet, wohl aber neun friedliche Bürger getötet, 26 schwer und eine größere Anzahl leicht verletzt hatte.

Amtliche französische Meldung: Am 9. August vormittags ging ein Geschwader von 32 zum Bombenwerfen bestimmten Flugzeugen, begleitet von Jagdflugzeugen, zur Beschießung des Bahnhofes und der Werkstätten von Saarbrücken ab. Die Witterungsverhältnisse waren ungünstig, da das Tal mit Nebel angefüllt und der Himmel von

Wolken bedeckt. Trotz dieser Schwierigkeiten haben 28 Flugzeuge ihr Ziel erreicht und haben auf die genannten Objekte 164 Granaten jeden Kalibers abgeworfen. Die Begleitflugzeuge hielten die feindlichen Flugzeuge, die dem Geschwader den Weg zu verlegen suchten, in Schach. Zahlreiche Rauchwolken und Brände wurden beobachtet.

Ergänzend berichtet dazu die amtliche französische Abendmeldung vom 10. August: Von den am Bombardement von Saarbrücken beteiligten Flugzeugen sind vier nicht in unsere Linien zurückgekehrt. Von einem derselben wird gemeldet, es sei in der Schweiz bei Payerne im Kanton Waadt niedergegangen.

Zwei der französischen Flugzeuge, die sich am Angriff auf Saarbrücken beteiligt hatten, sind auf der Rückfahrt von deutschen Abwehrabteilungen in Lothringen abgeschossen worden. Das schildert höchst anschaulich ein Bericht der Berliner Zeitschrift „Der Flugsport", dem wir folgendes entnehmen: „Am 9. August morgens 5 Uhr 50 Minuten wird unser Ballonabwehrzug alarmiert. Im Handumdrehen sind die Mannschaften an ihren Geschützen und erwarten nun die gemeldeten zwanzig feindlichen Flugzeuge; leider haben sie sich einen anderen Weg gesucht. Erst gegen 9 Uhr taucht am Horizont einer der feindlichen Flieger, auf dem Rückzug nach Frankreich begriffen, auf. Kurz vorher war einer unserer Fliegeroffiziere mit dem kleinen Kampfeindecker aufgestiegen und nach der Grenze abgeflogen, so daß er uns gerade noch sichtbar war. Inzwischen kommt der Franzose auf Schußweite an uns heran und wird unter Feuer genommen. Durch unser Schießen aufmerksam gemacht, kehrt unser Eindecker sofort zurück, um sich im rasenden Flug auf den Franzosen zu stürzen. Wegen der Nähe unseres Fliegers stellten wir unser Feuer ein und konnten nun einen spannenden Luftkamp, beobachten. Unser fluggewandter Eindecker, mit einem Maschinengewehr ausgerüstet, gewinnt dem Franzosen durch einen waghalsigen Steilflug sofort die Höhe ab, worauf das Maschinengewehr arbeitet; jedoch der Franzose weiß sich durch sehr geschickte Wendemanöver immer wieder der Wirkung des Feuers zu entziehen und seinerseits das Gewehr arbeiten zu lassen. Der Kampf geht solange hin und her, bis sich unser Eindecker zirka 400 Meter über den Franzosen schraubt, um sich in steilem Gleitflug dicht an ihm vorbeizustürzen und ihn durch einige gutgezielte Schüsse kampfunfähig zu machen. Der Franzose will sich noch im letzten Augenblick durch eine geschickte Wendung decken, als ihn sein Schicksal erreicht. Eine mächtige Stichflamme schlägt auf; eine dicke schwarze Rauchwolke verhüllt für einen Augenblick das Flugzeug, worauf es unter der Rauchwolke, brennend und langsam fallend, sichtbar wird. Einige Minuten später brennen die Tragflächen, klappen nach oben zusammen, und das Flugzeug stürzt mit den wahrscheinlich schon toten Insassen in den Weiher von Gondrexange.

Ein schaurig schönes Bild: Oben das stolz wie ein Adler kreisende Siegerflugzeug, unter ihm das fallende brennende Gegnerflugzeu g, mit seinen dem Tode geweihten Insassen, da naht aus derselben Richtung, ebenfalls auf dem Rückwege, ein zweites Flugzeug. Kaum hatten wir das Feuer eröffnet, mußten wir es auch schon wieder einstellen, da sich einer unserer Kampfdoppeldecker dem Franzosen bedenklich näherte und den Kampf aufnahm. Auch hier wogte der Kampf lange hin und her, bis sich noch ein zweiter unserer Doppeldecker daran beteiligte. Trotzdem gelang es dem Franzosen, in beträchtliche Nähe der französischen Stellungen zu gelangen. Erst hier konnte einer unserer Flieger einige Schüsse gut anbringen; an einem ausspritzenden Benzinstrahl war zu ersehen, daß der Tank getroffen war, und dem Winken und Rufen der Insassen, nicht mehr zu schießen, konnte man entnehmen, daß auch sonst noch etwas nicht in Ordnung war. Auf die Rufe der Franzosen stellten denn auch menschlicherweise unsere Flieger das Feuer ein. Als dann aber die Franzosen einen Versuch machten, nach den französischen Stellungen zu entkommen, war auch ihr Schicksal besiegelt. Durch

das sofort einsetzende Maschinengewehrfeuer wurden Führer und Beobachter des feindlichen Flugzeuges tödlich getroffen, das Flugzeug überschlug sich und stürzte in die Tiefe."
10. August 1915.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Zwischen Bellingen und Rheinweiler, südlich von Müllheim in Baden, mußte ein französisches Flugzeug im Feuer unserer Abwehrgeschütze landen. Führer und Beobachter sind gefangen. Bei Pfirt wich ein feindlicher Flieger, durch unser Feuer gezwungen, auf Schweizer Gebiet aus.

Von den deutschen Fürsten und Heerführern

Personalien

3. Juni 1915.

Prinz August Wilhelm von Preußen hat, von dem im Herbst des Jahres 1914 erlittenen Autounfall wieder hergestellt, die Ausreise ins Feld angetreten.

19. Juli.

König Ludwig von Bayern hat dem General der Infanterie v. Lochow, kommandierender General des 3. Armeekorps, das Großkreuz des Militärverdienstordens mit Schwertern und dem Generalmajor v. Bergmann, Chef des Generalstabes des 3. Armeekorps, den Militärverdienstorden zweiter Klasse mit Schwertern verliehen.

26. Juli 1915.

Herzog Albrecht von Württemberg, Generaloberst und Oberbefehlshaber der 4. Armee wurde vom König von Sachsen durch die Verleihung des Ritterkreuzes des sächsischen Militär-St. Heinrich-Ordens und vom Kaiser Franz Josef von Oesterreich durch das österreichische Militärverdienstkreuz 1. Klasse mit Kriegsdekoration ausgezeichnet.

Besuche an der Front und Kundgebungen

30. Mai 1915.

Der Herzog von Sachsen-Altenburg hat den Kaiser gebeten, ihn vom Kommando der 8. Division zu entheben, da mit Rücksicht auf den Rücktritt des Staatsministers Dr. v. Scheller-Steinwartz und die Berufung eines neuen Staatsministers seine Anwesenheit im Lande dringend erwünscht sei. Darauf hat der Kaiser an den Herzog das folgende Allerhöchste Handschreiben gerichtet:

„Eure Hoheit haben den Wunsch zu erkennen gegeben, von dem Kommando der 8. Division zurückzutreten, weil andere Pflichten Eurer Hoheit der Erfüllung harren. Eurer Hoheit Wunsch entsprechend, enthebe ich Sie daher hiermit von Ihrer Kommandostelle. Eure Hoheit haben sich als leuchtendes Beispiel der selbstlosen Hingabe eines deutschen Fürsten um die große Sache des Vaterlandes an der Spitze ihres braven Regiments, wie auch als Brigade- und Divisionskommandeur ganz hervorragende Verdienste erworben. Meiner besonderen Anerkennung dieser vortrefflichen Dienste Ausdruck zu geben, ist mir ein tiefempfundenes Bedürfnis, und als äußeres Zeichen dieser so wohlerworbenen hohen Anerkennung verleihe ich Ew. Hoheit hierdurch den Orden Pour le mérite, dessen Abzeichen anbei folgen."

11. Juni 1915.

Der König Friedrich August von Sachsen hat an den Staatsminister Dr. Beck aus Lambersart folgendes Telegramm gerichtet: „Bei meinem jetzigen Besuch meiner Armee habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß meine Truppen in vorbildlicher Tapferkeit und heldenmütiger Todesverachtung bei Ypern und Neuville—Souchez Taten vollbracht haben, die für alle Zeiten glänzende Beweise deutschen Heldentums während dieses Weltkrieges darstellen werden. Wenn ich auch schon Truppen einzeln meinen Dank und

meine Anerkennung ausgesprochen habe, so ist es mir doch ein Herzensbedürfnis, daß das ganze Land an meinem freudigen Stolz über die Leistungen unserer Helden teilnimmt. Ich ersuche daher Ew. Exzellenz, in einer Ihnen geeignet erscheinenden Form diese meine Freude und meinen Stolz zur Kenntnis des Landes zu bringen."

Der deutsche Kaiser hat dem Herzog Friedrich von Anhalt, der ihn nach seiner Rückkehr vom westlichen Kriegsschauplatz von der vorzüglichen Beschaffenheit seines Anhaltiner Regiments unterrichtet hatte, telegraphisch geantwortet: „Es freut mich herzlich, daß Du Dein tapferes Regiment besichtigt und in so vorzüglicher Verfassung gefunden hast. Ich bin überzeugt, daß die braven Anhaltiner es allen anderen deutschen Männern an Tapferkeit und Hingebung gleich tun."

14. Juni 1915.

Zwischen dem Fürsten Leopold zu Lippe, der an der Front seines Bataillons weilte, und dem Kaiser fand ein Depeschenwechsel statt, in dem der Kaiser antwortete: „Euerer Durchlaucht danke ich herzlichst für die Uebersendung erneuten Treugelöbnisses der braven Lipper, deren Tapferkeit und Hingabe mit allen deutschen Stämmen wetteifern und von niemand übertroffen werden; Gott sei ferner mit uns."

1. August 1915.

König Friedrich August von Sachsen, der gegenwärtig bei seinen Truppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz weilt, hat folgende Kundgebung erlassen: „Soldaten! Heute vor einem Jahre war es, daß eine ganze Welt von Feinden in frevelhaftem Uebermute unser geliebtes deutsches Vaterland zwang, zum Schwerte zu greifen. Am 2. August 1914 begann auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers die Mobilmachung der deutschen Armee. In heller Begeisterung eilten die Söhne Meines Landes, wie die aller deutschen Gaue zu den Waffen. In den ersten Wochen des Krieges haben Meine Truppen im unaufhaltsamen Vormarsch durch Belgien nach Frankreich hinein, zumeist in einem sächsischen Heeresverbande vereinigt, Taten verrichtet, die in der ganzen Geschichte der Armee mit unauslöschlichen Buchstaben verzeichnet sind. Wenn auch Meine braven Sachsen dann viele Monate sowohl in Frankreich wie in Rußland einem starken Gegner gegenüber im Schützengraben liegen mußten und zum Teil noch liegen, so haben sie doch auch in diesem langen Stellungskriege, wie vorher, ihre glänzenden Soldatentugenden immer in heldenhaftem Sturmangriff wie in hartnäckiger Verteidigung gezeigt. Es ist Mir ein wahres Herzensbedürfnis, allen Angehörigen der Armee Meinen tiefgefühltesten, wärmsten Dank und Meine vollste Anerkennung auszusprechen für ihr ausgezeichnetes Verhalten während des langen Krieges. Gott der allmächtige Lenker aller irdischen Dinge segne auch im zweiten Kriegsjahre uns und unsere Waffen und lasse uns weiter dem Feinde zeigen, daß wir stärker sind als er. Wenn Sie in diesem Sinne, furchtlos und tapfer, den schweren Krieg bis zum endlichen Siege durchführen, dann werden in noch viel höherem Maße das Vaterland und Ich, Ihr König, mit berechtigtem Stolze auf Sie blicken. Es gereicht Mir zur besonderen Freude, in der Mitte meiner Truppen weilen und von hier aus diese Worte an sie richten zu können."

20. bis 23. Juli 1915.

König Wilhelm von Württemberg besuchte von seinem Standquartier Metz aus am 21. Juli in dem Gelände zwischen Maas und Mosel die 51. Ersatz-Brigade und das Landwehr-Regiment 120, das im Befehlsbereich einer bayerischen Division stand. Am 22. Juni wurden nach einer Fahrt über Longuyon in den Argonnen zunächst die 53. Landwehr-Brigade und darauf die 27. Infanterie-Division besucht (vgl. S. 188) und dann nach einem halbstündigen Besuch beim deutschen Kronprinzen auch noch die Landsturmtruppen in Longuyon und Longwy besichtigt, worauf der König, der überall eigenhändig zahlreiche Auszeichnungen verteilt hatte, im Sonderzug die Heimreise antrat.



Phot. A. Grohs, Berlin

Kaiser Wilhelm und Prinz Heinrich beim Tee im Quartier des Generaloberſten von Heeringen



Phot. Berliner Illuſtrations-Geſellſchaft, Berlin

Kaiser Wilhelm und Prinz Heinrich während eines Gefechts an der Weſtfront



Nach „Illustrated War News"

Der französische General Sarrail



Nach „Illustration"

Der französische General Dubail
Der Kommandant der französischen Truppen in den Vogesen



Nach „Illustration"

Der französische General Humbert
Der Nachfolger General Sarrails im Kommando der III. Armee

Von den feindlichen Staatsoberhäuptern und Heerführern

Personalien

22. Mai 1915.

Der französische General Moussy, der Kommandeur der 33. Infanterie-Brigade, ist durch einen Granatsplitter getötet worden.

9. Juni.

Das englische Kriegsministerium teilt mit, daß General Nugent in einem der jüngsten Kämpfe an der französischen Front gefallen ist.

11. Juni.

General Baquet, Chef der Direktion der Feldartillerie und ihres Munitionsersatzes, wurde seiner Stellung enthoben und durch General Bourgeois ersetzt; General Sainte Claire-Déville, Inspektor der Abteilung für technische Studien und Versuche bei der Artillerie, verlor gleichfalls seinen Posten, den General Dumezil erhielt.

22. Juni.

Die französischen Divisionsgenerale Barbot und Stirn sind bei den Kämpfen im Gebiet von Arras und bei der Farm von Quennevières gefallen.

30. Juli.

Der ehemalige Kriegsminister Messimy ist in den Vogesen durch einen Granatsplitter am Schenkel schwer verwundet worden.

3. August 1915.

Der von Hervé ohne Namen bezeichnete General, der seines Armeekommandos enthoben wurde, ist der wegen seiner gut republikanischen Gesinnung bekannte General Sarrail, der später nach den Dardanellen entsandt wurde. Als sein Nachfolger ist General Humbert mit dem Kommando der 3. Armee betraut worden.

Besuche an der Front und Kundgebungen

9. Mai 1915.

Präsident Poincaré besuchte mit General de Castelnau die Truppen bei Ribécourt

14. Mai.

Der französische Kriegsminister Millerand richtete, in sicherer Erwartung des Durchbruchs bei Arras, folgendes Telegramm an den Generalissimus Joffre: „Lieber General! Ich will nicht das Ende der am 9. Mai von unseren Truppen in der Gegend von Arras begonnenen Kampfhandlungen abwarten, um Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche, die Sie unseren Truppen überbringen mögen, zu übermitteln. Die durch unsere Angriffe bereits erlangten Ergebnisse zeigen ihre ausgezeichnete Vorbereitung und wirksame Ausführung. Die Ueberlegenheit, die wir über den Gegner erlangt haben, der vor keinem Verbrechen zurückschreckt, ist eine neue und glückliche Vorbedeutung seines Unterganges. Sie haben wieder einmal die Bewunderung und den Dank des Vaterlandes verdient. Ich bin glücklich, Ihnen den Ausdruck dafür übersenden zu können."

16. bis 17. Mai.

Der französische Kriegsminister Millerand besichtigte die Armee an der Front.

25. Mai 1915.

Der Kriegsminister Millerand hat an die Generale Joffre und Gourand folgendes Telegramm gerichtet: „Wir erhalten von unserem Botschafter in Rom die Depesche, daß Italien sich ab 24. Mai mit Oesterreich-Ungarn als im Kriegszustand befindlich betrachtet. Unsere Truppen werden die Nachricht von dem Eingreifen unserer lateinischen

Schwester mit freudiger Begeisterung aufnehmen. Italien erhebt sich, um an unserer und der Verbündeten Seite den Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei zu führen. Indem wir unseren Waffenbrüdern von gestern und morgen einen herzlichen Willkomm bieten, begrüßen wir in ihrer Intervention ein neues Pfand des endgültigen Sieges."

6. Juni 1915.

Präsident Poincaré traf in Verdun ein und besichtigte die eroberten Gebiete in der Woëvre, bei Les Eparges, im Priesterwalde und im Walde von Ailly.

17. Juni.

Anläßlich der Reise nach dem Süden und nach dem Zentrum besichtigte Präsident Poincaré die öffentlichen und privaten Anlagen, die für die Landesverteidigung arbeiten, und betonte gegenüber Arbeitern und Direktoren die außerordentliche Wichtigkeit der fortwährenden Herstellung von Kanonen, Munition und sonstigem Kriegsmaterial.

22. Juni.

Kriegsminister Millerand besichtigte die Fabriken, die für die Landesverteidigung arbeiten.

27. und 28. Juni.

Präsident Poincaré besuchte die in den Gegenden der Aisne und von Reims operierenden Truppen. Er ging durch die Schützengräben, die Ruhestellungen und die Spitäler und heftete das Kriegskreuz an die Fahnen von sechs Regimentern.

5. Juli.

Präsident Poincaré besuchte König Albert im Seebade La Panne und besichtigte die neugebildete belgische Armee.

5. bis 8. Juli.

Der französische Kriegsminister Millerand begab sich zu den Armeen, hatte Besprechungen mit mehreren Generalen an der Front im Departement Nord und besichtigte dann die Ruhestellungen und einige Verteidigungslinien an der Yserfront.

14. Juli.

Prinz Arthur von Connaught hat eine Rundreise durch die verschiedenen französischen Armeestäbe gemacht, um die vom König von England verliehenen Auszeichnungen zu überbringen. Auch Asquith und Lord Kitchener begaben sich an die Front, begrüßten die Truppen und besuchten die benachbarten französischen Generale.

24. Juli.

Präsident Poincaré besuchte im Laufe des Tages die vordersten Schlachtlinien im Norden der Aisne, insbesondere die Schützengräben in Foulonwald.

31. Juli bis 4. August.

Präsident Poincaré hat mit dem Kriegsminister Millerand Paris verlassen, um verschiedenen Zuavenregimentern Fahnen zu überreichen sowie Truppenlager und Spitäler zu besichtigen. Bei einer Zusammenkunft mit dem belgischen Königspaar wiederholte er, daß Frankreich die Sache Belgiens als unzertrennlich von der seinigen betrachte.

7. bis 10. August 1915.

Präsident Poincaré, der am 7. August Paris verlassen hatte, ist am 10. August über Belfort nach Paris zurückgekehrt, nach einem Besuch der Truppen in den Vogesen und im Elsaß, wo die Bevölkerung ihre warme Sympathie für Frankreich kundgab.

* * *

Vom 6. bis 11. Juli 1915 fand in Calais ein großer Kriegsrat der Verbündeten statt, an dem außer zehn Generalen der Alliierten, darunter Joffre und French, auch die englischen Minister Asquith, Lord Crewe, Kitchener und Balfour sowie aus Frankreich Viviani, Delcassé, Millerand, Augagneur und Thomas teilnahmen. Ein zweiter Kriegsrat, an dem auch russische Generale teilgenommen haben sollen, fand um den 12. August 1915 abermals in Calais statt. Ueber die jeweiligen Beschlüsse ist nichts bekannt geworden.

Aus den besetzten Gebieten Frankreichs

Nach den Mitteilungen der „Neuen Freien Presse“, Wien, sind die folgenden auf Grund amtlicher Aufnahmen festgestellten französischen Gebiete vom deutschen Heere besetzt: Das Departement Ardennes vollständig, vom Departement Nord 70 Prozent, Aisne 50 Prozent, Meuse 30 Prozent, Meurthe und Pas-de-Calais 25 Prozent, Somme 16 Prozent, Marne 12 Prozent, Oise 10 Prozent, Vosges 2 Prozent. Im ganzen zehn Departements. Diese besetzten Landesteile haben einen Flächeninhalt von 2 100 000 Hektar und stellen 3,7 Prozent der Gesamtfläche Frankreichs dar. Nach der Zählung vom Jahre 1911 trugen sie eine Bevölkerung von 3 255 000 Einwohnern, das sind 8,2 Prozent von der Gesamtbevölkerung Frankreichs. Der Verkaufswert soll 9500 Millionen Franken und der „innere Wert“ 14 300 Millionen betragen.

Ueber die deutsche Verwaltung des Operations- und Etappengebietes ist schon früher das Wichtigste berichtet worden (III, S. 219). Hier sei zur Ergänzung nur noch auf einzelne Besonderheiten aufmerksam gemacht.

Als es sich als dringend nötig herausstellte, die Bevölkerung der zerstörten oder gefährdeten Ortschaften des Kampfgebiets nach Frankreich zurückzubefördern, wurde nach Verständigung und mit der Unterstützung der Schweiz ein regelmäßiger Transport der sog. Evakuierten über Schaffhausen und Zürich nach Genf organisiert, der Anfang März 1915 begann und bis zum August 1915 weit über 60 000 Evakuierte beförderte. (Vgl. den betr. Abschnitt in dem Kapitel „die Liebestätigkeit in der Schweiz“ S. 314.)

Das **Verhältnis zwischen den deutschen Truppen und den zurückgebliebenen Bewohnern** der eroberten Landesteile schildert ein aus Süddeutschland stammender Offizier in einem Briefe, den er an seine in der Schweiz lebenden Angehörigen gerichtet hat, nach dem „Berner Bund“ folgendermaßen:

„Der Krieg ist selbstverständlich hart für das von uns besetzte Land, aber es ist Tatsache, daß wir die Bevölkerung schonen, soweit wir können, und niemand auch nur ein Haar krümmen; natürlich muß sich jeder der Ordnung fügen. Kommt je einmal gegen einen deutschen Soldaten etwas zur Anzeige, so wird gegen den Schuldigen mit sehr strengen Strafen vorgegangen. Gewalttätige Menschen gibt es in jeder Armee; bei uns aber werden alle zur Meldung kommenden Uebergriffe aufs strengste geahndet, so z. B. wenn Soldaten sich Gegenstände aus dem Besitz der dummerweise geflohenen französischen Einwohner aneignen sollten; es wird denn auch jedes Paket, das nach Hause gesandt wird, vor der Absendung genau daraufhin geprüft. Notzucht — von der mir allerdings in sieben Monaten nur ein einziger Fall bekannt geworden ist — wird mit Zuchthaus bis zu zwölf Jahren bestraft.

Obwohl in Deutschland Sparsamkeit in Lebensmitteln, wie Brot, Mehl usw., gesetzlich vorgeschrieben ist, lebt die französische Bevölkerung, soweit sie deutsche Einquartierung hat, zum großen Teile ganz von unseren Vorräten, mit anderen Worten: Offiziere und Soldaten teilen ihre Rationen an Fleisch, Brot, Kaffee usw. mit ihren Wirtsleuten; so z. B. kochen die Frau bei der ich wohne, und ihre Nachbarin, die ein kleines Kind hat, überhaupt nicht mehr, sondern „fassen“ von uns Suppe, Gemüse, Fleisch und Kaffee; sie selbst aber lassen sich Milch, Eier und Butter bar und sehr gut von uns bezahlen. Nur was im großen requiriert wird, wie Vieh, Kartoffeln, Heu, Stroh usw., wird mit Bons bezahlt. Jeden Tag um ein Uhr mittags nach der Speisenabgabe an die Mannschaften sammeln sich vor unserer Kompagnieküche arme Weiber, Kinder und alte Männer an, und selten geht jemand weg, ohne seine warme Suppe mit Fleisch in seinem Topf mitzunehmen oder gleich auf der Stelle zu verzehren. Unsere Landsturmleute bestellen, obwohl sie fast jeden zweiten Tag auf Wache kommen, also nur eine, höchstens zwei

wachfreie Nächte haben, augenblicklich den Einwohnern ihre Gärten; die Trainkolonnen führen Mist auf die Felder und pflügen sie, man besorgt den Gemeinden Saatgut usw...."

Ueber das „Kriegsgeld im besetzten Nordfrankreich" veröffentlichte Dr. Julius Hirsch Anfang April 1915 in der „Zeitschrift für Handelswissenschaftliche Forschung" (7.—8. Heft, 9. Jahrgang, G. A. Gloeckner Verlag, Leipzig) eine Studie, der wir folgende Einzelheiten entnehmen: „Der Bedarf an Zahlungsmitteln in den okkupierten, von den heimischen Zentralstellen abgeschnittenen Gebieten Frankreichs wurde durch die Ausgabe von vier verschiedenen Kategorien von Geldzeichen gedeckt. Zunächst gaben die Gemeinden zur Zahlung von Kriegsunterstützungen und anderen Ausgaben kommunale Kassenscheine aus. Diese Scheine waren meist sehr primitiv gedruckt, gegen Mißbrauch und Fälschung kaum mit irgendeinem Schutz versehen und in der Regel mit der unbestimmten Klausel „zahlbar nach dem Kriege" versehen. Da auch ganz kleine Gemeinden (z. B. Matigny mit 900 Einwohnern) in dieser Form Geld ausgaben, wurde die Zirkulation bald überaus bunt.

Diesem Uebelstand abzuhelfen war die zweite Kategorie des Kriegsgeldes bestimmt, die als gemeinsame Anleihe ausgegebenen Kassenscheine sämtlicher Gemeinden eines Arrondissements. Diese Bons sind technisch vollkommener, ein Bankier führt die Ausgabekontrolle für ganz Nordfrankreich und die Fälligkeit ist, z. B. im Arrondissement Valenciennes, auf den vierten Monat nach Friedensschluß festgesetzt. Dienten diese beiden Arten Bons in erster Linie den öffentlichen Körperschaften, so waren die Noten der Sparkassen, in denen Sparguthaben ausgezahlt wurden, und die Noten der Handelskammern, in denen Darlehen gegen Verpfändung von Wertpapieren und sicheren Bankguthaben gewährt wurden, bestimmt dem Zahlungsmittelbedarf der Privaten. Der rechtliche Charakter dieser in der Not entstandenen Geldzeichen birgt zahlreiche Probleme in sich; trotzdem wurden alle diese Scheine in den besetzten Gebieten ganz allgemein als vollwertiges Zahlungsmittel angenommen."

Die französische Presse in den von den Deutschen besetzten Teilen des nördlichen Frankreichs wird durch die „Gazette des Ardennes" verkörpert. In der französischen Bevölkerung, die völlig abgeschlossen war von den Ereignissen in der Welt, trat bald nach der Besetzung Nordfrankreichs der lebhafte Wunsch nach dem Bezuge von Zeitungen hervor. Es war ausgeschlossen, die gehässige und lügenhafte französische Presse zuzulassen. Seit dem 1. November 1914 wurde deshalb eine besondere französisch geschriebene Zeitung für das besetzte Frankreich geschaffen. Die „Gazette des Ardennes" erschien zunächst einmal in der Woche in einer Auflage von 4000. Die Aufgabe, die sie sich stellte, war, der französischen Bevölkerung ein umfassendes Bild der kriegerischen und politischen Vorgänge zu geben, sich frei von jeder Gehässigkeit rein sachlich zu halten, und indem auch die amtlichen Berichte der französischen Regierung in die Zeitung aufgenommen wurden, die Bevölkerung in den Stand zu setzen, selbst zu urteilen, ob diese oder die deutsche Darstellung über die Vorgänge auf dem westlichen Kriegsschauplatz zutreffend ist. Auch die verleumderischen Veröffentlichungen der französischen Presse über angebliche Grausamkeiten der deutschen Eroberer und alles, was die feindliche Presse an besonders Lügenhaftem sich leistete, bildete Gegenstand der Veröffentlichung. In wie hohem Maße die Zeitung dem Bedürfnis der Bevölkerung entsprach, geht daraus hervor, daß die dritte Nummer bereits in einer Auflage von 17 000, die zehnte Nummer in einer Auflage von 25 000 Stück erscheinen mußte. Seit Anfang 1915 erschien die Zeitung wöchentlich zweimal, sie hatte damals eine Gesamtauflage von 39 000 erreicht. Seit 1. April 1915 veröffentlicht die „Gazette des Ardennes" auch die Namen der in deutschen Gefangenenlagern untergebrachten französischen Kriegsgefangenen und der von deutschen Truppen bestatteten gefallenen Franzosen.



Phot. A. Grohs, Berlin

Französische Familien, die ihre von der französischen Artillerie bedrohten Ortschaften räumen müssen, begeben sich in Begleitung deutscher Soldaten zum nächsten Bahnhof



Phot. Krajewski

Tägliches Konzert der Kapelle eines Garderegiments auf dem Marktplatz zu Vouziers



Phot. W. Braemer, Berlin

Wachtparade deutscher Landsturmtruppen auf der Grand' Place zu Lille



Phot. Krajewski

Junge militärpflichtige Franzosen einer von deutschen Truppen besetzten Ortschaft, die unter Bewachung gehalten werden, um ihr Entweichen zu verhindern

Belgien während des zweiten Kriegshalbjahres

Von Mitte Januar bis Anfang August 1915

Fortsetzung von Band III, Seiten 225 bis 240.

Von König Albert und der belgischen Regierung

Personalien

26. Februar 1915.

Der belgische Ministerpräsident, de Broqueville, hat nach Mitteilungen der „Belgique“ das Portefeuille des Kriegsministeriums abgegeben und dafür das Ministerium des Aeußern übernommen. An seine Stelle als Kriegsminister tritt General Michel.

5. März.

Der Generalgouverneur des belgischen Kongostaates, Fuchs, ist abberufen und durch Herrn Henry ersetzt worden.

27. Juli.

Der belgische Minister des Aeußern, Davignon, muß aus Gesundheitsrücksichten einen längeren Urlaub antreten. Der ehemalige belgische Gesandte in Berlin, Baron Beyens, wurde mit der interimistischen Führung der Geschäfte des Ministeriums des Auswärtigen beauftragt.

31. Juli 1915.

Baron Guillaume, der belgische Gesandte in Paris, bot wegen der Enthüllungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ aus den Geheimarchiven des belgischen Auswärtigen Amts seine Demission an, aber Poincaré und Delcassé wirkten auf König Albert ein, die Entlassung einem späteren Zeitpunkt vorzubehalten.

Maßnahmen und Kundgebungen

9. April 1915.

Die belgischen Minister haben zum Geburtstag des Königs Albert an diesen ein Glückwunschtelegramm gerichtet, in dem sie die Ueberzeugung aussprachen, daß der König von der ganzen Nation umjubelt, bald im Triumph an der Spitze seiner siegreichen Heere in die Hauptstadt einziehen werde.

1. Mai.

Die belgische Regierung in Havre erhält, wie man erfährt, von Frankreich und England einen Monatsbeitrag von 12 Millionen Franken zur Bestreitung ihrer Verwaltungskosten. Trotz des neuen englischen Kredits hat die belgische Regierung, wie bereits am 1. März so auch für den 1. Mai 1915 keine Staatsgelder für die in Holland weilenden belgischen Flüchtlinge, Beamten und Pensionäre zur Verfügung gestellt.

5. Mai 1915.

Auf deutsche Meldungen über die Erfolglosigkeit der Reisen des belgischen Ministerpräsidenten de Broqueville nach London, erwidert die belgische Regierung halbamtlich u. a.: „Jedesmal, wenn sich de Broqueville nach London begeben hat, konnte er sich zu dem herzlichen vorbehaltlosen Empfang durch die englischen Behörden beglückwünschen, nicht weniger als zu den praktischen Ergebnissen seiner Schritte. Die Kredite für die etwa 300 000 belgischen Flüchtlinge in Frankreich wurden niemals in England gefordert, da die französische Regierung seit der Ankunft der Flüchtlinge selbst und freiwillig ihnen die nötigen Unterstützungen an Geld zukommen zu lassen bereit war. Was die Frage

des Kriegsmaterials anbetrifft, ist sie, wie die der Finanzen, seit langer Zeit gelöst. Die belgische Armee besitzt gegenwärtig für das Feld sechsmal mehr schwere Artillerie, als sie bei Kriegsbeginn in den befestigten Plätzen hatte; alles übrige steht dazu im richtigen Verhältnis. Wegen der Erhaltung des Wertes der belgischen Armee auf dem gewünschten Niveau hegt der belgische Kriegsminister keine Sorge. Die belgische Armee nimmt es auf sich, es jeden Tag den Deutschen zu zeigen. Diese haben übrigens mehr als einmal den Wert der belgischen Armee an der Yser kennen gelernt, wo es ihnen nicht gelang, die belgische Front zu durchbrechen, trotz der verbrecherischen Anwendung von erstickenden Gasen."

29. Juli 1915.

Angesichts der Unmöglichkeit, die belgischen Kammern einzuberufen, bildete König Albert auf Vorschlag des Finanzministers aus Vertretern der verschiedenen Ministerien zur Regelung finanzieller Fragen einen gemischten Budgetausschuß.

Militärische Maßnahmen

10. April 1915.

Ein großer Teil der belgischen Armee hat eine neue feldgraue Uniform erhalten. Das Grau ist ziemlich dunkel und geht ins Bräunliche. Der Rock ist ohne jede Verzierung, einreihig und mit Tuchknöpfen versehen. Als Kopfbedeckung dient eine gleichfalls dunkelgraue Kappe mit Ohrenschützern, die heruntergeklappt werden können.

29. April.

Infolge des unerwarteten deutschen Vorstoßes in Flandern ist das belgische Hauptquartier aus Furnes (Veurne) nach Frankreich verlegt worden.

1. Mai.

Wie aus dem belgischen Hauptquartier gemeldet wird, umfaßt die kürzlich neu reorganisierte belgische Armee sechs Divisionen, die sämtlich von neuernannten Generalen befehligt werden. Wie stark jede Division ist, wird nicht mitgeteilt. Früher zählte eine belgische Division 20000 Mann.

1. Juni.

Die belgische Regierung in Le Havre hat ihre Vertretungen im Ausland angewiesen, Belgiern keine Pässe mehr nach Holland und der Schweiz auszustellen, um ihnen die Rückkehr nach ihrer Heimat unmöglich zu machen. Sie warnt darin in einer nicht mißzuverstehenden Weise vor Gefahren, die den Männern drohen, welche die Deutschen als waffenfähig betrachten.

Von deutscher Seite wurde darauf halbamtlich erwidert: Der deutsche Generalgouverneur hat bei früheren Anlässen unzweideutig kundgetan, daß kein Belgier, der sich den deutschen Verordnungen fügt, etwas für seine persönliche Freiheit zu befürchten habe. Die auferlegte Meldepflicht für frühere Angehörige des belgischen Heers bezweckt lediglich eine Kontrolle. Eine Einstellung von Belgiern in das deutsche Heer kann gar nicht in Frage kommen. Das deutsche Heer ist ein Volksheer; in ihm haben Fremde keinen Platz.

17. Juni.

Die belgischen Aushebungsausschüsse beginnen am 21. Juni die Arbeiten für die Aushebung des belgischen Kontingentes für 1915 in Frankreich. Alle tauglich befundenen Belgier vom 18. bis 25. Jahre werden sofort in Ausbildungslager gebracht. Die Zahl der eingetragenen Belgier beträgt über 15000.

30. Juli 1915.

Die belgische und die französische Regierung haben ein Abkommen getroffen, wonach alle Belgier von 18 bis 36 Jahren, die ihrer Militärpflicht nicht nachgekommen sind, in Frankreich von der Polizei aufgesucht und zwangsweise den belgischen Militärbehörden zugeführt werden sollen.

Von der deutschen Verwaltung in Belgien

Ueber die Tätigkeit der deutschen Verwaltung in Belgien hat sich der Generalgouverneur Freiherr von Bissing selbst Anfang Oktober 1915 dem Kriegsberichterstatter W. Scheuermann gegenüber ausführlich ausgesprochen. Seinen Ausführungen, die in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden sind, entnehmen wir folgende Einzelheiten, die unsere früheren Mitteilungen (vgl. III, S. 227 ff.) ergänzen und weiterführen.

„Die Benutzung und Verwertung der Verwaltungs- und Selbstverwaltungsorgane des Okkupationsgebietes ist weiter fortgeschritten, sie haben die deutsche Verwaltung, die selbstverständlich die Aufsicht über sie führt, in befriedigender Weise unterstützt. Das gilt von allen Ministerien, die überhaupt in Frage kommen. Die Minister selbst sind natürlich abwesend und nicht in Funktion. Aber die Arbeitsstellen sind im Gange, mit Ausnahme der Eisenbahn-, der Post- und Telegraphenverwaltung. Aber auch die belgische Postverwaltung hat sich immer mehr der deutschen Postverwaltung angereiht und arbeitet nun wieder unter besonderer Aufsicht des deutschen Postdirektors in erfreulicher und für die Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigender Weise."

Was den Eisenbahnverkehr an sich betrifft, so stellt er nach sachkundigen Ausführungen der „Kölnischen Zeitung" wirklich eine glänzende Leistung der deutschen Verwaltung dar. Man muß sich daran erinnern, daß das zurückgehende belgische Heer seinerzeit alles getan hat, um das dichte Eisenbahnnetz des Landes für den nachrückenden Gegner unbrauchbar zu machen. Trotzdem ist es in erstaunlich kurzer Zeit nicht nur gelungen, die belgischen Bahnen in vollem Umfang für die deutschen militärischen Bedürfnisse auszunutzen, sondern auch auf allen wichtigern Strecken den Personenverkehr wieder herzustellen. Und daß die Deutschen bemüht sind, nicht nur die vorhandenen Mittel in Betrieb zu setzen, sondern auch darüber hinaus neue Werte zu schaffen, zeigt die gewiß sehr bezeichnende Tatsache, daß demnächst unter Förderung der deutschen Behörden das Kleinbahnnetz ausgebaut werden soll."

„Große Sorge machten," wie Exzellenz von Bissing betonte, „die Ernährungsschwierigkeiten der belgischen Bevölkerung. Sie sind bisher und hoffentlich auch in Zukunft dadurch sehr vermindert worden, daß sich erstens die Landwirtschaft den Anordnungen und Ratschlägen der deutschen Verwaltung gefügig gezeigt und mit regem Eifer und Fleiß alle diejenigen Produkte erzeugt hat, die für die Volksernährung als eine Hilfe anzusehen sind, und ferner dadurch, daß mit dem amerikanischen und den einheimischen Hilfskomitees zufriedenstellende Abkommen getroffen werden konnten. Hierbei hat nicht nur die Frage der Brotgetreideeinfuhr und der Verteilung desselben an die belgische Bevölkerung eine günstige Neuregelung erfahren, sondern es sind auch gleichzeitig die Uebergriffe der verschiedenen Komitees in die richtigen Schranken gewiesen worden."

Um einen Begriff von der umfassenden Hilfstätigkeit zu geben sei als Beispiel angeführt, daß die unter dem Ehrenvorsitz der spanischen Gesandten in Brüssel und London und der amerikanischen Botschafter in Berlin, London, Brüssel und Paris stehende Hilfskommission für Belgien nach ihrem Bericht über ihre Tätigkeit vom November 1914 bis April 1915 nach Belgien geliefert hat: 2 Millionen Doppelzentner Weizen, 1,3 Millionen Doppelzentner Mehl, 110 000 Doppelzentner Reis, 210 000 Doppelzentner Hülsenfrüchte, 33 000 Doppelzentner Fleisch und Speck, 418 000 Doppelzentner Mais, 80 000 Doppelzentner Kartoffeln, verschiedene Nahrungsmittel in einem Gewicht von 26 000 Doppelzentnern — außerdem viele Bekleidungsstücke und Gebrauchsgegenstände. Der Gesamtwert aller Lebensmittellieferungen stellte sich auf über 120 Millionen Mark.

Weniger günstig hat sich die Wiederbelebung der Industrie entwickelt. Hier waren Schwierigkeiten zu überwinden, die zum Teil nicht beseitigt werden konnten noch können,

solange der Krieg Einfuhr und Ausfuhr hindert, die Einkaufsverhältnisse anormal macht und die Zuführung vieler Rohstoffe abschneidet. „Immerhin sind auch hier," schreibt Dr. Wendorff-Toltz Anfang Juli 1915 im „Berliner Tageblatt", beachtsame Erfolge erzielt worden; so befinden sich die großen Cockerill-Eisenwerke bei Lüttich, ein großangelegter, gemischter Betrieb mit eigenen, unmittelbar am Werk liegenden Kohlengruben, seit einiger Zeit in teilweisem Betrieb und geben 8000 Arbeitern Verdienst und Nahrung. Auch andere Stahlwerke sind teilweise in Betrieb, dagegen liegen die großen Glas- und Spiegelfabriken begreiflicherweise still. Auf die teilweise und allmähliche Aufnahme der Arbeit in den Ziegeleien bei Antwerpen sei kurz hingewiesen, auch die weltberühmten Diamantschleifereien in Antwerpen liegen interessanterweise nicht still, sondern arbeiten für amerikanische Käufer weiter. Die großen Baumwollspinnereien und -webereien in Gent und Umgegend werden nach Möglichkeit in schwachem Betriebe mit kurzer Arbeitszeit aufrechtgehalten, soweit die Knappheit des Rohmaterials seine Freigabe irgendwie gestattet."

Ein Zweig der Industrie allerdings, der Bergbau, hat sich vortrefflich weiter entwickelt. Die Bergwerke und Zechen, namentlich die im Gebiete von Lüttich, sind fast bis zur Friedensproduktion beschäftigt, und auch in den übrigen Gebieten liegen hier die Verhältnisse sehr günstig. Die gesamte Förderung wird gestützt und wohl geleitet von der von der deutschen Verwaltung eingerichteten Kohlenzentrale, die mit den zuständigen Stellen in Ost und West zusammenarbeitet, Förderung und Bedarf übersieht und günstig beeinflussend eingreifen kann."

„Sehr segensreich hat," so fuhr Exzellenz von Bissing in seinen Mitteilungen fort, „die neu gebildete Wirtschaftskommission eingegriffen, durch die Möglichkeiten, die Industrie zu heben und zu beleben, gesucht und gefunden werden. Es ist erfreulich, daß sich auch belgische Industrielle an den Beratungen beteiligt haben. Das wird fortgesetzt, auch Vertreter des Handels werden zur Mitarbeit aufgefordert werden. Ein wesentlicher Fortschritt war, daß sich der Wirtschaftsausschuß für Belgien gebildet hat, der mit der Wirtschaftskommission namentlich Fragen der Konkurrenz und dergleichen berät.

Die als natürliche Folge des Daniederliegens der verschiedensten Industriezweige aufgetretene Arbeitslosigkeit war von Anfang an der Verwaltung dauernde Sorge. Abhilfe hat u. a. die trotz anfänglicher Schwierigkeiten erfolgreiche Anwerbung belgischer Arbeiter für die deutsche Industrie, besonders für den deutschen Bergbau geschaffen, die gleichfalls zentralisiert ist.

Die Wohlfahrtseinrichtungen, die unter der Flagge des belgischen Roten Kreuzes ins Leben gerufen worden sind, sollen vor allem der Arbeitslosigkeit der Frauen steuern und haben ein ungeheures Betätigungsgebiet besonders in Brüssel gefunden. Oft mußte die Frauen die Arbeit erst gelehrt werden. So beschäftigten wir in einer großen Fabrik neunhundert Frauen mit Näharbeit. Im sogenannten Dispensaire wird die Arbeit an die Heimarbeiterinnen verteilt. Mit dieser Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten für Frauen hängt auch die Sorge und Pflege für Mütter und Kinder, für die mit Tuberkulose behafteten Kranken und schließlich, wenn auch etwas abgetrennt davon, für die Kriegsbeschädigten und Kriegsflüchtlinge zusammen. Diese Bestrebungen werden von belgischen Damen geleitet. Ein Teil der Wohlfahrtseinrichtungen hat auch den ganz besonderen Zweck, der Unsittlichkeit und der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten vorzubeugen, die, noch vor einem Jahre ungeheuer verbreitet, infolge der deutschen Polizeimaßregeln bereits auf normale einstellige Prozentzahlen heruntergegangen sind. Und ähnlich, wie das in Brüssel in mustergültiger Weise vorgemacht wurde, ist das mit der Einrichtung der Wohlfahrtseinrichtungen überall in der Provinz aufbauend nachgeahmt worden. An der Spitze steht für jede Provinz ein vom Generalgouverneur ernannter Delegierter des Roten Kreuzes. Man bemüht sich, die Verbindung mit den provinziellen

Der deutsche Generalgouverneur von Belgien Freiherr von Bissing verläßt das Museum der schönen Künste zu Brüssel nach seiner Wiedereröffnung

Der deutsche Generalkommissar für die Banken in Belgien Dr. Carl von Lumm (in der Mitte) mit seinen Mitarbeitern (von links nach rechts) Direktor Dr. Schacht von der Dresdener Bank, Dr. Gutleben von der Darmstädter Bank, Dr. Somari und Prinz Georg von Sachsen-Meiningen



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Der Generalgouverneur von Belgien Freiherr von Bissing besichtigt die elektrischen Drahtversperrungen an der Grenze in Limburg



Phot. A. Grohs, Berlin

Mittagskonzert einer deutschen Militärkapelle auf dem Marktplatz in Brügge

Einrichtungen nach Möglichkeit zu gewinnen und aufrecht zu erhalten. Daß letzteres nicht immer recht geglückt ist, liegt an der Sucht der belgischen Kreise, sich die sogenannte Selbständigkeit zu wahren, und ferner wohl auch noch teilweise an der Angst, daß ihnen die Mitarbeit mit deutschen Organen, selbst wenn sie ersichtlich nur zum Besten der Belgier geschieht, von Ueberpatrioten verdacht werden könnte. Als sich wohl deswegen das leitende Komitee des belgischen Roten Kreuzes Mitte April 1915 weigerte, an der planmäßigen Bekämpfung des gegenwärtigen Notstands in Belgien teilzunehmen, wurde es auf Verordnung des Generalgouverneurs aufgelöst und Graf V. Hatzfeld-Trachenberg mit der Verwaltung des Zentralkomitees betraut. Außerdem wandte sich der Generalgouverneur von Bissing am 18. Juli 1915 in einem offenen Briefe an die belgische Bevölkerung und setzte ihr auseinander, daß er auf Grund der Haager Konvention die Verwaltung des Landes führt und in Ausführung dieser völkerrechtlichen Verpflichtungen das Land nicht ausschließlich zu Nutz und Frommen des Deutschen Reiches, sondern in Erfüllung schwerer, dem besetzten Belgien gegenüber bestehender Verpflichtungen verwaltet.... Wer seiner Verwaltung sich willfährig oder förderlich erweise, diene nicht der besetzenden Macht, sondern vorwiegend seinem eigenen Vaterlande. Wer dieser widerstrebe, schade nicht dem Deutschen Reiche, sondern ausschließlich seinem Vaterlande Belgien. Ein derartiges Tun könne aber weder als mannhaft noch als patriotisch gelten. Der Brief war von guter Wirkung; die Bevölkerung sah mehr und mehr ein, daß es patriotischer ist, unter den jetzigen Verhältnissen am Wohle des Landes und des Volkes mitzuarbeiten, als ablehnend und murrend beiseite zu sitzen.

Unter den Leistungen des Kultusministeriums hob der Generalgouverneur besonders die Durchführung des allgemeinen Schulunterrichts hervor, den Belgien der deutschen Verwaltung verdankt. Seit 1915 besteht die allgemeine Schulpflicht. Die Schulaufsicht verhindert, daß etwa die Schule zu einem Felde der politischen Agitation gemacht und in die Herzen der heranwachsenden Jugend die Feindschaft gegen das Deutschtum gepflanzt wird. Mit Freude hätte Exzellenz v. Bissing es begrüßt, wenn es auch möglich gewesen wäre, die Universitäten wieder in Gang zu bringen. Aber die fast unüberwindlichen, übrigens naheliegenden Schwierigkeiten wurden sowohl von belgischer wie von anderer Seite so sehr hervorgehoben, daß er vorerst auf die Durchführung verzichten mußte."

Nach den Ausführungen des Generaldirektors W. v. Bode im „Wieland" gilt der deutschen Heeres- und Zivilverwaltung vor allem als maßgebend, daß die Kunstwerke dem Lande erhalten bleiben, in dem sie enstanden, und für das sie gesammelt sind. Daher ist zunächst in Belgien auch nicht ein Kunstwerk außer Landes gebracht worden, soweit es nicht etwa — was nur ausnahmsweise der Fall zu sein scheint — von der belgischen Regierung oder den Besitzern entfernt sein sollte. Mit der Leitung der öffentlichen Kunstsammlungen Belgiens sind von der deutschen Verwaltung die bisherigen Direktoren wieder betraut worden. Wo es die politischen Verhältnisse irgend erlauben, werden die Kunstwerke wieder aufgestellt und dem Publikum zugänglich gemacht. Dies ist bereits mit den beiden größten Sammlungen, der Gemäldegalerie und dem Musée du Cinquantenaire in Brüssel, geschehen. Das Publikum kann sich also überzeugen, daß jedes Stück vorhanden ist und an seinem alten Platze steht. Wo ausnahmsweise einzelne Kirchen stärker gelitten haben, ist veranlaßt worden, daß die Bauverwaltung sie provisorisch wieder zur Benutzung herrichtet. Dies ist in den größeren Städten meist schon geschehen.

Mit Genugtuung stellte Exzellenz v. Bissing schließlich fest, daß es ihm in zunehmendem Maße gelungen ist, das Verhältnis zwischen der belgischen Kirche und der Staatsgewalt zu bessern, trotzdem er da im Beginn zahlreiche und große Schwierigkeiten vorgefunden hatte (vgl. III, S. 240).

Sehr befriedigt äußerte sich der Generalgouverneur auch über seine erfolgreichen Maßnahmen gegen diejenigen Belgier, die sich weigern zu arbeiten und gegen alle, die einen Deutschen boykottieren, beschimpfen oder solche, die mit Deutschen arbeiten und Geschäfte machen wollen, irgendwie in ihrer Existenz bedrohen. Dabei konnten allerdings empfindliche Bestrafungen nicht vermieden werden. So mußten zwei Gräfinnen de Jonghe wegen schwerer Beleidigung eines deutschen Offiziers zu drei bzw. vier Monaten Gefängnis verurteilt werden. Auch die Frau des belgischen Kriegsministers, Carton de Wiart, ist vom Gouvernementsgericht in Brüssel zu drei Monaten und vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt worden wegen fortgesetzter Briefbeförderung unter Umgehung der deutschen Post und der deutschen Zensur, wegen Verbreitung verbotener Schriften und wegen Unterschlagung und Vernichtung eines Briefes an die deutsche Verwaltung, der versehentlich in ihren Briefkasten geworfen worden war. Sie war in vollem Umfang geständig. Sie ist zur Verbüßung ihrer Strafe der Kommandantur in Berlin als Zivilgefangene zugeführt worden.

Zum Schluß sprach sich der Generalgouverneur über seine Eindrücke von der Stimmung der Bevölkerung aus. „Feindliche Gesinnungen gegen uns," so meinte er, „mögen selbstverständlich in manchen Kreisen noch bestehen. Es wäre ja unnatürlich, wenn das bei der Lage der Verhältnisse nicht der Fall wäre. Aber sie machen sich nicht störend bemerkbar, und das ist die Hauptsache. Die große Mehrheit der Bevölkerung denkt viel zu praktisch, um sich mit unnützen Sentimentalitäten aufzuhalten, und hält es für richtiger, sich in den Gang der Dinge verständig einzufügen. Bei der Beurteilung der belgischen Verhältnisse darf man nicht auf die großen Städte allein blicken und nie vergessen, was in den niederen Schichten dieser großen Städte infolge der Vernachlässigung des Schulwesens vielfach für eine Unwissenheit herrscht. Die Belgier sind große Kinder im guten und im schlechten Sinne des Wortes, im schlechten trifft das zum Beispiel auf einen Teil der Großstadtbevölkerung zu, bezüglich der ewigen Sucht, sich über allerhand Dinge, über Gerüchte usw. heimlich zu erregen. Das hat übrigens schon sehr nachgelassen. Auf dem Lande aber, und das muß immer wieder betont werden, herrscht eine vollkommene Beruhigung der befriedigendsten Art. Es ist eine Freude, zu sehen, wie fleißig die Leute ihrer Arbeit nachgehen, wie willig sie den Anordnungen der deutschen Behörden folgen, welches Vertrauen sie in die Verwaltung setzen, nachdem sie einmal erkannt haben, daß diese es gut mit ihnen meint."

Wie alle Leute, die die belgischen Verhältnisse wirklich kennen, wandte sich Exzellenz v. Bissing auch dieses Mal gegen die weitverbreitete, nur aus den Rückschlüssen aus gewissen Industriebezirken geschöpfte Meinung, daß die wallonische Bevölkerung schwierig sei. Wenn uns auch die flämische Art, besonders die des flämischen Bauern, als uns nahe verwandt mehr zusagte, so wäre es doch ein Unrecht, nicht anzuerkennen, daß die Wallonen, besonders die wallonischen Bauern, ein vollkommen loyales, ungemein arbeitsames Bevölkerungselement sind, das der deutschen Verwaltung keineswegs feindlich begegnet.

Die Rückkehr der belgischen Flüchtlinge in die Heimat nahm daher auch ständig zu; seit Kriegsausbruch bis Anfang Mai 1915 waren ungefähr eine Million Belgier zurückgekehrt. In holländischen Zeitungen wurde Mitte Mai 1915 die Gesamtzahl der noch im Ausland weilenden Belgier auf 780 000 angegeben, wovon 300 000 in Holland, 300 000 in Frankreich und 180 000 in England weilen. Die meisten sind mittellos und müssen von den genannten Ländern erhalten werden. Die Rückwanderung mag allerdings auch durch das wenig entgegenkommende Verhalten Englands veranlaßt worden sein und durch die Verordnung der deutschen Verwaltung vom 16. Januar 1915, nach der alle bis zum 1. März 1915 nicht zurückgekehrten Belgier einer Strafbesteuerung verfallen, die das Zehnfache der für 1914 veranlagten Personalsteuer beträgt.

Frankreich während des zweiten Kriegshalbjahres

Von Mitte Januar bis Anfang August 1915

Fortsetzung von Band III, S. 241 bis 276

Enttäuschungen und Stimmungen

Urbain Gohier bekennt in einem Leitartikel des „Journal", wie Dr. Feldmann im „Berliner Tageblatt" Mitte Mai 1915 hervorhob, daß die Stimmung in Frankreich ganz anders ist, als die französische Presse in ihrer ewigen unwahren Großtuerei ahnen läßt. Er gibt zu, daß die Nerven der Soldaten und der Zivilisten durch den Krieg in gleichem Maße angegriffen sind, und fährt dann fort: „In den Zeitungen herrscht ein großes Schweigen. Aber die ungeheure Zahl von Briefen, die den Journalisten zugeht, drückt die lebhafte Beunruhigung und die geistige Ueberreizung des Publikums aus."

„Alle vier Hoffnungen, die im Frühjahr gehegt wurden, sind," wie José Salaverria im Madrider „A B C" vom 5. Juli 1915 schreibt, „verschwunden: die auf die neuen englischen Heere, die auf Joffres Offensive, die auf den russischen Einbruch in Ungarn und die auf das Eingreifen Italiens. Melancholisch klingen die Artikel der Zeitungen, im „Journal des Débats" wie im „Radical", in denen von den Täuschungen, denen man sich hingab, die Rede ist, Täuschungen über die Möglichkeit der Aushungerung Deutschlands, den Munitionsmangel Deutschlands, die Friedenssehnsucht Deutschlands. Allerdings wenn dann z. B. der „Radical" zufügt: „Aber Deutschland hat unsere Energie nicht niedergeschlagen und unsere Entschlossenheit nicht geschwächt", so weiß man trotz so tapferer Worte doch nicht recht, woher der reiche Schatz von Illusionen wiederkommen soll, die noch im Frühling 1915 blühten."

Vor allem die Enttäuschung über die Verbündeten ist tief und allgemein. Hanotaux in der „Revue Hebdomadaire", George Clemenceau im „Homme enchaîné", der „Matin" und der „Temps" sind einig in der Klage über das mangelhafte Vorgehen Englands an der Westfront. „England hat viel getan," schreiben sie, „aber es hat seine militärische Aufgabe nicht vollauf erfüllt und Frankreich erwartet, daß England sofort seine Pflicht tue", oder „Der insulare Gedanke herrscht in England vor, und die Gefahr, die sozusagen weißglühend ist, scheint noch einen weiten Weg bis zu ihm zu haben. Schließlich liegt ja Calais in Frankreich, und der Staatsmann, dessen Pflicht es ist, vorauszuschauen, tut dies nicht immer, und zu oft nur macht ihm das Publikum erst dann Vorwürfe, wenn es zu spät ist. Und noch öfter wendet sich das Publikum von ihm ab, wenn ein klarer Blick für die Zukunft den Staatsmann dazu zwingt, seine Bürger zu einer starken Anstrengung aufzufordern, die über die normale Ruhe, über die einfache Zufriedenheit, über bloße Worte hinausgeht."

Selbst Engländer machen auf die Mißstimmung Frankreichs gegenüber England aufmerksam. Arnold Bennett veröffentlichte Anfang Juli 1915 in „Daily News and Leader" darüber einen eindringlichen Aufsatz, und Ward Price hat in der „Daily Mail" einen ähnlichen Artikel veröffentlicht, in dem er u. a. darauf hinweist, daß der französische Soldat wohl wisse, daß die englische Front nur 30 Meilen lang sei, während die französische 500 Meilen Länge habe; dann erzählt er eine Anekdote von einem französischen General, der einen Engländer gefragt habe, wieviel Engländer eigentlich an der Front stünden. 400 000 Mann war die Antwort. So wenig, fragte der General weiter.

Ich glaubte, es wären mindestens 800 000, worauf ihm der Soldat erwiderte: Ja, es sind soviele, aber 400 000 von ihnen bereiten fortdauernd den Tee für die anderen 400 000.

Die Verstimmung gegen Rußland ist nicht weniger groß. Die russische Dampfwalze hat völlig versagt; man sieht, um einen schlechten Witz zu wiederholen, auf russischer Seite mehr Dampf als Walze und man gibt sich nicht mehr die Mühe, diese Enttäuschung zu verbergen, sondern erhebt Anklagen und Vorwürfe gegen Rußland und seine Kriegführung. Auch die Hoffnungen auf Italien sind empfindlich enttäuscht worden. Sein Beitritt, von dem zunächst eine rasche, der Entente günstige Beendigung des Krieges erwartet wurde und der deshalb in ganz Frankreich mit begeisterten Kundgebungen gefeiert worden ist, hat keine Entscheidung herbeizuführen gewußt. So wird der Ruf nach weiteren Bundesgenossen aufs neue laut. Hervé schreibt in der „Guerre Sociale", Rußland müsse unbedingt Rumänien durch Gebietsabtretungen zu gewinnen versuchen, und auch ein Eingreifen Japans sei um jeden Preis herbeizuführen. Es sei traurig, denken zu müssen, daß England die Bestimmungen des Bündnisses mit Japan längst zur Wirksamkeit gebracht hätte, wenn der Feind in England stünde und die englische Armee unfähig wäre, den Eindringling allein zu verjagen.

Und doch waren die Enttäuschungen über die Verbündeten noch nicht die bittersten. Seit Anfang 1915 rechnete Frankreich mit der großen Offensive, die Joffre ihm schon im Dezember 1914 versprochen hat, die auf den Maashöhen, in der Champagne und bei Arras nichts war als ein Zerrbild von dem, was der Volksverstand bei dem Vormarsch der deutschen Heeresmassen in Rußland mit Sicherheit glaubte erwarten zu dürfen. Schon ist im Osten die Festungslinie von den Deutschen erreicht! Und trotzdem keine Begebenheiten an der Westfront! Das Erstaunen des Volkes hat erst einer Ungeduld und dann einer schlecht verborgenen Mißbilligung Platz gemacht, die durch die Ablösung des Generals Sarrail, des Lieblings der Radikal-Sozialisten, noch zunahm. Diese Unzufriedenheit mit der französischen Heeresleitung und -Verwaltung verdichtete sich zunächst zu Angriffen gegen den Kriegsminister Millerand, dem es allerdings gelang, vorerst alle Anstürme im Parlament mit Unterstützung der Regierung und geschickter Benutzung der Parteien abzuschlagen (vgl. S. 277 bis 281). Die Gegner aber ruhten nicht. Ende Juli 1915 veröffentlichte Gustave Hervé eine, bezeichnenderweise vom Pariser Militärkommando nicht beschlagnahmte Broschüre gegen Millerand, den er beschuldigte, systematisch die republikanisch gesinnten Generale für die Fehler des Generalissimus verantwortlich zu machen und zu entlassen und von dem er verlangte, daß er zurücktrete. Joffre selbst wird darin als bewußter Schrittmacher für eine entthronte Dynastie bezeichnet.

Trotz der Heiligkeit des Bündnisses unter den Parteien, hielt eine jede diese trübe Stunde doch für die geeignete, um ihren Mann ans Ruder zu bringen. Die Radikalen möchten Gallieni an erster Stelle sehen, die Klerikalen halten es mit General Foch. Auch die antirepublikanische Propaganda ist zielbewußt und emsig tätig; „il nous faut un Chef, le roi Albert" ist die Parole der Royalisten. Gleichwohl ist Joffre, der weder zu einer Partei noch zu einem Bekenntnis gehört, da Protestanten und Katholiken sich ihn gegenseitig streitig zu machen suchen, vorerst immer noch der „Auserwählte" des gesamten Frankreichs, wenn auch die Lobeshymnen auf ihn mehr und mehr verstummt sind. Seinem Verhalten gegenüber pflegen regierungsfreundliche Franzosen die prophetische Redensart zu gebrauchen: „Er wartet ab, bis seine Stunde kommt."

Die sorgenvolle Unzufriedenheit im Volke wird noch vermehrt durch die Mißstimmung über die Ungewißheit, in der die Regierung die Bevölkerung über das Schicksal ihrer Angehörigen an der Front läßt, nachdem sie die Forderung nach Verlustlisten abgelehnt hat (vgl. S. 269), durch die Unzufriedenheit über die unzuverlässigen Nachrichten der Heeresleitung und über das Verbot der Veröffentlichung der deutschen und österreich-

ungarischen Generalstabsmeldungen, durch die Entrüstung über die Unterschlagungsprozesse, über die Mängel des französischen Sanitätsdienstes, über das Flüchtlingswesen — es sollen 1 bis $1^1/_2$ Millionen Flüchtlinge Frankreich durchziehen — und über das Regiment der Engländer, dieser „falschen Egoisten", die sich in den französischen Küstenstädten, vor allem in Calais, wie die Herren benehmen, die nicht nur den Export und Import besorgen, sondern auch innerhalb des Landes fast alle größeren kaufmännischen Angelegenheiten in die Hand genommen haben. Zwischen den französischen und englischen Blutopfern bestehe ein ungeheurer Unterschied; daneben komme das Geld- und Materialopfer Englands kaum in Betracht.

Dazu kommen die schon früher geschilderte, immer mehr um sich greifende moralische Zerrüttung (III, S. 275) und der Stillstand fast aller Geschäfte. Eine französische Dame, die im März 1915 Frankreich bereiste, schreibt in der „Times: „Werkstätten und Fabriken sind geschlossen, Handel und Wandel in absolutem Stillstand. Niemand kann sich vorstellen, in welchem Maße diese Desorganisation im provinzialen und ländlichen Frankreich empfunden wird. Nichts bleibt von ihr unberührt. In manchen Ortschaften läutet die Kirchenglocke nicht mehr, es gibt kein Hochamt mehr, die Orgel schweigt. Manche Kirchen haben keinen Priester mehr, die Meßner, der Chor, die Priester, alle stehen im Feld. Und die kleinen Cafés, sonst so geschäftig und freundlich an Markt- und Sonntagen, sind alle geschlossen. Besonders die Bewohner der südlichen Gegenden befinden sich in tiefer Depression, da alle Lügen der hauptstädtischen Presse die ungeheueren wirtschaftlichen Schäden und die offenkundigen außerordentlichen Verluste an Menschenleben nicht zu verschleiern vermögen.

Aehnlich schreibt der in Paris wohnende K. Walischewski in „Nowoje Wremja". Furchtbar sei der Anblick der Invaliden, jammervoller Menschenfragmente; quälend der Schmerz über den Verlust einer Anzahl der schönsten und reichsten Provinzen. Keiner der Kriegsteilnehmer einschließlich Belgiens leide seelisch so sehr wie Frankreich, das zusehen müsse, wie der Feind seit Monaten seine Reimser Kathedrale mit Bomben überschütte und wisse, daß er nur eine Stunde von der Hauptstadt entfernt stehe. Paris müsse jede Nacht mit einem Ueberfall durch Zeppeline rechnen, das ganze Wirtschaftsleben der Republick sei erschüttert, mit einem Worte, die Lage der Franzosen sei hart, zumal ihnen die Stützen des deutschen Geistes — Glaube und Stolz — fehlten.

„Eine allgemeine Abspannung," so wurde der „Kölnischen Zeitung" Anfang August 1915 von gut unterrichteter Seite geschrieben, „besteht, darüber ist kein Zweifel. Die Frage ist jetzt, wer die Oberhand behält, die Müdigkeit oder der energische Wille derjenigen, die bis zum Ende um jeden Preis durchhalten wollen. Die Mannschaften, die von der Front kommen, urteilen, wie erklärlich ist, sehr verschieden. Ein bärtiger Reservemann sagte mir kürzlich: „Es geht mir wirklich nicht schlecht, die Verpflegung ist vorzüglich, unsere Uniform ist gänzlich neu, sie hält drei Monate und dann haben wir Anspruch auf eine neue, das Lederzeug ist ausgezeichnet und es fehlt uns an nichts. Wir werden die deutsche Front nicht durchbrechen, aber wir bleiben auf unserem Fleck, solange wie sie bleiben: Zermürbungskrieg! Von anderer Seite jedoch erfahren wir, daß Herr Poincaré in Eile die Front hat verlassen müssen, weil alle Soldaten bei seiner Durchfahrt gerufen hätten: Frieden um jeden Preis!"

Aber mit Geschick und Zähigkeit kämpften die französischen Chauvinisten gegen die Kriegsmüdigkeit und Schwarzseherei. Der ehemalige Minister des Aeußeren Pichon im „Petit Journal" und Maurice Barrès im „Echo de Paris" gaben sich alle Mühe, „die zuweilen unerwarteten Bewegungen der Beunruhigung, die durch das Volk gehen und es gereizt machen," zu zerstreuen, indem sie vorgeben, sie seien einerseits von gewerbsmäßigen Politikern verursacht, in der Hauptsache aber auf das Konto der Deutschen zu

setzen, die in Frankreich eine weitverzweigte Organisation zur Verbreitung der Schwarzseherei und Demoralisierung des Volkes unterhielten. Auch die französischen Frauen sind mehrfach ermahnt worden, Mut und Vertrauen nicht zu verlieren. Zuerst von Mme de Witt-Schlumberger, die den Frauen einschärfte, die Urlauber nicht zu entmutigen und ihnen ihre Trauer beim Abschied zu verbergen; alsdann durch den Artikel von Colette Yver an Mme Durand, worin sie fleht, bis zum Ende durchzuhalten, trotz des herzergreifenden Jammers über die nicht endenwollenden Opfer dieses langen Kriegsjahres; schließlich durch den Aufruf der Frauenvereinigung Frankreichs an alle Frauen, um sie an die heilige Pflicht zu mahnen, ohne ausgelassen zu sein, doch eine gewisse Heiterkeit zur Schau zu tragen: „Jedes Wort der Entmutigung gleicht einem Schuß, den ihr in den Rücken unserer Helden an der Front abfeuert!“ Und auch die Regierung sah sich veranlaßt, Ende Juli 1915 alle Präfekten in einem Rundschreiben aufzufordern, unerbittlich gegen die Verbreiter falscher Nachrichten einzuschreiten.

So gelang es die Welle von Pessimismus und Ermüdung, die Frankreich zu überfluten drohte, noch einmal aufzuhalten. „Eine neue stille Hoffnung,“ so schreibt die „Gazette de Lausanne“ vom 24. Juli 1915, „beginnt sich in Frankreich zu bilden. Da sie sich mehr auf der tatsächlichen Lage aufbaut, hat sie Aussicht, länger durchzuhalten. Sie ist noch durchdrungen von Optimismus, in dem Sinne, daß sie immer noch den endlichen Sieg voraussetzt, aber sie verzichtet darauf, den Tag, da der Friede wieder geboren werden wird, vorauszusagen. Die Worte ‚Abnutzungskrieg‘, ‚Erschöpfungskrieg‘ erscheinen wieder in den französischen Zeitungen und in den Briefen, die man aus Frankreich erhält.“ Und Gabriel Hanotaux, der in der „Revue Hebdomadaire“ diese Wandlung der öffentlichen Meinung in Frankreich zergliedert, erklärt zum Schluß: „Das Ergebnis wird um so rascher erreicht werden, je eher man sich entschließt es abzuwarten.“

Inzwischen arbeitete die Regierung mit allen Mitteln, die Kriegsaufregung immer aufs neue aufzustacheln und benützt dazu die krankhafte Neigung des Publikums nach Schauerberichten mit wachsendem Erfolg. Nach dem Geschrei über die Verletzung der Neutralität in Belgien, über Löwen und Reims, kamen die Ungeheuerlichkeiten über die deutschen Grausamkeiten, ein unerschöpfliches Thema, das den Haß gegen Deutschland ins Unermeßliche steigerte. „Wer noch mit einiger Anerkennung von Deutschen reden hören will, muß,“ wie der „Kölnischen Zeitung“ geschrieben wird, „mit Offizieren und Soldaten sprechen. Da gibt man gern zu, daß man seit Kriegsanfang viel von den Deutschen gelernt habe. Man läßt die Tapferkeit der deutschen Soldaten gelten und versteigt sich wohl einmal zur Behauptung, daß man die Deutschen in vielen Dingen bewundern würde, wenn sie nicht gar so unmenschlich wären. Denn der Glaube an die Grausamkeit der deutschen Kriegführung wird dem Soldaten schon im Truppendepot beigebracht und in der ganzen Armee, sowie in der Zivilbevölkerung auf das sorgsamste unterhalten.“ Zu den täglichen blutrünstigen Schilderungen über Mord, Schändung, Verstümmelung, Raub und Brandstiftung, kamen erfundene „Heldenbriefe von der Front“ und gleichfalls erdichtete „durchgeschmuggelte Klagebriefe aus deutschen Gefangenenlagern“, was alles allmählich ein ungeheueres Rachebedürfnis hervorrief, das alle Kreise Frankreichs in gleicher Weise ergriffen hat. Wie sehr, das zeigt ein Artikel des Abgeordneten Delafosse im „Echo de Paris“, der vorschlug, die deutschen Generale an den Stätten ihrer Schandtaten zu erschießen oder noch besser aufzuhängen, noch mehr aber die vielen, über solch milde Bestrafung entrüsteten Briefe seiner Leser, nach denen ganz Deutschland durch Mord, Brand, Schändung usw. heimgesucht werden müsse, damit dem Rachebedürfnis der Franzosen Genüge geschehe.

Auch Maurice Barrès ergänzt die Vorschläge von Delafosse. Auch er wünscht Bestrafung der deutschen Führer, Kollektivbestrafung der einzelnen Gegenden Deutschlands, aus denen die in Frankreich kämpfenden Armeekorps stammen, empfiehlt aber ferner,

aus den deutschen Museen alles einigermaßen Wertvolle fortzuführen als Entschädigung für die Verluste Frankreichs und Belgiens in künstlerischer Hinsicht. Deutschland muß außerdem eine derartige Kriegsentschädigung auferlegt erhalten, daß es generationenlang daran abzuzahlen hat, und muß völlig entwaffnet werden. Kein Heer, keine Marine, höchstens eine bürgerliche Polizei! „Le salut de la France le veut."

Dieser Haß erklärt einigermaßen die für Frankreich so beschämende Behandlung schwer verwundeter deutscher Kriegsgefangener wie in Lyon und Reims; dieser Haß ist der Grund der allerdings auf deutschen Druck hin in einer zweiten Verhandlung aufgehobenen Verurteilung der deutschen Sanitäter und Aerzte von Lizy-sur-Ourcq durch das Pariser Kriegsgericht, ist die Ursache der Verurteilung der deutschen Offiziere v. Schierstädt und v. Strachwitz zu Zuchthaus und Zwangsarbeit wegen der als Plünderung ausgelegten Requisition eines Wagens, und der Justizmorde von Casablanca, über die die französische Regierung bis heute noch den Schuldbeweis der erschossenen deutschen Kaufleute zu liefern sich nicht verstanden hat. Dieser Haß ist schließlich auch die Ursache des Aufrufs zum Glaubens- und Religionskrieg gegen Deutschland, den der katholische Ausschuß für die französische Werbearbeit im Ausland in der in der Weltgeschichte an teuflischer Gehässigkeit bisher einzig dastehenden Verleumdungsschrift „Der deutsche Krieg und der Katholizismus" erlassen hat (vgl. S. 59); dieser Haß hat auch die „Croisade Française" den „Kreuzzug der Damen" veranlaßt, einen französischen Frauenbund, dem die Damen Viviani, Augagneur, Delcassé und Poincaré angehören und der in neutralen Ländern eine Propaganda zugunsten Frankreichs organisieren will.

Eine Erklärung für derlei fast pathologisch zu nennende Haßäußerungen ist schwer. C. A. Bratter versucht sie in einer Artikelserie im „Krieg in Paris" in der „Vossischen Zeitung" auf die wachsende Effiminierung Frankreichs zurückzuführen, die der scharfäugige Proudhon schon vor der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vorausgesagt habe. C. A. Bratter schreibt: Das Männliche im Wesen des Franzosen — zumindest des Parisers —, in seiner Art zu denken, zu fühlen, in seiner Stellungnahme zu dem gewaltigen Geschehnisse unserer Tage äußert sich lediglich in starken und stärksten Ausbrüchen eines unausgesetzt lodernden Affekts. Der Patriotismus, diese schönste männliche Regung, ist bei ihm eine fortgesetzte Reihe von Explosionen. Sie brechen nicht aus übervollem Herzen hervor, nicht aus der Begeisterung für die Waffentaten der „poilus", der „pioupious" im Felde, nicht aus der Sorge um die Erhaltung der schwer errungenen Freiheiten, der Demokratie — ach nein —, sondern sie entquellen einem grenzenlosen, alle Dämme der Vernunft niederreißenden, wahnwitzigen Hasse.

Der zielbewußte, sachliche Haß, der den Verstand schärft und immer neue, taugliche Mittel zur Vernichtung des Gegners ersinnt, ist eine positive, männliche, schaffende Lebensäußerung. Der in ohnmächtigen Kundgebungen täglich und stündlich verpuffende Haß jedoch, der nichts gebiert als unsachliches, kindisches Schimpfen, als phrasenhafte Leitartikel, als Flutwellen hohler, unwahrer Redensarten von der Tribüne herab: dieser Haß ohne Stoßkraft, ohne Ziel, ohne die Reserve des Könnens, ist die denkbar unmännlichste Betätigung. Und dieser Haß ist es, der mit überaus bezeichnender Gleichheit der Dynamik jetzt ganz Frankreich beherrscht, betäubt, eines jeden Sinnes für die furchtbaren Realitäten der Gegenwart beraubt."

Maßnahmen der französischen Regierung

Personalien

Januar 1915.

General Hirschauer ist zum Direktor des äronautischen Dienstes ernannt worden.

6. Februar 1915.

Der Divisionsgeneral Michel, der in die Reserve übergetreten war, wurde an Stelle des Generals Mercier-Milon, zum Kommandanten der Nordzone, Divisionsgeneral von Lamaze zum Kommandanten der Südzone des verschanzten Lagers von Paris ernannt.

27. Mai.

Der sozialistische Abgeordnete Albert Thomas ist als Unterstaatssekretär in das Kriegsministerium berufen worden. Außer dem Artilleriewesen liegt ihm auch die Leitung der Versorgung mit Pulver, Explosivstoffen und besonderen Munitionsstoffen sowie die Leitung des Geniewesens und der Luftschiffahrt ob.

1. Juli.

Zu Unterstaatssekretären des Krieges wurden ernannt der Deputierte des Departements Bouches-du-Rhône, Josef Thierry, der der demokratischen Linken (gemäßigt) angehört (Abteilung für Intendantur und Verproviantierungswesen) und der Deputierte des Rhônedepartements, der Radikalsozialist und Vizepräsident der Kammer, Justin Godart (Abteilung für Sanitätswesen) (vgl. S. 279).

Militärische Maßnahmen

28. Januar 1915.

Frankreich stellt 2600 Aeroplane für über 20 Millionen Franken in Dienst.

4. Februar.

Die Einberufung der durch die neue ärztliche Untersuchung (vgl. III, S. 245) für tauglich befundenen und früher zurückgestellten oder vom Militärdienst befreiten Mannschaften erfolgt nach Maßgabe der militärischen Bedürfnisse vom 15. Februar 1915 ab.

19. Februar.

Der Marineminister Augagneur hat die im Jahre 1895 geborenen Seeleute zum Dienst in der Flotte innerhalb Monatsfrist einberufen.

18. März.

Die Jahresklasse 1916 (die 18jährigen) wurde, nachdem die Kammer das betreffende Gesetz am 13. März angenommen hatte (vgl. S. 275 u. 276), einberufen. Die Untersuchungsbehörden sind angewiesen worden, nur solche Leute auszuwählen, die trotz ihrer Jugend die Anstrengungen eines Feldzuges auszuhalten vermögen.

28. März.

Ein Erlaß des Kriegsministers verfügt, daß sich die bisher noch nicht einberufenen Mannschaften der Jahresklasse 1915 zum Dienstantritt stellen müssen.

15. April.

Der Kriegsminister hat den Rest der bis jetzt noch nicht einberufenen Landstürmer der Jahresklasse 1889 (der 46jährigen) für Ende April 1915 einberufen, der zur Ausfüllung der Genietruppen an der Front und für den Wartedienst an den Eisenbahnen und Wegen verwendet werden soll.

Ferner hat der Kriegsminister die ärztliche Nachuntersuchung aller Offiziere der Reserve und der Territorialarmee angeordnet, die auf Grund der ersten Untersuchung für die Dauer von sechs Monaten oder länger als dienstunfähig erklärt worden waren.

22. Mai.

Auf Anordnung des französischen Kriegsministers sollen alle Mannschaften, die zwischen dem 2. August und 31. Dezember 1914 bei der Musterung vom bewaffneten Dienst in den Hilfsdienst überwiesen wurden, einer nochmaligen Untersuchung unterzogen werden.

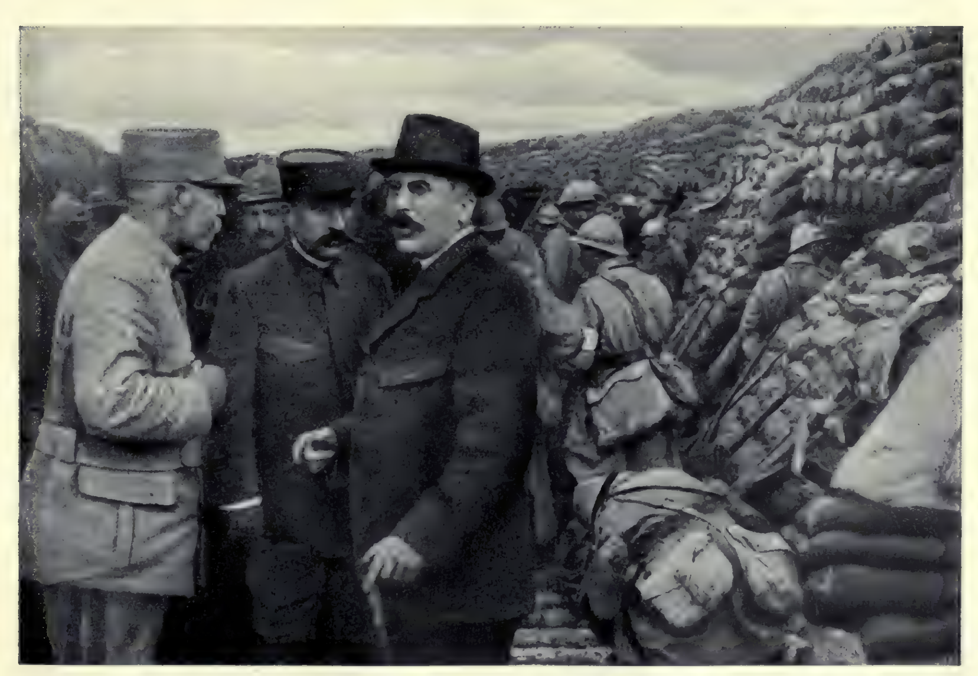
21. Juni 1915.

Auf eine Eingabe der „Liga für Menschenrechte“ antwortete der Kriegsminister, daß ihm eine Veröffentlichung von Verlustlisten gegenwärtig nicht notwendig erscheine



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Der Generalissimus Joffre besichtigt französische Soldaten, die mit dem neuen Stahlhelm ausgerüstet sind



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Die Sanitätskommission der französischen Kammer unter Führung des Unterstaatssekretärs Justin Godart (rechts auf dem Bilde) bei der Inspektion eines französischen Schützengrabens



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Der Unterstaatssekretär für Artillerie und Munition Albert Thomas (in der Mitte des Bildes) in den französischen Schützengräben in der Champagne; der Minister und seine Begleiter tragen den neuen Stahlhelm



Phot. G. Bruennlein, Berlin

Französische Munitionsarbeiterinnen in den Munitionswerken von Saint-Chamond, damit beschäftigt, Schrapnellhülsen mit Kugeln zu füllen

25. Juni 1915.

Zum Schutz gegen Granatsplitter wird in der französischen Armee ein hellblaugrauer Stahlblechhelm eingeführt. Der Helm bedeckt den Nacken, die Schläfen und die ganze Stirne, sein Gewicht beträgt 800 Gramm.

29. Juni.

Der Kriegsminister gibt bekannt, daß die Mannschaften der Jahresklasse 1916 (die 18jährigen) unter keinen Umständen vor einem später festzusetzenden Zeitpunkt an die Front gesandt werden dürfen. Eine Ausnahme bilden die Kriegsfreiwilligen, die an die Front gesandt werden dürfen, sobald ihre Ausbildung genügend fortgeschritten ist.

30. Juni.

Die militärpflichtigen Angehörigen der verbündeten Staaten werden aufgefordert, ihrer Militärpflicht zu genügen oder das befestigte Lager Paris zu verlassen, wo ihre Anwesenheit mehrfach peinlich empfunden wurde. Es soll ihnen freistehen, sich in einer Provinz außerhalb der Armeezone niederzulassen oder Frankreich zu verlassen.

5. Juli.

Die Mannschaften der Jahresklassen 1913, 1914 und 1915, sowie die zwischen dem 2. August und dem 31. Dezember 1914 zurückgestellten Mannschaften aller Jahresklassen werden noch einmal auf ihre Diensttauglichkeit untersucht (S. 275). Die tauglich Befundenen werden in der zweiten Hälfte des August 1915 einberufen.

Im Einverständnis mit dem französischen Kriegsminister beschloß der Siegelbewahrer, die strafgefangenen Zivilisten, die mobilisierten Klassen angehören, soweit sie nicht gleichzeitig zur Ausstoßung aus dem Heere verurteilt sind, bedingungsweise in Freiheit zu setzen und ihren Truppenteilen einzuverleiben.

19. Juli.

Der Kriegsminister hat angeordnet, daß die Mannschaften der Reserve der Territorialarmee von 43 bis 46 Jahren an der Front in die Depots zurückgebracht und durch Mannschaften jüngerer Jahresklassen ersetzt werden.

20. Juli.

Die französische Regierung hat angeordnet, daß alle Wehrpflichtigen, die sich bisher dadurch der Wehrpflicht entzogen, daß sie sich nicht in die Stammrollen eintragen ließen, zwangsweise den Militärbehörden vorgeführt und im Falle der Diensttauglichkeit unverzüglich ausgebildet werden sollen. Auch alle Männer, die ihrem Alter nach militärpflichtig sein könnten, wurden noch auf der Straße angehalten und zur Vorlegung ihrer Papiere genötigt. Diese Maßregeln hatten ein ausgezeichnetes Ergebnis. Die Gesamtzahl der nicht eingetragenen Mannschaften aller Heeresklassen ist für Paris allein auf über 10 000 Mann geschätzt worden.

27. Juli.

Die sozialistische Gruppe der Kammer hat in einem Antrag die Regierung aufgefordert, die Verlustlisten zu veröffentlichen. Auch dieser Antrag blieb wie der frühere erfolglos.

10. August 1915.

Der Kriegsminister hat angeordnet, daß die Mannschaften der Jahresklasse 1889, die länger als seit dem 1. Januar 1915 an der Front kämpfen, in die Depots zurückgebracht werden.

* * *

In der Organisation Frankreichs zur Herstellung seiner Munition herrschte anfangs Verwirrung, da die Arbeiter wahllos ausgehoben wurden. Allmählich aber besserten sich die Verhältnisse. Ganz Frankreich ist in acht oder zehn Aufsichtskreise eingeteilt worden, an deren Spitze je eine erste Kraft der Metallindustrie mit weiten Vollmachten gestellt wurde, die die Bestellungen verteilt, Ratschläge gibt, die Werke besichtigt,

die Rohstoffe von der Regierung liefert und die Preise regelt. Sie vermittelt auch die Verfrachtungen, die auf allen Bahnen vor den übrigen Gütern Vorrang erhalten, und besucht die Werkstätten, um Drückeberger, die nicht vom Fach sind und sich zuerst in großer Zahl einschlichen, auszumerzen. (Ueber die weiteren Maßnahmen vgl. S. 276 f.)

Die Kundgebung am 14. Juli 1915

Am Tage des französischen Nationalfestes, am 14. Juli, bei der großen Kundgebung der Pariser Bevölkerung anläßlich der Ueberführung der Asche Rouget de Lisles*), des Dichters der Marseillaise in den Invalidendom, hielt Präsident Poincaré, der mit dem Parlament, dem diplomatischen Korps und Abordnungen verschiedener Gesellschaften am Zuge teilgenommen hatte, im Invalidendom eine Ansprache, in der er den Charakter unterstrich, der zwei große Seiten in der Geschichte Frankreichs einander nähere. Er pries die Marseillaise, jene unvergleichliche Hymne, deren Klänge in den Herzen der Nation übermenschliche Tugenden erweckten. Die Umstände, unter denen Rouget de Lisle seine Hymne komponierte, entsprächen den heutigen. Die französische Demokratie, weit von jedem kriegerischen Geist entfernt, sei den Herausforderungen gegenüber schweigsam und unbewegt geblieben und habe sich bemüht, das europäische Konzert zu organisieren und zu erhalten. Poincaré fuhr dann fort: „Nach Tanger, nach Agadir und nach den Balkankriegen hat Frankreich seinen Friedenswillen bestätigt, indem es in neue Unterhandlungen einwilligte, um zwischen Deutschland und sich die letzten latenten Gründe für Schwierigkeiten und Zusammenstöße zu ersticken. Am Tage, nachdem ein französisch-deutsches Abkommen geschlossen war, das die orientalischen Interessen regelte, und als Europa beruhigt erschien, brachte ein unvorhergesehener Donnerschlag die Welt zum Erzittern." Frankreich sei das Opfer eines brutalen, bis ins kleinste vorbedachten Angriffs geworden. Da man es gezwungen habe, das Schwert zu ziehen, habe es nicht das Recht, das Schwert in die Scheide zurückzustecken, bevor seine Toten gerächt seien, und bis der gemeinsame Sieg der Verbündeten gestatten werde, die Ruinen wieder aufzubauen, Frankreich in seiner Gesamtheit neu zu schaffen und es wirksam gegen die periodische Wiederkehr solcher Provokationen zu schützen. Mit dem Willen zum Siege habe auch Frankreich die Gewißheit zu siegen. Die Feinde dürften sich nicht darüber täuschen. Nicht um einen unsicheren Frieden, nicht um einen unruhigen, flüchtigen Waffenstillstand zwischen einem abgekürzten Kriege und einem noch schrecklicheren Kriege zu unterzeichnen, nicht um kommenden neuen Angriffen und tödlichen Gefahren ausgesetzt zu bleiben, habe sich Frankreich bebend bei den wuchtigen Klängen der Marseillaise erhoben, der Endsieg werde der Preis für die moralische Kraft und Ausdauer sein. Alle Kraft und Energie sei auf ein einziges Ziel zu richten, nämlich darauf, den Krieg, solange er auch dauern möge,

*) Rouget de Lisle, ist nach der „Kölnischen Zeitung", der bemerkenswerteste jener Autoren, die ein einziges Werk berühmt gemacht hat. Er wurde am 10. Mai 1760 zu Lons-le-Saunier geboren, trat als Genie-Offizier ins Heer ein und diente bis zum Hauptmann. Schon früh verfaßte er Gelegenheitsgedichte und scheint musikalisches Verständnis gehabt zu haben. Die Marseillaise, das Lied, dem er seine Unsterblichkeit verdankt, verfaßte Rouget de Lisle in Straßburg, wo er im April des Jahres 1792 im Quartier lag. Angeblich hat er sowohl den Text, von dem jedoch nur sechs Siebentel der üblichen Fassung von ihm stammen, ebenso wie die Vertonung in einem Anfall patriotischer Begeisterung nach einem öffentlichen Essen verfaßt. Ursprünglich hieß das Lied Chant de l'armée du Rhin und wurde erst von jenen provenzalischen Freiwilligen die Marseillaise genannt, die von Barbaroux nach Paris gebracht, bei der Erstürmung der Tuilerien sich auszeichneten. Der Verfasser selbst hatte unter diesem Ereignis sehr zu leiden. Er war gemäßigter Republikaner, wurde entlassen und ins Gefängnis geworfen. Infolge der Gegenrevolution erlangte er jedoch seine Freiheit wieder. Von seinem spätern Leben weiß man wenig; er starb am 26. Juni 1836 zu Choisy. Sein wertvollster Nachlaß besteht in den „Essais en Vers et en Prose", Paris 1796.

bis zur endgültigen Niederlage des Feindes fortzusetzen, bis zum Ende des Alpdrucks, den die deutsche Sucht nach Größe auf Europa lasten lasse. Poincaré schloß seine Ansprache, indem er sagte, schon erhelle der Tag des Ruhmes, den die Marseillaise feiere, den Horizont, in wenigen Monaten werde das Volk die Annalen Frankreichs um eine große Zahl wunderbarer Taten epischer Geschehnisse bereichert haben. Jene wunderbaren Volkstugenden erhöben sich nicht umsonst an allen Stellen Frankreichs. „Lassen wir sie ihr heiliges Werk beenden, sie bahnen dem Siege der Gerechtigkeit den Weg!"

Proteste

9. Mai 1915.

Der dritte Bericht an den Ministerpräsidenten, erstattet von der Kommission zur Feststellung der Völkerrechtsverletzungen durch den Feind, handelt von der Anwendung erstickender Gase durch die Deutschen gegen die französischen Truppen und enthält das Ergebnis der Nachforschungen einer Untersuchungskommission, die sich zu den in Belgien und im Nord-Departement kämpfenden Truppen begeben hatte.

4. August 1915.

Die französische Regierung hat folgenden Protest erhoben: „Die Regierung der Republik wurde in Kenntnis gesetzt, daß in dem gegenwärtig von den Deutschen besetzten Roubaix 130 französische Bürger, darunter die hervorragendsten Industriellen und Handeltreibenden der Stadt, 32 Gemeinderäte und zwei Priester, darunter der älteste Pfarrer der Stadt, am 1. Juli von den deutschen Militärbehörden verhaftet und am 4. Juli in das Gefangenenlager von Güstrow (Mecklenburg) geschickt worden seien, wo sie interniert wurden. Diese Massenverhaftung wurde unter folgendem Vorwand vorgenommen: 1. Die Stadt hat sich geweigert, eine Entschädigung von 150 000 Franken für die Beschießung des deutschen Konsulates in der Türkei durch die französische Flotte zu zahlen; 2. die Industriellen haben sich geweigert, ihre Fabriken zu öffnen und zu gestatten, daß sie für die Bedürfnisse der deutschen Armee benützt würden. Die Regierung der Republik bringt diese neue und schmachvolle Verletzung des Völkerrechts zur Kenntnis der zivilisierten Regierungen; sie wird sich, wenn die deutsche Reichsregierung nicht unverzüglich die oben erwähnten Bürger in Freiheit setzt, gezwungen sehen, Repressivmaßregeln zu ergreifen, bis ihr Genüge geleistet worden ist."

Von den Beziehungen zu den verbündeten und neutralen Staaten

November 1914.

Nachträgliche Meldung über Kopenhagen: Der amerikanische Gesandte in Paris, Herrick, verließ Ende November 1914 Paris, um nach New York zurückzukehren. Sein Nachfolger, Sharpe, ist bereits seit dem Ausbruch des Krieges in Paris anwesend.

Mitte Februar bis 13. April 1915.

General Pau, der seines Kommandos an der Front enthoben wurde, ist nach Rußland gereist, um dem Großfürsten Nikolai die französische Militärmedaille zu überreichen. Er traf am 16. Februar an Bord eines französischen Torpedojägers in Athen ein, wo ihm der französische Gesandte ein Festmahl gab, an dem auch Venizelos und die Gesandten der Dreiverbandmächte teilnahman. Am 18. Februar war er in Saloniki und traf dort mit dem russischen, von seiner Auslandsreise zurückkehrenden Finanzminister Bark zusammen. Er war am 19. Februar in Belgrad und fuhr dann nach Bukarest, wo er besonders enthusiastisch gefeiert worden sein soll. Der ehemalige Kriegsminister Filipescu begrüßte Pau mit den Worten: „Ich bin gekommen, um in Ihnen den Ruhm auf seinem Wege hierher zu feiern," worauf Pau Tränen der Rührung vergossen habe.

Am 1. März kam General Pau von einem zahlreichen Publikum begeistert begrüßt in St. Petersburg an, war am 15. März in Warschau und begab sich von dort ins Haupt-

quartier. Bereits am 24. März hat General Pau für weiteste Kreise überraschend die Heimreise wieder angetreten. Vor der Abreise haben langandauernde Besprechungen im russischen Hauptquartier stattgefunden, an denen der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, General Rußki, eine große Anzahl russischer Stabsoffiziere, Vertreter des russischen Kriegsministeriums, General Pau und der französische Botschafter in Petersburg teilnahmen. Auch ein Sondervertreter des Zaren wohnte den Verhandlungen bei. Ueber das Ergebnis dieser Besprechungen ist nichts bekannt geworden. Aus einem Gespräch des französischen Generals mit dem französischen diplomatischen Vertreter in Petersburg geht jedoch hervor, daß der Großfürst eingehend die augenblickliche strategische Lage der russischen Armee darlegte und die Hoffnung aussprach, daß die Deutschen in der riesigen, stark befestigten Linie festgeklemmt, hier langsam verbluten würden. Allem Anscheine nach war General Pau anderer Meinung, so daß tiefgehende Meinungsverschiedenheiten eingetreten sein sollen.

Auf der Rückreise ist General Pau nach kurzem Aufenthalt in Bukarest am 26. März in Sofia vom König von Bulgarien empfangen worden, traf am 1. April in Athen ein und ist am 13. April nach Paris zurückgekehrt, wo er am Lyoner Bahnhof von den Rekruten des Jahrgangs 1916, die gerade Paris verließen, lebhaft umjubelt wurde.

Halbamtlich wurde der Mission des Generals Pau ein doppelter Zweck zugeschrieben, nämlich die Besprechung des gemeinsamen Sommerkriegsplanes mit dem russischen Generalissimus, Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, und die Fühlungnahme mit den Führern der dreiverbandsfreundlichen Parteien in den Balkanländern.

3. Mai 1915.

Der französische Finanzminister Ribot ist nach dreitägigem Aufenthalt in London nach Paris zurückgekehrt, nachdem er mit Lloyd George verschiedene Finanzfragen besprochen hatte, besonders die den verbündeten Ländern zu leistenden Vorschüsse und die Mittel für die Bezahlung der französischen Ankäufe in England, Kanada und in den Vereinigten Staaten (vgl. S. 284). Er hatte auch mit dem Premierminister und Lord Kitchener Besprechungen, wurde vom König empfangen und besuchte die Lager von Aldershot.

25. Mai.

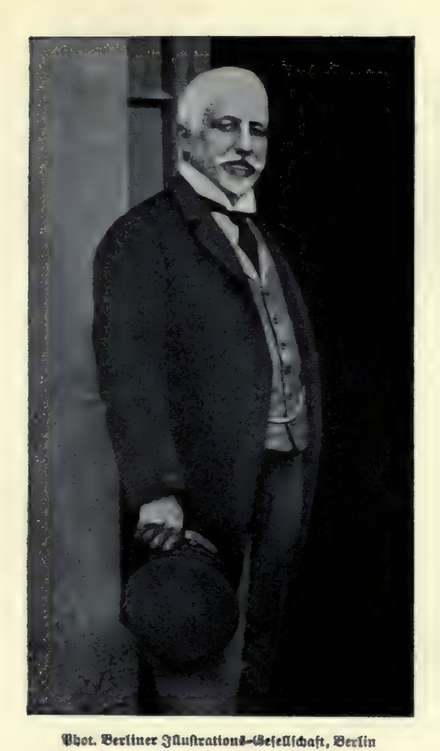
Anläßlich der Kriegserklärung Italiens an Oesterreich-Ungarn richtete Präsident Poincaré ein Glückwunschtelegramm an den König von Italien (vgl. VI, S. 303).

22. Juni.

Der französische Unterstaatssekretär im Kriegsministerium Albert Thomas begab sich nach Boulogne, wo er mit dem englischen Munitionsminister Lloyd George zusammentraf; dabei wurden besonders eine Verstärkung der Artillerie der Verbündeten und die Unterstützung besprochen, die sich die beiden Länder leihen können, um ihre Munitionsproduktion zu steigern. Regelmäßige Beziehungen sind bereits hergestellt.

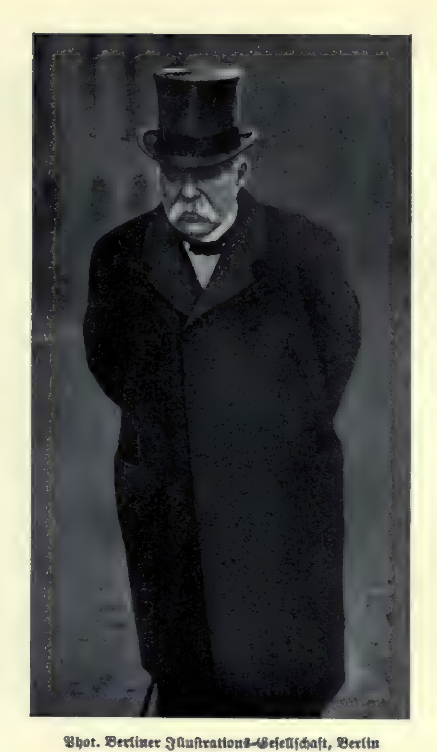
24. Juni 1915.

In Paris fand auf dem Trocadero unter dem Vorsitz von Poincaré und unter dem Protektorat der französisch-italienischen Liga eine Kundgebung statt. Zahlreiche Redner, darunter Kammerpräsident Deschanel, der ehemalige Minister des Aeußern, Pichon, der italienische Botschafter in Paris, Tittoni, der Bürgermeister von Turin, Rossi und der Präsident der französisch-italienischen Liga, Rivet, feierten das Eingreifen Italiens und den Zusammenschluß der beiden „lateinischen Schwestern" für „den Triumph des Rechts, der Freiheit und der Nationalitäten". Tittoni, der mit besonderer Ermächtigung seiner Regierung sprach, glaubte mit dem Gewicht seiner Stellung als ehemaliger Minister des Aeußern, bekräftigen zu können, daß das Ultimatum Oesterreich-Ungarns an Serbien gegen den Bündnisvertrag mit Italien verstoßen habe. Der einzige Grund für das Verbleiben Italiens im Dreibund sei die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens und das österreichisch-italienische Gleichgewicht in der Adria gewesen.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Tommaso Tittoni
Der italienische Botschafter in Paris



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Georges Clemenceau
Der Herausgeber des „Homme enchaîné"



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Russische Offiziere übergeben der französischen Heeresverwaltung Lazarettautomobile, ein Geschenk der Zarin an Frankreich



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Eine Musterung russischer Soldaten vor dem Invaliden-Dom zu Paris



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Die französischen Kriegsberichte werden in einer kleineren französischen Ortschaft öffentlich verlesen

6. Juli 1915.

Bei dem Bankett der amerikanischen Handelskammer in Paris zur Feier der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten hielt Ministerpräsident Viviani eine Rede, in der er unter heftigen Ausfällen gegen Deutschland daran erinnert, daß ehemals amerikanische und französische Helden einen brüderlichen Bund besiegelt haben. Der amerikanische Botschafter Sharp beschränkte sich in seiner Antwort darauf, die persönlichen Sympathien der Pariser amerikanischen Kolonie zum Ausdruck zu bringen und schloß: „Wir wünschen, daß dieses schöne Land nach dem Kampf der gegenwärtigen Stunde einen neuen Aufschwung seiner Literatur, seiner Künste und Wissenschaften erleben wird, daß alles wieder auflebe, was den Reiz und Ruhm Frankreichs ausmacht."

9. Juli.

Der italienische General Porro, der Unterchef des italienischen Generalstabs, ist zur Besprechung der Möglichkeit eines Zusammenarbeitens der verbündeten Streitkräfte in Paris eingetroffen. Nach Unterredungen mit Millerand stattete er auch Poincaré, Viviani und Delcassé Besuche ab; er erhielt eine hohe französische Ordensauszeichnung.

Es ist darauf eine französische Militärkommission an die italienische Front entsandt worden; außerdem wurde eine französisch-italienische Kommission gebildet, deren Sitzungen auf der italienischen Botschaft in Paris stattfinden.

13. Juli 1915.

Anläßlich des französischen Nationalfestes ließ König Viktor Emanuel dem Präsidenten Poincaré durch den italienischen Botschafter Tittoni den Annunziatenorden überreichen.

* * *

Ueber die gemeinsamen Kriegsberatungen in Calais vom 6. bis 11. Juli und um den 12. August 1915 ist bereits S. 254 berichtet worden.

Aus den französischen Kolonien

6. April 1915.

Der Generalgouverneur für ganz Französisch-Indochina und Tongking verfügte nach Meldungen aus Saigon die Mobilmachung aller Reserveklassen der aktiven Armee und die Erklärung des Belagerungszustandes.

4. Mai.

Auf einen Bericht des Kolonialministers an den Präsidenten Poincaré, daß die Produzenten auf Madagaskar infolge der Unmöglichkeit, seit Kriegsausbruch ihre Erzeugnisse auf dem europäischen Markt abzusetzen, in schwieriger Lage seien, sind 500 000 Franken bereit gestellt worden, die als Kredite gemäß den Entschließungen des Generalgouverneurs von Madagaskar unter die Produzenten verteilt werden sollen.

28. Mai.

Da in Tunis eine gute Ernte bevorstand, wurde das Moratorium mit besonderen Schutzbestimmungen für würdige Schuldner aufgehoben.

27. Juni 1915.

Die Finanzdelegationen haben beschlossen, entsprechend den Vorschlägen der Verwaltungsbehörden zur Deckung des Defizits für 1915 im Budget Algeriens Schatzscheine im Betrag von 50 Millionen Franken auszugeben, die von der Banque d'Algerie zu 4% diskontiert werden, ein Jahr Gültigkeit haben sollen und zu demselben Prozentsatz zweimal erneuert werden können.

* * *

Ueber die Kämpfe in Französisch-Aequatorialafrika gegen die deutschen Truppen in Kamerun wird im Kapitel „Der Krieg in den deutschen Schutzgebieten von Mitte Februar bis Anfang August 1915" berichtet.

Die Kriegstagung der französischen Kammern

Die ordentliche Session des Jahres 1915. II

Die wirtschaftlichen Maßnahmen sind auf den S. 281 bis 286 zusammengefaßt.

Die äußere Politik

Am 25. Mai 1915, in der Sitzung, in der der Beitritt Italiens zum Dreiverband gefeiert wurde, waren der Sitzungssaal der Kammer und die Tribünen dicht besetzt. In der Diplomatenloge war Tittoni anwesend. Präsident Deschanel hielt bei Eröffnung der Sitzung eine Ansprache, in der er sagte: „Wie vor 56 Jahren ist Italien mit uns. Wie hätte Rom, die Mutter des Rechts, den Verächtern der Verträge und der geschworenen Eide dienen können? Wie hätten die Erben des großen Venedig dulden können, daß die Adria ein germanischer See werde? Wie hätte die feine, geschmeidige Politik des Hauses Savoyen, das in den Dreibund nur eingetreten ist, um sich vor den Streichen seiner Jahrhunderte alten Feinde zu schützen, die Hand dazu bieten können, daß Serbien und das Aegäische Meer durch die Vorhut Deutschlands verschlungen werde? Nein! Rom, das nach Athen die Quelle allen Lichtes war, Rom, wo von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder die Blume der Moral und der Schönheit wunderbar aufgeblüht ist, konnte in diesen höchsten Stunden nicht mit an den Stätten der List und der Gewalt sein! Jetzt steht es an seinem wahren Platze, in seinem wahren Range, gemeinsam mit den Vaterländern des Rechtes, des Ideales, mit den ewigen Stätten des Geistes. Und während aus den Tiefen des Ozeans die Klagen der unschuldigen Opfer, die Schreie der Kinder und Mütter, die durch ein furchtbares Verbrechen in die Tiefe gestürzt worden sind, das ganze denkende Weltall mit Schmerz und Zorn erfüllen, begrüßt Frankreich, dessen unbezwingliches Heldentum die Bemühungen der Barbarei zunichte gemacht, Frankreich, das mit Ruhm und ohne Ermatten die schwerste Last des Krieges trägt, Frankreich, das sein Blut nicht nur für seine Freiheit, sondern für die Freiheit der anderen und für die Ehre Frankreichs vergießt, brüderlich den Flug der römischen Adler als Vorzeichen des triumphierenden Rechtes. Es fühlt, wie von einem Ende der Welt zum andern das Herz zitternder Völker schlägt, derer, denen sich ein günstiger Augenblick bietet, und derer, die bekümmert und unterdrückt sind; es fühlt, wie ein Aufstand des Gewissens des Universums gegen den wahnwitzigen Stolz einer Raubkaste auflodert. Jetzt stehet auf, ihr Toten von Magenta und Solferino! Entflammet mit eurem Odem die beiden auf ewig in Gerechtigkeit verbundenen Schwestern!"

Nach den ersten Worten Deschanels erhoben sich alle Deputierten und bereiteten Tittoni eine begeisterte Kundgebung. Die ganze Rede wurde von Beifallsrufen unterbrochen, auch nach der Rede erhob sich ein langer Beifallssturm. Der öffentliche Anschlag der Rede wurde einstimmig beschlossen. Darauf ergriff Ministerpräsident Viviani das Wort:

„Namens der Regierung der Republik begrüße ich die italienische Nation, die sich mit dem Willen zu siegen erhoben hat. Von einem Ende der Halbinsel zum andern ist das ganze Volk mit dem ihm von Natur innewohnenden Enthusiasmus aufgestanden. Es erhob sich in einer Aufwallung seiner Würde, in Entrüstungsstürmen seiner Reinheit, nachdem es neun Monate lang ohne schwach zu werden das Schauspiel des Krieges betrachtet hatte. Es bejubelte seinen König, den würdigen Erben des großen Ahnherrn, der mit Cavour und Garibaldi die nationale Einheit begründete. Es wird für das Recht kämpfen, das mit der Kunst die herrlichste Gabe des Genies ist. Frankreich grüßt das unter seiner Rüstung zitternde Italien. So wird unsere wieder erblühte Brüderschaft sich verjüngen. Lassen wir jenen vibrierenden Schrei, denn er kommt aus unserem Herzen, über unsere Lippen dringen: Es lebe Italien!" Tosender Beifall erhob sich; einstimmig wurde beschlossen, auch diese Rede öffentlich anzuschlagen.

Auch im Senat bereiteten die Senatoren, nachdem Dubost Italien gefeiert hatte, dem in der Diplomatenloge sitzenden italienischen Botschafter Tittoni eine lebhafte Ovation. Darauf ergriff Ministerpräsident Viviani das Wort. Er sagte: „Italien, das die Waffen in der Souveränität seines Verstandes und in der Unerschrockenheit seines Herzens ergriff, sprengte bereits die Schranke, in der seine Freiheit erstickte. Sein Ruhm vor den Menschen wird weniger darin bestehen, seine aus der Ueberlieferung stammenden Forderungen vorgebracht zu haben, als sich geweigert zu haben, den mörderischen Ueberfall gegen das universelle Recht zu decken. Seine Ehre wird es sein, durch seine Festigkeit die Ränke einer Nation zunichte gemacht zu haben, die sich so weit erniedrigt hat, es zu beschimpfen, nachdem sie es lange angefleht hatte."

Nach der Rede Vivianis erhob sich ein Beifallssturm. Der Senat beschloß, die Reden Dubosts und Vivianis öffentlich anschlagen zu lassen, worauf die Sitzung aufgehoben wurde.

Die innere Politik der Tagung von Mitte Januar bis Anfang April 1915 (Fortsetzung von Band III, S. 253 bis 255)

In der Sitzung der französischen Deputiertenkammer vom 4. März 1915 brachte der Abgeordnete Paul Meunier einen dringlichen Antrag ein auf Aufhebung des politischen Belagerungszustandes in Frankreich und Wiederzulassung der Preßfreiheit, den er jedoch nach einer längeren Rede des Ministerpräsidenten Viviani und nach der Erklärung von Jules Roche, die Presse sei einig darin, das Vaterland zu verteidigen und habe deshalb einen Pakt mit der Regierung geschlossen, wieder zurückzog.

In der Sitzung vom 12. März 1915 ist zunächst nach eingehender Begründung durch den Justizminister Briand und den Handelsminister Thomson der Gesetzesantrag angenommen worden, demzufolge angesichts des Kriegszustandes im Interesse der nationalen Verteidigung jeder Handel mit Deutschen, Oesterreichern und Ungarn oder mit in Deutschland, Oesterreich und Ungarn ansässigen Personen direkt oder durch Vermittler untersagt ist. Das Verbot gilt ab 4. August 1914 für Deutschland und ab 13. August 1914 für Oesterreich-Ungarn und besitzt für die ganze Kriegsdauer bis zu einem später festzusetzenden Zeitpunkt Gültigkeit. Vor obengenanntem Zeitpunkt abgeschlossene Verträge und Abmachungen bleiben während der Dauer des Verbots suspendiert und können durch Entscheidung der Zivilgerichte für nichtig erklärt werden, falls vor Kriegsausbruch die Ausführung des Vertrags in Form von Warenlieferung und Zahlungsleistung begonnen war.

In der Sitzung vom 18. März hat die Kammer dann auch den Gesetzentwurf angenommen, wodurch während der ganzen Kriegsdauer den Deutschen, Oesterreichern und Ungarn die Ausnützung ihrer in Frankreich erworbenen Patente untersagt wird. Das Gesetz sieht den Fall vor, daß Franzosen und deren Verbündete, sowie Neutrale solche Patente mit Ermächtigung der Regierung ausnützen können, insofern diese Patente im öffentlichen Interesse der nationalen Verteidigung Frankreichs nützlich sind.

Das Gesetz über die Einberufung der Jahresklasse 1916 (der 18jährigen) ist von der Kammer bereits am 12. März angenommen worden. Auch die Vorlage, die den Kriegsminister ermächtigt, die Musterung der Jahresklasse 1917 (der 17jährigen) bereits jetzt, zwei Jahre vor der normalen und gesetzlichen Zeit vorzunehmen, wurde nach einer patriotischen Begründung durch Millerand in der Sitzung vom 1. April 1915 gebilligt. Darnach bedeutet die Musterung nur eine Vorsichtsmaßregel, die Einberufung selbst kann nur vom Parlament angeordnet werden. Gleichzeitig mit der Musterung des Jahrgangs 1917 ist eine Nachprüfung der Zurückgestellten aus den Jahresklassen 1913, 14, 15 sowie der zwischen dem 2. August und 31. Dezember 1914 als Invalide Erklärten vorgesehen (vgl. S. 269); deren Einberufung bleibt dem Minister überlassen.

In seiner Rede hob Millerand ferner hervor, daß die Mobilmachung bis jetzt mehr als den zehnten Teil der Gesamtbevölkerung Frankreichs unter die Waffen gerufen habe, und daß dieser militärischen Mobilmachung eine industrielle für die Bedürfnisse des Heeres gefolgt sei. Die Produktion an Geschossen jedes Kalibers erreiche 600 Prozent derjenigen zu Beginn des Krieges und habe schon 900 Prozent davon betragen. Die schwere Artillerie habe die Anzahl ihrer Batterien seit Beginn des Krieges versiebenfacht.

Im Budgetausschuß der Deputiertenkammer erklärte der Minister des Innern am 25. März 1915, daß 2 800 000 Gesuche um staatliche Unterstützung seitens der Familien Mobilisierter eingebracht worden seien, 2 430 000 Gesuchen sei stattgegeben worden. Zur schnelleren Erledigung der Berufungen, die bereits 77 000 betrügen, sei die Zahl der Mitglieder des Oberausschusses von 50 auf 100 erhöht worden. Der Unterhalt, die Pflege und die Erziehung der sogenannten Kriegskinder, das heißt derjenigen im okkupierten Gebiet zur Welt gekommenen Kinder, deren Vaterschaft deutschen Soldaten zugeschrieben wird, soll auf Kosten des Staates übernommen werden, damit sie außerhalb ihrer Heimatsgemeinde in Unkenntnis ihres Ursprungs aufwachsen können.

In ihrer Sitzung vom 3. April vertagte sich die Kammer auf den 29. April 1915.

* * *

Der Senat hat am 12. März 1915 die von der Deputiertenkammer schon früher angenommenen Gesetze über das Absinthverbot und über die Aufhebung der Naturalisierung von Untertanen feindlicher Staaten in Frankreich, sowie das Gesetz über die Einberufung der Jahresklasse 1916 angenommen (vgl. S. 275). In seiner Sitzung vom 4. April 1915 bewilligte er nach kurzen Erklärungen Millerands auch den Gesetzentwurf über die Aushebung der Jahresklasse 1917 und vertagte sich dann auf den 22. April 1916.

Die innere Politik der Tagung vom 29. April bis Anfang August 1915

Die Deputiertenkammer nahm ihre Arbeiten am 29. April 1915 wieder auf, nachdem beschlossen worden war, auch weiterhin eine oder zwei Sitzungen wöchentlich abzuhalten. Von ihrem Recht, die Session nach fünfmonatiger Dauer am 12. Juni 1915 durch einen besonderen Erlaß für geschlossen zu erklären, wird die Regierung keinen Gebrauch machen.

Unter den gesetzgeberischen Maßnahmen der Kammer sind vor allem die Verhandlungen über das Gesetz Dalbiez gegen die Drückeberger wichtig, das die Entsendung aller Beamten, Arbeiter und Militärpersonen im wehrfähigen Alter an die Front vorschlägt. Die Beratungen begannen am 6. Juni 1915. In der Sitzung vom 10. Juni bekämpfte Kriegsminister Millerand den Gesetzentwurf, der das regelmäßige Funktionieren aller für die Landesverteidigung arbeitenden Betriebe stören würde, da die Mehrzahl der Arbeiter nach Annahme des Gesetzentwurfes Dalbiez wieder mobilisiert werden müßte. Aufmerksam angehört, nur manchmal von Murmeln oder Zwischenrufen unterbrochen, ab und zu aus seinem gewaltigen Beweismaterial etwas vorlesend, suchte Millerand nach den Mitteilungen des Berichterstatters des „Berliner Tageblatts" darzulegen, daß dieser „Bluff Dalbiez" eine unkluge und sehr gefährliche Operation wäre und ermahnte, vor allem Deutschland gegenüber, an die Pflicht, welche die „heilige Einigkeit" gebiete.

Ueber Einzelheiten berichtete Millerand: Er habe schon drei Wochen nach seinem Amtsantritt die Notwendigkeit der industriellen Mobilisation erkannt. Die Fabriken hätten aber weder das Material noch das Personal gehabt. Man habe dies nehmen müssen, wo man es gerade fand, trotz der Gefahr etwaiger Mißbräuche, denn Eile tat not. Durch seine verschiedenen Verfügungen seien über 650 000 Zurückgestellte ins Heer eingereiht worden. Man habe einen Teil der Eisenbahner freigeben müssen, da sonst der Dienst nicht hätte aufrechterhalten werden können. Millerand empfahl schließlich, beim

bisherigen System der Bekämpfung der Mißbräuche ohne ein neues Gesetz zu bleiben. In der stürmisch verlaufenden Sitzung vom 17. Juni wurden die Verhandlungen fortgesetzt. „Es ist," wie die „Frankfurter Zeitung" schreibt, „leider nicht möglich, den Inhalt dieser Verhandlungen zu kennzeichnen, da die Zensur alle von den Rednern vorgebrachten Beweise für die Günstlingswirtschaft der Millerandschen Verwaltung aus den Zeitungsberichten ausgemerzt hat. Der Abgeordnete Dalbiez gab in seiner Erwiderung zu, daß der Kriegsminister eine Anzahl der Armee entzogener junger Leute mit seinen Dekreten aus ihren Verstecken herausgeholt habe. Aber das sei durchaus ungenügend gewesen. Der Minister hätte behauptet, daß er aus den verschiedenen Verwaltungszweigen 600 000 Mann mobilisiert habe, während es in Wirklichkeit nur 40 000 seien. Von dem Postpersonal seien kaum neun Prozent an die Front geschickt worden. Das beweise, daß die Maßregeln des Ministeriums unwirksam seien, und daß in jedem Falle ein Gesetz notwendig sei. Der Redner erinnerte daran, daß die Zustimmung der Kammer zur Aushebung des Jahrganges 1917 an die Voraussetzung geknüpft gewesen sei, es müßten vor der Aufopferung dieser jungen Leute alle anderen dienstfähigen Kräfte aufgeboten worden sein. Die Kammer habe deshalb die Pflicht, die Kontrolle über die Kriegsverwaltung in strengster Weise auszuüben, und sie könne diese nationale Pflicht nur durch den Erlaß eines Gesetzes erfüllen, das den festgestellten Mißbräuchen bis zum Ende dieses Krieges vorbeuge.

Die Sozialisten Valette und Raffin-Dugens brachten eine lange Liste von Fällen vor, in denen diensttaugliche Personen auf Empfehlung einflußreicher reaktionärer Persönlichkeiten dem Felddienst entzogen worden sind. Der eine Redner erzählte, der „Humanité" zufolge, daß noch immer Angehörige der reichsten Familien im Departement Isère in den Hochöfen von Allevard als Arbeiter eingeschrieben seien und sich so ihrer Militärpflicht entzögen. Raffin-Dugens behandelte die Regierung Vivianis als ein Ministerium, das unter Verletzung der Menschlichkeit ins Leben getreten sei und nun durch ein System der Willkür und der Günstlingswirtschaft zur Diktatur gelange. Als letzter Redner trat General Pedoya, der Vorsitzende der Armeekommission, für den Antrag Dalbiez ein, indem er ebenfalls eine lange Reihe von Dienstentziehungen aufzählte, die der Kommission mitgeteilt worden seien. Die Rechte vollführte während dieser Rede einen derartigen Lärm, daß die weitere Debatte schließlich vertagt werden mußte."

Noch vorher aber hatten sich die Urheber der Gesetzesvorlage Dalbiez die Lehren der öffentlichen wie der parlamentarischen Diskussion zunutze gemacht und ihr Prinzip soweit modifiziert, daß sich die Regierung damit einverstanden erklären konnte. Das Problem der Munitionsfabrikation wurde demjenigen der Effektivbestände koordiniert, statt subordiniert, wie es die Folge der ursprünglichen Fassung des Gesetzestextes gewesen wäre. Weiter wurde festgesetzt, daß alle mobilisierbaren Männer und in den öffentlichen Verwaltungen tätigen Beamten den Truppenformationen zugeteilt werden sollen, falls ihre Ersetzung keine Nachteile für die betreffenden Zivildienste im Gefolge hat. In den einzelnen Zweigen der Verwaltung ist es Sache der verantwortlichen Chefs, der Einberufung ihrer Untergebenen sich zu widersetzen, in den Fabriken bestimmt eine Kommission von Arbeitgebern und Arbeitern, welche qualifizierten Elemente für den Betrieb unentbehrlich sind. Außerdem sieht das Gesetz strenge Maßregelung derjenigen vor, die die militärische Behörde über ihre Fähigkeiten zu täuschen versuchen, um sich dem waffentragenden Dienst zu entziehen; die Strafe erreicht gleichermaßen ihre Helfer und Protektoren.

In dieser Form ist der Gesetzentwurf in der Sitzung vom 24. Juni 1915 einstimmig von der Kammer angenommen worden, nach einer Erklärung des Kriegsministers, die jetzige veränderte Fassung des Entwurfs ermögliche die Durchführung aller im Gesetze vorgesehenen Maßnahmen, ohne daß die organisierten Betriebe hinter der Front in ihrem Gange gestört würden. Da aber der Senat in seiner Sitzung vom 11. August Aenderungen an

dem Gesetzesantrag vornahm, die seine Rückverweisung an die Kammer nötig machten, erfolgte die endgültige Annahme erst in der Sitzung vom 13. August 1915.

So fand dieser innerpolitische Sturm, der bedeutendste, den Frankreich seit Kriegsbeginn erlebte, seinen vorläufigen Abschluß dank den Abmachungen in der politischen Kulisse, bei denen man aus Furcht vor dem moralischen Eindruck nach außen und nach innen vor einem Personalwechsel zurückschreckte und den augenblicklich schwächeren Teil, die Regierung und die Rechte, zum Nachgeben nötigte.

Aber das Gesetz Dalbiez war nur das erste Scharmützel, das gegen das Kriegsministerium eingeleitet wurde, um die Regierung Viviani zu treffen, die nicht mehr das frühere, unbegrenzte Vertrauen besaß. Das zeigte sich mit aller Deutlichkeit in der Sitzung vom 24. Juni 1915, in der bei der Beratung über die Ergänzungskredite für das Kriegsministerium, d. h. über die dem Unterstaatssekretär Thomas zu bewilligenden Kredite, der radikalsozialistische Abgeordnete Accambray, Vertreter des Wahlkreises von Laon, ebenso wie Raffin-Dugens am 17. Juni, das sonst von der Kammer geübte Schweigen brach, eine lange Abrechnung mit der Armeeverwaltung hielt und verlangte, daß alle Abteilungen dieser Verwaltung vor dem Parlament verantwortliche Direktoren erhalten. Er zählte unter beständigen stürmischen Unterbrechungen der Rechten und des Zentrums die Mißbräuche auf, die seit Beginn des Krieges vorgekommen seien, „was zu einer Verschwendung der öffentlichen Gelder und zu unnötigen Opfern zahlloser Menschen geführt habe". Als er auf die Organisation der Dardanellenexpedition eingehen wollte, wurde die ganze Kammer wild. Aus der Mitte verlangte man eine geheime Verhandlung. Von der Pressetribüne schrie ein Mitarbeiter der „Liberté" Beleidigungen gegen den Redner in den Saal. Die Zensur hat natürlich der Presse nicht gestattet, eine objektive Inhaltsangabe der Rede zu veröffentlichen. Doch wurde dem Kriegsminister Millerand vorgeworfen, daß er über die Leiter des jammervollen Sanitätsdienstes keine Strafen verhängt habe, und daß die Vermehrung der Rüstungen nicht mit dem nötigen Kraftaufwand geschehen sei. Die Kontrollstelle hätte es an der Aufmerksamkeit fehlen lassen, und infolge der Nachlässigkeit der Kontrolle habe auch das Parlament von den Bedürfnissen des Heeres an Kriegsmaterial nichts erfahren. Seit dem Kriege hätten sich diese Verhältnisse noch verschlimmert.

Der Ministerpräsident Viviani antwortete dem Abg. Accambray, indem er zunächst die Verpflichtung übernahm, nicht nur den Kommissionen, sondern jedem Abgeordneten persönlich alle Mittel zur Kontrolle der Regierung und der Armeeleitung zur Verfügung zu stellen. Viviani hat damit ohne Zweifel bewiesen, daß die Regierung sich Rechenschaft ablegt von dem tiefen Mißtrauen und der allgemeinen Unzufriedenheit, die das französische Volk ergriffen haben. Er beschwor sodann, den Pessimismus nicht noch zu verstärken. Er sagte: „Es darf in der Stunde, in der wir uns befinden, nicht geschehen, daß von dieser nationalen Rednertribüne herab Worte des Pessimismus und der Entmutigung fallen. Frankreich wird, so lange es auch nötig sein wird, bis zu Ende aushalten. Es ist ohne Ermatten bereit, seine ganze Kraft aufzubieten. Ich wiederhole, was ich schon im Dezember 1914 sagte: Die Aufgabe wird hart sein, sie kann lange währen, aber wir sind bereit, unserem Geschick ins Auge zu sehen."

Die Kredite sind hierauf bewilligt worden, aber das Mißtrauen, dem das „nationale Ministerium" und sogar die militärischen Führer im Schoße des Parlaments begegneten, blieb. Schon in der Sitzung vom 2. Juli 1915 beschwerte sich der sozialistische Abgeordnete Jobert, daß Mitglieder des Parlaments keine hinreichend ausgedehnten Rechte hätten. Er verlangt für sie „das beständige Aufsichtsrecht über die nationalen Einrichtungen und die fortwährende Kontrolle der öffentlichen Ausgaben" und hatte dabei, wie ein Zuruf seines Parteigenossen Navarre verriet, besonders eine Kontrolle des Kriegs-

ministeriums im Auge. Der Antrag Jobert wurde zwar vertagt, aber wenige Stunden später ward das Dekret bekanntgegeben, durch das dem Kriegsminister zwei neue Unterstaatssekretäre aus der Mitte des Parlaments zur Seite gestellt wurden (vgl. S. 268).

Diese mehr aus politischen denn aus sachlichen Gründen erfolgte Ernennung gab dem radikalen Abgeordneten Favre Veranlassung, in der Sitzung vom 9. Juli 1915 in einer längeren Interpellation mit heftigen Anklagen gegen Millerand anzufragen, unter welchen Umständen der Kriegsminister die Mitarbeiterschaft angenommen habe, die geeignet scheine, seine Autorität zu vermindern. Nach all den Vorkommnissen, die zeigten, daß der Kriegsminister wohl die Reklame meisterhaft für sich zu organisieren verstehe, aber gegenüber den rückständigen Bürokraten Entschlossenheit und Mut vermissen lasse, sei die Anwesenheit Millerands im Kabinett eine Ursache der Sorge und der Schwäche. Deshalb möge der Ministerpräsident sich von ihm im Namen der Union Sacrée trennen.

Der Ministerpräsident Viviani verteidigte den angegriffenen Kriegsminister, indem er erklärte, daß dieser im Einverständnis mit dem ganzen Kabinett die neuen Aemter gefordert und ihre Inhaber dafür vorgeschlagen habe. Das ganze Kabinett habe die Bildung dieser Aemter für nützlich gehalten, denn die Aufgabe des Kriegsministers werde um so schwieriger und umfangreicher, je länger der Krieg dauere. Die Regierung sei aber auch bereit, dem Parlament den ihm gebührenden Anteil an der Kontrolle und Mitarbeit in ausgiebigerem Maße als bisher einzuräumen. Zu bedauern sei es, daß der Interpellant der Regierung in dem Augenblick den Prozeß mache, in dem dank der Arbeitsteilung die Regierung die lange gewünschten Ergebnisse erzielen werde. Es würde dem Lande nur Schaden bringen, wenn seine Worte den Erfolg haben sollten, glauben zu machen, die heilige Einigkeit unter den Parteien sei erschüttert. Damit würde man den Sieg, den das Parlament und das Land wolle, nicht beschleunigen, sondern verzögern. Im Frieden wie im Kriege gebe es nur zwei Arten des Verhaltens für ein Parlament der Regierung gegenüber. Entweder man unterstütze oder man stürze sie. Sie aber nicht stürzen wollen und ihr tausend Schwierigkeiten bereiten, sie schwächen und ihre tägliche Aufgabe erschweren, das gebe es nicht. Deshalb fordere die Regierung auch jetzt eine ausdrückliche Kundgebung des Vertrauens und begnüge sich nicht mit dem Uebergang zur einfachen Tagesordnung.

Nach einem Schlußwort des Interpellanten, er habe nur das Kriegsministerium kritisieren, nicht aber dem Kabinett das Vertrauen absprechen wollen, erklärte der Sozialist Renaudel im Namen einer großen Anzahl seiner Parteifreunde, daß sie zwar dem Kabinett ihr Vertrauen bezeigen würden, aber dennoch das Unbehagen, das im Parlament und Lande vorherrsche, feststellten und für das Land das Recht forderten, in Kenntnis gesetzt zu werden von dem, was vorgehe, denn „seit elf Monaten befindet man sich einer Bureaukratie gegenüber, die sich verbirgt und die Wahrheit verbirgt". Darauf ist die von dem Ministerpräsidenten geforderte Tagesordnung, die seine Erklärung billigt und der Regierung das Vertrauen der Kammer ausspricht, bis auf drei Gegenstimmen einstimmig angenommen worden.

Der kaum bezwungene Sturm kam in der Sitzung vom 21. Juli erneut zum Ausbruch. Die Armeekommission und die Gesundheitskommission der Kammer hatten nach einer langen Auseinandersetzung festgestellt, daß die von ihnen geforderte Kontrolle über die Verproviantierung und das Gesundheitswesen der Armee an dem bösen Willen der Beamten des Kriegsministeriums vollständig scheiterte. Sie haben deshalb ihre sämtlichen Mitglieder bevollmächtigt, das Eingreifen der Fraktionen zu veranlassen, um auf die Regierung den notwendigen Druck auszuüben. Daraufhin hielten sämtliche Fraktionen der Linken der Kammer: die Sozialisten, die republikanischen Sozialisten, die radikalen Sozialisten, die Radikalen und Linksrepublikaner Beratungen ab und er-

mächtigten ihre Vorstände, einen gemeinsamen Ausschuß zu bilden, der im Namen der republikanischen Mehrheit der Kammer die nötigen Maßregeln ergreifen soll, um die Kontrolle über die Regierung endlich in die Tat umzusetzen.

Zwischen der Regierung und dem Parlament ist dann, wie der „Temps" am 5. August 1915 berichtete, endgültig eine Einigung erzielt worden. Die Delegierten der Kammergruppen hatten gefordert, daß die Ausschüsse einige ihrer Mitglieder in jeweils festzusetzender Mission zur Durchführung der Kontrolle abordnen sollten, und daß die Regierung den Delegierten die Durchführung ihrer Mission auf jede Weise erleichtern solle. Ueber jede Mission solle ein schriftlicher Bericht erstattet und dem Ministerpräsidenten sowie dem zuständigen Minister zugestellt werden, die wiederum den Ausschüssen so schnell wie möglich mitteilen sollen, wie die Regierung den in den Berichten niedergelegten Wünschen entsprechen werde. Ministerpräsident Viviani erklärte brieflich, die Regierung nehme die Forderung der Kammergruppen unter der Bedingung an, daß vor der Durchführung der Missionen jeweils eine Verständigung zwischen der Regierung und den Ausschüssen erfolgte. Hiermit erklärten sich die Kammergruppen einverstanden, so daß die Frage der Parlamentskontrolle grundsätzlich geregelt war.

Zur sofortigen Verwirklichung der von der Regierung zugestandenen parlamentarischen Kontrolle hat der Hygieneausschuß der Kammer bereits am 5. August 1915 drei seiner Mitglieder beauftragt, zur Besichtigung der Sanitätsformationen des französischen Expeditionskorps nach den Dardanellen abzureisen. Und der Senat beschloß am 7. August, vier seiner Mitglieder in die Festungen der Ostgrenze zu entsenden, um in ihnen die Bestände an Verproviantierungs- und Artilleriematerial nachzuprüfen.

Von den sonstigen Maßnahmen der Kammer mag noch die am 18. Juni 1915 erfolgte Annahme des Gesetzentwurfes erwähnt werden, nach dem alle auf den Schlachtfeldern gefundenen und nicht erkannten toten Soldaten verbrannt werden sollen; die Leichname der erkannten Soldaten der französischen und der verbündeten Heere sollen nach den bestehenden Regeln bestattet werden. Die Ausgrabung eines Bestatteten ist während der Dauer des Krieges nicht erlaubt.

* * *

Im französischen Senat haben Viviani und Millerand bei der Beratung der Gesetzentwürfe über die provisorischen Budgetzwölftel für Juli, August und September 1915, am 29. Juni 1915 das Wort ergriffen, nicht um von den finanziellen Problemen zu sprechen, sondern von den politischen, ihrer eigenen Stellung und den augenblicklichen Verhältnissen. Ministerpräsident Viviani wiederholte bei Beginn der Debatte die Erklärungen, die er schon in der Kammer abgegeben hatte, nämlich, daß die Regierung mit den Parlamentsausschüssen eng zusammenarbeiten werde, um eine intensivere Nutzbarmachung aller militärischen und industriellen Kräfte des Landes auf das beste zu verwirklichen. Viviani schloß mit den Worten: „Parlament und Regierung werden so der Nation ein Beispiel gegenseitigen Vertrauens, der Einigkeit und der Eintracht geben. Wir aber schulden Frankreich und seinen heldenmütigen Kämpfern, unsere Einigung und Eintracht noch immer mehr zu festigen, um unsern Nachkommen zwei schöne Erbschaften zu hinterlassen: die des Heldenmutes unserer Soldaten und die der Einheit der Parteien, die sich im Glauben an das Vaterland versöhnt haben. Sodann legte Kriegsminister Millerand dar, welche Ergebnisse durch die Maßnahmen zur Erhöhung der Herstellung von Waffen, Munition und Sprengstoffen gezeitigt wurden. Der Kriegsminister erklärte: „Nach der militärischen Mobilmachung ordneten wir die industrielle Mobilmachung an. Die Aufgabe war schwierig; aber es gelang uns, in neun Monaten die Ergänzung von Munition, deren Verbrauch für die 75-Millimeter-Geschütze unaufhörlich stieg, zu versechsfachen. Die Kriegsverwaltung tut alles, um die

Berechnungen noch zu übertreffen." Sodann gab der Kriegsminister befriedigende Versicherungen bezüglich der Herstellung von schwerer Artillerie und Gewehren ab. Während des ersten Vierteljahres 1915 verdoppelte sich die Herstellung von Maschinengewehren. Für alle Kampfwaffen ist die Erzeugung entsprechend hoch. „Wir sind", so erklärte Millerand, „entschlossen, unserem Feinde auf jedes Gebiet zu folgen, welches auch die Waffen sein mögen, die er anwendet. Unsere Chemiker, die des Kriegsministeriums wie die der Akademie der Wissenschaften, arbeiten fleißig an dem Problem der erstickenden Gase." Der Minister wies dann darauf hin, daß 138 Generale nnd 600 höhere Stabsoffiziere verabschiedet worden seien und machte Angaben über den Sanitätsdienst sowie über die von ihm unternommenen Anstrengungen zur Vervollständigung des Intendanturwesens. Schließlich erklärte Millerand, er sei entschlossen, auch weiterhin alle Fehler gutzumachen, die vorkommen könnten, und schloß: „Wenn es im höchsten Grade wünschenswert ist, daß Parlament und Regierung zusammenarbeiten, so gibt es doch kein Zusammenarbeiten ohne gegenseitiges Vertrauen. Das Gefühl meiner Pflicht und meiner Verantwortlichkeit wird mir nicht gestatten, meine Aufgabe fortzusetzen, wenn ich mich nicht durch die Vertreter des Landes unterstützt fühle."

Diese plötzliche Stellung der Vertrauensfrage verstimmte den Senat. Während Viviani lebhaften Beifall gefunden hatte, wurde die Rede Millerands kühl aufgenommen. Der Senat nahm die Budgetvorlage zwar einstimmig an, aber es fand sich niemand, um eine besondere Vertrauenstagesordnung für den Kriegsminister vorzuschlagen.

Von der weiteren gesetzgeberischen Tätigkeit des Senats bis Anfang August 1915 sei die am 4. Juni erfolgte Annahme des Gesetzentwurfes Henry Béranger erwähnt, wonach die Verträge zum Eintritt in die Fremdenlegion, die mit nicht naturalisierten Angehörigen der mit Frankreich und seinen Verbündeten im Krieg befindlichen Staaten seit dem 1. August 1914 abgeschlossen worden sind, rückgängig gemacht werden können. Auch ein Antrag, die Regierung möge die diplomatischen Verhandlungen mit den Verbündeten fortsetzen, um zu einem internationalen Abkommen zur Durchführung gemeinsamer Maßnahmen bezüglich eines Handelsverbotes gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu gelangen, fand am 31. Juli 1915 Annahme.

Das französische Wirtschaftsleben im zweiten Kriegshalbjahr

Für die wirtschaftliche Entwickelung Frankreichs im zweiten Kriegshalbjahr sind die Berichte und Daten bezeichnend, die der Finanzminister Ribot im März, im Mai und dann Ende Juni 1915 in der Deputiertenkammer zur Begründung seiner Gesetzesanträge vorgelegt und gehalten hat. In der Sitzung vom 18. März stellte Ribot mit Befriedigung fest, daß die Geschäfte wieder anzögen und das Steuererträgnis zunehme und betonte, man könne am Tage des Friedens eine Entwickelung des Reichtums erwarten, die Frankreich gestatte, aller Schwierigkeiten Herr zu werden. Er hob die politische und finanzielle Ehrlichkeit Frankreichs hervor und schloß: „Wir sagten dem Publikum die volle Wahrheit und haben es nicht nötig, die Lage und die Ausgabe von Papiergeld zu verschleiern." Demgegenüber führte Ribot in der Sitzung vom 8. Mai aus: Ein großes Land lebt nicht von Renten und Anlagen, es besteht von seiner Arbeit und Industrie. Es täuscht sich in der Annahme, daß sein Kapitals-Ueberfluß den Maßstab seines Reichtumes bildet, es verarmt, wenn es nicht seinen Unternehmungsgeist, seine Ausfuhr entwickelt. Der Krieg hat uns gelehrt, daß wir die Entwicklung unserer Handelsinteressen in einem anderen Geiste aufzufassen haben, wir benötigen

mehr Initiative und Energie. Man wirft der Regierung vor, unseren Handel und Industrie nicht genügend zu unterstützen; ich bestreite nicht die teilweise Berechtigung dieser Vorwürfe, aber vor allen Dingen müssen sich unsere Kaufleute und Industrielle selbst helfen. Unsere Auffassungen müssen sich gründlich ändern. In gewöhnlichen Zeiten bezahlen wir mit Leichtigkeit den Ueberschuß der Einfuhr über unsere Ausfuhr, denn wir haben große Forderungen im Auslande, die aus unseren Kapitalsanlagen herrühren und außerdem geben die Fremden, die nach Frankreich kommen, beträchtliche Summen im Lande aus. Bei Kriegsbeginn hatten wir große Guthaben im Auslande, die Wechselkurse waren sämtlich zu unseren Gunsten, aber seit drei Monaten hat sich die Sachlage wesentlich geändert, die Guthaben sind erschöpft und die Käufe müssen bar beglichen werden. Wir befinden uns in einer schwierigen Lage, besonders Nordamerika und Spanien gegenüber."

Und in der Sitzung vom 25. Juni 1915 gab Ribot in dürren Worten zu, daß Frankreich seit Beginn des Krieges nur von Anleihen lebt, weil die regelmäßigen Einnahmen derart gesunken sind, daß sie gegenüber den ungeheuren Kriegsanforderungen überhaupt nicht mehr in Frage kommen. Dieser Haushalt verführe, wie es bei Schuldenmachern zu geschehen pflege, zur Verschwendung. Der Minister warnte daher vor dieser Vergeudung und ermahnte das Publikum, sein Geld mehr als bisher dem Staate zuzuführen; während das mittlere Bürgertum und selbst die Arbeiterklasse tatkräftig die Finanzpolitik der Regierung unterstützten, halte sich das Großkapital auffallend zurück. Auch der Intendantur und den lokalen Behörden wird eine sorgfältigere Wirtschaft bei Heereslieferungen und der Auszahlung von Unterstützungsgeldern anempfohlen. Zum Schluß schlug Ribot vor, mit dem Budgetausschuß die Schaffung neuer Hilfsquellen zu prüfen, wobei die endliche Reform der Einkommensteuer in erster Linie in Betracht zu ziehen sei. Die Regierung habe aber noch keinen Plan für diese Reform aufgestellt, und sie möchte keine voreiligen Beschlüsse fassen, die die „heilige Einigkeit" stören könnten. Schließlich erklärte der französische Finanzminister in der Sitzung des Senats vom 5. August, daß die Regierung in Rücksicht auf das stetige Anwachsen ihrer finanziellen Lasten zweifellos bald zur Begebung einer langfristigen Anleihe übergehen müsse.

Von den einzelnen Finanzmaßnahmen des Parlaments ist zunächst hervorzuheben, daß die Kammer am 18. und der Senat am 31. März 1915 den Antrag betreffend Vorschüsse von 1350 Millionen Franken an verbündete und befreundete Länder annahmen, wobei Ribot auf eine Anfrage erklärte: Belgien und Serbien seien die einzigen Länder, denen Frankreich Vorschüsse gewährt habe, was wohl niemand unrichtig finden könne. Er fügte hinzu, daß zinslose Staatsschatzscheine für Rußland ausgegeben werden. In ihrer Sitzung vom 21. März bewilligte die Kammer dann debattelos die von der Regierung für das Rechnungsjahr 1914 geforderten Zuschlagskredite von 467 801 020 Franken für Kriegszwecke (davon 200 Millionen für Artilleriematerial, 252 987 000 Franken für Ausrüstung von Truppenlagern); weitere 21 530 000 Franken für die Marine und 8 531 930 Franken für die militärische Besetzung Marokkos. Und in der Sitzung vom 25. Juni ist das von der Regierung verlangte Budgetzwölftel für die Monate Juli, August und September 1915 im Gesamtbetrag von 5 939 978 270 Franken von der Kammer angenommen worden. Aus dem Bericht des Finanzministers zum Gesetzantrag geht hervor, daß die Gesamtausgaben Frankreichs seit Kriegsausbruch insgesamt und einschließlich der Ergänzungskredite für das Rechnungsjahr 1914 24 Milliarden Franken betragen. Abgesehen von den Mobilmachungs- und Requirierungskosten, die gänzlich auf den August 1914 entfallen, betragen im Durchschnitt die Monatsausgaben vom August bis Dezember 1914 1340 Millionen, im ersten Halbjahr 1915 1665 Millionen und im dritten Vierteljahr 1915 1870 Millionen. Dieser

letzte Monatsbetrag wird durch Zuschlagskredite wahrscheinlich noch erhöht werden. Die Gesamtausgaben bis 30. Juni 1915 betragen für Heer und Marine 16 238 015 171 Franken, für die Staatsschulden 1 427 051 618 Franken, für die Unterstützung der Familien der Mobilisierten, der Flüchtlinge und so weiter 2 318 812 430 Franken, für den Ankauf von Lebensmitteln zwecks Verproviantierung der Zivilbevölkerung 186 800 000 Franken und für die übrigen Ausgaben des Staates etwa zwei Milliarden Franken.

Die Militärausgaben sind von 850 Millionen monatlich auf 1300 Millionen gestiegen, besonders infolge der zunehmenden Stärke der Heeresbestände, der Verstärkung der Kampfmittel und der Ausdehnung der Operationen im Orient. Die Ausgaben für Unterstützung haben sich von 68 auf 154 Millionen monatlich erhöht. Die Ausgaben des Staatsschatzes haben zwischen dem 1. August 1914 und dem 15. Mai 1915 12 610 Millionen, und die Einnahmen 12 321 Millionen betragen. Die Einnahmen des Staatsschatzes setzen sich folgendermaßen zusammen: Die „Bons de Défense nationale“, deren Ausgabebetrag von der Kammer am 18. März von 3,5 auf 4,5 Milliarden, am 8. Mai auf 6 Milliarden und Mitte Juli auf 7 Milliarden erhöht wurde, erbrachten 5 243 Millionen, Zeichnungen in Bargeld oder Nationalverteidigungs-Schatzscheinen auf kurzfristige Obligationen 1104 Millionen, Einzahlungen auf die dreieinhalbprozentige Rente 449 Millionen (vgl. III, S. 258) und Vorschüsse von der Bank von Frankreich und der Bank von Algerien 5525 Millionen. Vor dem Kriege war die Banque de France vertraglich verpflichtet, dem Staate Vorschüsse bis auf 2900 Millionen Franken zu leisten. Am 21. September 1914 wurde diese Summe durch eine neue Konvention auf 6 Milliarden und am 9. Mai 1915 auf 9 Milliarden erhöht. Der Zinsfuß, der auch gegenwärtig noch auf 1 Prozent bleibt, muß eventuell ein Jahr nach dem Friedensschluß auf 3 Prozent ansteigen. Während jener sukzessiven Erhöhungen der Vorschüsse wuchs die Banknotenzirkulation der Banque de France um 4800 Millionen an. Den dem Gesamtbetrag dieser Einnahmen von 12 321 Millionen gegenüber noch verbleibenden Fehlbetrag deckte die Staatskasse aus ihrem Bestande von 430 Millionen, der inzwischen auf 143 Millionen herabging.

Aus diesen Zahlen ist ersichtlich, wie sehr der Unmut des Finanzministers über die Zurückhaltung der besitzenden Klassen berechtigt ist. „Die französische Nation ist und bleibt rätselhaft,“ schreibt die „Frankfurter Zeitung“. „So groß das Vertrauen zur Armee ist, so gering ist das Ansehen der Regierung, der man den finanziellen Beistand versagt; in bezug auf materielle Opferwilligkeit läßt ein jeder Franzose seinen Nachbarn den ehrenvollen Vorrang. Es ist ein großer Irrtum anzunehmen, daß die Bevölkerung nicht über entsprechende Barmittel verfügt; man hat die verschiedenartigsten Statistiken und Berechnungen aufgestellt, aus denen hervorgeht, daß die Annahme, es seien $3^1/_2$ Milliarden Franken Goldmünzen thesauriert, nicht der Wirklichkeit entspricht; aller Wahrscheinlichkeit nach dürften fünf Milliarden Gold, 500 Millionen Fünffrankenstücke und nicht weniger als zwei Milliarden Banknoten versteckt gehalten werden.“ Die Aufforderung Ribots zur Einzahlung des bisher zurückbehaltenen Goldes hatte einigen Erfolg. Nach dem „Matin“ hat das Publikum in der ersten Woche darnach 13,5 Millionen, in der zweiten Woche 41,5 Millionen, in der dritten Woche 64,25 Millionen und in der vierten Woche mehr als 75 Millionen einbezahlt, was eine Gesamtsumme von 195 Millionen in Gold ausmacht. Der Goldbestand von Frankreich erreichte Ende Juli 1915 4130 Millionen. Der Gesamtmetallbestand überschritt 4,5 Milliarden.

Die Angaben des Berichts über die Gesamthöhe der Staatsausgaben ist dahin zu ergänzen, daß die den Ministerien des Kriegs und der Marine aus ihrem ordentlichen Budget verbliebenen Zahlungsverpflichtungen unerwähnt bleiben, für welche der Finanzminister aus Mangel an Mitteln durch eine besondere Vorlage Ende April 1915 einen

Zahlungsaufschub von fünf Monaten nachsuchte. „Auch sie stellen," wie die „Kölnische Zeitung" hervorhebt, „eine zwar nicht dem Parlament, aber der Oeffentlichkeit vorenthaltene Ausgabe dar, die auf die vorliegende Rechnung des Jahres 1915 entfällt, wenn die Regierung auch ihre Liquidierung auf das letzte Viertel vertagen ließ."

In dem Bericht ist außerdem nicht erwähnt, daß, wie Ribot am 8. Mai 1915 in der Kammer erklärte, das englische Schatzamt auf Grund der Abmachungen vom 5. Februar 1915, wonach sich die Verbündeten neben der militärischen Unterstützung materielle politische und finanzielle Hilfe zusagten, die Regulierung der bis September 1915 auf $1^1/_2$ Milliarden Franken veranschlagten französischen Bestellungen in England, Kanada und in den Vereinigten Staaten übernahm (vgl. S. 272). Dagegen mußte Frankreich England zur Verteidigung des englischen Wechselkurses in den Vereinigten Staaten 500 Millionen Franken in Gold überlassen. Für die gezahlten Beträge wurden von Frankreich drei- oder sechsmonatliche Schatzwechsel ausgestellt, die regelmäßig erneuert werden bis ein Jahr nach Friedensschluß. Diese Wechsel werden vom englischen Schatzamt nicht weiter begeben, und zum Satze der dagegen begebenen englischen Schatzwechsel abgerechnet. Man war zu dieser Abmachung gezwungen, da sowohl der Londoner wie der New-Yorker Geldmarkt für eine weitere Aufnahme von französischen Schatzwechseln versagten. Von der beabsichtigten Ausgabe von 50 Millionen Dollars amerikanischer Schatzwechsel sind nur 30 Millionen genommen worden und auch die von der Bank von England im Januar 1915 übernommenen zehn Millionen Pfund Sterling (vgl. III, S. 257) konnten nicht abgesetzt werden.

„Es bedarf nicht erst des direkten Hinweises," schreibt die „Frankfurter Zeitung", „daß Frankreich bereits stark erschöpft sein muß, um sich in dieser Weise vom englischen Verbündeten die Bedingungen eines Vorschusses diktieren zu lassen, nachdem die Amerikaner anscheinend den Bogen zu straff gespannt haben. England erhält nicht nur die Lieferungen überwiesen, es erhält ein Golddepot in Höhe eines Drittels seiner Vorschüsse, und schließlich bleiben bis zur Rückzahlung der entliehenen Summen von ihm Provinzen von Nordfrankreich militärisch besetzt. Frankreich ist somit in wirtschaftliche, finanzielle und militärische Abhängigkeit von England geraten."

Schließlich haben Kammer und Senat am 31. Juli und 5. August 1915 den Gesetzesantrag über die direkten Kontributionen für 1916 angenommen. Sie werden auf 1131 Millionen Franken geschätzt, wovon der Staat 492 Millionen (gegen 548 Millionen im Jahre 1915), die Departements 290 Millionen und die Gemeinden 349 Millionen Franken aufzubringen haben.

Die Versorgung Frankreichs mit Lebensmitteln, die knapp zu werden anfingen, gab zu verschiedenen Maßnahmen Veranlassung. Da für die Ernte 1915 ein Defizit von 10 Millionen Zentner Getreide im Minimum zu erwarten war, der Verbrauch infolge der Armeebedürfnisse und der vereinfachten Lebensweise stieg, und der Import des nötigen amerikanischen Getreides bei den erhöhten Preisen, abgesehen von den Transportkosten und Schwierigkeiten, eine Ausgabe von 300 bis 400 Millionen Franken verlangen würde, hat die Kammer am 21. Mai 1915 eine Gesetzesvorlage der Regierung angenommen, die erstens der Militärbehörde oder den von ihr beauftragten örtlichen Zivilbehörden die Vollmacht erteilt, nicht allein im Operationsgebiet, sondern im ganzen Lande das vorhandene Getreide zu requirieren und die Versorgung der Zivilbevölkerung mit Getreide und Mehl in die Hand zu nehmen, sowie der Mititärbehörde dafür einen Kredit von 50 Millionen eröffnet, zweitens dem Handelsminister die Vollmacht erteilt, ebenfalls für die Versorgung der Zivilbevölkerung den Ankauf und Verkauf von Getreide einzurichten und ihm hierfür einen Kredit von 70 Millionen eröffnet, mit der Maßnahme, daß der Gesamtbetrag der Ausgabe für den Getreideaufkauf einschließlich aller Kosten 150 Millionen nicht übersteige.

Dadurch hoffte man zunächst zu erreichen, daß die Bauern den gesamten einheimischen Vorrat der Volkswirtschaft zuführen würden und den Zwischenhandel vermeiden werden. Bestimmungen über die Extraktion des Mehls und Vorschriften über die Beimengung von Reis-, Roggen- oder Gerstenmehl sind dann im Laufe des August getroffen worden.

Auch die Fleischversorgung stockte, die Preise stiegen und die Zufuhr litt infolge der Besetzung eines Teiles des Landes. Um den Viehbestand, der ungefähr ein Viertel eingebüßt hat, auf seine alte Höhe zu bringen, mußte Gefrierfleisch herangezogen werden. Die Regierung schloß mit England Lieferungsverträge auf 240 000 Tonnen, die von Februar 1915 bis Februar 1916 geliefert werden sollten. Außerdem wurde die Regierung am 21. Mai von der Kammer zum Ankauf von weiteren 120 000 Tonnen Gefrierfleisch ermächtigt, das aber erst im Oktober geliefert werden konnte. So sah sich die Regierung genötigt, ein Gesetz auszuarbeiten, nach dem bis zum Ende des Krieges oder bis 31. Dezember 1916 jährlich 120 000 Tonnen Gefrierfleisch für den Gebrauch des Heeres und außerdem aus den Kolonien bis 31. Dezember 1917 jährlich 15 000 Tonnen Gefrierfleisch eingeführt werden dürfen.

Die Kohlennot Frankreichs dauerte an. Da von den jährlich nötigen 60 Millionen Tonnen Kohlen Frankreich zurzeit nur 18 Millionen liefern kann, mußte der ganze Rest von England eingeführt werden, dessen Produktion gleichfalls in ständiger Abnahme ist. So traten Mangel und Preissteigerungen ein, denen man wehrlos gegenüberstand.

Unter den Kolonialwaren haben Petroleum, Zucker und Kaffee eine Preissteigerung erfahren, die sich infolge der passiven Handelsbilanz mehr und mehr fühlbar macht.

Besonders schwer leiden die weinbauenden Gebiete Südfrankreichs unter dem Krieg. Die reiche Ernte von 1914, die großen Vorräte, die infolge des Krieges vom Jahrgang 1913 zurückblieben, und der geringe Verbrauch im Jahre 1915 erzielten Preise von 3 bis 9 Franken für den Hektoliter, der bei 10 bis 16 Franken Erzeugungskosten in normalen Zeiten für 18 bis 24 Franken verkauft worden wäre.

Nach der im „Temps" am 18. Juli veröffentlichten amtlichen Statistik über den Außenhandel Frankreichs betrug die Einfuhr in den ersten sechs Monaten 1915 3 550 757 000 Franken und die Ausfuhr 1 449 846 000 Franken. Der Ausfall gegenüber demselben Zeitraum im Vorjahr stellt sich für die Einfuhr auf 859 282 000 Franken und für die Ausfuhr auf 1 925 755 000 Franken. Die Bewegung des Außenhandels für den Monat Juni allein ergibt im Vergleich zum Juni 1914 folgendes Bild: Bei der Einfuhr einen Mehrertrag von 63 246 000 Franken, bei der Ausfuhr einen Ausfall von 273 521 000 Franken. Der Mehrertrag in der Einfuhr erklärt sich dadurch, daß die Einfuhr von Lebensmitteln einen Mehrbetrag von 51 383 000 Franken, und die Einfuhr fertiggestellter Gegenstände einen Mehrbetrag von 103 357 000 Franken aufweisen, während die Einfuhr an Rohstoffen für Industriezwecke um 91 494 000 Franken hinter dem Vorjahr zurückbleibt. Eine amtliche Erklärung über vorstehende Ziffern besagt, daß der Mehrbetrag in der Einfuhr auf Käufe für die Heeresverwaltung zurückzuführen sei. Diese Tatsache sei bedauerlich, und es müsse daher alles unternommen werden, um die heimische Industrie zu größerer Tätigkeit zu bringen, damit die Käufe im Ausland auf das Mindestmaß herabgesetzt und durch Käufe bei der heimischen Industrie ersetzt werden.

Die gleichzeitig veröffentlichten Ausweise der Steuerbehörden für den Monat Juni ergänzen das oben mitgeteilte Bild von der wirtschaftlichen Erstarrung Frankreichs. Der Steuerausfall für den Monat Juni betrug 68,97 Millionen Franken bei einer Gesamteinnahme von 241,58 Millionen Franken, der Ausfall für das Semester beläuft sich auf 426,18 Millionen Franken. Aus den im Berichte enthaltenen Ziffern geht hervor, daß lediglich die seit 1. Juli 1914 erhöhte Kuponsteuer sowie die Zuckersteuer Mehreinnahmen lieferten; der Bezug von Armeebedarf aus dem Auslande speiste die Eingänge der Zoll-

verwaltung. Der Rückgang des Verbrauchs von Tabak, trotz des erhöhten Verbrauches der Armee, deuten auf große Not in den niederen Volksschichten, während der scharfe Rückgang in den Einnahmen von Post-, Telegraphen- und Telephon-Verwaltungen das Darniederliegen von Handel und Industrie ausweisen. Die Umsätze in Wertpapieren sind seit dem verflossenen Monat um weitere 10 Prozent zurückgegangen; die Umsatzsteuer ergab 8 Prozent des Einganges im Vorjahre, der bereits abnorm niedrig war.

Die Ziffern beweisen, daß Handel und Industrie in Frankreich stark reduziert, teilweise sogar völlig lahmgelegt sind. Außerhalb der Armee herrscht in allen Verwaltungs- und Erwerbskreisen fast Anarchie, die durch die Aufrechterhaltung des Moratoriums, das Mitte April für Wechsel und Vorschüsse auf Wertpapiere bis zum 25. Juli und für Sparkassen und Versicherungen zunächst auf 60 Tage und dann am 29. Juni mit einigen Einschränkungen abermals auf 60 Tage verlängert wurde, nur noch gefördert worden ist. Für die Aufhebung des Moratoriums ist von den verschiedensten Seiten, so von Charles Soulier, dem Präsidenten des Lyoner Handelsgerichts, in der „Revue Hebdomadaire" und auch von Gabriel Hanotaux eingetreten worden. Als aber Anfang Juli der Abgeordnete Revoile im Handelsausschuß der Kammer deswegen die Regierung interpellierte, erklärten der Finanz- und der Handelsminister, die Regierung beabsichtige, das Moratorium beizubehalten. Es sei deshalb wünschenswert, daß die Kammer vorläufig von der Erörterung des Antrages absehe. Der Finanzminister erklärte sodann zu dem Antrage auf Errichtung von Darlehenskassen für Handel und Industrie, daß der Handelsminister die Wiederaufnahme der Geschäfte soweit wie möglich begünstigen werde. Es sei jedoch schwierig, die Bildung von derartigen Darlehenskassen vor dem Ende des Krieges ins Auge zu fassen. Wohl weil die Regierung keine Mittel zur Bildung derartiger Kassen zur Verfügung hat.

Eine Note des Arbeitsministeriums teilt die Ergebnisse der amtlichen Untersuchung über die Tätigkeit der kommerziellen und industriellen Unternehmungen Frankreichs nach den ersten acht Kriegsmonaten mit. Die Untersuchung erstreckte sich auf 22 610 Unternehmungen, die in normalen Zeiten 1 097 670 Arbeiter beschäftigt haben. Im August 1914 waren infolge der Mobilmachung nur 43 Prozent der Unternehmungen in Betrieb; ihre Anzahl stieg und erreichte endlich im Juni 1915 77 Prozent. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter und Angestellten betrug im August 1914 34 Prozent, stieg bis Januar auf 59 und erreichte am 1. Juni 1915 65 Prozent. Am 1. Juni waren in der Tat 21 209 Unternehmungen in Betrieb, die 713 166 Arbeiter beschäftigten.

„Auf eine wesentliche Steigerung der industriellen Tätigkeit ist," wie die „Frankfurter Zeitung" betont, „daraus jedoch noch keineswegs zu schließen; denn wenn man auch in Rechnung setzt, daß sich der französische Arbeitsbetrieb — viel langsamer und unvollkommener als es in Deutschland geschah — allmählich auf die Kriegsbedürfnisse einstellt, so wird man doch nicht in der Annahme fehlgehen, daß die Verminderung der Arbeitslosen zu einem sehr großen Teil einfach auf die Einberufungen zurückzuführen ist, die ja in Frankreich sowohl dem Alter wie der Tauglichkeit nach so ziemlich an der äußersten Grenze des Möglichen angelangt sind."

Am Ende des ersten Kriegsjahres

Die von Regierung und Parlament in Frankreich für den Tag der Jahresfeier des Kriegsbeginns, den 3. August 1915, geplante große Kundgebung fand nicht statt; es hatten sich nicht nur in sozialistischen und radikalen, sondern auch in konservativen und nationalistischen Kreisen so beträchtliche Widerstände ergeben, daß sie abgesagt werden mußte. Am schärfsten gegen die Absicht der Regierung und der Parlamentsvorstände ist Herr

Clemenceau aufgetreten; er verlangt Taten, nicht schöne Worte; es sei bereits genug geschwatzt worden und das, was nötig sei, dürfe man ja doch nicht sagen. Auch Gustave Hervé ruft aus: „Nicht Reden tun uns not, sondern republikanische Taten!"

So begnügte sich denn Präsident Poincaré mit einer Botschaft an das Parlament, die in feierlichen Sitzungen nach den Ansprachen des Präsidenten in der Kammer vom Ministerpräsidenten Viviani und im Senate von Justizminister Briand verlesen und darnach öffentlich angeschlagen wurde. Starke patriotische Erregung bemächtigte sich der Versammelten, als Dubost und Deschanel den unerschütterlichen Willen des Parlaments bekräftigten, die am 4. August 1914 verkündete heilige Einigkeit aufrechtzuerhalten, um auch weiterhin dem Lande das Beispiel der Entschlossenheit und der Arbeit zu geben, die das Geheimnis der Kraft Frankreichs waren und die die Grundlage des Sieges Frankreichs sein werden. Alle Parlamentarier hörten stehend die Reden Dubosts und Deschanels und die Verlesung der Botschaft Poincarés an, die folgenden Wortlaut hatte:

„Meine Herren! Sie werden es natürlich finden, daß der Präsident der Republik es sich nach einem Kriegsjahre zur Ehre macht, der Nation und der Armee die Gefühle der Bewunderung und des Dankes zum Ausdruck zu bringen. Als ich vor zwölf Monaten dem Lande diese heilige Einigkeit anempfahl, die eine Bedingung des Sieges ist und bleibt, da zweifelte ich nicht daran, daß mein Ruf sofort gehört werden würde. Nur unsere Feinde, die Frankreich immer verkannt haben, konnten glauben, daß wir ihren brutalen Angriff durch unsere Zwistigkeiten unterstützen würden. Gerade in dem Augenblicke, in dem sie keck verkündeten, daß Paris in Aufruhr stehe, nahm unsere Hauptstadt jene ernste und gleichmütige Physiognomie an, in der sich der kalte Entschluß der Geister enthüllte. Von den größten Städten bis in die kleinsten Dörfer floß die große Strömung der nationalen Brüderlichkeit, die in der Bevölkerung wie im Parlament sogar die Erinnerung an die bürgerlichen Zwistigkeiten tilgte. Arbeiter und Arbeitgeber, Bauern und Bürger, das ganze Volk stand auf gegen den Feind.

Seit einem Jahre hat sich dieser Wille zur Eintracht nicht verleugnet. Nichts wird ihn schwächen. Wenn Deutschland auf die Zeit rechnet, um uns uneinig zu machen, so täuscht es sich heute ebensosehr wie im vergangenen Jahre. Die Zeit wird die Bande der französischen Familie nicht lockern, sondern sie immer fester knüpfen. Weil Frankreich einig ist, ist Frankreich groß und stark. Weil es einig ist, ist es zuversichtlich und ruhig. Jeden Tag sichert in der kleinsten Gemeinde die spontane Mitwirkung von Greisen, Frauen und Kindern den regelmäßigen Lauf des lokalen Lebens, bereitet die Aussaat, die Bewirtschaftung der Erde und die Einbringung der Ernte vor und trägt durch ihre Organisation der Arbeit dazu bei, in der Seele des Volkes die Geduld und Festigkeit zu erhalten. Jeden Tag bringen die Franzosen aller Parteien und aller Konfessionen dem Staatsschatze ihre Opfergaben dar. Hände, welche die edle Spur der täglichen Arbeit tragen, legen an den Bankschaltern die mühselig verdienten Goldstücke nieder. Ueberall gibt das Land ein wunderbares Beispiel eines und desselben Gedankens, eines und desselben Entschlusses. Der großzügige Wetteifer, der die Tätigkeiten Frankreichs anstachelte, sich an der Landesverteidigung zu beteiligen, der das Parlament mit patriotischer Sorge ermutigt, stärkt die öffentliche Einigkeit.

Dieser Wetteifer kann und muß nicht nur die volle Harmonie aller politischen Gewalten, ohne die jede Unordnung zu befürchten wäre, sondern auch die notwendige Zusammenarbeit jedes einzelnen guten Willens begünstigen. Die Schönheit des Volkes spiegelt sich hell in seiner Armee wider. Die Armee, die die Nation aus ihrem eigenen Stoffe gebildet hat, begriff sofort die Größe ihrer Rolle. Sie weiß, daß sie für die Wohlfahrt unserer Rasse und die Ueberlieferung der Freiheiten kämpft. Sie weiß, daß

von dem Siege Frankreichs und seiner Verbündeten die Zukunft unserer Zivilisation und das Schicksal der Menschheit abhängig ist. In das bescheidenste Herz unserer Soldaten und Matrosen drang mühelos ein lebhaftes Gefühl für diese große historische Pflicht ein. Jeder von ihnen geht völlig in dem mütterlichen Frankreich auf. Diejenigen, die fallen, fürchten den Tod nicht, denn durch ihren Tod lebt Frankreich, wird Frankreich ewig leben. Aus diesen ständig der Gefahr ausgesetzten Offizieren und Soldaten strahlt unaufhörlich Vertrauen und Hoffnung. In der Verblendung seines Stolzes glaubte Deutschland, Frankreich sei leichtfertig, unpersönlich und wetterwendisch, unfähig auszuharren.

In ihren Bemühungen werden unser Volk und unsere Armee weiterhin diesem verleumderischen Urteil die Wahrheit ihrer ruhigen Kraft entgegenstellen. Sie werden sich weder durch die verlogenen Nachrichten, die schwache Seelen zu verängstigen suchen, noch durch die lärmenden pazifistischen Kundgebungen feindlicher Manifeste, noch durch die süßsauren perfiden Worte beunruhigen lassen, die verdächtige Agenten zuweilen ins Ohr der Neutralen flüstern. Niemand in Frankreich erregt sich über den naiven Rat zur Feigheit und über die vergeblichen Bemühungen zur Demoralisation. Die Republik kann einzig einen Frieden annehmen, der die Sicherheit Europas garantieren und uns gestatten wird, zu atmen, zu leben und zu arbeiten, der unser zerstückeltes Vaterland wiederherstellen, unsere Ruinen wieder aufbauen und uns wirksam gegen einen offensiven Rückstoß der germanischen Ambitionen schützen wird. Die gegenwärtigen Generationen sind die Sachwalter Frankreichs gegenüber unserer Nachkommenschaft. Sie werden das Gut nicht entweichen, noch schmälern lassen, das unsere Vorfahren ihrer vorübergehenden Obhut anvertraut haben. Frankreich will siegen, Frankreich wird siegen!"

Am Gedenktage der Kriegserklärung richteten die Kardinäle von Reims, Bordeaux, Paris, Montpellier und Lyon ein Rundschreiben an die französischen Bischöfe, in dem sie eine neuntägige Fastenzeit zu Mariä Himmelfahrt anordneten, um den Triumph der französischen Waffen und die Wohltaten eines dauernden Friedens zu erflehen. Das Rundschreiben sagt am Ende: „Unsere Sache ist die Sache der Gerechtigkeit, weil wir für die Integrität unseres Territoriums und für unsere nationale Unabhängigkeit kämpfen. Unsere Sache ist die Sache der Zivilisation, denn wir verteidigen die Prinzipien des Rechts und die Wahrung der Verträge, außerhalb deren es keine Zivilisation gibt. Die Sache wird durch die Armee unterstützt, die der Wert ihrer Führer und die Tapferkeit ihrer Soldaten unbesiegbar macht. Aber welches auch unsere Aussichten auf Erfolg seien, so dürfen wir nicht vergessen, daß Gott den Sieg gibt und die Niederlage beibringt."

Am Jahrestage der Kriegserklärung telegraphierte der König von England an Präsident Poincaré: „Anläßlich der Wiederkehr des Tags, an dem mein Land gezwungen war, die Waffen zu ergreifen gegen jene Großmacht, die den Krieg einer Konferenz vorzog und die einen von ihr unterzeichneten Vertrag in der offensichtlichsten Weise verletzte, wünsche ich Ihnen meine feste Ueberzeugung auszusprechen, daß unsere vereinten Anstrengungen zum Erfolg führen und Sie meiner unveränderlichen Mithilfe, sowie meiner und meines Landes Entschlossenheit zu versichern, mit unseren tapferen Heeren den Krieg fortzusetzen, bis er zu unserer Befriedigung beendigt und bis der Friede gewährleistet werden kann." Präsident Poincaré erwidert wie folgt: „Ich danke Eurer Majestät für die Versicherung, die Sie mir zu geben geruhten. Frankreich tritt in das zweite Kriegsjahr mit derselben Entschlossenheit und demselben Vertrauen ein, wie England und es ist unser fester Wille, die Waffen nicht eher niederzulegen, als der Sieg seine und seiner Verbündeten Fahnen gekrönt hat und sein niedergekämpfter Feind aufgehört hat, eine Bedrohung des Weltfriedens zu bilden."

Die Schweizer. Eidgenossenschaft während des ersten Kriegsjahres

Vom August 1914 bis August 1915

Zusammenfassender Bericht von Werner Guggenheim, St. Gallen

Geschrieben im Dezember 1915

Das Friedensland

Von Ernst Zahn, Göschenen

Eine Insel steht im Meer.
Wogen branden und brausen,
Wetter wüten um sie her,
Winde rasen und sausen,
Nur das Eiland verheeren sie nicht.
Rage, rage du heiliger Strand!
Gott behüte dich, Heimatland,
Insel, wo sich die Sintflut bricht!

Wilde Klage weint und gellt.
Wunden klaffen und bluten,
Krieg ist Herr. Es zuckt die Welt
Unterm Schlag seiner Ruten.
Nur ein Eiland liegt wunderlich still.
Frühling öffnet die gütige Hand,
Frühling segnet mein Heimatland
Wie einen Garten der blühen will.

Mit dem Schwert mäht das Geschick
Gestern, heute und morgen,
Doch ein Restlein Menschenglück
Blieb dem Schnitter verborgen.
Leuchtend blüht es und still und gemach
Wie die Blume, die keinem bekannt.
Hege es, heiliges Heimatland;
Denn eine Welt hat Not darnach!

Die Neutralität der Schweiz

„Welche Stellung die Schweiz im Weltkriege einzunehmen hat, kann nicht zweifelhaft sein. Die von der Eidgenossenschaft aus eigener, freier Entschließung gewählte Richtlinie ihrer Politik, die durch internationale Verträge ausgesprochene Anerkennung ihrer neutralen Stellung und die ganze geschichtliche Entwicklung lassen keinen Zweifel aufkommen, daß das Wohl des Landes die Einhaltung vollständiger Neutralität verlangt." Mit diesen Worten hat der Bundesrat in seiner Botschaft vom 2. August 1914 das Wesen der schweizerischen Neutralität gekennzeichnet, die — zum Unterschied von der belgischen — keine von den fremden Mächten aufgezwungene Einschränkung des Selbstbestimmungsrechtes ist, sondern im zweiten Pariser Frieden, 1815, nach den Absichten des Wiener Kongresses, von den Großmächten lediglich anerkannt wurde, nachdem sie sich im Laufe der Jahrhunderte von diesen Mächten gänzlich unbeeinflußt entwickelt hatte.

Die Neutralitätsurkunde vom 21. November 1815 ist von dem Genfer Staatsmann, Pictet de Rochemont, entworfen und unterzeichnet von den Bevollmächtigten Oesterreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Portugals, Preußens und Rußlands, erst nachträglich von Spanien und Schweden. Ohne der Schweiz irgend welche Bedingungen zu stellen, wird ihr darin die Unverletzbarkeit ihrer Grenzen zugesichert. Sie erhält das Recht, im Notfalle das ebenfalls neutrale Hochsavoyen zu besetzen. Schließlich

enthält die Urkunde die Anerkennung, daß die ewige Neutralität und die vollständige Unabhängigkeit der Schweiz „im wahren Interesse der gesamteuropäischen Politik liege".

Demnach ist also die schweizerische Neutralität ein Recht, nicht aber eine unbedingte Pflicht. Zweifellos besitzt die Schweiz jederzeit die Macht, über Krieg und Frieden ganz nach eigenem Gutdünken zu entscheiden, und fraglos dürfte sie, wenn ihre Interessen es erheischten, ihre selbstgewählte Politik der Neutralität auch aus eigener Entschließung wieder aufgeben.

Die ewige Neutralität der Schweiz ist jedoch das Ergebnis einer inneren, geschichtlichen Notwendigkeit. Sie ist schon dadurch begründet, daß sich die Eidgenossenschaft aus drei Volksstämmen mit völlig verschiedenen Anlagen zusammensetzt.

Beim Ausbruch des Krieges hat der schweizerische Bundesrat denn auch sogleich allen Mächten die Aufrechterhaltung der Neutralität angezeigt (vgl. I, S. 60). Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Frankreich antworteten mit der erneuten Versicherung, die Neutralität der Schweiz auf das peinlichste zu beobachten; dabei machte die französische Regierung allerdings Vorbehalte betreffend des Rechtes der Schweiz, Savoyen zu besetzen, indem sie behauptete, dieser Besetzung müsse eine Verständigung mit Frankreich vorangehen. Der schweizerische Bundesrat hielt aber in einer Antwortnote an seinem Standpunkt fest, selbstverständlich würde er sich im gegebenen Falle mit der französischen Regierung über die Art und Weise der Besetzung zu verständigen suchen, aber das Recht der Besetzung könne von dem Zustandekommen einer solchen Verständigung nicht abhängig sein. Italien, das weder zu den Garantiemächten von 1815 zählte, noch damals zu den kriegführenden Staaten gehörte, nahm die Gelegenheit wahr, um seinerseits die ewige Neutralität der Schweiz und die Unverletzbarkeit ihres Gebietes wie bis dahin auch in Zukunft anzuerkennen und zu garantieren.

Die übrigen Staaten haben sich darauf beschränkt, in üblicher Form den Empfang der schweizerischen Neutralitätserklärung zu bestätigen.

Beim Ausbruch des italienischen Krieges haben dann die deutsche Reichsregierung und die K. und K. österreichisch-ungarische Regierung dem schweizerischen Bundesrat mitgeteilt, daß sie selbstverständlich die bei Kriegsausbruch abgegebenen Erklärungen einer strikten Respektierung der schweizerischen Neutralität auch unter den durch die Beteiligung Italiens am Kriege veränderten Verhältnissen aufrecht erhalten. Zwischen der italienischen Regierung und dem Bundesrat hat ein Notenwechsel stattgefunden, in dem Italien die am 19. August 1914 abgegebene Erklärung über die ewige Neutralität der Schweiz und die Unverletzbarkeit schweizerischen Gebietes bestätigte. Auch der schweizerische Bundesrat wiederholte seine Erklärungen vom 5. und 26. August 1914 und versicherte aufs neue, „er sei fest entschlossen, in seinen Beziehungen zu Italien alle seine Pflichten als Neutraler aufs loyalste und peinlichste zu beobachten."

Auch im weiteren Verlauf des Krieges hat der schweizerische Bundesrat der Durchführung strengster Neutralität fortgesetzt besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Als Ende November 1914 einzelne schweizerische Zeitungsäußerungen auf die staatliche Neutralität der Schweiz zu wenig Rücksicht zu nehmen schienen, sah sich der Bundesrat veranlaßt, zu verfügen, daß unter Umständen gegen solche Aeußerungen mit dem zeitweiligen Verbot des Erscheinens der betreffenden Blätter vorgegangen werden solle, eine Maßnahme, die um so mehr Beachtung fand, als sie für schweizerische Verhältnisse außerordentlich ungewöhnlich war. Nach bedauerlichen Auftritten in Freiburg i. S. und in Lausanne bei der Durchfahrt von Zügen mit Schwerverwundeten hat der schweizerische Bundesrat am 27. März 1915 an die Kantonsregierungen ein Rundschreiben gerichtet, in dem diese ersucht wurden, ihre Maßnahmen gegen die neutralitätswidrigen Auslassungen in Bild und Schrift zu verschärfen.

Am 2. Juli 1915 sah sich der Bundesrat außerdem veranlaßt, eine sehr streng gehaltene „Verordnung betreffend die Beschimpfung fremder Völker, Staatsoberhäupter oder Regierungen“ zu erlassen.

Schon gleich zu Anfang des Krieges haben die schweizerischen Kantonsregierungen Aufrufe und Rundschreiben erlassen, um die aufgeregten Gemüter zu beruhigen. Besonders eindringliche Worte aber fand der schweizerische Bundesrat in nachstehendem, am 1. Oktober 1914 veröffentlichten Aufruf an das Schweizervolk:

„Getreue, liebe Eidgenossen!

Zwei Monate schon dauert das gewaltige Ringen der kriegführenden Nationen, und noch ist das Ende des furchtbaren Krieges nicht abzusehen.

Bei Beginn der Kriegswirren haben unsere Behörden mit Einstimmigkeit die vollständige Neutralität des Landes erklärt; das ganze Volk billigt diesen Entschluß. Es ist unser fester Wille, mit allen dem Lande zur Verfügung stehenden Mitteln und mit aller Gewissenhaftigkeit diese Neutralität auch fernerhin zu wahren. Dieser Standpunkt hat unserm Lande bis anhin die Schrecken des Krieges erspart, er hat aber auch Pflichten geschaffen und legt uns Opfer auf. Nicht überall ist man sich dieser Pflichten und Opfer klar bewußt.

Wir müssen uns bestreben, in der Beurteilung der Ereignisse, in der Aeußerung der Sympathien für die einzelnen Nationen uns möglichste Zurückhaltung aufzuerlegen, alles zu unterlassen, was die in den Krieg verwickelten Staaten und Völker verletzt, und eine einseitige Parteinahme zu vermeiden. Zurückhaltung und Mäßigung in der Beurteilung der Geschehnisse bedeuten keinen schwächlichen Verzicht auf die in den verschiedenen Kreisen des Volkes herrschenden naturgemäß auseinander gehenden Sympathien und Gefühle; das Herz des einzelnen Bürgers wird deswegen nicht weniger warm schlagen für diejenigen, mit denen ihn besonders enge Beziehungen verknüpfen und deren Schicksal ihm vor andern nahe geht. Nur durch eine solche Haltung des einzelnen wird es uns möglich sein, die Pflichten zu erfüllen, die die Neutralität in diesem Kriege uns auferlegt, und die guten Beziehungen unseres Landes zu den übrigen Staaten zu erhalten. Nie war dieses Interesse größer als in den gegenwärtigen wirren äußeren Verhältnissen, nie ist seine Wahrung mit größeren Schwierigkeiten verbunden gewesen.

Noch wichtiger aber als die Rücksicht auf die fremden Nationen ist das Lebensinteresse unseres Staates an kraftvoller Geschlossenheit und unerschütterlicher innerer Einheit. Diese Einheit ist eine dringende Notwendigkeit, heute, wo unserem Vaterlande schwere kulturelle, wirtschaftliche und finanzielle Wunden geschlagen werden, und morgen, wenn es gilt, in treuem Zusammenhalten diese Wunden zu heilen. Die Geschichte lehrt uns, daß die Schweiz nie in größere Bedrängnis geriet, nie schwerere Einbußen zu erleiden hatte, als wenn sie durch inneren Zwist zerrissen, durch mangelnden Gemeinsinn geschwächt war. Erinnern wir uns dessen und hüten wir uns, in einem Augenblick, wo die Würfel um die Geschicke der Völker geworfen werden, das Zusammengehörigkeitsgefühl durch unvorsichtige, leidenschaftliche, verletzende Betonung des Trennenden zu lockern, statt es durch patriotische Hervorhebung des Einigenden zu stärken.

Wir richten unsern Appell zu weiser Mäßigung und Zurückhaltung an jeden einzelnen Bürger, ganz besonders aber an die schweizerische Presse aller Parteirichtungen, aller Sprachen, aller Landesgegenden. Sie ist die Wortführerin und Leiterin der öffentlichen Meinung; sie hat die hehre Aufgabe, überbordende Leidenschaften zurückzudämmen, die zentrifugalen Strömungen zu bekämpfen und überall ihren mäßigenden, versöhnenden Einfluß auszuüben.

Die harte Zeit der Prüfung, die wir jetzt durchleben, muß der Ausgangspunkt eines geistigen, wirtschaftlichen und politischen Aufschwunges werden; hierzu bedürfen wir der

Zusammenfassung aller im Volke schlummernden Kräfte. Deshalb darf es in ihm keine unversöhnlichen Gegensätze der Rasse und der Sprache geben. Wir erblicken das Ideal unseres Landes in einer über Rassen und Sprachen stehenden Kulturgemeinschaft. Zuerst und allem weit voraus sind wir Schweizer, erst in zweiter Linie Romanen und Germanen. Höher als alle Sympathien für diejenigen, mit denen uns Stammesgemeinschaft verknüpft, steht uns das Wohl des einen, gemeinsamen Vaterlandes; ihm ist alles andere unterzuordnen. Mit diesem Wunsche empfehlen wir, getreue, liebe Eidgenossen, unser Land dem Machtschutz Gottes."

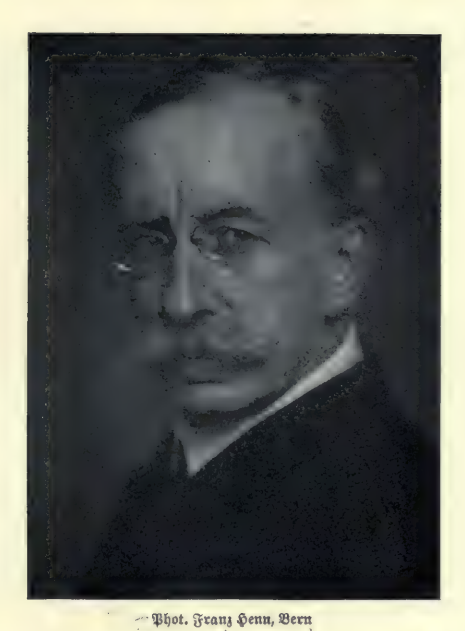
Es ist klar, daß die Pflichten und Einschränkungen, welche die staatliche Neutralität dem Einzelnen, wie der Gesamtheit, auferlegt, oft als Zwang empfunden werden. Es ist aber unbedingt notwendig, daß innerhalb der Grenzen eines neutralen Staates jegliche Kundgebungen zugunsten eines kriegführenden Landes unterbleiben; und ebenso sind die Zeitungen verpflichtet, in gleicher Weise die Nachrichten aller Parteien zu veröffentlichen. „Neutralität", sagte Ständerat Dr. Wettstein in einer Rede, „ist nicht Feigheit und neutral sein heißt nicht, auf jede eigene Ansicht oder Sympathie verzichten; aber seien wir uns bewußt, daß wir nicht das Gericht der Geschichte sind, daß es nicht unsere Aufgabe ist, ein Urteil über diesen Krieg zu fällen; vergessen wir nicht, daß Sympathie für den einen noch nicht Antipathie gegen den andern bedeutet, und daß es einen Unterschied gibt zwischen einer freien, offenen und bedachten Ansicht und einer beständigen Beleidigung, die von Haß gegen ein Volk eingegeben wird. Dieser Haß ist um so weniger verzeihlich und vernünftig, als kein kriegführender Staat bis heute uns irgend etwas zuleide getan hat."

Allerdings ist es einleuchtend, daß jeder Landesteil am ehesten mit seinem sprachverwandten Nachbarn fühlt, andererseits hat aber die Schweiz keinen Grund, einen der kriegführenden Staaten dem anderen vorzuziehen. Das hat vor allem der Dichter Karl Spitteler betont, und das kommt immer wieder auch in den schweizerischen Tageszeitungen zum Ausdruck. So schreibt in der „Neuen Zürcher Zeitung" ein Schweizer am Schluß seines Artikels „Wie stehen wir zu England": „Die Völker, die sich heute bekriegen, standen bisher bei den Schweizern in hoher Achtung. Wenn wir an all den Meldungen, womit wir heute überschüttet werden, vorsichtig Kritik üben und das ausmerzen, was vor dem prüfenden Blick nicht standhalten kann, dann sinken viele der angeblichen Kriegsgreuel in nichts zusammen; dann bleibt aber auch kein stichhaltiger Grund, weshalb wir einem der kriegführenden Teile auf einmal unsere Achtung entziehen sollten. Dann können wir um so eher dem obersten Gebot der geistigen Neutralität nachleben, indem wir dieses riesengroße Unglück aufs tiefste bedauern und den zahllosen Opfern des Krieges unser herzlichstes Mitgefühl entgegenbringen."

Vom schweizerischen Volk

Innere Strömungen

Bundesrat Calonder schrieb in dem Geleitwort zu einer neuen schweizerischen Jugendzeitschrift: „Der Schweizer Kamerad", die sich die nationale Erziehung des werdenden Staatsbürgers zum Ziele gesetzt hat: „Die sorgenvolle, schicksalsschwangere Zeit, die über Europa hereingebrochen ist, hat auch das nationale Gewissen des Schweizervolkes aufgerüttelt und geläutert. Auch für uns Schweizer bedeuten die europäischen Kriegswirren eine große Abrechnung über unsere Pflichten gegenüber dem Vaterlande und die Art und Weise, wie wir sie erfüllt haben. Mit stolzer Genugtuung blicken wir auf unser tüchtiges kampfbereites Heer, das unser Land und unsere Ehre schützt! Rechtzeitig hat das Schweizervolk in Friedenszeit die notwendigen großen Opfer für die Landes-



Phot. Franz Henn, Bern

Bundesrat Dr. Artur Hoffmann
Präsident der Schweizerischen Eidgenossenschaft im Jahre 1914



Phot. W. Zimmermann-Sträßler, Luzern

Schweizerische Infanterie



Phot. Jean Gaberell, Thalwil

Ein schweizerischer Beobachtungsposten auf dem Pizzo Gallina an der Schweizerischen Grenze zwischen Wallis und dem Val Formazza



Phot. Franz Otto Koch, Berlin

Schweizerische Truppen in Ruhestellung auf dem Splügenpaß

verteidigung gebracht. Nicht so gut wie unsere militärische war unsere moralische Bereitschaft, dem Sturm der Ereignisse zu trotzen. Ein bedenklicher Mangel an einheitlicher Auffassung über unsere internationale Stellung als neutraler Staat, leidenschaftliche Gegensätze und zersetzende Mißverständnisse zwischen der romanischen und deutschen Schweiz traten in der ersten Zeit nach dem Ausbruche des europäischen Krieges zutage. Seither hat sich eine glückliche Wandlung der Meinungen und Gefühle vollzogen in der Richtung nationaler Konzentration und tatkräftiger vielseitiger internationaler Hilfe zur Linderung der schrecklichen Leiden der vom Krieg heimgesuchten Völker. Aber die Ursachen jener mißlichen Erscheinungen bestehen fort und sind in den Fehlern und Unterlassungssünden zu suchen, die wir uns auf dem Gebiete unserer nationalen Kultur vorwerfen müssen. Wir haben unter dem Einflusse einer langen Friedenszeit und im fortwährenden Ringen nach wirtschaftlichen Vorteilen unsere nationalen Ideale, die Eigenart unseres Staates mit seinen besonderen Verhältnissen, Aufgaben und Pflichten nicht genügend gepflegt und vertieft und sie gegenüber ausländischen Einflüssen zu wenig betont. Wir waren trotz aller Reden und Feste zu wenig durchdrungen von der Erkenntnis, daß die verschiedenen Sprachstämme, die unsere demokratische Republik zur Freiheit und Selbstbestimmung vereinigt, einander immer noch nicht genügend kennen und verstehen."

Es ist das Verdienst des Zürcher Schriftstellers Konrad Falke, als Erster auf diese nationale Gefahr hingewiesen zu haben. In seiner im Herbst 1914 bei Rascher & Co. in Zürich erschienenen Schrift: „Der schweizerische Kulturwille, ein Wort an die Gebildeten des Landes", verlangt er eine durchgreifende Neuordnung der schweizerischen Mittelschulen in nationalem Sinne. Weil die Eidgenossen der drei Stämme einander zu wenig kennen, so ist es die Pflicht eines jeden gebildeten Schweizers, die beiden andern Landessprachen zu erlernen. Deutsch, Französisch und Italienisch müßten als gleichberechtigte Zwangsfächer erklärt werden und die Ausstellung des Reifezeugnisses sollte von der gründlichen Kenntnis aller drei Landessprachen und Kulturen abhängig gemacht werden. — „Wir werden politisch erst dann überwunden werden, wenn wir kulturell entzweit sind." Der Vorsteher des Departements des Innern, Bundesrat Calonder, erklärte sich mit den Leitsätzen Falkes vollkommen einverstanden.

Eine andere drohende nationale Gefahr erblicken die Schweizer in der immer mehr zunehmenden Ueberfremdung der Schweiz. Vor dem Weltkriege, bei der eidgenössischen Volkszählung von 1910, wohnten in der Schweiz 3 170 000 Einheimische und 565 000 Ausländer; seit 1850 hatte sich die Zahl der Fremden verachtfacht, die der Schweizerbürger nicht einmal verdoppelt! Würde die Entwicklung in gleichem Maße (unter normalen Verhältnissen) weitergehen, so müßte schon 1920 jeder fünfte Einwohner der Schweiz ein Landesfremder sein. Waren diese Zustände schon in friedlichen Zeiten auf die Dauer unhaltbar, so fordern sie bei der durch den Krieg veränderten Lage gebieterisch eine befriedigende Lösung.

Im Februar 1914, kaum ein halbes Jahr vor Ausbruch des Krieges, wurde in Bern von Schweizern aller Landesteile und aller Parteien die „Neue Helvetische Gesellschaft" gegründet. Ihr Zweck ist, „das nationale Erbgut zu wahren, den vaterländischen Gedanken zu stärken und der Schweiz eine würdige Zukunft zu sichern." Seit der Zeit ihres Bestehens hat die „Neue Helvetische Gesellschaft" der Eidgenossenschaft schon hervorragende Dienste geleistet. Sie beschäftigt sich nicht nur mit den Fragen der Ueberfremdung und der nationalen Erziehung, sie hat auch durch einen besonderen Pressedienst, durch die Organisation von Vorträgen in allen Gauen des Landes und durch die Herausgabe geeigneter Schriften Unschätzbares getan für die Annäherung von Deutsch und Welsch. Die wirksamste und verdienstvollste Tat war jedoch die Reform der Sonntagsblätter. Mehr als 200 deutsch-schweizerische Zeitungen bezogen ihre

Sonntagsbeilagen von einem reichsdeutschen Verlag. Die „Neue Helvetische Gesellschaft" hat die schweizerische Zentralstelle dieser Blätter aufgekauft und „dafür gesorgt, daß nun Sonntag für Sonntag gute schweizerische Schriftsteller und Künstler zu ihrem Volke reden können."

Deutsche und welsche Schweiz

Ein gewisser Gegensatz bestand von jeher zwischen Deutsch- und Welschschweizern. Er äußerte sich besonders in der gänzlich verschiedenen Auffassung vom Staate. Dies zeigte sich deutlich bei der sog. Zensurdebatte in der Junitagung 1915 des Nationalrates (vgl. S. 299). Die Welschen verlangen eine viel weitgehendere Freiheit des Einzelnen im Staate als die Deutschschweizer, die eher bereit sind, im Interesse der Freiheit und Unabhängigkeit des Staates das Opfer der völligen persönlichen Ungebundenheit zu bringen.

In ruhigen Zeiten sind solche Gegensätze nicht nur kein Unglück, sondern sehr zu begrüßen, denn nur sie vermögen einen Staat wie die Schweiz, der sozusagen keine äußere Politik treibt, vor der inneren Erstarrung zu bewahren. In den ersten Kriegsmonaten haben diese sonst harmlosen Unterschiede aber fast bedrohlichen Umfang angenommen; und zwar nicht nur, weil die einzelnen Landesteile sich natürlicherweise zu ihrem stamm- und sprachverwandten Nachbarn hingezogen fühlten; eine Hauptschuld ist der Werbearbeit der ausländischen Presse zuzuschreiben, die besonders durch Berichte von Greueltaten, die sich nachher in fast allen Fällen als grundlos, immer als ungeheuerlich aufgebauscht erwiesen, die Sympathien der Neutralen zu beeinflussen sucht. Niemals aber, und von keiner Seite, wurde die Stammesverwandtschaft über das Schweizertum gestellt. „Wir haben vielleicht," sagte Bundesrat Hoffmann, „zwei Köpfe; einen feinen romanischen Kopf und einen dicken, harten Germanenschädel, aber wir haben nur e i n Herz, ein patriotisches Herz!"

Um neben dem schon früher dargelegten Standpunkt der Deutschschweizer (vgl. „Briefe aus der Schweiz", I, S. 134) auch den der W e l s c h s c h w e i z e r verständlich zu machen, mögen hier einige Zeilen aus einem Privatbriefe in Uebersetzung folgen: „Ich verstehe gewiß den Standpunkt der deutschen Schweiz; ihr redet die deutsche Sprache, ihr seid mit der deutschen Literatur aufgewachsen, euch hat (wie auch uns) die deutsche Musik ergriffen, ihr habt Beziehungen aller Art, geistige, wirtschaftliche, persönliche, mit dem Deutschen Reich. Von Natur ernst und ordnungsliebend, bewundert ihr das Nüchterne und Solide, die Würde und die Organisation im deutschen Volke. Frankreich mit seiner parlamentarischen Regierungsform ohne Stetigkeit und ohne Vornehmheit, Frankreich mit seinen Dreyfuß- und Caillauxaffären, hat euch im Gegenteil abgestoßen.

Aber wir wußten, daß Frankreich nicht da zu suchen war, wir sahen voraus, was jetzt gekommen ist, daß nämlich in der Stunde der Gefahr das ganze Volk sich einig und tapfer erheben würde. Mit Interesse verfolgten wir die Entwicklung der französischen Jugend, die, noch vor 10 bis 15 Jahren zum größten Teil ganz sozialistisch und internationalistisch gesinnt, jetzt nach und nach zu tiefer Vaterlandsliebe zurückgekehrt ist. Wir wissen, daß der Revanchegeist seit 30 Jahren nicht mehr vorhanden war, und daß, während Deutschland mehr und mehr rüstete, Frankreich von Leuten wie Jaurès geblendet, die Macht der Sozialisten wachsen sah und 1905 die Dienstzeit von drei auf zwei Jahre verkürzte. Wie für euch die deutsche, so ist für uns die französische Literatur die Erzieherin, und die französische Kunst sagt uns mehr zu als die deutsche.

Zu diesen ethischen Gründen gesellen sich noch politische und wirtschaftliche: Wie schon erwähnt, glauben auch wir, daß die Hegemonie eines einzelnen Landes in Europa für die Schweiz nicht günstig wäre. Nun leiden wir aber in der Schweiz bereits unter den Versuchen Deutschlands, uns wirtschaftlich zu unterdrücken (Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft usw.),

wir fürchten das Umsichgreifen der alldeutschen Ideen, wir lesen in deutschen Zeitungen und Zeitschriften die Behauptung, jeder Versuch Deutschlands, seine Kultur andern Völkern aufzuzwingen, sei berechtigt, wir lesen, daß ein neutraler Staat nicht das Recht habe, sich dem bloßen Durchzug von Truppen eines kriegführenden Staates zu widersetzen („Vossische Zeitung"), daß, wer nicht für Deutschland sei, sein Gegner sei — von all dem finden wir nichts ähnliches in Frankreich. Wir wissen nur zu gut, daß Frankreich uns nicht gefährlich ist, weder politisch, noch wirtschaftlich, und solche Behauptungen wie in Deutschland haben wir in Frankreich nicht gefunden."

Mögen verschiedene der erwähnten Punkte zu widerlegen sein, der Brief bietet alles in allem ein getreues Bild der Ansichten der welschen Schweiz.

Was aber auch die deutsche Schweiz trotz ihrer mehrheitlich deutschfreundlichen Stellung immer von Deutschland, besonders von Norddeutschland, trennen wird, das hat Georg Rigassi in der „Gazette de Lausanne" ausgesprochen: „Kann man sich zwei verschiedenere Wesen denken als einen Preußen und einen Deutschschweizer? Der Schweizer mag die deutsche Kultur, und das deutsche Volk lieben; er hat nur wenig Geschmack für das politische System, für den autokratischen Feudalstaat. Von Grund auf Individualist und Republikaner, fühlt er, daß er seine ganze Geschichte verneinen würde, wenn er sich unter deutsche Oberherrschaft begäbe."

Der größte Unterschied zwischen deutscher und welscher Schweiz besteht in der Auffassung über die Neutralitätsverletzung Belgiens. Die Sympathien für Deutschland hätte man als etwas Natürliches hingenommen, was aber die Welschschweizer in Bestürzung brachte, war, daß deutschschweizerische Blätter die nachträglichen Rechtfertigungen Deutschlands stillschweigend abdruckten, und dem Grundsatz „Not kennt kein Gebot" beipflichteten. Allerdings haben auch deutschschweizerische Blätter das Vorgehen verurteilt und nur ganz wenige die Verletzung direkt entschuldigt.

Von den unzähligen Zeitungsstimmen mögen hier nur die Worte von Professor E. Bovet zitiert werden, die er in der Zeitschrift „Wissen und Leben" (Zürich) in seinen Betrachtungen über den europäischen Krieg veröffentlicht hat. Sie sind in ihrer charakteristischen Hartnäckigkeit und in dem Versuch, sich das deutsche Vorgehen zu erklären, wie deutscher Art gerecht zu werden, auch für deutsche Leser lehrreich, um so mehr als sie außerdem die gerade in den gebildeten Kreisen der Schweiz viel verbreitete, aus Einzelbeobachtungen konstruierte Auffassung wiedergeben, als sei in Deutschland ein Gegensatz zwischen dem Willen der Regierenden und dem Wollen des Volkes vorhanden. Professor Bovet schrieb Ende 1914: „Die aufgefundenen Dokumente beweisen gar nicht, was man zu beweisen hatte. Die Behauptung einer französisch-englischen Offensive durch Belgien bleibt noch heute eine Behauptung und weiter nichts. Sie ist widerlegt nicht nur durch Frankreichs offizielle Erklärung, es werde die belgische Neutralität achten, sondern viel deutlicher noch durch die Tatsache, daß bis zum 24. August 1914 Belgien einzig und allein auf die eigenen Kräfte angewiesen blieb. Und König Albert wußte es, als er am 3. August 1914 das deutsche Ultimatum stolz zurückwies. Die Verletzung der belgischen Neutralität ist und bleibt ein Akt der Gewalt, den wir, Schweizer, in keiner Weise entschuldigen können; und wer sich durch die nachträglichen Dokumente irreführen läßt, der schwächt in hohem Maße den Begriff des Rechtes, das, nebst dem Heere, unsere eigene Existenz sichert.

Wie groß aber die Schuld auch sein mag, so dürfen wir nicht vergessen, daß sie in erster Linie nur einzelnen Männern und einem bestimmten Geiste zuzuschreiben ist. Gewiß ist dieser Geist eine der tieferen Ursachen des Krieges . . . Deutschland leidet unter diesem Geiste genau wie Frankreich seit Jahrzehnten unter einer gewissen Auffassung des Radikalismus leidet. Und wie dieser Radikalismus heute sehr stark bedroht ist, so

wird man gewiß eines Tages in Deutschland den begangenen Fehler einsehen. Keine Nation (auch die Schweiz nicht) ist vor allen Irrtümern gesichert; . . . Wir, die wir nach einem gerechten Urteile streben, wir können die nachträglichen Versuche einer Rechtfertigung nicht als gelungen betrachten; wir glauben sogar, daß sie den Fehler verschlimmern . . . Wir alle jedoch, die wir Deutschland seit Jahren kennen und achten, wir lassen uns in unserm Glauben an das deutsche Volk nicht beirren, weder durch die Künste seiner Diplomaten und Journalisten, noch durch den Haß seiner Gegner. Die Entschlossenheit, mit der dieses Volk aufstand, der Heldenmut, mit dem seine Soldaten und Freiwilligen kämpfen und sterben, die musterhafte Ordnung im Innern, das bekundet eine moralische Kraft, einen höhern Glauben, die man wegen des Rechtsbruches gegenüber Belgien nicht einfach aus der Welt schaffen kann.

Ob dieser großartigen Tüchtigkeit des deutschen Volkes dürfen wir nicht vergessen, daß auch andere Völker ihre heiligen Rechte und ihre moralische Größe haben; und umgekehrt dürfen wir, ob der Bewunderung vor Frankreich, nicht vergessen, daß unser Europa ohne ein einiges und mächtiges Deutschland undenkbar ist. Ist es denn so schwer, diesen unsern Weg zu gehen? Die Verletzung der belgischen Neutralität klipp und klar zu verurteilen, und dennoch an Deutschlands hohe Mission zu glauben?"

Seit Ausbruch des Krieges hielt der Meinungsaustausch über die großen Ereignisse der Zeit und über den schweizerischen Standpunkt die Gemüter in Bann. Eine wahre Hochflut von größern und kleinern Schriften, Aufsätzen und Reden, die sich nicht immer durch besondere Tiefgründigkeit auszeichneten, überschwemmte den schweizerischen Büchermarkt. Manches davon, so die Fälle „Hodler" und „Spitteler" ist bereits an anderer Stelle erwähnt worden (vgl. III, S. 317, 319).

Zu Ostern 1915 erschien dann das sogenannte „Manifest der Dreihundert", unterzeichnet von den bedeutendsten Hochschullehrern der deutschen und welschen Schweiz. Der erste Entwurf zu diesem Manifest ist, wie der Genfer Gelehrte Professor Paul Seippel im „Journal de Genève" berichtet hat, in Zürich entstanden, und zwar gleich nach der bekannten Erklärung der 93 Vertreter deutscher Bildung (vgl. III, S. 315, 316). Offenbar war es anfangs als Erwiderung auf die deutsche Erklärung gedacht, wandelte sich dann aber während der Sammlung der Unterschriften nach Wortlaut und Charakter vollständig. In schönen Worten, ohne Parteinahme oder Anklage, bedauert es die Bedrohung der Geisteskultur durch den Krieg und äußert die Hoffnung auf baldigen Frieden; es will nicht mehr eine Antwort auf die deutsche Erklärung sein, sondern den gebildeten Schweizern, an die es sich richtet, dartun, daß es für deutsche und welsche Schweizer eine gemeinsame Warte gibt, von der aus sie den Weltkrieg und seine Folgeerscheinungen anschauen können. Schließlich verbreitet es sich noch über die Aufgabe der schweizerischen Hochschulen, deren edle und dringende Pflicht es sei, in dieser schweren und entscheidungsvollen Zeit, wo alle guten Geister aufgeboten werden müssen, Führerinnen zu einer bessern Zukunft zu werden.

Eine Minderheit von Professoren der Universitäten Neuchâtel und Lausanne haben in einer besondern Kundgebung gegen das „Manifest der Dreihundert" Stellung genommen.

Die Erhaltung der schweizerischen Einheit, die der Krieg einen Augenblick in Frage zu stellen schien, gilt den Besten der Schweiz in dieser ernsten Zeit als vornehmstes Ziel. Das für die Schweiz in dieser Hinsicht weitaus bedeutsamste Ereignis war der Vortrag, den der Dichter des „Olympischen Frühlings", Carl Spitteler, auf Ersuchen der „Neuen Helvetischen Gesellschaft" in Zürich gehalten hat. Er sprach über „Unsern Schweizer Standpunkt", und seine Worte, die eigentlich nur für Schweizer bestimmt waren, wurden im Ausland mißverstanden. Carl Spitteler wollte „nicht gegen Deutschland sprechen, sondern als Deutschschweizer zu der Deutschen Schweiz, damit

andere (wie es auch geschah), nicht gegen Frankreich, sondern als Welsche zu der welschen Schweiz sprechen; damit der beschämende Hader ein Ende nehme. ... Vom Tage an, wo Spitteler sie mahnte, haben die Schweizer einander wiedergefunden."

Ebenfalls im Auftrage der „Neuen Helvetischen Gesellschaft" sprach der Genfer Paul Seippel über „Die heutigen Ereignisse vom Standpunkt der romanischen Schweiz". Er hatte das ernstliche Bemühen, Deutschland zu verstehen, aber auch er machte den bekannten Unterschied zwischen Regierung und Volk, genauer, zwischen dem „preußischen Militarismus" und der deutschen Kultur. Einige Stellen seiner Rede sind besonders bemerkenswert: „Für uns Schweizer ist die Rivalität zwischen Frankreich und Deutschland und der Kampf auf Tod und Leben, der zwischen den beiden Nationen entbrannt ist, ein nicht wieder gut zu machendes Unglück. Das geistige Wesen dieser beiden Kulturvölker ist ja dazu angetan, sich gegenseitig zu ergänzen, und ihr Einvernehmen würde für sie selber und die ganze Welt eine unschätzbare Wohltat sein. ... Es bestand kein instinktiver und erblicher Haß unter ihnen. Verbrechen der Geschichte haben sie zu Feinden gemacht." ... „Wir haben, wenn wir uns auf einen ausschließlich schweizerischen Standpunkt stellen, dem heutigen Deutschland nicht das Geringste vorzuwerfen; es hat uns gegenüber mit vollkommener Korrektheit gehandelt und alles getan, was ihm möglich war, um die Schärfe der wirtschaftlichen Krise zu mildern, die uns bedrohte. ... In der ganzen neueren Geschichte und seit die Erinnerung an den Schwabenkrieg verblaßt ist, haben wir gewiß keinen Grund gehabt, uns über Deutschland zu beklagen. ... Wer wird auf dem Gebiete des geistigen Lebens je das Maß der Dankbarkeit abschätzen können, die wir dem Lande Kants, Goethes und Beethovens schulden! Und das sage ich als romanischer Schweizer." — „Die Aufgabe der Schweiz aber ist es, schon während des Krieges durch Werke der Menschenliebe dem Frieden die Wege zu bahnen."

Auch Paul Wernle, der bekannte Basler Theologe, hat in seiner kleinen Schrift: „Gedanken eines Deutsch-Schweizers" (zuerst in den „Basler Nachrichten", dann bei Rascher & Co., Zürich) schöne, schlichte Worte für Deutschland gefunden. Zwar bedauert auch er die Verletzung der belgischen Neutralität und will sie nicht verteidigen; „aber das dürfen wir sagen: einigermaßen verstehen, nach dem Grundsatz der Billigkeit verstehen, das können wir allerdings." „Wir verstehen unter Billigkeit, daß man dem andern nicht zur unverzeihlichen Schuld anrechnet, wofür man für sich selbst, wenn man in der gleichen Lage stünde, sicher Entschuldigung beanspruchen würde." „Beklagenswert im höchsten Fall bleibt es auch für uns, dieser Neutralitätsbruch hat unsern deutschen Sympathien einen harten Stoß gegeben. Aber wo sie vorher echt und tiefer waren, sind sie dadurch nicht weggeweht." Wernle betont dann aber: „So stark beim Einzelnen seine Sympathien mit dem deutschen stammesverwandten Nachbarvolk sein mögen, daß wir nun einmal Schweizer sind und bleiben wollen, ist uns immer die erste Selbstverständlichkeit." Von einem Abrücken von Deutschland, wie es Spitteler befürwortete, will Wernle dagegen nichts wissen: „Wir würden selbst verzichten auf einen guten Teil der Größe unserer Zeit, wenn wir gerade jetzt abrücken wollten von unsern deutschen Freunden, da die allerfurchtbarste Not und Gefahr über sie gekommen ist und es für sie hieß, siegen oder sterben für des Vaterlandes Erhaltung und Ehre."

Im Kanton Tessin, dem „Garten an der Sonnenseite", sind nur wenige zum Kriege stellungnehmende Schriften erschienen. Außer einem feinen, jedoch ganz allgemein gehaltenen Büchlein: „Blätter unter der Asche in Tagen lodernder Flammen" von Francesco Chiesa, dem Tessiner Dichter (übersetzt bei Orell-Füßli, Zürich), ist die Schrift: „Die Tessiner Frage" des in Tessin lebenden Deutschschweizers Hermann Aellen zu nennen. Den eindringlichsten Beweis aber seiner aufrichtigen, gut schweizerischen Gesinnung hat das Tessiner Volk durch die unerwartet herzliche, freundeidgenössische Aufnahme

erbracht, die es den deutschschweizerischen Truppen bereitete. Auch einige Stellen aus der mit großer Begeisterung aufgenommenen Rede, die Bundespräsident Motta am 1. August 1915 in Bellinzona hielt, mögen von der Gesinnung der Tessiner Zeugnis ablegen: „Der Tessin ohne die Schweiz müßte aus Rang und Art fallen, die Schweiz ohne den Tessin sähe ihr ureigenes Staatsideal verkümmert." ... „Unsern Gruß voll Hochachtung und menschlicher Teilnahme all den Helden, die für ihr Vaterland sterben, zu Land und zu Wasser, in Belgien, in Polen, in Flandern, am Isonzo, gegen Sonnenaufgang und gegen Sonnenuntergang! Dir aber, schweizerisches Vaterland, das du uns bis zur Stunde die unschätzbare Wohltat des Friedens bewahrt hast, dir geloben wir, daß wir von heute an, wenn wir die Richtlinien für unsere Meinung suchen, vor allem andern an dich denken werden, und daß wir, aus Liebe zu dir, eingedenk des Rates von Bruder Klaus, nie die Sache anderer zur unsern machen wollen, wenn sie nicht mit deiner Sache in Einklang steht."

Von der Regierung der Eidgenossenschaft

Die wirtschaftlichen und finanzpolitischen Maßnahmen der Regierung der Eidgenossenschaft sind in dem Kapitel „Der Einfluß des Kriegs auf die Wirtschaft der Schweiz" S. 303 f. zusammengefaßt.

Am 31. Juli 1914 beschloß der schweizerische Bundesrat, die Bundesversammlung, Nationalrat und Ständerat, auf den 3. August zu einer außerordentlichen Tagung telegraphisch einzuladen, auf der die eidgenössischen Räte dem Bundesrate unbeschränkte Vollmacht zur Vornahme aller Maßnahmen, die für die Behauptung der Sicherheit, Integrität und Neutralität der Schweiz erforderlich werden, erteilten. Dann schritt die vereinigte Bundesversammlung zur Wahl des Generals. Ernannt wurde Herr Oberstkorpskommandant Ulrich Wille, geboren 1848 in Meilen bei Zürich als Bürger von La Sagne im Kanton Neuenburg (vgl. I, S. 60). In ihm besitzt das schweizerische Heer einen Organisator ersten Ranges. Chef des Generalstabes ist Oberstkorpskommandant Theophil Sprecher von Bernegg, Generaladjutant Herr Oberstdivisionar Brügger. Nach der feierlichen Beeidigung des Generals wurde die Tagung geschlossen.

Eine Folge der erteilten Vollmachten war die Einführung einer organisierten Preßzensur durch den Bundesrat. Diese Maßnahme läßt sich gewiß mit dem modernen Begriff einer Demokratie schwer vereinigen, ist aber unter derart außerordentlichen Verhältnissen durchaus begründet.

Nachdem die Wahlen für die Bundesversammlung in allen Wahlbezirken fast kampflos verlaufen waren, tagten Nationalrat und Ständerat vom 7. bis 23. Dezember 1914 zum zweiten Male während der Kriegszeit. In der Sitzung am 17. Dezember hat die vereinigte Bundesversammlung die sieben Mitglieder des Bundesrates, die Bundesräte Müller, Forrer, Hoffmann, Schultheß, Motta, Decoppet und Calonder in ehrenvoller Weise für die neue dreijährige Amtsdauer wiedergewählt.

Zum Bundespräsidenten für 1915 rückte Dr. Josef Motta vor. Mit ihm kam zum erstenmal ein Schweizer italienischer Zunge an die Spitze der Eidgenossenschaft, aus diesem Grunde wurde seine Wahl in seinem Heimatkanton Tessin begeistert begrüßt. Der zurücktretende Präsident des Jahres 1914, Bundesrat Hoffmann, behielt das politische Departement.

Dr. jur. Giuseppe Motta wurde, nach dem Berner „Bund", am 29. Dezember 1871 in Airolo geboren. Er studierte Jurisprudenz in Freiburg, München und Heidelberg, wo er 1893 zum Doktor promovierte. Nachdem er sich in seiner Heimatgemeinde als Rechtsanwalt niedergelassen hatte, wurde er noch im selben Jahre in den Großen Rat des Kantons Tessin gewählt, dem er bis zu seinem Eintritt in den Bundesrat ununterbrochen angehörte. 1901 übertrug ihm die katholisch-konservative

Partei des Kantons die Ehrenstelle eines Parteichefs. Im Jahre 1899 erfolgte seine Wahl in den Nationalrat, und am 14. Dezember 1911 berief ihn die Bundesversammlung an Stelle des verstorbenen Bundesrats Schobinger in die oberste Landesbehörde, wo er das Finanz- und Zolldepartement übernahm, dem er seither ununterbrochen vorstand. Die Führung dieses Departements behielt Motta, gestützt auf das am 1. Januar 1915 in Kraft getretene Gesetz über die Organisation der Bundesverwaltung, auch als Bundespräsident bei. „Motta kennt und schätzt deutsches Wesen, spricht neben Deutsch perfekt Französisch und ist vor allem ein echter Sohn seiner südlichen Heimat; so tritt an die Spitze unseres dreisprachigen Staates ein Magistrat, der diesen Staat sozusagen verkörpert, indem er die Eigenschaften der drei Stämme in sich vereinigt." (Die Schweiz, I, 1915.)

Die Schiedsverträge mit Großbritannien und Italien, die während des Jahres 1914 abgelaufen waren, wurden auf weitere fünf Jahre erneuert. Diese Verträge finden nur auf solche Streitfälle Anwendung, die nicht die Lebensinteressen, die Unabhängigkeit und die Ehre der vertragschließenden Staaten berühren.

Vom 6. bis 15. April 1915 trat die Bundesversammlung zur dritten Kriegstagung zusammen. Es kamen vor allem die Fragen des Tabakmonopols und der Kriegssteuer zur Sprache. Die Vorlage über die Kriegssteuer wurde vom Nationalrat und Ständerat einstimmig genehmigt (vgl. S. 307).

In der Junitagung, 7. bis 19. Juni 1915, sprach Herr Bundesrat Hoffmann in einer eindrucksvollen Rede, worin er vor allem die Schwierigkeiten der Zufuhr beleuchtete, über die Stellung der Schweiz zu den kriegführenden Mächten. Einige Mißgriffe der Zensurbehörden veranlaßten die sogenannte Zensurdebatte im Nationalrat, in der Bundesrat Hoffmann betonte, daß in so außergewöhnlichen Zeiten das Staatswohl eine Einschränkung der Preßfreiheit gebieterisch verlange. Bemerkenswert war auch die Anregung von Ständerat Dr. Wettstein betreffend die staatsbürgerliche, nationale Erziehung der schweizerischen Jugend.

Beim Ausbruche des italienischen Krieges hat der Bundesrat auf Ersuchen der kaiserlich deutschen Regierung und der königlich italienischen Regierung die Wahrung der deutschen Interessen in Italien und der italienischen Interessen in Deutschland übernommen.

Bei den schweizerischen Gesandtschaften traten einige Veränderungen ein. Am bemerkenswertesten ist wohl der Wechsel des „außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers der Eidgenossenschaft beim Königreich Italien", der durch den Tod des bisherigen Ministers, Herrn Dr. J. B. Pioda, bedingt wurde. An seine Stelle ernannte der Bundesrat Dr. Alfred von Planta in Reichenau (Graubünden). Mit ihm kam einer der tüchtigsten Politiker der Eidgenossenschaft auf diesen außerordentlich bedeutsamen Posten. Planta war für 1913/14 Nationalratspräsident und ist außerdem Präsident des Verwaltungsrates der Rhätischen Bahnen. Wichtig ist auch die Errichtung einer diplomatischen Vertretung Schwedens in der Schweiz. Der erste schwedische Gesandte bei der Eidgenossenschaft ist Graf Ehrenwaerd.

Die Landesverteidigung

Von der schweizerischen Armee

Die Schweiz vermag, alles in allem, ein Heer von annähernd 300 000 Mann ins Feld zu stellen. Die Militärorganisation von 1907, im wesentlichen das Werk Ulrich Willes, bewirkte eine Umwälzung im Heerwesen der Eidgenossenschaft. Mit ihr ist ein strafferer, kriegstüchtiger Geist eingekehrt; die Einteilung hat sich wesentlich geändert. Vor allem ist die Heeresverwaltung von den Kantonen mehr auf den Bund übergegangen.

Die Schweiz besitzt die allgemeine Wehrpflicht, die mit dem 20. Altersjahr beginnt und bis zum 48. für die Mannschaften, bis zum 52. für Offiziere dauert. Im

Auszug dienen die Männer von 20 bis 32, in der Landwehr diejenigen von 33 bis 40, und im Landsturm solche von 41 bis 48 Jahren. Während der ganzen Dauer der Wehrpflicht behält der Wehrmann seine vollständige, persönliche Ausrüstung, was eine sehr schnelle Durchführung der Mobilisierung ermöglicht.

Das Heer der Eidgenossenschaft besteht aus drei Armeekorps, ein solches Korps aus je zwei Divisionen und jede Division aus drei Infanteriebrigaden und einer Artilleriebrigade. Einen General besitzt das schweizerische Heer in Friedenszeiten nicht, dieser wird erst ernannt, wenn außerordentliche Umstände seine Wahl erfordern.

Trotz der Neutralitätsgarantien aller Nachbarstaaten ordnete der Bundesrat am 30. Juli 1914 die Mobilmachung des Landsturms für die erste Grenzbewachung auf den 1. August 1914 an und stellte die gesamte schweizerische Armee auf Pikett. Am 31. Juli 1914 wurde die Mobilmachung des ganzen Heeres auf den 3. August 1914 verfügt.

Mit feierlichem Ernst schwuren die Truppen, dem Vaterlande die Treue zu halten bis in den Tod, und ruhig, ohne lärmende Begeisterung, aber mit dem ehernen Willen, das Vaterland bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, marschierten die Bataillone an die Grenzen. Noch wußte niemand, was Italien im Schilde führte, gehörte es doch nicht zu den Garantiemächten von 1815, noch war es ungewiß, ob der Krieg, der Europa verheerte, an den Grenzen der Schweiz Halt machen würde. In fieberhafter Eile wurden der ganzen Grenze entlang starke Feldbefestigungen erbaut, die im Laufe der Grenzbesetzung fortgesetzt verbessert und verstärkt wurden. Ebenso sind die zunächst in der Eile aus Laub und Moos erstellten Unterkunftshütten in der Folge durch wohnlichere, heizbare Lehmbauten ersetzt worden. Für das Rote Kreuz, das die Truppen mit der nötigen Wäsche versorgt, liefen aus allen Teilen des Landes reiche Gaben ein. An barem Geld war bis Ende 1914 die Summe von annähernd 850000 Franken eingegangen. Auch der Bundesrat erhält fortwährend Geldgaben als Beitrag zu den Kosten der Grenzbesetzung; Schweizer in Südamerika sandten zu dem Zwecke 100000 Franken.

Die lange Zeit unter den Waffen verstrich nicht ungenützt. Verschiedene große Manöver wurden sowohl im Herbst 1914 als im Frühling und Sommer 1915, teilweise unter Leitung des Generalstabchefs Sprecher von Bernegg abgehalten. Aber auch als Straßen- und Brückenbauer waren die Truppen tätig; so haben, um ein Beispiel zu geben, Soldaten die schwierige Arbeit der Korrektion der Pierre-Pertuis-Straße im Jura ausgeführt.

Der G e s u n d h e i t s z u s t a n d der Truppen war bisher durchaus befriedigend; dagegen wurde die Armee von einigen schweren U n g l ü c k s f ä l l e n heimgesucht. Zwei Fliegerabstürze, am 4. und 24. Juni 1915, beraubten das Heer um drei der tüchtigsten Militäraviatiker.

Als die Schlacht in Frankreich zum Stehen gekommen war und infolgedessen Grenzverletzungen weniger zu befürchten, zudem die Grenzbefestigungen genügend gesichert schienen, konnte Anfang Dezember 1914 etwa die Hälfte des Heeres abgelöst werden.

Eine Reihe von Vereinen, die sich alle das geistige und körperliche Wohl der Truppen zum Ziele gesetzt haben, wurde gegründet. Der „Schweizerische Verband Soldatenwohl" sorgte für S o l d a t e n s t u b e n, wo die Mannschaften neben Lektüre auch warme, alkoholfreie Getränke erhalten können. Dort können sie ihre freien Abendstunden verbringen, ohne zum Wirtshausbesuch gezwungen zu sein. Im August 1915 waren rund 100 solche Soldatenstuben im Betrieb. Dem gleichen Verband ist auch die treffliche „Schweizerische Soldatenbibliothek" zu verdanken.

Für die „geistige Gesundheit" der Armee hat die Armeeleitung außerdem unter Mitwirkung der „Neuen Helvetischen Gesellschaft" die O r g a n i s a t i o n von Vorträgen



Phot. Ph. & E. Linck, Zürich

Ulrich Wille
General der Schweizerischen Armee



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein Drahthindernis der schweizerischen Grenzbefestigung mit Wachtkommando



Phot. F. Fuß, Bern

Theophil Sprecher v. Bernegg
Oberstkorpskommandant und Generalstabschef
der Schweizerischen Armee



Phot. Berliner Illustrations Gesellschaft, Berlin

Schweizerische Truppen an der Grenze beim Straßenbau

an die Hand genommen, damit „den Mannschaften eine geistige Nahrung geboten wird, die geeignet ist, auf patriotischer Grundlage der bürgerlichen und militärischen Weiterbildung zu dienen und die moralische Kriegstüchtigkeit der Truppen zu fördern." Auch einige Soldatenzeitschriften sorgen für geistige Nahrung.

Die Feldpost beförderte im ersten Mobilisationsjahr 42 703 000 Briefe und Karten, 25 992 000 Pakete, 3 960 000 Zeitungen und 682 000 Geldsendungen.

Nachdem anfangs März 1915 die 2. und 4. Division die sieben bis siebeneinhalb Monate im Dienst gestandenen Truppen der 1., 3. und 5. Division abgelöst hatten, beschloß der Bundesrat auf Ersuchen des Generals und auf Antrag des Militärdepartements am 30. April 1915 auch die 6. Division, die Ende November gleichzeitig mit den Divisionen 2 und 4 entlassen worden war, auf den 10. Mai 1915 als Armeereserve aufs neue aufzubieten. Auf Mitte Juni wurde dann die 1. und 3. Division zur Ablösung der 2. und 4. wieder einberufen. Die Ablösungen gestalten sich nun so, daß jede Truppe ungefähr nach einem Vierteljahr Grenzbesetzungsdienst durch eine andere ersetzt wird.

Bei der Inspektion der heimkehrenden Truppen wurden dem General allerorten, besonders in den welschen Städten, Ovationen dargebracht.

Vom Grenzschutz

Gegen Schmuggel und Spionage wird an allen schweizerischen Grenzen aufs schärfste vorgegangen. Großes Aufsehen erregte ein Spionagefall, der Ende Oktober 1914 bekannt wurde. Es bestand schon seit längerer Zeit der Verdacht, daß in Basel ein von französischen Beamten geleitetes Spionagebureau arbeite, das die Stellungen der deutschen Truppen nach Belfort berichte. Die Basler Polizei hat dann auf genaue Nachforschungen hin einige Verhaftungen in Basel und in Bonfol an der französischen Grenze vorgenommen. Das hat französische Zeitungen zu der Behauptung veranlaßt, die Basler Polizei lasse eine Einmischung der deutschen Polizei bezüglich der Ueberwachung der Fremden nur allzu gerne zu, worauf sich Bundesrat Hoffmann, der Vorsteher der politischen Departements, in einer Unterredung mit dem Vertreter des „Petit Parisien" zu folgender Erklärung veranlaßt sah: „Ich bitte Sie, auf das formellste zu erklären, daß die Schweizer wie die Basler Regierung niemals die geringste Teilnahme der deutschen Polizei ertragen wird. Das gleiche erkläre ich auch bezüglich der französischen Polizei!"

Größere Grenzzwischenfälle von ernsterer Bedeutung haben sich nicht ereignet. Wenige Soldaten aus den kämpfenden Heeren sind über die Schweizergrenze geraten, wo sie dann sogleich entwaffnet wurden und bis zum Ende des Krieges interniert bleiben. Bei einem heftigen Artilleriekampf im Sundgau fielen auch einige Schrapnells auf Schweizerboden, wo sie, ohne Schaden anzurichten, explodierten.

Anfangs Februar 1915 überflog ein deutsches Flugzeug bei Beurnevsin Schweizergebiet und wurde von schweizerischen Truppen beschossen. Der Zwischenfall wurde dadurch auf vollkommen befriedigende Weise erledigt, daß die deutsche Reichsregierung dem Bundesrat ihr lebhaftes Bedauern ausdrückte und mitteilte, daß der betreffende Flieger bestraft worden sei. In den ersten Tagen des April 1915 ging bei Pruntrut ein verirrtes französisches Flugzeug nieder; der Apparat wurde beschlagnahmt und die beiden Insassen interniert. Dasselbe geschah mit einem Flieger, der anfangs August 1915 bei Payerne landete.

Anfangs August 1915 flüchtete der französische Flieger Gilbert, der in Andermatt interniert war, nach Paris. Da diese Tat einem Bruch seines Ehrenwortes gleichkam, veranlaßte ihn die französische Regierung, sofort nach der Schweiz zurückzukehren und sich den Militärbehörden zu stellen. Gilbert wurde darauf unter schärferer Aufsicht wieder interniert.

Etwas mehr Staub aufgewirbelt hat eine Grenzverletzung durch englische Flieger (vgl. III, S. 185 f.). Am 21. November 1914 überflogen einige englische, vielleicht auch französische Luftfahrzeuge, von Frankreich herkommend, schweizerisches Gebiet. Sie griffen hierauf in Friedrichshafen die Zeppelinwerft an. Angesichts dieser offenbaren Verletzung der schweizerischen Neutralität beauftragte der Bundesrat die schweizerischen Gesandten in London und Bordeaux, bei der britischen und bei der französischen Regierung energisch zu protestieren und für die Verletzung der schweizerischen Neutralität Genugtuung zu verlangen. Die betreffenden Regierungen ordneten strenge Untersuchung des Falles an.

Der französische Botschafter hat dann im Namen des französischen Ministers des Aeußeren die Erklärung abgegeben, die französische Regierung lege mehr denn je Gewicht auf die schweizerische Neutralität, sie wolle, daß diese durch ihre Truppen beobachtet werde, einerlei, ob es sich um das Gebiet der Eidgenossenschaft oder um den darüber liegenden Luftraum handle. Der Vorfall selbst, insofern er erwiesen sei, werde aufrichtig bedauert und könne gewiß nur einer Unachtsamkeit zugeschrieben werden.

Die britische Regierung hat am 6. Dezember 1914 durch ihren Gesandten dem Bundesrat eine Note überreichen lassen, in der sie erklärt, die Flieger, die am Angriff auf die Zeppelinwerft teilnahmen, hätten die bestimmte Weisung gehabt, schweizerisches Gebiet nicht zu überfliegen; wenn sie es dennoch getan hätten, so sei das auf Unachtsamkeit und auf die Schwierigkeiten zurückzuführen, in großer Höhe die wirkliche Lage eines Luftschiffes festzustellen. Auf Grund der ihr von schweizerischer Seite unterbreiteten Beweise für das Ueberfliegen schweizerischen Gebietes halte die britische Regierung darauf, dem Bundesrat zu versichern, daß dies entgegen ihren Absichten geschehen sei und spreche ihm ihr lebhaftes Bedauern aus. Die britische Regierung wünscht jedoch im Anschlusse daran festzustellen, daß aus den ihren Fliegern erteilten Instruktionen und aus dem dem Bundesrate wegen ihrer Nichtbeachtung ausgesprochenen Bedauern keine allgemeinen Schlüsse auf ihre Anerkennung eines nicht unbestritten geltenden völkerrechtlichen Grundsatzes betreffend die Gebietshoheit über dem Luftraum gezogen werden können.

Der Bundesrat hat den beiden Regierungen für ihre Erklärung gedankt und die Gelegenheit benutzt, der britischen Regierung neuerdings mitzuteilen, daß mit Rücksicht darauf, daß keine völkerrechtliche Beschränkung der Gebietshoheit über dem Luftraum bestehe, er die letztere in vollem Umfange geltend machen müsse und schon bei Anlaß der Mobilisation der Truppen entsprechende Weisungen zu deren Schutze erlassen habe. Damit war der Zwischenfall erledigt.

Falsche Gerüchte

Das Gerücht, das wiederholt in Frankreich und Italien auftauchte, daß die Schweiz einen Teil des gelieferten Getreides auf Grund eines „Geheimvertrags" an Deutschland abtrete, konnte allein durch den Hinweis darauf widerlegt werden, daß die Schweiz nicht einmal genügend Zufuhr für ihren eigenen Bedarf erlangen kann, geschweige denn noch etwas abzugeben vermöchte. Sonderbare Nachrichten, an denen ebenfalls kein wahres Wort ist, wurden in Deutschland über die welsche Schweiz verbreitet. So z. B., in Genf würden Eiserne Kreuze hergestellt, die jedermann für 50 Rappen kaufen könne. Eine daraufhin angestrengte polizeiliche Untersuchung ergab die völlige Haltlosigkeit dieser Meldung. Ebenso ungerechtfertigt ist die Anklage einzelner deutscher Zeitungen, daß westschweizerische Blätter in französischem Solde stünden. Das Märchen von einem österreichisch-schweizerischen Bündnisvertrag schließlich, das in den ersten Kriegsmonaten in Italien immer wieder auftauchte, ist durch die untadelhafte Haltung der Schweiz beim Ausbruch des italienischen Krieges gegenstandslos geworden.

Auch die anläßlich des englischen Fliegerangriffs auf Friedrichshafen aufgetauchte Behauptung, der britische Gesandte in Bern, Grant Duff habe bei einem Besuch in Romanshorn persönlich Untersuchungen über die Möglichkeit eines Fliegerangriffs auf Friedrichshafen angestellt, beruhte auf grundlosen Gerüchten und veranlaßte den Bundesrat zu der folgenden offiziellen Erklärung: „Es ist richtig, daß anfangs November 1914 der englische Gesandte eine Autofahrt in die schweizerische Rhein- und Bodenseegegend unternommen und sich in Romanshorn aufgehalten hat, wo er mit Erlaubnis des dortigen katholischen Pfarrers den Kirchturm bestieg. Es ist festgestellt: 1. daß an dem betreffenden Tage nebliges Wetter herrschte, und Friedrichshafen und das deutsche Bodenseeufer wenigstens mit bloßem Auge nicht sichtbar waren; 2. daß keiner der drei, an dem späteren Fluge beteiligten Aviatiker den Gesandten begleitet hat."

Eine nicht minder phantastische Geschichte die von vielen Zeitungen kommentiert wurde, nötigte den schweizerischen Bundesrat am 11. Dezember 1914 zu einem weiteren amtlichen Dementi das lautete: „Die von der „Frankfurter Zeitung" vom 10. Dezember, 2. Morgenblatt, aufgestellten Behauptungen über ein englisches Attentat auf die Neutralität der Schweiz sind von Anfang bis zu Ende erfunden. Weder hat der englische Gesandte das Begehren gestellt, daß die radio-telegraphischen Installationen auf dem Gotthard für die Dauer des Krieges zu Kriegszwecken zur Verfügung gestellt werden, noch hat hierüber irgend eine Besprechung zwischen dem englischen Gesandten und einem Mitgliede des Bundesrates stattgefunden. Infolgedessen erübrigen sich alle weiteren an diese Mitteilungen geknüpften Behauptungen über Zwischenfälle mit dem britischen Minister und Begehren der schweizerischen Regierung betreffend dessen Abberufung. Auch die im Abendblatt vom 9. Dezember 1914 der gleichen Zeitung gebrachte Darstellung eines scharfen Zusammentreffens zwischen dem englischen Gesandten und dem Bundespräsidenten entbehrt jeder Begründung."

Französische Zeitungen machten der Schweiz den Vorwurf, daß sie Reichsdeutsche und Oesterreicher viel zu leicht einbürgere, so, daß Deutsche, die bei Kriegsausbruch aus Frankreich fortreisen mußten, in der Folge als Schweizerbürger zurückgekommen seien. Wer die sehr strengen schweizerischen Einbürgerungsgesetze kennt, weiß, daß solche Vorkommnisse ein Ding der Unmöglichkeit wären; zudem machen die Behörden während der Kriegszeit bei Einbürgerungsgesuchen außerordentliche Schwierigkeiten, in der Erwägung, daß Leute, die ihr Vaterland in Zeiten der Not verleugnen wollen, auch schlechte Bürger ihrer neuen Heimat sein würden. Trotz allem hatten diese grundlosen Verdächtigungen eine zeitlang außerordentliche Paßschwierigkeiten von Seiten Frankreichs zur Folge.

Der Einfluß des Krieges auf die Wirtschaft der Schweiz

Die Panik

„Als der Krieg unter den Großmächten unvermeidlich geworden war, mußte leider ein Großteil unserer sonst so ruhigen und besonnenen Bevölkerung nicht die notwendige Kaltblütigkeit zu bewahren. Es brach stellenweise eine wahre Panik aus. Die Banken und Kassen wurden von den Spareinlegern förmlich belagert und unzählige Guthaben sind von einem Tage zum andern zurückgezogen worden. Erst allmählich, als es sich zeigte, daß höchstwahrscheinlich unser Land nicht in den Strudel der kriegerischen Ereignisse werde hineingezogen werden, beruhigten sich die Gemüter einigermaßen." Mit diesen Worten schilderte der Bundesrat in seinem Bericht vom 1. Dezember 1914 die

unschönen Handlungen der Selbstsucht, deren sich ein Teil der Schweizerbürger schuldig gemacht hat. Die Nationalbank schätzte die Summe der Rückzüge bei den schweizerischen Banken einzig am 29. Juli 1914 auf mehr als 20 Millionen Franken.

Die Kriegsfurcht hatte auch einen Sturm auf die Lebensmittelläden im Gefolge: Teigwaren, Reis, Hafergrütze, Gries, Gemüse usw. wurden zentnerweise von den Leuten aufgekauft und nach Hause geschleppt. Die Behörden sahen sich veranlaßt, durch Aufrufe die Erregung einzudämmen. Da sich unter solchen Verhältnissen der Wucher entwickelte, wurden von den Regierungen rasch gründliche Maßnahmen gegen das ganze törichte Treiben ergriffen. Schon 10. August 1914 stellte der Bundesrat den Wucher mit Nahrungsmitteln und andern unentbehrlichen Gebrauchsgegenständen unter Strafandrohung: Gefängnis und Buße bis zu 10000 Franken.

Die wirtschaftliche Rüstung beim Kriegsausbruch

Die schweizerische Nationalbank, die 1905 gegründete zentrale Geld- und Notenbank der Eidgenossenschaft, verfügte vor Beginn des Krieges über eine Gold- und Silberreserve von über 200 Millionen Franken, was einer Deckung für den Notenumlauf von 600 Millionen Franken gleichkommt. Das Gesetz verlangt, daß der Wert der ausgegebenen Noten durch 40% Metall und 60% leicht verkäuflicher Wertpapiere gedeckt sei. Der damalige Notenumlauf betrug nur 300 Millionen, hätte infolgedessen im Bedarfsfalle auf das Doppelte gesteigert werden können.

Dem Bundesrat stand zur Bestreitung der Kosten des Heeresaufgebotes am 31. Juli 1914 hauptsächlich die Barreserve an Gold- und Silbermünzen von 10 bzw. 15 Millionen Franken zur Verfügung. Zu diesen 15 Millionen Franken kamen, obschon nicht zu diesem Zweck bestimmt, 18,05 Millionen Franken Restbetrag der Anleihe von 1913, 8,75 Millionen Franken Barvorrat und 93 353 Franken Postscheckguthaben. Alles in allem waren daher 41 894 918 Franken verfügbar.

Der durchschnittliche jährliche Getreideverbrauch betrug auf den Kopf der schweizerischen Bevölkerung 170 Kilo, die inländische Ernte bestritt 27 Kilo, so daß das Ausland 143 Kilo liefern mußte. Die Getreidelager waren bei Ausbruch des Krieges nicht sehr groß. Allein es war eine starke Kriegsreserve vorhanden, zudem stand die Ernte noch bei den Landwirten. Alle Bestände zusammengerechnet, hatte die Schweiz bei Kriegsausbruch einen Getreidevorrat, der für $3^1/_2$ Monate ausreichte.

Den Fleischbedarf deckte die Schweiz zu Dreivierteln im eigenen Lande. Seit Kriegsausbruch bestreitet sie bei einigen Einschränkungen den Verbrauch fast gänzlich aus dem Inlande.

Eine große Lebensmittelreserve für die Eidgenossenschaft besteht in der Milch und ihren Produkten, hauptsächlich im Käse.

Im Gesamten deckt die inländische Landwirtschaft rund 60% des Lebensmittelbedarfes: in Friedenszeiten führte sie noch für 100 bis 120 Millionen Franken landwirtschaftliche Erzeugnisse aus.

Maßnahmen des Bundesrates

Da anfänglich beinahe alles Metallgeld aus dem Verkehr verschwunden war, machte sich der Mangel an kleinen Zahlungsmitteln in einem Umfange bemerkbar, daß zum Beispiel mit den großen Noten ein paar Tage lang nichts anzufangen war. Um diese Uebelstände zu beseitigen und den Metallbestand der Banken zu schützen, ermächtigte der Bundesrat die Nationalbank zur Ausgabe der noch in Friedenszeiten vorbereiteten kleinen Banknoten im Werte von 5, 20 und 40 Franken und übergab ihr außerdem für 30 Millionen Franken Bundeskassenscheine in Abschnitten von 5, 10 und 20 Franken.

Alle diese Noten haben die gesetzliche Deckung. Am 30. Juli 1914 wurde den Noten der Nationalbank der gesetzliche Kurs verliehen. Die Nationalbank wurde nur der Verpflichtung enthoben, die Noten gegen Metallgeld einzulösen; dagegen blieben die Bestimmungen des Bankgesetzes betreffend die Notendeckung unberührt.

Am 9. September 1914 wurde die „Darlehenskasse der schweizerischen Eidgenossenschaft" gegründet. Sie bezweckt die Erteilung kurzfristiger Darlehen gegen Hinterlegung von Wertschriften, haltbaren Rohstoffen, Halb- und Ganzfabrikaten. Die Kasse ist ein Staatsinstitut des Bundes und wird von der schweizerischen Nationalbank verwaltet. Ihre Betriebsmittel bestehen in Darlehenskassenscheinen zu 25 Franken; sie haben gesetzlichen Kurs und müssen nicht in Metallgeld oder Banknoten eingelöst werden. In dem Zeitraum vom 21. September 1914 bis 30. Juni 1915 wurden 48,9 Millionen Franken Darlehenskassenscheine in Umlauf gesetzt.

Am 5. August 1914 ordnete der Bundesrat einen Rechtsstillstand bis zum 31. August 1914 an, der dann bis zum 30. September 1914 verlängert wurde. Der Rechtsstillstand schob die Fälligkeit einer Schuld nicht hinaus, bei Nichtbezahlung traten alle Folgen des Verzuges ein mit der Ausnahme, daß während seiner Dauer keine Betreibungshandlungen vorgenommen werden durften. Für die Wehrmänner im Felde dauert der Rechtsstillstand, solange sie unter den Waffen stehen. Da der allgemeine Rechtsstillstand auf den gesamten Geldverkehr des Landes lähmend wirkte, wurde er mit dem 1. Oktober 1914 aufgehoben und durch einige Milderungen in den Vorschriften über Betreibung und Pfandverwertung ersetzt. Schon im Oktober 1914 verlief der private Zahlungsverkehr fast überall wieder normal.

Seit dem 25. Juni 1915 konnten schweizerische Gläubiger ihre vermögensrechtlichen Ansprüche an ihre in Deutschland wohnhaften Schuldner infolge eines Dekretes der deutschen Regierung wieder geltend machen. Deshalb sah sich der schweizerische Bundesrat veranlaßt, seinerseits die am 4. Dezember 1914 ergriffene Gegenmaßnahme ungültig zu erklären, der zufolge die Schuldner in der Schweiz sich der Belangung durch ihre in Deutschland wohnhaften Gläubiger widersetzen konnten.

Ueber die Getreideversorgung der Schweiz hatte sich der Bundesrat schon vor dem Kriege mit den Regierungen Deutschlands und Frankreichs verständigt. Mit Frankreich hatte der Bundesrat bereits im Frühling 1913 vereinbart, daß der Schweiz im Falle eines Kriegsausbruchs von einem bestimmten Zeitpunkt nach Beginn der Mobilmachung freie Zufuhr von Getreide aus zwei französischen Häfen des atlantischen Ozeans nach Genf mittels der Frankreich zur Verfügung stehenden Transportmittel zugesichert wurde.

Von Deutschland erhielt der Bundesrat die Zusicherung, daß dieses im Kriegsfall darauf verzichten wolle, auf die in Deutschland lagernden Getreidevorräte für die Schweiz die Hand zu legen; daß es vielmehr Sendungen von Kohlen und Getreide, die für den Schweizer Staat bestimmt seien, keine Hindernisse in den Weg legen werde, sondern sie mit eigenen oder schweizerischen Transportmitteln zu befördern bereit sei.

Durch freundschaftliche Verständigung mit der italienischen Regierung war es gelungen, den Transit über Genua zu erhalten.

Gleich zu Beginn des Krieges, Anfang September 1914, hat dann der Bundesrat, um Preissteigerungen und Spekulationen zu verhindern, den Getreideverkauf in der Weise geregelt, daß das Getreide der Eidgenossenschaft je nach dem Bedürfnis der Landesgegenden an Mühlen, die das Getreide zu Handen der Konsumenten sofort vermahlen mußten, abgegeben wurde. Gleichzeitig wurde ein fester Preis für das Mehl bestimmt. So gelang es, zunächst den Bedarf des Landes frei von Störungen zu befriedigen.

Um die Vorräte zu schonen, erließ der Bundesrat Ende August 1915 die Verordnung an sämtliche Mühlen, daß nur noch eine Mehlsorte, das sogenannte Vollmehl, gemahlen

werden dürfe. Der Umstand, daß in den Verständigungen mit Deutschland, Frankreich und Italien die eingeräumten Erleichterungen nur dem für den schweizerischen Staat bestimmten Getreide eingeräumt worden sind, war ein ausreichender Grund, um die Getreideversorgung zur Bundessache zu machen. Der Bundesrat sah sich daher am 9. Januar 1915 veranlaßt, auf Grund der ihm am 3. August 1914 erteilten Generalvollmacht den Antrag des Militärdepartements über die Einführung des Monopols für Getreide und Futtermittel für die Dauer des Krieges anzunehmen. Der Ankauf zunächst der in Genua stationierten Sendungen, dann der im Einverständnis mit der französischen Regierung nach Marseille geleiteten Lieferungen wird vom Oberkriegskommissariat besorgt, dem auch der Wiederverkauf zusteht. Die Wiederausfuhr ist nicht gestattet.

Durch eine Reihe von Ausfuhrverboten, so für Käse, von dem höchstens die Hälfte des durchschnittlichen Jahresexportes ausgeführt werden darf, für frische Milch, für Groß- und Kleinvieh u. a. m. suchte der Bundesrat die Volksernährung zu sichern. Die Ausfuhr aller Waren, die als Kriegsmaterial eingeschätzt werden könnten, ist verboten.

Die Staatsrechnung

Die eidgenössische Staatskasse hat vom 31. Juli bis 31. Dezember 1914 147,8 Millionen Franken über die Einnahmen der Verwaltungsrechnung hinaus ausgegeben; hiervon sind u. a. 104,4 Millionen reine Mobilisationskosten, 21,4 Millionen Getreidebeschaffungskosten (von der Bruttoausgabe von 58,2 Millionen gingen 36,8 wieder ein), 10,9 Millionen für Armeeproviant. Zu diesen 147,8 Millionen kommen seit Neujahr 1915 monatlich 15 Millionen Grenzbefestigungskosten. Ende 1914 rechnete der Bundesrat infolge der kriegerischen Ereignisse mit einer Vermehrung der Staatsschuld von mindestens 300 Millionen Franken und mit einem Ausfall für 1915 von 40 Millionen Franken. An dem auf 23,4 Millionen bezifferten Defizit der normalen eidgenössischen Verwaltungsrechnung für 1914 (ungerechnet also die außerordentlichen, mit der Mobilisation der schweizerischen Armee zusammenhängenden Ausgaben) ist in der Hauptsache der Rückgang der Zölle schuld, die bekanntlich die Haupteinnahmequelle des Bundes bilden. Die Zolleinnahmen von 1914 stehen hinter denen von 1913 um mehr als 20 Millionen Franken zurück; sie betrugen gegen rund 85 Millionen Franken von 1913 nur 65 Millionen. Vom 1. Januar bis Ende Juli 1915 betrugen die Mindereinnahmen gegen das Vorjahr rund 13,1 Millionen Franken. Die Postverwaltung wies Ende 1914 einen Betriebsverlust von 6,1 Millionen Franken auf gegen den Reinertrag im Jahre 1913 von einer Million. Der Ausfall der ersten fünf Monate 1915 betrug gegen das Vorjahr rund 6 Millionen Franken. Die schweizerischen Bundesbahnen arbeiteten 1914 mit einem Betriebsverlust von 17,2 Millionen Franken, während sie 1913 einen Gewinn von mehr als 8 Millionen abgeworfen hatten. Zu Anfang des Jahres 1915 machte sich eine bedeutende Steigerung des Güterverkehrs bemerkbar. Vom 1. Januar bis Ende Juli 1915 wurden 120000 Gütertonnen mehr als im gleichen Zeitraum des Vorjahres befördert. Die Gesamteinnahmen der ersten sieben Monate von 1915 stehen gegenüber dem Vorjahre um 17 Millionen Franken zurück; der Ueberschuß der Betriebseinnahmen über die Ausgaben ist um 7,5 Millionen Franken geringer als im gleichen Zeitraum von 1913.

Beschaffung von Geldmitteln

Um den Fehlbetrag im schweizerischen Staatshaushalt zu decken, hat die Bundesversammlung im Dezember 1914 nach den Vorschlägen des Bundesrates als Maßnahmen zur sofortigen Vermehrung der Einnahmen eine Verdoppelung der Militärpflichtersatzsteuer, eine Verdoppelung der Einfuhrzölle auf Alkohol, eine Erhöhung der Preise für

Rückfahrkarten, von Posttaxen sowie der Telephonabonnements, die 6 Millionen Franken einbringen soll, und schließlich Ersparnisse im Bundeshaushalt, die 5 Millionen Franken einbringen werden, beschlossen. Nur die Erhöhung der Zeitungstransporttaxe wurde abgelehnt.

Im August 1914 ist die erste Mobilisationsanleihe im Betrag von 30 Millionen Franken zu 5 %, rückzahlbar auf Ende Februar 1917, ausgegeben worden, die rasch überzeichnet war; die zweite Mobilisationsanleihe von 50 Millionen Franken zu 5 %, unkündbar während fünf Jahren, die Ende Oktober 1914 zur Ausgabe gelangte, wurde in kürzester Zeit mehr als dreifach überzeichnet; die dritte Mobilisationsanleihe wurde anfangs Juli 1915 ausgeschrieben: 100 Millionen Franken, 4½ proz. Zinsfuß, auf zehn Jahre unkündbar. Die Zeichnungen erreichten die Höhe von 190,6 Millionen Franken. Außer diesen drei innern Anleihen ist Anfang März 1915 nach Vereinbarung mit dem Bankhaus Lee, Higginson and Co. in Boston in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Anleihe bis zur Höhe von 15 Millionen Dollars zum Zwecke der Deckung für Ankäufe von Getreide und anderen in Amerika bestellten oder noch zu bestellenden Materialien aufgelegt worden, die gleichfalls überraschend schnell gezeichnet war.

Am 14. April 1915 haben dann der Ständerat und der Nationalrat eine Vorlage über eine einmalige eidgenössische Kriegssteuer auf die Einnahmen über 2500 Franken und die Vermögen über 10 000 Franken zur teilweisen Deckung der Mobilisationskosten einstimmig angenommen. Die Steuer auf Vermögen und Erwerb ist progressiv ausgestaltet; der Steuersatz steigt beim Vermögen von 1 ‰ auf 15 ‰, beim Erwerb von ½ % auf 8 %, bedeutet demnach für die wohlhabenden Kreise der Schweiz ein größeres Opfer als das des Wehrbeitrags für die entsprechenden Kreise in Deutschland. Der Steuerbezug findet in zwei Raten statt, von denen die eine im zweiten Halbjahr 1916, die andere im zweiten Halbjahr 1917 erhoben wird. Ihr mutmaßlicher Gesamtertrag wird auf 80 bis 83,5 Millionen Franken geschätzt; davon soll ein Fünftel den Kantonen zufallen, die, ebenfalls infolge des Krieges, zu Steuererhöhungen und Anleihen ihre Zuflucht nehmen mußten.

Da der Bund kein verfassungsmäßiges Recht zur Erhebung von direkten Steuern besitzt, ist die Vorlage über die Kriegssteuer dem Schweizervolke von den eidgenössischen Räten in der Form vorgelegt worden, daß es über die Aufnahme eines bezüglichen Zusatzartikels in die Bundesverfassung entscheiden möge. Die Volksabstimmung erfolgte am 6. Juni 1915. Da die freisinnige, die katholisch-konservative, die liberal-konservative und die demokratische Partei die Annahme des Verfassungsartikels in einem gemeinsamen Aufruf warm befürworteten, und auch die sozialdemokratische Parteileitung die Annahme der Vorlage, die von 900 000 Steuerpflichtigen nur 390 000 direkt betrifft, empfahl, ergab der Volksentscheid eine überwältigende Mehrheit für die Kriegssteuer. 445 000 Ja standen nur 27 200 Nein gegenüber. „Die Geschichte der schweizerischen Demokratie weist kein Beispiel auf, in dem eine Vorlage der Regierung und des Parlaments mit so gewaltiger Mehrheit angenommen worden ist.“ Diese Zahlen zeugen, besser als alle Neutralitätserklärungen, für den unbeugsamen Willen des Schweizervolkes, seine Neutralität unter allen Umständen und unter großen Opfern aufrecht zu erhalten.

Aber die Kriegssteuer genügt selbstverständlich nicht, um die durch den Krieg aus dem Gleichgewicht gebrachten schweizerischen Bundesfinanzen zu sanieren. Da man für die ersten Jahre nach dem Krieg trotz der Kriegssteuer mit einem jährlichen Ausgaben-Ueberschuß von 30 bis 40 Millionen Franken zu rechnen hat, gilt es, noch andere einträgliche Finanzquellen zu erschließen. Als solche schlägt der Bundesrat in erster Linie die Tabakbesteuerung vor, sei es in der Form des Tabakmonopols oder derjenigen der Tabaksteuer.

Der schweizerische Geldmarkt

Die metallische Notendeckung der Nationalbank betrug bei Kriegsbeginn etwa 74%. Die in den letzten Julitagen 1914 einsetzenden Rückzüge der Bankeinlagen stellten große Anforderungen an den Edelmetallvorrat und verminderten die Emissionsfähigkeit der Bank um 47,5 Millionen Franken. Nach der letzten Juliwoche, in der das Verhältnis der Metalldeckung zur Notenzirkulation stark gesunken war, besserte es sich wieder beständig. Die abgehobenen Guthaben begannen schon Ende August 1914 wieder langsam zurückzufließen. Der Notenumlauf der Nationalbank belief sich am 31. Dezember 1914 auf 455 888 905 Franken (313 821 300 Franken Ende 1913) und die Metalldeckung auf 262 849 000 Franken (190 791 400 Franken Ende 1913). Im Februar 1915 war die Notendeckung nur noch um 8% geringer als im Vorjahre. Im August 1915 war die Notendeckung schon 77%, also um etwa 3% besser als vor Kriegsausbruch, die durch Barschaft nicht gedeckten Noten betrugen nur 89 Millionen gegen 221 im August 1914.

Beim Ausbruch des Krieges sah sich die Nationalbank gezwungen, den Diskontosatz von 3½% auf 6% und den Lombardzinsfuß von 4½ auf 7% zu erhöhen. Aber schon im September 1914 wurden die Sätze erniedrigt und seit Anfang des Jahres 1915 stand der Diskontosatz auf 4½ und der Lombardzinsfuß auf 5%. Die Schweiz hatte im Januar 1915 mit 4½% den niedrigsten Diskontosatz Europas, ein deutliches Zeichen der beruhigteren Beurteilung der politischen Lage.

Die Nationalbank hat in den so außerordentlich schweren Kriegstagen, wie der Bundesrat in einem Berichte anerkennt, die bei ihrer Gründung in sie gesetzten Hoffnungen in ganzem Umfange erfüllt. Sie war der Regulator des Geldmarktes und die festeste Stütze des Landeskredites. Ihr Reingewinn betrug für 1914 5,27 Millionen gegen 3,48 im Vorjahre, davon konnten 3,7 Millionen der eidgenössischen Staatskasse abgeliefert werden.

Im allgemeinen hatten die schweizerischen Banken, die in keiner Weise auf einen europäischen Krieg vorbereitet waren, beim Ausbruch des Krieges einen schweren Stand. Durch möglichst weitgehende Gewährung von Krediten zur Linderung der plötzlich hereinbrechenden wirtschaftlichen Not haben sie zu einem erheblichen Teil zur Aufrechterhaltung des schweizerischen Wirtschaftslebens beigetragen.

Die schweizerischen Börsen hatten in den ersten Kriegstagen ihre Tore geschlossen; in Genf allerdings war der Handel in Wertpapieren nie gänzlich unterbrochen und im Oktober 1914 erschien dort schon wieder ein Kursblatt. Ende Oktober 1914 wurde auch das Berner Börsenkursblatt wieder herausgegeben. Am 7. Januar 1915 ist dann die Basler Börse aufs neue eröffnet worden, aber an allen Plätzen — auch in Zürich — wurde nur in fest verzinslichen Werten gehandelt; Mitte Januar 1915 eröffnete Genf den offiziellen Aktienmarkt, und im Februar war in Zürich und Basel auch der Verkehr in Aktien regelmäßig und umfaßte eine größere Zahl von Werten. In ausländischen Papieren kam allerdings noch kein regelmäßiges Geschäft auf.

Die Schwierigkeiten der Rohstoffzufuhr

Die Schweiz als Binnenland und Nachbar kriegführender Staaten hatte besonders unter der Erschwerung der Zufuhr durch die Steigerung der Frachtpreise und Spesen, sowie durch die Unsicherheit der Meere zu leiden. Da der Transitverkehr über den Rhein ausgeschaltet war, kamen als Bezugshäfen für Getreide und Rohstoffe nur Bordeaux, Marseille, Nantes, Saint-Nazaire und Genua in Betracht. Die Transporte über Marseille erlitten infolge von Wagenmangel und Truppenverschiebungen manche Verzögerungen, auch über Genua war die Zufuhr sehr vielen Stockungen unterworfen, überdies waren die dortigen Hafeneinrichtungen gänzlich ungenügend. Durch ein Dekret der italienischen Regierung vom 13. November 1914 wurden sodann nur noch solche Sendungen von



Phot. F. Fuß, Bern

Bundesrat Giuseppe Motta
Präsident der Schweizerischen Eid-
genossenschaft im Jahre 1915



Phot. Az Est, Budapest

Schweizerisches Wachtkommando an der Grenze im Hochgebirge



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein schweizerischer Militär-Transport im Hochgebirge



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein schweizerischer Scheinwerfer-Posten an der französischen Grenze

Genua aus weiterbefördert, die direkte Konnossemente von den amerikanischen Häfen nach der Schweiz hatten und auf den Namen schweizerischer Käufer lauteten. Allerdings konnten nach langwierigen Verhandlungen einige Milderungen erreicht werden, doch war der Transit durch Italien zeitweise völlig gelähmt. Gegen Ende 1914 lagen für 100 Millionen Franken Schweizerwaren im Hafen von Genua (Rohbaumwolle, Mais, Kaffee, Reis, Schweinefett, Metalle u. a. m.).

Nicht nur die Einfuhr vieler Lebensmittel war anfangs äußerst erschwert — Hafer, Mais, Bohnen u. a. m. kamen lange gar nicht ins Land — sondern auch verschiedene, notwendige Gebrauchsmittel waren kaum erhältlich. So waren z. B. die Benzinvorräte für industrielle und Verkehrszwecke in kürzester Zeit erschöpft — eine ausreichende Heeresreserve war allerdings vorhanden — Rumänien hatte ein Ausfuhrverbot auf Benzin erlassen und der überseeische Schiffsverkehr stockte; die Petroleumnot war lange Zeit eine große Kalamität, besonders dort, wo Gas und Elektrizität fehlten.

Anfangs Januar 1915 erschien dann in der „Neuen Zürcher Zeitung" von „hervorragender kommerzieller Seite" ein sehr scharf gehaltener Artikel: „Wohin steuern wir?", in dem England heftig angegriffen wurde, weil es in völkerrechtswidriger Weise und völlig unbegründet die Zufuhr der Schweiz und somit ihren ganzen Handel unterbinde. Die Handelsabteilung des britischen Generalkonsulats in Zürich veröffentlichte darauf eine (übrigens in ganz unerhörtem Ton geschriebene) Erklärung, in welcher der Schweiz der Vorwurf gemacht wurde, daß Sendungen aus England in irgendeiner Form in das von den Seemächten blockierte Gebiet der Zentralstaaten gelangten und dort die kriegerische Widerstandsfähigkeit derselben wirtschaftlich verlängern helfen. Bemerkenswert war jene Antwort aber besonders infolge des Vorschlages, daß die „legitimen Verbraucher" nach dem Vorbild des holländischen Einfuhrtrustes sich zusammentun und gemeinsam weitgehende Garantien bieten sollten, daß von den eingeführten Waren nichts in irgendeiner Gestalt nach Deutschland oder Oesterreich gelange.

Ueber die langwierigen, bereits im Frühjahr 1915 begonnenen Verhandlungen, die zur Gründung des am 22. September 1915 vom Bundesrat genehmigten schweizerischen Einfuhrtrusts, der Société Suisse de Surveillance économique (S.S.S.) führten, soll später bei der Behandlung der innerpolitischen Ereignisse der Schweiz im zweiten Kriegsjahr ausführlich berichtet werden.

Handel und Gewerbe

Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriegsausbruch zerfällt, wie Dr. Paul Hausmeister im „Stuttgarter Neuen Tagblatt" ausführt, in drei Abschnitte. „Die erste Periode ist gekennzeichnet durch die Fortpflanzung der Erschütterung bis zu den Grundfesten des Schweizerlandes und (unbeschadet der tadellos klappenden Mobilmachung des Heeres) durch einen Stillstand im ganzen Räderwerk. Die Nahrungsmittelversorgung und die Kohlenzufuhr stockten, die Fabriken feierten, das Bargeld war verschwunden und Papiergeld als Ersatz in ausreichender Menge nicht vorhanden, Forderungen und Waren konnten nicht versilbert, unentbehrliche Gebrauchsgegenstände aber nur gegen Barzahlung gekauft werden, kurz die Wirklichkeit schien die schlimmsten Befürchtungen hinsichtlich der Folgen eines Krieges für neutrale Reiche noch übertreffen zu wollen.

Kaum war jedoch die erste Bestürzung überwunden und infolge der Wiedereröffnung der Verkehrswege in Deutschland, Frankreich und Italien ein Mindestmaß an regelmäßiger Zufuhr gesichert, da setzte — unterstützt durch die oben erwähnten Maßnahmen des Bundesrats — eine langsame, aber stetige Erholung auf allen Gebieten ein. So erhielt die etwa mit dem Oktober 1914 beginnende zweite Periode ihr Gepräge durch

die Wiederaufnahme der Arbeit in den Fabriken (mitunter sogar für das Ausland), durch ein wenn auch nicht reichliches, so doch wenigstens zulängliches Angebot an Nahrungsmitteln und Kohlen (letztere ausschließlich aus Deutschland), durch die schrittweise Beseitigung der Sperrung von Bank- und Sparkassenguthaben und durch den allmählichen Abbau der das Moratorium ersetzenden Bestimmungen."

Fast unmerklich ging dann um die Jahreswende 1914/1915 der zweite in den dritten Abschnitt über, für den zunächst ein ziemlich stabiles Gleichgewicht infolge durchgängiger Anpassung an die neuen Bedürfnisse charakteristisch ist.

Wegen des zunächst fast völligen Stillstandes verschiedener Industrien, z. B. des Baugewerbes, der Uhrenindustrie, war die Zahl der Arbeitslosen, trotz großer Abwanderung von Ausländern — fast sämtlicher italienischer Erd- und Bauarbeiter — gewaltig angewachsen, so daß ausgedehnte Notstandsaktionen von Staats wegen unternommen werden mußten, die erfreuliche Resultate von Opferwilligkeit zeitigten.

Sehr erschwert war die Arbeit der Industrie durch die Schwierigkeiten des Nachrichtenverkehrs. Mit Deutschland und Oesterreich vollzog er sich bald wieder in fast normaler Weise, die Briefzensur ausgenommen. Aber der Brief- und Telegrammaustausch mit dem weiteren Ausland war schlimm bestellt. Er blieb wegen der Langsamkeit der Post fast ganz auf den Draht angewiesen. Da die englische und amerikanische Briefpost oft wochenlang ausblieb, wurde in den ersten Kriegsmonaten der schweizerischen Postverwaltung der für das zwanzigste Jahrhundert immerhin etwas seltsame Vorschlag gemacht, die Briefpost zwischen der Schweiz und England durch einen besonderen Kurier zweimal wöchentlich besorgen zu lassen. Dieser etwas abenteuerliche Gedanke wurde allerdings bald fallen gelassen. Die Mehrzahl der Kabeltelegramme schweizerischer Exporthäuser und Banken wurden nicht befördert, die dafür bezahlten Gebühren nicht zurückbezahlt. Ein einziges St. gallisches Stickereihaus hat im August 1914 für 2400, im September 1914 für 2700 Franken Depeschen aufgegeben, von denen die allerwenigsten ihren Bestimmungsort erreichten!

Die schweizerische Handelsstatistik zeigt für 1914 einen Rückgang der Einfuhr um 441 Millionen; die Einfuhr betrug 1478 Millionen gegenüber 1919 Millionen im Jahre 1913. Die Ausfuhr bezifferte sich auf 1187 Millionen gegenüber 1376 Millionen, der Ausfall somit auf 189 Millionen.

Die Seidenindustrie hatte Aussicht auf ein ersprießliches Jahr. Gleichwohl ist die Seidenstoff-Fabrikation, die ihren Hauptsitz in Zürich hat, vom Ausbruch der Feindseligkeiten insofern besonders schwer getroffen worden, als sie im ersten Halbjahr 1914 mit einer Ausfuhr von 1 226 000 Kilogramm im Werte von 62 576 000 Franken gegen 1913 von 1 050 000 Kilogramm im Werte von 51 830 000 Franken Rekordziffern erreicht hatte und infolgedessen große Mengen Rohmaterialien zu verhältnismäßig hohen Preisen angekauft worden waren. Dazu kamen dann noch gewaltige Preisstürze auf dem Markte für Rohseiden. Ende 1914 trat insofern eine Verbesserung der Verhältnisse ein, als nach England und Kanada, nach zeitweise völligem Versagen der Ausfuhrmöglichkeit, wieder exportiert werden konnte. Dank der starken Ausfuhr in den ersten sieben Monaten von 1914 übertrifft das Ergebnis des Jahres 1914 dasjenige des Vorjahres immerhin noch um drei Millionen Franken. In der Folge erzielte die schweizerische Seidenweberei auf dem Weltmarkte aus der Unmöglichkeit der Ausfuhr der deutschen und österreichischen Industrie und aus der beschränkten Lieferungsmöglichkeit der französischen Weberei gewisse Vorteile. Wenn trotz des allgemeinen Rückgangs im Verbrauch von Seidenwaren die schweizerischen Fabriken annähernd im vollen Umfange arbeiteten, so war dies wohl dem Umstand zu verdanken, daß ihnen Aufträge zugewiesen wurden, die sonst Lyon, Saint-Etienne, Krefeld und Wien erhielten.

Die Basler Bandindustrie ließ sich in den ersten Monaten 1914 gut an. Das Gebiet der Bandverwendung schien sich ausdehnen zu wollen. Die Rückwirkung des Weltkrieges auf das Seidenbandgeschäft war erschreckend. Der Preisrückgang wurde durch einen panikartigen Preissturz der Rohseide gefördert. Die Produzenten hatten sich teilweise noch zu hohen Preisen mit Rohseidevorräten versehen und erlitten nun außerordentlichen Schaden.

Auch die Baumwollindustrie hatte besonders unter den Schwierigkeiten des Bezugs der Rohware aus Amerika und Aegypten zu leiden; demgegenüber trat die doch durchaus nicht unwichtige Preisfrage fast ganz zurück. Verschärfend wirkt auf die Verhältnisse, daß die schweizerischen Interessenten sich mit Vorräten gar nicht versehen hatten, weil die Aussichten ihrer Industrie in der ersten Hälfte 1914 dürftig waren und die verhältnismäßig hohen Preise nur geringen Anreiz zum Kaufen boten.

Die Lage der Glarner Baumwollspinnerei und -Weberei war Anfang 1914 ungünstig; die Nachfrage steigerte sich jedoch gegen Ende des Jahres gewaltig. Infolge Rohstoffmangels waren daher viele Betriebe genötigt, zu feiern und erst zu Anfang des Jahres 1915 gestalteten sich die Rohstoffverhältnisse einigermaßen günstiger. Die Feinspinnerei, die in den ersten Kriegsmonaten eine gänzliche Stockung erlitt, hatte gegen Ende 1914 guten Erlös.

Die Geschäfte der Stickereiindustrie in St. Gallen waren mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten zeitweise wie abgeschnitten, nachdem schon die erste Hälfte des Jahres 1914 im Vergleich zum Vorjahre einen erheblichen Rückgang des Exportgeschäftes zu verzeichnen hatte. Die Augustausfuhr z. B. nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika belief sich 1914 auf 1,9 Millionen gegen 4,06 Millionen im Jahre 1913! Der Exportrückgang des ganzen Jahres 1914 betrug mehr als 53 Millionen Franken. England und Amerika, letzteres nach anfänglich stürmischen Käufen, zogen sich plötzlich vom Markte zurück. Und Paris, das für gestickte Spitzen von jeher führend und tonangebend war, ist infolge der Kriegsereignisse mit einem Schlage ganz ausgeschieden. Für die schweizerischen Fabrikanten gesellten sich zu den geschilderten Schwierigkeiten des Absatzes bald aber auch noch Schwierigkeiten im Bezuge der Rohstoffe, da die Zufuhr der notwendigen englischen Zwirne nur noch mit Mühe zu bewerkstelligen ist. Trotzdem sich im ersten Halbjahr von 1915 die Verhältnisse langsam besserten, belief sich der Rückgang der Ausfuhr gegenüber dem ersten Halbjahr von 1914 immer noch auf etwa 3,6 Millionen Franken.

Die Wollindustrie ist eine derjenigen Industrien in der Schweiz, die wie auch teilweise die Schokoladefabriken, die Automobilfabriken sowie alle die Industrien, die Lebensmittel herstellen und vertreiben, aus den Kriegswirren einigen Nutzen ziehen, besonders nachdem sie die zeitweise Freigabe der Wollausfuhr durch Italien benutzen konnte, um sich, wenn auch zu fabelhaften Preisen, schleunigst aller erreichbaren Wollmengen zu bemächtigen. Die guten Erfahrungen, die die deutsche Heeresverwaltung mit dem feldgrauen Tuch gemacht hat, haben die schweizerischen Militärbehörden veranlaßt, ihre Soldaten ebenfalls mit feldgrauen Uniformen auszurüsten (das schweizerische Feldgrau ist etwas grünlicher als das deutsche). Auch das am Kriege beteiligte Ausland gab reichliche Wollstoffaufträge, so daß der Beschäftigungsgrad dieses Industriezweiges auch 1915 nichts zu wünschen übrig ließ.

Die schweizerische Uhrenindustrie, ein überaus wichtiger Geschäftszweig, ist zu mehr als 98 % für den Weltmarkt bestimmt, wo die Schweiz noch immer weitaus die erste Rolle spielt. Ein solcher Produktionszweig, der zudem den Charakter einer Luxusindustrie besitzt, mußte unter der Katastrophe des Weltkrieges besonders schwer leiden. Nachdem im ersten Halbjahr 1914 recht vorteilhaft gearbeitet worden war, brachte der Monat August 1914 einen nahezu völligen Stillstand der Produktion in allen Uhrzentren der

Westschweiz. Der Wert der gesamten Uhrenausfuhr betrug 1913 rund 183 Millionen und 1914 rund 120,8 Millionen Franken. Die Armbanduhr erfreute sich in den Heeren aller Länder einer stets wachsenden Beliebtheit. Auf ihren Export geht die langsam steigende Ausfuhrziffer im ersten Halbjahr von 1915 zurück.

Die schweizerische Maschinenindustrie litt vor allem an Exportschwierigkeiten. Die Kriegsmonate bewirkten für 1914 einen Einnahmeausfall von rund 23 Millionen Franken. Viele schweizerische Maschinenfabriken haben den durch die Kriegswirren veränderten Verhältnissen durch Aufnahme neuer, aus dem Rahmen ihrer bisherigen Tätigkeit fallender Artikel Rechnung getragen und dabei ein bemerkenswertes Verständnis und eine große Anpassungsfähigkeit bekundet.

Die Papierfabrikation drohte zeitweise infolge Mangels an Rohstoffen völlig lahmgelegt zu werden. Unter den drückenden Aus- und Durchfuhrverboten litten besonders die elektrotechnische und die chemische Industrie.

Erwähnenswert ist, daß Ende 1914 in Verbindung mit den schweizerischen Rheinsalinen eine schweizerische Sodafabrik gegründet wurde, die innerhalb von zwei Jahren die Schweiz in diesem Produkt vom Ausland unabhängig machen soll.

Die schweizerische Schokoladeindustrie war im allgemeinen mit Auslandsaufträgen gut versehen, wurde aber ebenfalls durch Ausfuhrverbote und vorübergehenden Rohstoffmangel stark gehindert. Das Jahresergebnis von 1914 zeigte einen Fehlbetrag von nahezu drei Millionen Franken; einer Gesamtausfuhr von Schokolade und Kakaopulver im Jahr 1913 für 58,17 Millionen Franken stehen 1914 nur 55,33 Millionen gegenüber.

In einer besonders bedrängten Lage befand sich die schweizerische Hotelindustrie, besonders im Berner Oberland und im Kanton Graubünden. Sie hat im gegenwärtigen Wirtschaftsorganismus der Eidgenossenschaft einen um so schwereren Stand, als sie in dem Bestreben, ihre in der ganzen Welt rühmlichst bekannte Stellung zu behaupten und zu befestigen, fortgesetzt Vergrößerungen und Verbesserungen vorgenommen hatte, was nur durch starke Inanspruchnahme von Krediten möglich war. In einem normalen Jahr wirft der Fremdenverkehr für die Schweiz brutto rund 500 Millionen ab. Allein das Hotelgewerbe verlor durch die Kriegswirren im Jahr 1914 100 Millionen Franken; 1915 wies kaum mehr als 30% des Verkehrs eines guten Fremdenjahres auf.

Die vorstehenden Ausführungen zeigen, daß auch das Los der neutralen Länder und besonders das der Schweiz, die als Binnenland von allen Seiten von Kämpfenden umschlossen wird, kein beneidenswertes ist. Gewiß, sie bringen keine Opfer an Blut, aber ihre Opfer an Gut sind doch so beträchtlich, daß ihr Wirtschaftsleben auf eine gänzlich veränderte Grundlage gestellt werden muß, deren Unsicherheit große Gefahren in sich birgt.

Die Liebestätigkeit in der Schweiz

Kleinere Hilfswerke

Die furchtbaren Verwüstungen, die der Krieg in Belgien verursachte, trieben einen großen Teil der Bevölkerung aus ihrer Heimat. England und Frankreich nahmen die Flüchtlinge auf, Holland bot den Obdachlosen mitleidsvoll Unterkunft und dem Beispiel Hollands folgte bald die Schweiz. Zuerst traten Hilfsgesellschaften in der Welschschweiz zusammen, in Lausanne, Genf, Freiburg und im Wallis. Sie suchten die Flüchtigen bei mitleidigen Familien unterzubringen und sammelten Geld und Gaben zur Unterstützung. In der deutschen Schweiz bildeten sich ebenfalls Hilfskomitees, die sich mehr auf die Sammlung von Liebesgaben beschränkten. Etwa 500 Belgier hielten sich gegen Ende des Jahres 1914 in der Schweiz auf. Es waren meist mehrköpfige Familien, was die Unterbringung anfänglich sehr erschwerte, weil man mehr allein-

stehende Waisenkinder erwartet hatte. Die Einwanderung von Flüchtlingen ließ auch 1915 nicht nach, und sogar im Laufe des Juli 1915 wurden wieder mehrere hundert belgische Waisenkinder bei Pflegeeltern in der welschen Schweiz untergebracht. Es muß nachdrücklich betont werden, daß dieses Hilfswerk ausschließlich humanitären Charakter hat.

Schon in den ersten Kriegsmonaten hat der Bundesrat zum Ausdruck gebracht, daß keine Verletzung der Neutralität vorliegt, wenn im Kriege verwundete Soldaten zum Zwecke der Heilung in der Schweiz Aufenthalt nehmen. Natürlich kommen die verwundeten Soldaten nicht in Uniform nach der Schweiz, sondern in Zivilkleidung. Viele Kurorte, deren Gasthäuser infolge Fremdenmangels leer stehen, haben schon im Herbst 1914 Hilfsstationen in die Wege geleitet, um den schwer betroffenen Heeresangehörigen der fremden kriegführenden Staaten unentgeltlich Erholungskuren zu ermöglichen. In Arosa z. B. waren durch Zusammenschluß der Heilanstalts- und Gasthofbesitzer und mit Unterstützung der einheimischen Bevölkerung fünfzig Freistellen geschaffen worden. In jeder Freistelle wurden vollständige Verpflegung und Unterkunft gegeben, außerdem war die ärztliche Behandlung unentgeltlich. Die Dauer einer Erholungskur war durchschnittlich auf vier Wochen gedacht. Die fünfzig Freistellen standen für die Zeit vom 1. Dezember 1914 bis 30. April 1915 zur Verfügung. Die Aufnahme von Kranken in die Schweiz kommt selbstredend nicht nur einem Staate, sondern den gesamten kriegführenden Ländern zugute.

Die Agentur für Kriegsgefangene

Genf ist nicht nur ein Zufluchtsort für belgische und französische Flüchtlinge — so hält sich z. B. der bekannte französische Dichter Romain Rolland seit Kriegsausbruch dort auf — Genf ist auch der Mittelpunkt für eine großzügige Wohltätigkeit, um die Schrecken des Krieges zu mildern. „Genf gebührt der stolze Ruhm, die in den Staub gesunkene Fahne menschlicher Solidarität zuerst wieder aufgerollt zu haben," schrieb die „Neue Zürcher Zeitung".

Unter der Führung des internationalen Roten Kreuzes in Genf mit Nationalrat Gustav Ador an der Spitze, wurde dort im August 1914 die Agentur für Kriegsgefangene gegründet, die als Auskunfts- und Postvermittlungsstelle zwischen den Gefangenen und ihren Angehörigen gedacht war.

Die Genfer Agentur leistet eine ungeheure Arbeit zur Linderung der durch den Krieg geschlagenen seelischen Wunden. Rund 1200 sich ablösende freiwillige Arbeitskräfte haben sich in den Dienst der stolzen Aufgabe gestellt. Ebenso wie die Arbeitsleistung, werden auch die Geldmittel freiwillig durch reichlich fließende Beiträge aufgebracht. Verschiedene Rotekreuzvereine des Auslands und Schweizervereine in fernen Weltteilen haben zu den Kosten beigesteuert; auch die Regierung der Republik Argentinien ließ der Agentur ein Geschenk von 50000 Franken überreichen.

Das Büro beschäftigt in drei Schichten täglich 400 bis 500 freiwillige Helfer und Helferinnen — nicht gerechnet die besoldeten Maschinenschreiber — die sich mit der Sichtung und Einordnung der einlaufenden Anfragen und Gefangenenlisten, der Besorgung der alphabetischen Zettelkasten und der Beantwortung der Fragen befassen.

Im Durchschnitt wurden täglich über 200 Besuche empfangen, mehr denn 100 telegraphische Anfragen erledigt und 1400 briefliche Antworten erteilt. 60 Schreibmaschinen waren fortwährend in Tätigkeit. Vom Oktober 1914 bis August 1915 wurden 53200 Personen empfangen und 253000 Auskünfte erteilt. Alle Mitteilungen werden unentgeltlich gemacht; der Briefwechsel ist völlig portofrei. Die Genfer Agentur beschäftigt sich mit den Kriegsgefangenen des westlichen Kriegsschauplatzes sowie mit denen Japans. Die ersten Listen deutscher Gefangener in Japan kamen im Dezember 1914 in Genf an, waren gut angelegt und zeugten von einer durchgreifenden Organisation

des japanischen Roten Kreuzes. Eine Zweigstelle der Genfer Agentur wurde durch das dänische Rote Kreuz in Kopenhagen eröffnet; diese beschäftigt sich mit den Kriegsgefangenen der Russen und Deutschen auf dem östlichen Kriegsschauplatz, während das Rote Kreuz in Wien ein ähnliches Büro eröffnet hat für die kriegsgefangenen Oesterreicher, Serben und Montenegriner.

Auf Wunsch der dem Roten Kreuz angegliederten Vermißtenvermittlungsstellen in Frankreich und Deutschland ist Anfang März 1915 in Zürich ein internationales Büro zur Auffuchung vermißter Kriegsgefangener und Zivilinternierter auf dem westlichen Kriegsschauplatz unter Leitung von Dr. Isenschmid gegründet worden. Das Büro befaßt sich ausschließlich mit den in Genf vergeblich angemeldeten Fällen. Es ist daher lediglich eine Ergänzung dieser Organisation des Roten Kreuzes.

Solche Ermittlungs- und Auskunftsstellen befinden sich auch noch in Bern (die „Hilfsabteilung beim Friedensbüro") in Winterthur und in Freiburg. Außerdem versehen eine Reihe von „Hilfsstellen für Kriegsgefangene" diejenigen Gefangenen, denen die Angehörigen nichts zukommen lassen können, mit Geschenken aller Art.

Auf Veranlassung des Internationalen Roten Kreuzes sind die Gefangenenlager in den kriegführenden Ländern einer neutralen Besichtigung unterworfen worden, die sich auf Unterkunft, Verpflegung, Bekleidung und Beschäftigung bezog. Auch hierbei hat sich die Schweiz beteiligt. In Deutschland wurden die Besichtigungen durch eine Kommission ausgeübt, die aus dem nordamerikanischen und spanischen Gesandten, aus dem Fürsten von Hatzfeld als Leiter und aus Arthur Eugster, dem Vizepräsidenten des schweizerischen Nationalrats, gebildet ist.

Zum Besuch der Kriegsgefangenenlager in Frankreich ist mit Zustimmung der französischen Regierung der Schweizer Oberstleutnant Dr. C. v. Marval vom internationalen Komitee des Roten Kreuzes in Genf entsandt worden, während die Genfer Professoren Naville und van Berchem mit der Besichtigung der Gefangenenlager in England beauftragt wurden. (Die Berichte, die über die wiederholten Besuche der neutralen Kommissionen veröffentlicht worden sind, sollen in einem späteren Kapitel über die Zustände in den Gefangenenlagern der verschiedenen Länder besprochen werden.)

Die Kriegsgefangenenpost

Immer mehr konnte sich die Agentur in Genf auf die Auskunftserteilung beschränken, nachdem die eidgenössische Postverwaltung den gesamten Postverkehr zwischen den Gefangenen und ihren Familien in allen Ländern übernommen hatte. Diesen ganzen Postdienst besorgt die Schweiz völlig kostenfrei für die Gefangenen und Internierten. Die Paketpost besorgt die Sendungen von nicht mehr als fünf Kilo für Gefangene in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, England, den Niederlanden und Rußland. Die schweizerische Post übernahm auch die Vermittlung von Geldanweisungen an Gefangene in Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Großbritannien, Tunis, Rußland, Serbien, Montenegro und Japan. Seit September 1914 bis Ende Juni 1915 wurden vom Büro Bern-Transit im ganzen 17,5 Millionen Briefe und Karten und 930 000 kleine Pakete nach Deutschland und etwa auch 17,5 Millionen Briefe und Karten, sowie 480 000 Paketchen nach Frankreich weitergeleitet. Das Postbüro Genf-Transit hat vom September 1914 bis Ende Juni 1915 3,4 Millionen große Pakete für französische Kriegsgefangene in Deutschland und 665 000 Pakete für deutsche Kriegsgefangene in Frankreich entgegengenommen und weitergesandt. Von der Oberpostkontrolle in Bern wurden vom September 1914 bis zum Juli 1915 an französische Gefangene 1,2 Millionen Postanweisungen im Betrag von 15,5 Millionen Franken, an deutsche Gefangene 212 000 Postanweisungen im Betrag von 3,8 Millionen Franken umgeschrieben und weiterbefördert.

Im Monat Juni 1915 sind von der schweizerischen Postverwaltung für Kriegsgefangene im Tage durchschnittlich 175000 Briefe und Karten, 8500 Paketchen bis zu 350 Gramm und 29000 eingeschriebene Pakete bis zu 5 Kilogramm in Empfang genommen und umgeleitet sowie Geldanweisungen im Betrage von 112000 Franken umgeschrieben und versandt worden.

Die Internierten und Evakuierten

Der gegenwärtige Krieg hat eine Gruppe von Hilfsbedürftigen gezeitigt, die bis heute von den völkerrechtlichen Schutzbestimmungen kaum berücksichtigt wurden: die Zivilinternierten. Dieser Unglücklichen hat sich der schweizerische Bundesrat in dankenswerter Weise angenommen. Dem politischen Departement gelang es schon Ende September 1914, von Frankreich, Deutschland und Oesterreich die Heimbeförderung von nichtmobilisierbaren Zivilinternierten zu erwirken (Frauen, Kinder, Kranke und nicht waffenfähige Männer).

Das Hauptbüro für die Heimschaffung internierter Zivilpersonen wurde in Bern unter der Leitung von Professor Röthlisberger eingerichtet und unterstand der direkten Aufsicht des politischen Departements. Dieses Büro besorgte auch die Korrespondenz mit denjenigen Internierten, deren Internierungsort, Nation und Alter bekannt waren. Dem Berner Büro wurden an der Landesgrenze Etappenkommissionen angegliedert, — die wichtigste in Genf, wo die Internierten aus Frankreich in die Schweiz eintreten. Die bedürftigen Zivilinternierten wurden mit Wollwaren und Kleidern versorgt.

Eine hübsche kleine Geschichte aus den Interniertendurchzügen erzählte das „Aargauer Volksblatt": Unter den in Schaffhausen eintreffenden französischen Internierten befand sich ein Greis von 72 Jahren, auf einen Stab gebeugt. Er sprach ein wenig deutsch und erkundigte sich während des Ruhetages auf dem Stadtamt, ob da nicht irgendwo in der Nähe das Dorf Marthalen sei. Auf die bejahende Antwort fragte der Greis: „Fährt eine Bahn hin jetzt?" — „Ja!" — „Wieviel wird kosten die Fahrt von hier?" — „Oh, nicht viel, es ist nicht weit." — „So gehe ich hin und fahre dann mit dem nächsten Transport nach Frankreich." — „Haben Sie denn Bekannte in Marthalen?" — „Oh, Bekannte? Gehabt! Weiß nicht, ob sie noch leben. Aber will sehen. Ich bin im Jahre 1871 dort gewesen als Bourbakisoldat. Oh, gute Leut, liebe Schweizer, und so viele liebe, liebe Kind. Alle haben geweint, als ich bin fortgereist, und haben mir noch oft geschrieben. Auch ich habe geweint damals und geküßt die Kleinen, alle, alle, zwölf waren es. Von diesen zwölf wird noch eines leben. Ich will sie wieder sehen, die lieben, die braven Leut. Damals war ich armer Bourbakisoldat, heute bin ich ein armer Internierter. Oh, mein Frankreich hat immer Pech! Aber die Schweiz ist immer gut." Der Mann ging nach Marthalen und hat den Bauernhof wieder gefunden. Der alte Bauer, der anno 1870 darauf wirtschaftete, lebt noch als Beisaß bei seinem Aeltesten. Vier andere Kinder sind in der Gegend verheiratet. Der alte „Bourbaki" hat seinen einstigen Quartierherrn sofort wieder erkannt und ihn stürmisch begrüßt. Der Marthaler Bauer indes freute sich nicht minder, und der alte Franzose mußte alsbald an den Tisch in der Stube zu einem Extra-Nachtessen. Die benachbarten Kinder kamen auch herbei, stattliche Männer und Frauen, die der „Turko" einst auf den Knien geschaukelt, wozu er so lustig sang. Alle sangen das Lied wieder, und der Franzose weinte wie ein Kind. Die beste Kammer ward ihm zur Ruh gegeben. Am andern Tag schritten die zwei Alten durchs Dorf zu den andern Bekannten; denn der „Turko" war damals als ausgezeichneter Trompeter beliebt. Alle Alten kannten ihn wieder. „Ich bin wie daheim," sagte er zu seinem alten Freund abends beim funkelnden Glase, und er hob es zitternd und sagte warm: „Zum Wohl, und es lebe die gastfreie Schweiz, dieses Land der Liebe und Treue!"

Nach dem Bericht des Büros, der gegen Ostern 1915 erschien, haben die Schweiz bis 1. März 1915 insgesamt 20475 Internierte passiert; davon waren 10845 Franzosen, 7650 Deutsche und 1980 Oesterreicher und Ungarn.

Gelegentlich der Beendigung der Interniertenzüge hat der Kaiserlich deutsche Gesandte in Bern, Herr v. Romberg, dem Bundesrat den Dank der deutschen Reichsregierung und der obersten deutschen Heeresleitung übermittelt, während der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, Baron Burian dem Bundesrate den Dank der K. und K. Regierung aussprach; auch Frankreichs Minister des Auswärtigen, Delcassé, versicherte den Bundesrat und Herrn Professor Röthlisberger, der Dankbarkeit der Regierung der Republik für die Tätigkeit des Büros für Heimschaffung internierter Zivilpersonen.

Nach der Heimschaffung der Zivilinternierten handelte es sich nunmehr darum, die Evakuierten, das sind die Einwohner der von den Deutschen besetzten Gegenden Nordfrankreichs, in ihren Heimatstaat zu befördern. Zu diesem Zwecke wurden die bisherigen Büros aufgelöst und die Transporte militärisch geordnet. Diese Heimschaffung der Evakuierten ist dem Wunsche der deutschen Behörden entsprungen, der Notlage, in der sich weite Kreise der Bevölkerung in diesen Landesteilen Nordfrankreichs infolge des Kriegszustandes befinden, zu steuern. So wurden denn vor allem Frauen und Kinder, die durch den Krieg von ihrem Ernährer getrennt wurden, Kinder ohne Angehörige, Kranke, denen nicht ausreichende Pflege zuteil werden konnte, Arbeitsunfähige und Betagte, die auf die öffentliche Unterstützung angewiesen waren, auch Bemittelte, denen Verarmung drohte, sofern sie nicht wehrfähig waren, über neutralen Boden in die südlichen Teile Frankreichs verbracht, wo zu ihrer Aufnahme und Versorgung umfassende Hilfsorganisationen geschaffen worden sind. Bis zum August 1915 wurden weit über 60000 Evakuierte befördert.

In Basel hat sich ferner unter der Oberaufsicht des Internationalen Roten Kreuzes und unter der Führung von Dr. Albert Stückelberg eine „Hilfsstelle für Kriegsgeiseln" gebildet, die den Verkehr der Geiseln mit ihren Angehörigen vermittelt.

Allwöchentlich reisten auch Abteilungen fremder Sanitätssoldaten durch die Schweiz, die, gemäß der Genfer Konvention, nach kurzer Gefangenschaft von den Kriegführenden jeweils wieder zu ihren Heeren zurückgesandt wurden. Die Franzosen sprachen sich lobend über ihre Aufnahme in Deutschland aus; die dortigen sanitären Einrichtungen und der ganze Dienst hinter der Front wird von ihnen als mustergültig bezeichnet.

Schon im August 1914 waren viele brotlose italienische Arbeiterfamilien durch die Schweiz, wo sie mit dem Nötigsten versehen wurden, in ihre Heimat zurückgekehrt. Als dann im Juni 1915 der italienische Krieg losbrach, schob Oesterreich die noch dort wohnenden Italiener durch die Schweiz in ihr Vaterland ab. Bis zum August 1915 waren etwa 20000 italienische Staatsangehörige in ihre Heimat befördert worden. Schweizerische Hilfsgesellschaften sorgten für reichliche Verpflegung während der Durchfahrt.

Die Schwerverwundetenzüge

Ende 1914 hat Nationalrat Ador die Initiative für ein neues, humanitäres Werk ergriffen. Er schlug vor, die schwerverwundeten Kriegsgefangenen, die nicht mehr kampffähig sind, auszutauschen.

Schon in der ersten Hälfte des Dezember 1914 hat sich die deutsche Regierung zu diesem Austausch bereit erklärt. Dann ist auf Betreiben des Papstes hin auch die Zusage anderer Staaten erfolgt; Frankreich zögerte zuerst, erklärte sich dann aber am 24. Februar 1915 gleichfalls einverstanden, die dienstuntauglichen Kriegsgefangenen auszutauschen. Als Zentralstelle wurde Genf gewählt. Die Transporte selbst wurden nach einem Beschluß des Bundesrates vom schweizerischen Roten Kreuz ausgeführt, die Ober-



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein schweizerischer Beobachtungsposten an einem Waldrande der Westgrenze



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein schweizerischer dreistöckiger Beobachtungsposten an einem Waldrande der Westgrenze



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Schweizerische Flieger und ein Flugapparat, wie sie zum Grenzschutz Verwendung finden



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Der schweizerische General Wille mit seinem Stabe bei einer Inspizierung des Grenzschutzes

leitung hat dessen Chefarzt, Oberst Bohny. Die schweizerische Armeeleitung stellt die nötigen Sanitätszüge zur Verfügung, die auf besonderen Wunsch der französischen Regierung von Konstanz bis Lyon fahren. Jeder Zug führt 250 Verwundete und steht unter militärischem Kommando. Die Pflege der Verwundeten während der Fahrt besorgen Schwestern und Mannschaften vom schweizerischen Roten Kreuz.

Der erste Austausch schwerverwundeter Deutscher und Franzosen begann am 2. März 1915, dabei wurden von Deutschland 29 Offiziere, 160 Unteroffiziere und rund 1520 Mannschaften herausgegeben, von Frankreich dagegen fünf Offiziere, 20 Unteroffiziere und rund 830 Mannschaften. Obwohl Frankreich, entgegen den ursprünglichen Vereinbarungen, wonach die Zahl der zum Austausch kommenden Offiziere beider Seiten die gleiche sein sollte, nur wenig deutsche Offiziere freiließ, ist doch auf unmittelbaren Befehl des deutschen Kaisers die ursprünglich vorgesehene Anzahl zur Herausgabe bestimmter französischer Offiziere beibehalten worden.

Ein zweiter Austausch Schwerverwundeter zwischen Frankreich und Deutschland war für die ersten Tage des Monats Mai 1915 vorgesehen. Da jedoch Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden beteiligten Regierungen erst nach langwierigen Verhandlungen behoben werden konnten, verzögerte sich der weitere Austausch bis Mitte Juli 1915. Dieses Mal wurden 22 deutsche Offiziere, dreizehn Unteroffiziere, 632 Gemeine, elf Aerzte, 898 Sanitätsmannschaften und drei Zivilpersonen gegen 35 französische Offiziere, 185 Unteroffiziere, 3292 Gemeine, 406 Aerzte, 3421 Sanitätsmannschaften und eine Zivilperson ausgetauscht. Die Invaliden beider Nationen äußerten wärmste Worte der Dankbarkeit über den herzlichen Empfang in der Schweiz und für die ihnen zuteil gewordene Fürsorge durch das schweizerische Sanitätspersonal.

Auch die deutsche und die französische Regierung haben dem schweizerischen Bundesrat durch ihre Gesandten ihren Dank für die Pflege und alle Aufmerksamkeit ausgesprochen, der ihren schwerverwundeten Offizieren und Soldaten auf schweizerischem Gebiete zuteil wurde. Gustav Ador, der Präsident des internationalen Komitees des Roten Kreuzes hat vom Papst ein Schreiben erhalten, in dem ihm sowie dem Roten Kreuz von Genf die Glückwünsche und das Lob des Heiligen Vaters für sein Werk der Menschlichkeit zur Milderung der Leiden der Familien der Verwundeten und Gefangenen übermittelt werden. Der Papst gibt dem Wunsche Ausdruck, er werde in ihm stets einen Mitarbeiter in den Werken der Barmherzigkeit finden.

Aus verschiedenen Berichten von Begleitern solcher Invalidenzüge ergibt sich im wesentlichen das folgende allgemeine Bild von der Fahrt durch die Schweiz.

Schon in Etzwilen, beim ersten Halt auf Schweizerboden wurden die französischen Soldaten mit Liebesgaben überhäuft. Jubelnd begrüßte die zusammengeströmte Menge die armen Kranken, das gleiche wiederholte sich überall, wo der Zug durchfuhr; einzelne Bahnhöfe waren ordnungshalber abgesperrt. Für die Verflegung war aufs Beste gesorgt, Gaben aller Art wurden so reichlich gespendet, daß die Beschenkten die Fülle kaum mehr unterbringen konnten. In Freiburg und Lausanne war die Begrüßung besonders stürmisch, in Genf bekamen die Verwundeten Blumen und Geschenke, und ein Chor sang ihnen vaterländische Lieder.

Der Empfang der Verwundeten in Frankreich soll am Anfang etwas kalt und armselig gewesen sein, doch entsprang dies kaum einer Absicht, sondern war mehr die Folge eines Fehlers in der Organisation. Dies änderte sich auch in kürzester Zeit. Bei den spätern Verwundetenzügen war der Empfang in Frankreich sehr würdig. An der Grenze schon war der Bahnhof von Bellegarde, der erste auf französischem Boden, bekränzt, festlich gekleidete Mädchen verteilten Geschenke, Musik spielte, Militär war zum Empfang aufgeboten, ein General hielt die Willkommensansprache. In Ambérieux

wurde das Frühstück verabreicht. Dort begrüßten der Präfekt des Departements und ein hoher Offizier mit herzlichen, aufrichtigen Worten die Verwundeten und ihre Begleiter. In Lyon wurden die Heimkehrenden vom kommandierenden General des Korps von Lyon, dem Bürgermeister und den Spitzen der Zivilverwaltung empfangen und bewirtet.

Die aus Frankreich heimkehrenden deutschen Krieger wurden in Genf in liebenswürdigster Weise empfangen. Der ganze Zug wurde mit Blumen geschmückt. Die bekannte Genfer Wohltäterin, Fräulein Favre, hatte auf ihre Kosten den Verwundeten ein Nachtessen herrichten lassen, und jeder der Deutschen bekam ein Glas Bier dazu. Mit Jubel begrüßten die Soldaten diesen langentbehrten Genuß. Wie dankbar waren sie für jedes freundliche Wort, für die reichen Liebesgaben, für den herzlichen Empfang im alten Genf! Ein jeder bekam eine frankierte Ansichtskarte: ein Gruß an die Heimat, eine Erinnerung an die Fahrt durch die Schweiz.

Der Empfang in Lausanne war demjenigen in Genf ebenbürtig. Die heimkehrenden Deutschen wurden mit einer Unmasse von Liebesgaben überschüttet. Wenn es gilt, Unglücklichen einen Liebesdienst zu erweisen und Elend zu mildern, so kennt die deutsche und die welsche Schweiz keinen Unterschied der Nationen mehr, dann sehen Deutsche und Welsche nur noch den armen Menschenbruder und fühlen sich einig in dem Wunsche, ihm zu helfen und wohlzutun. Wo der Zug vorbeifuhr, überall derselbe warme Empfang; Geschenke wurden sogar während der Fahrt in den Zug geworfen oder an Angelruten durch die Fenster hineingeboten. Bei einem der Verwundetentransporte ereignete sich eine rührende kleine Episode: Auf einem Bahnhof im Kanton Freiburg kreuzten die beiden Sanitätszüge. Einige Augenblicke waren sich Franzosen und Deutsche von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Plötzlich rief eine Stimme: „Da sind Deutsche!" und schon hallte der Ruf von Wagen zu Wagen: „Camarades!" „Kameraden!" Die französischen Verwundeten nahmen die Blumen, die man ihnen am Bahnhof überreicht hatte, und warfen sie in die deutschen Wagen hinüber — und es war wie eine Hoffnung auf Frieden und Versöhnung.

In Konstanz glich der Empfang der heimkehrenden deutschen Krieger einer Siegesfeier. Schmetternd spielte eine Regimentsmusik vaterländische Lieder. Die unübersehbare Menge brach in Jubelrufe und Hochrufe aus. Eine gewaltige Begeisterung erfüllte die Tausende, die sich eingefunden hatten. Prinz Max von Baden begrüßte die Verwundeten im Namen des Großherzogs von Baden und des deutschen Kaisers, der sämtlichen Ausgetauschten das eiserne Kreuz verlieh.

Der deutsche Reichskanzler von Bethmann Hollweg hat am 30. Juli 1915 folgendes Telegramm an den Bundespräsidenten Motta gerichtet: „Nachdem der zweite Verwundetenaustausch deutscher und französischer Kriegsgefangener in so glücklicher Weise beendet ist, ist es mir ein tiefempfundenes Bedürfnis, Ihnen, hochverehrter Herr Bundespräsident, für die erneute Betätigung der menschenfreundlichen Gesinnung der Schweiz gegenüber den heimkehrenden Deutschen den wärmsten Dank des Deutschen Volkes auszusprechen. Die deutsche Nation wird nie die Liebesdienste vergessen, die die Schweiz den verwundeten Kriegern in so hochherziger Weise erwiesen hat. Ich werde besonders erkenntlich sein, wenn Sie die Güte haben, den Dank allen beteiligten Militär- und Zivilbehörden, insonderheit auch dem Schweizerischen und Internationalen Roten Kreuz, die bei der Aufnahme und Beförderung unserer Heeresangehörigen aufopferungsvoll mitgewirkt haben, freundlichst zu übermitteln."

Auch der deutsche Gesandte sprach im Bundeshaus vor, um dem Chef des politischen Departements den Dank seiner Regierung mündlich zu übermitteln, wobei er neben der Tätigkeit des Bundesrates und seiner Organe die Mitwirkung des Schweizerischen und Internationalen Roten Kreuzes und die Hilfe der Aerzte sowie von Oberst Bohny,

Major Suter, Hauptmann Gamper und des begleitenden Personals erwähnte und den herzlichen Empfang der Züge in Genf, Lausanne, Freiburg, Bern und Zürich noch besonders hervorhob.

Der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, richtete an den schweizerischen Bundesrat Anfangs August 1915 folgendes Telegramm: „Ich habe bereits die Gesandtschaft der Republik in Bern gebeten, dem Bundesrat die Gefühle der Dankbarkeit des französischen Volkes auszusprechen für den warmen, herzlichen Empfang, der unseren heimkehrenden armen Schwerverwundeten und unseren Sanitätsmannschaften in der Schweiz zuteil wurde. Nachdem der Ministerrat genaue Kenntnis von allen Einzelheiten des eben beendigten Heimtransportes genommen hat, gibt er mir den ehrenvollen Auftrag, Eurer Exzellenz aufs neue den Ausdruck unserer tiefen Dankbarkeit gegen die eidgenössische Regierung, die zivilen und militärischen Behörden, das Rote Kreuz und die gesamte Bevölkerung der Schweiz zu übermitteln. Indem ich mich beeile, mich dieser sehr angenehmen Aufgabe zu entledigen, bitte ich Eure Exzellenz, die Versicherung meiner ganz vorzüglichen Hochachtung entgegenzunehmen."

Die Aufgabe der Schweiz

Was in der Schweiz und vor allem in Genf mit allen zur Verfügung stehenden Kräften zur Linderung der Kriegsnot getan wird, das zählt zum Edelsten und Besten, was ein kleiner, neutraler Staat in diesen trüben Kriegstagen zum Wohle der blutenden Menschheit leisten kann. Aber mit der Linderung der Kriegsnot ist die Aufgabe der Schweiz noch nicht erschöpft. Von den vielen schönen und stolzen Worten, die darüber bisher gesprochen und geschrieben worden sind, mögen die folgenden zwei hier Raum finden:

Professor Dr. E. Bovet, Zürich, schrieb im zweiten Oktoberheft des Jahrgangs 1914 von „Wissen und Leben": „Die Schweizerseele, die in der Geschichte schon wiederholt unter fremdem Gold und in materieller Bequemlichkeit zu ersticken schien, wird durch diesen Krieg befreit; der Welt hat sie etwas zu beweisen: die Größe eines Volkes besteht weder in seinen Kanonen, noch in seinem Vermögen, sondern in der Selbstüberwindung; die Demokratie lebt von den spontanen Opfern, die der Bürger dem Mitbürger bringt; sie schenkt keine Orden, sie kennt keine Rasse und keine Klasse; sie kennt nur die Menschenrechte und verleiht dem Aermsten die Menschenwürde. Wenn wir in diesem Glauben nicht unsere Einheit finden, dann war die Schweiz ein Spiel des Zufalles. Ich lebe aber, und viele leben mit mir in der Ueberzeugung, daß wir zu einer stolzen Aufgabe geboren wurden, und daß unsere Nation einer bessern Menschheit vorarbeitet."

In dem Ende 1914 bei Rascher & Co. in Zürich erschienenen trefflichen Buche „Wir Schweizer, unsere Neutralität und der Krieg. Eine patriotische Kundgebung," sagt Dr. Robert Faesi: „Wir stehen als Insel im tosenden Europa; wir sind berufen, wie es einer unserer Dichter nannte: die „Brücke Europas" zu werden. Wir sind berufen zum Mittler zwischen den feindlichen Brüdern. Wir sind berufen, in der allgemeinen Not der Gegenwart das Gebot der Zukunft zu achten, und das verworfene Ideal des europäischen Einheitsgedankens wie ein Standbild, das im Tumult zu Boden gerissen wurde, im Stillen zu wahren, um es wieder aufrichten zu helfen, wenn der Grund aufgehört hat zu beben. Unsere Grenzen sind eng, unsere Aufgabe ist weit.

Wir sind berufen, im Kleinen vorzumachen, was die Völker im Großen nachmachen müssen, wenn sich Europa nicht selbst vernichten will.

Wir sind berufen, ein Beispiel zu geben, den Beweis zu führen, daß Rasse und Sprache nicht unüberwindbar trennen; daß man mit verschiedenem Blut und mit drei Zungen nebeneinander leben und gedeihen kann."

Das neutrale Fürstentum Liechtenstein

Ein staatsrechtliches Kuriosum

Ende November 1914 hat Sir Edward Grey im englischen Unterhause in Beantwortung einer Anfrage folgende Erklärung abgegeben: Ich bin vom Botschafter der Vereinigten Staaten unterrichtet worden, daß das souveräne Fürstentum Liechtenstein sich im gegenwärtigen Kriege als neutral betrachtet. Der Handels- und anderweitige Verkehr mit den Untertanen dieses Fürstentums ist in England nicht verboten.

Die Souveränität des Fürstentums Liechtenstein, das rund 159 Quadratkilometer umfaßt und etwa 10000 Einwohner zählt, ist durch freiwilligen Verzicht der Liechtensteiner oder ihres Fürsten stark eingeschränkt. Oesterreich-Ungarn besorgt dem Fürstentum das Zollwesen, die Post und den Telegraphen; das K. K. Oberlandesgericht in Innsbruck und das K. K. Appellationsgericht in Wien sind für die Liechtensteiner obere Instanzen für Zivil- und Strafsachen, und die habsburgische Monarchie liefert dem Fürstentum die Münzen, die Briefmarken, den Tabak und die Finanzen.

Der Landesherr Johann II., Fürst von Liechtenstein, Herzog von Troppau und Jägerndorf, gehört zu den ältesten und reichsten Feudalherren Oesterreichs; er besitzt in Mähren, Niederösterreich, Böhmen und Ungarn Liegenschaften von 187000 Hektar mit zahlreichen Schlössern und Meierhöfen. Der Fürst residiert nur selten im Lande, die Regierung besorgt ein Landesverweser mit einem kleinen Beamtenaparat, dessen Sitz sich in Vaduz befindet. Die gesetzgebende Tätigkeit steht einem fünfzehngliedrigen Landtag zu, der alljährlich im Mai zusammentritt. Eine Armee oder einen Landsturm besitzt Liechtenstein nicht; es kann also von militärischen Maßnahmen zum Schutze der liechtensteinischen Neutralität nicht die Rede sein.

Wirtschaftlich dagegen verkehrt Liechtenstein mehr mit der Schweiz als mit Oesterreich. Und als schon bald nach Kriegsausbruch die Mehlversorgung aus Oesterreich-Ungarn stockte und die vorhandenen Vorräte erschöpft waren, ist die Mehl- und Brotversorgung von der Schweiz aus derart geregelt worden, daß jeder Haushaltungsvorstand auf Grund einer vom Ortsvorsteher ausgestellten Brotkarte im Tag ein Kilo Brot und eine für den Kopf berechnete bescheidene Menge Mehl aus der Schweiz persönlich abholen kann. Da das Jahr 1915 sehr ertragreich war, bot das aus dem reichlich vorhandenen Mais hergestellte sogenannte Türkenbrot einigen Ersatz für die für mehrköpfige Familien kaum ausreichende Tages-Brotration. Wie die meisten Bäckereien, haben auch die meisten liechtensteinschen Metzger ihre Werkstätten geschlossen, denn weder aus Oesterreich-Ungarn noch aus der Schweiz war Schlachtvieh zu beziehen, und der einheimische Viehbestand durfte aus wirtschaftlichen Gründen nicht angegriffen werden. Obwohl jede Haushaltung täglich ein Kilo Fleisch aus der Schweiz beziehen konnte, verschwand der Fleischverbrauch infolge der hohen Preise und des für eine größere Familie nicht ausreichenden Quantums fast ganz und ist nur durch die stark verbreitete Schweinezucht etwas gehoben worden. Neben dem Mangel von Mehl und Fleisch war das Ausbleiben regelmäßiger Petroleumlieferungen besonders empfindlich; auch alle anderen zum Lebensunterhalt notwendigen Artikel sind stark im Preise gestiegen und die Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten sehr zurückgegangen.

Da jedoch Liechtenstein kaum Einfluß auf die Entwicklung des Völkerkriegs haben wird, soll in Zukunft nicht nochmals darauf zurückgekommen werden.